Wilhelm Grimm
Kleinere Schriften
2

53.505
2

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

ZWEITER BAND

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1882

Staatl. Bibliothek
Bamberg

VORWORT.

Der vorliegende zweite Band der Kleineren Schriften enthält alle Recensionen, soweit sie sich auffinden liessen und nicht etwa schon in den ersten Band aufgenommen worden sind, mit Ausnahme der Anzeige von Herzog Ernst und der für das Litterarische Centralblatt geschriebenen, zehn bis zwölf an der Zahl. Mit ihnen verbinden sich die Antikritiken, welche einige interessante Züge zu dem Bilde von Wilhelm Grimms wissenschaftlichem Charakter hinzuliefern. Dieses sich zu vergegenwärtigen bietet der herannahende hundertjährige Geburtstag Jacobs sowohl als Wilhelms eine vorzügliche Veranlassung. Da die überwiegende Anonymität der Kritiken zur nothwendigen Folge hatte, dass das Meiste von dem hier Zusammengestellten mehr und mehr in Vergessenheit gerathen ist, so verdient dieser Recensionenband besondere Beachtung. Finden sich doch hier die treffenden, geistvollen Bemerkungen und feinsinnigen Beobachtungen, welche W. Grimm hie und da über das Wesen des Epos gemacht hat, zusammen; es genügt an die historisch gewordene, S. 10 durch den Druck hervorgehobene Stelle über das Volkslied zu erinnern.

Über die zu erweisende Verfasserschaft der anonymen Recensionen aus der Leipziger Litteraturzeitung und den Göttingischen gelehrten Anzeigen ist im Vorwort zum ersten Band das Nöthige gesagt. Für die Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur ist es mir trotz mehrfacher Anfragen, durch deren freundliche Beantwortung mich die Herren Prof. Dr K. Zangemeister, Verlagsbuchhändler Gustav Koester in Heidelberg, Heinrich Zimmer in Homburg v. d. Höhe, Paul Siebeck in Freiburg im Br. zu Dank verpflichtet haben, nicht gelungen, irgend welche genaue Auskunft über den Antheil W. Grimms zu erhalten. Nicht zu belegen ist die Autorschaft von den folgenden vier Recensionen: Aage og Else von Rahbek, Arius Multiscius von Werlauff, Büschings

Wöchentliche Nachrichten und Nyerups Morskabsläsning. Dass W. Grimm nach der ersten Ankündigungsschrift der dänischen Kämpeviser: Axel Thordsen og Skjön Valborg auch die zweite: Aage og Else angezeigt hat, obwohl diese Besprechung vor jener abgedruckt worden ist, ist an sich und aus ihrem Inhalt (vgl. besonders Palnatoke) so wahrscheinlich, dass beide in der Sammlung der Kl. Schr. auseinanderzureissen nicht rathsam schien. Die drei übrigen Recensionen sind in den Anhang verwiesen worden. Die erste ist W. Grimm allerdings nur aus Conjectur zuzuschreiben. Bei der zweiten und dritten, welche J. Grimm in einem seiner Ausschnittsbändchen ebenfalls gesammelt hat, freilich ohne wie sonst den Verfasser zu nennen, bleibt kaum ein Zweifel übrig. Aus seinem Schweigen folgt nichts mit Gewissheit gegen diese Annahme; denn einmal ist das Inhaltsverzeichnis auf den Umschlägen jener Bändchen nicht fehlerfrei, was sich aus der Notiz über die Kritik von Simrocks Walther von der Vogelweide ergibt, noch ist es vollständig, da er z. B. seine eingeheftete Anzeige von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde selbst nicht aufgeführt hat. W. Grimm hat bei der Recension über Büschings Zeitschrift eigenhändig etwas nachgetragen, wie sonst öfter bei Stücken, die von ihm herrühren. Das unterzeichnete φ halte ich für verdruckt statt γ oder γρ., wie die Anzeige von Arnims Kronenwächtern aus dem Jahre 1818 (s. Bd I, S. 310) mit βγ (Bettina. Grimm) unterschrieben ist. Sachlich weisen in beiden Stücken, wie Herr Professor Dr Scherer durch eine gütig vorgenommene Prüfung feststellte, ohne selbst ein bestimmtes Urtheil abzugeben, das Interesse an den Zeugnissen zur Heldensage und die Erwähnung der Boisseree'schen Sammlung, eines Aufenthalts zu Leipzig, der Thiersage, Eilharts von Hobergen u. a. auf W. Grimm hin. Aber auch im Einzelnen lassen bestimmte Wendungen, wie die beliebte „Eins und das Andere“, seine Hand vermuthen, so dass die Aufnahme dieser Recensionen in den Anhang wohl gerechtfertigt erscheinen darf. Derselbe enthält ausserdem Ankündigungen und kürzere Erklärungen, für welche sich ein anderer Platz nicht fand.

Wien, den 1. October 1881.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort .	III—IV
Nyerup, Axel Thordsen og Skjön Valborg	1— 12
Rahbek, Aage og Else	12— 13
P. E. Müller, Über die Echtheit der Asalehre und den Werth der Snorroischen Edda	14— 32
Nyerup, Om Edda	14— 32
Nyerup, Edda eller skandinavernes hedenske gudeläre	14— 32
J. Müller, Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch	33— 41
v. d. Hagen, Der Helden Buch	41— 51
v. d. Hagen, Narrenbuch	52— 77
Eschenburg, Boners Edelstein	77— 80
Rühs, Die Edda	88— 99
Antwort des Recensenten, Epikritik gegen Rühs	100—103
Sendschreiben an Gräter	104—136
Rühs, Über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen	137—154
Bemerkung .	154—156
Antikritik gegen A. W. von Schlegel	156—161
Göttling, Nibelungen und Gibelinen	161—175
Lachmann, Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth	176—195
Wundergeschichten und Legenden der Deutschen	195—197
Mailáth und Köffinger, Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte	198—206
Reineke Fuchs	206—207
H. Schubart, Schottische Lieder und Balladen von W. Scott . .	208—210
Mone, Einleitung in das Nibelungenlied	210—220
Rhode, Ossians Gedichte	220—221
V. Schmidt, Märchensaal	221—225
Sturlúnga-Saga	226—227
Büsching, Hans Sachs. Erstes Buch	227—232
Furchau, Hans Sachs	233—234
Frau Holle .	234—235
Köpke, Barlaam, und Benecke, Wigalois	235—249
Edda Saemundar. Pars II	250—265
Dorow, Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein	265—273
Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde	274—275

Seite

Büsching, Hans Sachs. Zweites Buch 276—277
J. Wolff, Runakefli le runic rim-stoc ou calendrier runique . . 278—279
P. E. Müller, Undersögelse om Snorros kilder og troværdighed . 279—283
Anzeige der Schlesischen Bemühungen 284—285
Correspondenz der Schlesischen Gesellschaft 286
V. Schmidt, Rolands Abenteuer nach Bojardo 286—289
V. Schmidt, Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie . 289
F. Magnussen, Bidrag til nordisk archäologie 290—294
P. E. Müller, Undersögelse af Danmarks og Norges sagnhistorie eller om troværdigheden af Saxos og Snorros kilder 294—302
Werlauff, Symbolae ad geographiam medii aevi 302—305
Westendorp, Hunebedden 306—323
Bredsdorff, Om runeskriftens oprindelse } 324—337
Brynjulfsen, Periculum runologicum }
Lyngbye, Färöiske quäder om Sigurd Fofnersbane og Hans Åt 338—347
Varnhagen, Biographische Denkmale 348—350
F. Magnussen, Den ældre Edda 350—353
Bilderdijk, Van het letterschrift 353—365
Nyerup, Verzeichnis der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine 365—370
Fairy legends and traditions of the South of Ireland 370—373
The popular superstitions and festive amusements of the highlanders of Scotland 373—375
Liljegreen och Brunius, Nordiska fornlemningar 376—379
V. Schmidt, Petri Alfonsi disciplina clericalis 380—383
Heiberg, Nordische Mythologie 384—385
Lachmann, Die Gedichte Walthers von der Vogelweide . . . 385—395
Edda Saemundar. Pars III 396—397
Sjöborg, Samlingar för Nordens fornälskare 398—415
Klüwer, Norske mindesmaerker 415—416
W. Grimm, Die deutsche Heldensage 416—423
W. Grimm, De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum 423—426
Simrock, Der arme Heinrich 426—427
Echtermeyer, Henschel, Simrock, Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen 427—430
O. L. B. Wolff, Sammlung historischer Volkslieder 430—432
P.E. Müller, Critisk undersögelse af Saxos histories syv sidste böger 432—435
Dubois, Le Pantcha-Tantra 435—438
Liljegren, Run-Lära 439—440
Bäumlein, Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und weiteren Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets 440—447
Schulze, Harzgedichte 447—449
W. Grimm, Vridankes Bescheidenheit 449—468
San-Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach . . 468—469
W. Grimm, Der Rosengarte 470—471

Seite
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen 471—472
Michel, La chanson de Roland ou de Roncevaux 472—479
W. Grimm, Ruolandes Liet 479—481
Vilmar, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems 481—483
Kemble, The Runes of Anglo-Saxons 483—490

Anhang . 493—525
Ankündigung einer Sammlung altnordischer Sagen 493—495
Ankündigung der Herausgabe der Edda Saemundar und des Reineke Fuchs 495—496
Über die Edda 496—501
Ankündigung der Altdeutschen Wälder 501—502
Litterarische Anzeige 502—503
Aufruf. Pränumeration zum Besten der hessischen Freiwilligen . 504
Vorrede zum Armen Heinrich 505
Anzeige . 506
Erklärung . 506
Zu den Kinder- und Hausmärchen 506—508
Über Bernhard Freidank 508—509
Zurechtweisung 509—510
Werlauff, Arius multiscius primus Islandorum historicus . . . 511—512
Büsching, Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrsamkeit des Mittelalters 512—520
Nyerup, Almindelig morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder 520—525

AXEL THORDSEN OG SKJÖN VALBORG,

en norsk Ballade, med Anmärkninger af R. Nyerup; som Pröve paa den ny Skikkelse hvori Abrahamson, Rahbek og Nyerup agte at udgive den saa kaldte Kjempe Visebog. Kjöbenhavn 1809. 63 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd I, No. 24, S. 369—381.

Diese kleine Schrift hat den Zweck, eine neue Ausgabe 369
des sogenannten Kjempevisebogs (Kämpferliederbuchs) anzukündigen. Drei bekannte dänische Gelehrte haben sich dazu vereinigt: sie wollen einen berichtigten Text liefern, eine andere höchst seltene Sammlung, unter dem Titel Elskovs Viser (Liebeslieder) oder Tragica gekannt, aber nur noch in einem einzigen gedruckten Exemplar vorhanden, hinzufügen, endlich Sorge tragen, die noch unter dem Volk gangbaren Melodieen aufzufassen, um auch in dieser Hinsicht die Wünsche zu befriedigen. Wir haben, wie sich ergeben wird, Ursache uns für diese Unternehmung des Auslandes zu interessiren, die auch mit unserer Litteratur in einem äusserlichen Zusammenhang zu stehen scheint, wenn wir uns nicht darin täuschen, dass die eben bei uns begonnenen Untersuchungen über altdeutsche Poesie auch den Norden wieder angeregt und auf seine Schätze aufmerksam gemacht haben. Um so eher aber dürfen wir das vermuthen, da einer von jenen Gelehrten, dem wir vielleicht den Entschluss zu verdanken haben und von welchem diese Probeschrift herrührt, Herr Professor Nyerup, als Kenner und Würdiger der altdeutschen Litteratur bekannt ist, ja der selbst durch die Herausgabe der Symbolae ad literaturam Teutonicam einen nicht unbedeutenden Beitrag dazu geliefert hat.

Die dänische Litteratur mit ihrem eigenen Charakter kann kaum einen wichtigeren Gegenstand zur Bearbeitung darbieten.

In der früheren Zeit darf sie als ein Theil der einen nordischen
370 betrachtet werden, die allen dreien Reichen gemeinschaftlich
war und die wir reich nennen müssen, da in mannigfaltigen
Liedern, Sagen, selbst in einem grossen Geschichtbuch, in der
Heimskringla (gegen welche wir Deutsche nichts aufzuweisen
haben), das Leben des ganzen Volks sich tief, wahr, oft herrlich ausgesprochen: späterhin, etwa mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo auch wir unsere neue Zeit anfangen, zeigt sich die Trennung auch in ihr, und es erscheint abgesondert eine eigene dänische Litteratur, aber in einer unbeschreiblichen Leere und Unfruchtbarkeit. Ein Zeitraum von beinahe vierhundert Jahren, der also noch gar nicht lang geendigt hat, weiss, fast unglaublich, keinen einzigen Dichter von Belang zu nennen. Der erste namhafte Poet ist Peter Laale, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, von dem eine Sammlung Sprüchwörter existirt, die ihr Verdienst haben, das ihm aber nicht zugehört; der folgende ist der Bruder Niels von Soro̊e, der eine Reimchronik geschrieben: von dieser Art sind die meisten folgenden Dichtungen, zuweilen Übersetzungen aus dem Deutschen, nirgends aber ist darin ein lebendiges Regen. Jede Litteratur hat eine solche Periode des Stillstandes nach ihrem ersten lebendigsten Aufblühen, eine Ermüdung nach einer grossen That, welche die erste unbewusste Jugendkraft vollbracht hat: wo sie gleichsam ruht, um nachzusinnen, worauf sie bauen dürfe, wie sie mit Bewusstsein fortlebe und sich feststelle. Man kann auch sagen, es sei das Erkennen der Sünde, der Leere, da die Unschuld der ersten Dichtung die ganze Welt entzündet glaubt und von keiner Unpoesie weiss. In Deutschland hat diese Zeit auch nicht gefehlt, allein an den Stützen, die ein allseitiges Streben, die Bekanntschaft mit den Alten namentlich, die sich in Hans Sachs so trefflich wirkend zeigt, darbot, hat sie sich stets wieder aufgerichtet: in so manchem schönen Lied der schlesischen Periode z. B. hat die Kenntnis der italienischen und spanischen Dichtung (wie wir sie bei Opitz und Harsdörfer finden) Früchte getragen. Eben diesem
371 auf einander sich folgenden Erkennen des Einzelnen, das sich
immer zwar als etwas Lebendiges, aber nicht als zureichend aus-

wies, haben wir es zu verdanken, dass wir immer mehr zu dem Ganzen hingelenkt wurden, wie es nun in unseren Meistern leuchtet, nachdem einzelne Strahlen erst über die Erde hinstreiften. In Dänemark verhinderte eine solche Aufbauung und Bildung die Abgeschlossenheit der Nation, die durch ein immer weiteres Vergraben in sich die Scheidewand immer höher aufwarf, die Ungeneigtheit derselben gegen Deutschland (die, wie man richtig bemerkt hat, jedes schwächere Volk gegen das mächtigere empfindet und die darum nicht gegenseitig ist) und die daraus entspringende Geringschätzung der deutschen Litteratur, ohne sie zu kennen, die auch jetzt noch bei den Unwissenden herrschen soll.

In dieser langen unbeweglichen Zeit aber, in welcher kein Dichter gelebt hat und keine poetische Kunst geübt wurde, ist eine Ader von Gold, aus der Mitte der alten Zeit entsprungen, durch das Volk durchgelaufen: wenn es keinen Poeten gab, so hat es doch Poesie gegeben, und das Leben hat sich ausgedrückt, bei wem es gewesen. Ausser den Volksbüchern nämlich, die aus dem Deutschen fast sämmtlich übersetzt worden, hat es eine Menge trefflicher Lieder gehabt, zum Theil aus dem Alterthum erhalten, zum Theil später entstanden, und diese sind es, welche wir in dem *Kjempe Visebog* finden. Wir halten diese schon im sechzehnten Jahrhundert durch einen glücklichen Zufall entstandene Sammlung für einen der reichsten Schätze der Poesie. Die spanischen Lieder von Cid, die wir sehr hoch achten, werden von diesen an Tiefe und Bedeutsamkeit übertroffen; den echt deutschen, vor allen den englischen, sind sie im Geiste verwandt, nur vollständiger, als das, was dort gesammelt worden und zu uns gelangt, auch, da sie früher aufbewahrt wurden, reiner und gediegener. Die Darstellung darin ist vortrefflich, weil allzeit die innere Nothwendigkeit spricht, nicht ein äusseres Gesetz; eine Hinneigung zum Dramatischen, wie in allen Volksliedern, erscheint darin sehr kenntlich, und
es ist wenig Sorge an eine runde, an einander sich schliessende 372
Erzählung gewendet, vielmehr wird alles streng neben einander aufgestellt, nur angedeutet, aber oft liegt in diesen wenigen Worten eine grosse Gewalt. Denn das ist das Eigenthümliche

der Poesie, dass sie mehr als andere Künste der Mittel entbehren kann und eine grosse Empfindung in unbeholfenen Worten sich rührender und mächtiger ausspricht, als die beredteste Kunst. Sagen aus den frühsten Zeiten, die sonst die Scalden besangen und die als grössere Gedichte nur aus den Handschriften bekannt sind, leben hier in einzelnen Liedern fort, in denen die erhabene Wildheit jener Jahrhunderte noch kenntlich ist und deren Entstehung weit in die heidnische Zeit zurückgeführt werden darf. Diese *Heldenlieder* machen einen Theil der Sammlung aus; den andern und grössern: *Balladen und Märchen*, die später und in der christlichen Zeit entstanden sind. Es ist verwunderungswürdig, wie sich alle, auch die heimlichsten Neigungen und Richtungen des Lebens, aller Schmerz und alle Freude, die es einmal berührt, darin offenbart haben, und wie wir uns davon betroffen und gerührt fühlen, weil es die innere Lust war, die sich aufthat, diese eigentliche Morgensonne der Poesie, vor der ihre Blüthen sich öffnen. Während sie alle in einer gewissen Nationalähnlichkeit übereinstimmen, in einem geheimnisreichen Wesen, das dunkel und still ist gegen den Glanz manches südlichen Liedes, doch voll verschlossener Glut, die desto gewaltiger ausbricht, und womit sie den Himmel anerkennen, unter welchem sie aufgewachsen sind, so zeigt sich wiederum die grösste Mannigfaltigkeit in ihnen. Die tiefste Trauer, das höchste Leiden, wie das Glück der Liebe, des Muthes, der Humor bis zum leichtfertigen Scherz ist darin besungen. Wie rührend ist in vielen Liedern das Unglück der Liebe erzählt. Wie der Held hingeht, in silbernem Schuh Wasser zu holen für seine Geliebte, und ihm die Nachtigallen am Brunnen wahrsagen, er werde sie todt finden mit zwei Kindern in ihrem Schooss, und wie er, nachdem er alle
373 drei begraben, glaubt, die Kinder unter der Erde weinen zu hören, und sich das Schwert ins Herz sticht; oder wie er den Tod aus der Liebsten Mund empfangen muss, da sie seinen Namen nennt im Kampf und ihm ruft ihres jüngsten Bruders zu schonen; denn alsbald wird er todwund geschlagen. Auch von der Gewalt nächtlich tanzender Elfen wird erzählt, die den halb träumenden Jüngling in ihre Reihen locken wollen, oder

den widerstrebenden ans Herz schlagen, dass ihn am Morgen seine Braut todt unterm Scharlach findet. Anmuthig sind die Kindermärchen von der Prinzessin, welche der Wassermann gestohlen und die ihr Bruder aus dem unterirdischen Haus befreit, und von dem Nachtraben, an den die Königin ihr Kind verkauft hat. Doch wir dürfen nicht weiter vom Einzelnen reden, weil das zu weit führen würde.

Zu diesem Interesse eines poetischen Buchs kommt noch ein anderes, das uns die Kjempeviser merkwürdig macht. Nämlich der älteste Theil desselben, die Heldenlieder, greifen in die Fabel und den Cyklus des Nibelungenlieds und Heldenbuchs ein. Jeder, den die Geschichte dieses grossen Epos und der altdeutschen Poesie überhaupt interessirt, wird ihre Wichtigkeit aus dieser blossen Bemerkung schon anerkennen; noch mehr aber, wenn wir hinzufügen, dass sie, von der dem Norden eigenthümlichen Gestalt der Sage verschieden, sich zum Theil der deutschen nähern, ohne dass man bestimmt behaupten könne, sie seien aus dieser entstanden oder gar übersetzt. Eine eigene Ausführung des Gesagten müsste ihr Interesse haben, gehört aber nicht hierher, und Rec. wird an einem anderen Ort Gelegenheit haben sie zu liefern.

Die *Elskovsviser* (von denen Rec. eine Abschrift besitzt) sind eine kleine Sammlung von dreissig Liedern, die alle einen tragischen Ausgang haben (daher der andere Name: Tragica), wovon die meisten an Werth den Kjempeviser nicht nachstehn. Ausgezeichnet darin ist das Kind von Hafbur und Signild, eine alte Sage, worauf schon die *Edda* hindeutet und welche auch *Saxo Grammaticus* erzählt: Hafbur, als Jungfrau verkleidet, geniesst die Gunst seiner Geliebten, wird verrathen 374
und überwältigt: alle Stricke reisst er entzwei, bis sie ihn mit zwei Haaren von Signilde binden, die er nicht zerreisst, aus grosser Liebe, selbst als sie ihn darum bittet; sie hat ihm versprochen, sich zu verbrennen, wenn sie ihn aufgehängt sehe, er weiss sie einige Augenblicke früher zu täuschen, indem er erst seinen Mantel hat hinaufziehen lassen, und nun stirbt er mit der Lust, ihre Kammer in Flammen stehen zu sehen. Ein merkwürdiges Lied enthält Sigurds mordlichen Tod, von dem

Nibelungenlied, auch von der Wolsungasaga wieder abweichend, mit eigenen aber herrlichen Motiven.

Bei so mannigfachem Interesse verdient eine neue Ausgabe dieser beiden Sammlungen unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie konnte in keine bessern Hände fallen: die Gelehrten, die sich dieser Arbeit unterziehen wollen, sind sämmtlich durch ihre Bemühungen für ihre vaterländische Litteratur bekannt, und wir sind berechtigt, etwas Vorzügliches und sorgfältig Bearbeitetes zu erwarten. An Zeit dazu wird es auch nicht fehlen, da die Erscheinung des Buchs von dem Frieden abhängen soll. Herr Prof. Nyerup hat als Probe das Lied von Axel und Waldborg geliefert. Es ist das grösste der ganzen Sammlung (in den Kjempeviser enthält es gerade 200 Strophen) und gehört unserm Urtheil nach nicht zu den ersten, wiewohl es immer vorzüglich bleibt und sehr schöne Stellen hat. Es neigt sich in der Darstellung zu der späteren Manier, die ausführlicher ist, und hat etwas von dem Charakter mehr historischer Meldung, wie es auch durch sein verschlungenes Silbenmass von den andern abweicht und fast das einzige ist. Veranlassung dieses auszuwählen war dem Verf. das neue Öhlenschlägerische Drama, welches auf dieses Lied gebaut ist; vielleicht auch die Möglichkeit, so viele interessante Volkssagen über das sogenannte Historische der Erzählung zu sammeln, welches bei anderen schwerer fallen dürfte. Die Volksmelodie ist hinzugegeben, auch Wort- und Sacherklärung. Durch die Betrachtung dieser Probearbeit sind wir zu folgenden Wünschen veranlasst worden.

375 Erstlich: das Lied hat in den Kjempeviser 200 Verse, hier sind nur 175 mitgetheilt, also gerade 25 ausgelassen. Der Verf. sagt deshalb, es sei doch lang genug: das ist wahr, es ist lang, allein bei der Poesie erkennen wir keinen Überdruss, der aus dem Allzulangen entsteht, und ausserdem, wer ihn bei 200 Strophen empfindet, wird damit nicht bis zur 175sten warten, also wäre für einen solchen nichts gewonnen; andere aber, die von dem Überdruss nichts wissen, hätten verloren. Betrachten wir die fehlenden Strophen, so müssen wir es zwar bei mehreren, weil sie unnöthige Wiederholungen enthielten, recht sein lassen, dass sie übergangen sind. Wir bemerken aber gleich, dass wir nur

bei diesem einzigen Lied, weil es sich, wie schon erwähnt, durch seine breitere Manier bestimmt von den anderen unterscheidet, dies Recht gelten lassen, nicht aber bei irgend einem anderen der Sammlung. Andere Strophen hätten wir lieber stehen gelassen und andere dafür gegeben, die uns ein matter später Zusatz scheinen, wie die drei letzten (hier 173—175). Doch darüber wollen wir so streng nicht richten; was wir aber bestimmt tadeln müssen, das ist die Auslassung folgender schöner Verse und die Idee, welche wir als Grund davon einzusehen glauben. Erstlich des achtzehnten, wo erzählt wird, Axel habe geträumt, wie er seine Liebste in Sammt gekleidet gesehen und Haagen der Königssohn neben ihr gesessen und sie begehrt; dann des 162., wo Axels Schild beschrieben wird: weiss und blau und zwei rothe Herzen darin; endlich aber des 140. Wir wollen, um diesen Vers im Zusammenhang lesen zu können, die dabei stehenden mitübersetzen: man wird zugleich eine Probe von dem rührenden Gedicht haben, dessen beste Stelle diese grade nicht ist. Axel und Waldborg, nachdem sie in der Kirche geschieden worden, sitzen bei dem Fest des Königssohns zusammen und reden über ihr Unglück:

Sagt mir, Waldborg, Herzliebste mein,
dieweil allein wir beide:
welcher Rath mag uns der beste sein,
dass schwinden unsre Leiden?
„Fah' ich den König, wenn das geschieht, 376
ist's gegen meinen Willen:
und lebt' ich tausend Jahre hier,
es käm mir nicht aus den Sinnen.“
„Ich will sitzen in dem Saale weit
und wirken das Gold in die Haube,
so sorglich leben meine Zeit,
recht wie die Turteltaube.“

140. „Ruht nimmer auf grünem Ästelein,
als wenn ihre Bein sind müde:
trinkt nimmermehr das Wasser so rein,
sie rührt's erst mit ihren Füssen.“
„Mein Herr, Ihr reitet so lustiglich,
zu jagen die wilden Rehe:

und alle Gedanken, die kommen um mich,
die lasset geschwind fortgehen.“
„Mein Herr, Ihr reitet so lustiglich,
zu jagen die Hasen wilde:
und alle Gedanken, die kommen um mich,
die lasset fortgehn geschwinde.“
Und wenn ich auch in den Rosenwald reit,
die wilden Thiere zu jagen:
was soll ich Nachtens thun, zu der Zeit,
wenn ich kann gar nicht schlafen?

Wir hätten dies schöne Bild der Taube, die von Schmerz getrieben nicht ruht, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr fliegen kann, und die das Wasser anrührt, wenn sie trinkt, damit sie ihr Bild nicht sehe, unmöglich auslassen können. Schlegel (Vorles. über dramat. Kunst II, 148) nennt sehr treffend die Furcht vor dem Lächerlichen das Gewissen der französischen Schriftsteller, die ihre Flügel beschnitten und ihren Schwung gelähmt: wir wünschen, dass die Herausgeber diese Furcht nicht in diese Lieder hineintragen, die sie nicht kennen und die ihrer Natur ganz und gar zuwider ist. Man darf ihrer Wahrheit immer vertrauen und nicht besorgen, dass eine Volksdichtung lächerlich sein könne, das ist nur das Leere und Taube; hegen wir doch vor allem im Leben Achtung, was aus innerer Über-
377 zeugung gesagt oder gethan wird, selbst bei offenbarem Irrthum. Wir bitten daher, keinem andern Lied, das aufgenommen wird, etwas Ähnliches zu entziehen, überhaupt nichts, und nur ein Vers könnte Ausnahme machen, der zweimal etwa ganz unsinnig angehängt ist und die Nachricht von einer Verheirathung enthaltend einen Schluss machen soll: bei dem Lied von dem Held Vonved (S. 90) und von Marsk Stigs Töchtern (S. 240).

Sind wir so streng für Lieder, die aufgenommen worden, so wollen wir recht viel nachgeben, wenn andere sollen ganz ausgelassen werden: ja die Herausgeber werden dadurch unseren zweiten Wunsch erfüllen. Es findet sich in den Kjempeviser eine Anzahl sogenannter historischer Lieder (hauptsächlich S. 281 ff.), d. h. solche, die nach Art gereimter Chroniken Begebenheiten erzählen, ohne sie poetisch aufgefasst zu haben, die wohl einen historischen Werth haben und deshalb eine eigene Sammlung

verdienen, die aber hier nicht berücksichtigt werden dürfen. Sie gleichen den historischen Liedern in unseren Chroniken und verdienen keinen Platz neben den anderen. Zu übergehen wären auch poetisch unbedeutende Lieder, deren Motive schon einmal und besser da gewesen sind, oder die zweite oder gar dritte Recension desselben Liedes, insofern sie wenig abweicht; es wird hinlänglich sein, was etwa davon interessiren könnte, in der Note anzumerken. Beispiele sind gleich das 15. und 19. Lied in der ersten Abtheilung, das dritte Lied von dem Meermann (S. 157), das Lied von Kragelild, das S. 400 und 601 wenig verändert wieder vorkommt u. a. m. Ungehörig sind ferner die Modernisirungen alter Scaldenlieder, die zu Anfang des vierten Theils eingerückt worden, wie Bialkemaal hin gamle, Ragnar Lodbrocks Lied, auch einige Lieder, die keine echten Volkslieder sind, wie z. B. das letzte.

Drittens wünschen wir, dass die Herausgeber sparsamer
mit den Noten umgehen möchten, als es hier bei dieser Probe
geschehen. So sehr wir es billigen, dass sie Anmerkungen
liefern wollen, auch, was zum Verständnis beim Lesen erfor-
derlich, gleich auf der Stelle in Noten mittheilen und es nicht,
einer unbequemen modernen Eleganz zu gefallen, in einen An- 378
hang verweisen, wo es niemand, der mit Lust liest, nachsieht,
weil er sich unterbrechen muss, so wünschen wir doch auch
nicht, dass sie über andere Dinge sich ausbreiten möchten, wie
etwa S. 28, 42, 49, 50, 62 geschehen. Es ist nichts lästiger,
als Noten, die sich nicht streng an die Sache halten und die
die Gedanken ableiten oder etwas mittheilen, das weiter von
keinem Belang ist: wenn in einigen von den citirten Stellen ge-
sagt wird, dieser Zug sei recht schön, oder diese Ceremonien
passend, so ist das wahr, allein es bleibt besser der eigenen
Betrachtung des Lesers selber überlassen, dies zu bemerken.

In der Einleitung zu dieser Ballade sind mehrere Volkssagen von dem Ort, wo die Geschichte sich soll zugetragen haben, zusammengestellt, welche in Norwegen von Reisenden sind gehört worden. Jede Gegend gibt einen anderen Ort an, und es ist interessant zu sehen, wie sich die Sage an so manches angeknüpft hat: an einen mit Steinen umkreisten Platz, wo die

Schlacht soll vorgefallen sein, in welcher Haagen und Axel fielen; an grosse Bautasteine (pyramidenförmig aufgerichtete Gedächtnissteine), worunter die Helden liegen sollen; an ein weisses Marmorgrab, in welchem sie Waldborg ruhen lässt. Dieses ist die Natur der Sage, die überall, wo sie lebt, auch ihr Haus hat und daheim ist. Es ist daher recht schätzbar und verdienstlich, wenn die Herausgeber solche Volkssagen sammeln, nur wünschen wir nicht, dass sie gerade kritisch bestimmen wollten und aufsuchen, welche die echte sei, um die anderen als Unwahrheit abweisen zu können. Man wird mit dieser Ansicht, da sie sich fast alle widersprechen und eine an sich so viel Glauben verdient, wie die andere, schwerlich zu einem anderen Resultat gelangen, als dass keiner zu trauen und nichts auszumachen sei, welches auch hier angegeben worden. Es wird genug sein, diese mannigfaltigen Sagen zusammenzustellen, um die Wahrheit, die in allen erscheint, zu finden: wie alles in der Natur von derselben Art neben einer stetigen individuellen Verschiedenheit immer auch denselben Grundtypus in
379 sich trägt. Auch die Recherchen über die Verfasser der Lieder rathen wir aufzugeben, weil sie doch keinen Erfolg haben können: *das Volkslied dichtet sich selbst und springt als Blüthe aus der That hervor.*

Endlich hoffen wir, die Herausgeber werden nicht bloss die beiden gedruckten Sammlungen benutzen, und etwa noch vorhandene Manuscripte, sondern auch eine dritte Quelle, welche für das Wunderhorn sehr reichlich geflossen: wir meinen die fliegenden Blätter und das Auffassen aus dem Munde des Volks selbst. Da sie gesonnen, die Melodieen als eine sehr willkommene Zugabe auf die letztere Weise zu sammeln, so werden sie Gelegenheit haben, manches neue Lied zu hören, und ohne Zweifel sichern und aufzeichnen.

Dies sind unsere Wünsche für die neue Ausgabe der Kjempeviser, die wir geäussert, um unser Interesse für diese Unternehmung darzuthun. Erfreulich wird es sein, wenn es sich bestätigt, was wir gehört, dass auch in Schweden jetzt eine Sammlung von Volksliedern veranstaltet werde. Möchten sich dort auch Männer, wie hier, dazu vereinigen, und nicht unge-

schickte Hände darüber gerathen! Vieles Interessante müsste aus der Vergleichung der Lieder beider Nationen hervorgehen, wahrscheinlich auch Aufklärungen, gegenseitige Ergänzungen und Übereinstimmungen, die es darthun würden, was wir glauben, dass es eine Zeit gegeben, wo die Volkspoesie beider Länder nicht getheilt, sondern ein Gemeingut war.

Wir können diese Anzeige nicht beschliessen, ohne Gelegenheit zu nehmen, noch eine litterarische Bitte an die dänischen Gelehrten zu thun. Sie betrifft die baldige Herausgabe des zweiten Theils der Sämundinischen Edda. Wir erklären, dass wir unter allen noch vorhandenen Manuscripten dieses unbedingt für das wichtigste halten, und es ist unbegreiflich, wie man einen solchen Schatz so lange unbenutzt liegen lässt. Das Magnäische Institut, das sich in den Jahren 1773—1787 eifrig für die Herausgabe der isländischen Manuscripte zeigte, hat in mehr als zwanzig Jahren nichts edirt als eine Übersetzung der 380
Nialssaga, welche eben erschienen und wovon der Originaltext schon 1787 gedruckt wurde. Wir wissen nicht, ob Hindernisse entgegenstanden, aber wir glauben, dass solche nicht schwer zu besiegen waren, wenn man ernstlich wollte. Es bestätigt sich auch hier, was man bei gelehrten Akademieen erfahren, dass nichts litterarischen Arbeiten nachtheiliger, als wenn man sie allzubequem gemacht. Würden nicht zwei gelehrte Isländer zur Bearbeitung der Manuscripte jährlich von dem Legat besoldet und gehalten, so würde es dem Eifer eines Einzelnen schon gelungen sein, zu dieser reichen Sammlung zu gelangen, und er würde ohne solche Unterstützung mehr bewirkt haben. Wir dürfen als Beispiel die Schweden Peringskiöld und Biörner nennen, ja die Sammlung altdeutscher Gedichte, sowohl die Müller veranstaltete, als die jetzt erscheint, gewiss nicht in günstigen Zeiten. Der Enthusiasmus für eine Sache thut doch stets am meisten, und es stände noch zu fragen, was ohne Suhm durch das Magnäische Institut geschehen wäre. Auch das Princip, wornach man den Vorzug der zu edirenden Codd. bestimmt, können wir nicht billigen. Man gibt den Sagen, die mehr historisch scheinen, oder mit anderen Worten, den unpoetischen (darum, wie wir glauben, jüngeren) den Vorzug. So

ist es gekommen, dass man, um einige historische Data, deren Werth wir übrigens anerkennen, zu erhalten, die alten Gedichte hintangesetzt hat, in denen sich der Geist der altnordischen Dichtung am grössten ausspricht und die nicht weniger eine historische Wahrheit, nur eine noch höhere und wichtigere haben. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, dass die Sage der Nibelungen, und diese ist in den meisten noch ungedruckten Liedern der Edda Sämundar (wie in der Blomsturwalla- und wahrscheinlich auch in der Jarl-Magus-Saga) enthalten, geschichtlich begründet sei, und wir wollen versichern, dass, wenn sich der Norden nicht für diese herrlichen Gesänge (wovon wir eins ganz, andere nur aus Bruchstücken bei Bartholin und Tor-
381 fäus kennen) interessirt, sie von uns Deutschen mit Dankbarkeit und Freude sollen aufgenommen werden.

[Anonym; im Verz. von W. C. Grimm.]

143 AAGE OG ELSE,

en gammel Ballade, udgivet af Professor og Ridder af Dannebrog K. L. Rahbek, som Pröve No. 2 paa den ny Skikkelse hvori Abrahamson, Nyerup og Rahbek agte at udgive den saa kaldte Kjempevisebog. Kjöbenhavn. 1810. 15 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd I, No. 9, S. 143—144.

Diese Probeschrift enthält ein kurzes Lied von dreizehn Strophen, welches Sandvig in einer Papierhandschrift des sech-
144 zehnten Jahrhunderts in der Suhmischen Bibliothek fand und in seinen Levninger af Middelalderens Digtekunst, förste Häfte 1780, bekannt machte. Öhlenschläger benutzte es neuerdings in dem Trauerspiel Axel und Waldborg, und dieser Umstand veranlasste den Herausgeber, nachdem schon in der ersten Probeschrift Rücksicht auf diese Dichtung genommen war, es als zweite Ankündigung der neuen Ausgabe der Kämpeviser nach Sandvigs Recension abdrucken zu lassen, mit den Varianten von Öhlenschläger, der einer mündlichen Überlieferung gefolgt zu sein scheint. Das Lied weicht in etwas von der Manier

der Kämpeviser ab, indem es runder und fliessender ist; es drückt eigenthümlich schön jene Sage aus, dass der Bräutigam im Grab die Klage seiner Braut gehört, aufgestanden in der Nacht, zu ihr gekommen und sie mit sich gezogen; tief und wunderbar ist der Zug, dass er sagt, er fühle ihre Gedanken: wenn sie sich freue, sei sein Sarg mit Rosenblättern angefüllt, wann sie traure, aber ganz mit geronnenem Blut. Auch hier endigt, wie immer in nordischen Sagen, der Hahnenschrei das Geisterreich. Auf die Ähnlichkeit mit Bürgers Lenore wird in der Einleitung aufmerksam gemacht, auch dass diesem einzelne Laute eines deutschen Volkslieds vorgeschwebt; wir fügen hinzu, dass das ganze in dem Wunderhorn II, 19 mitgetheilt worden. Es ist gleichfalls bemerkt, dass die Engländer ähnliche Volkslieder hätten, wovon eins bei Percy stehe (III, 126. Herder 298), eines anderen im Monthly Magazine 1796 Sept. gedacht werde. Ganz richtig wird der Schluss abgewehrt, dass eins von diesen Liedern Original, die anderen von diesem entlehnt seien: allen drei Völkern gehört diese Sage zu, als ein Zeugnis ihrer Verwandtschaft, jedes hat sie eigenthümlich behandelt, und schon dieses würde eine solche Behauptung abweisen. Von einem anderen dänischen Liede werden drei Zeilen aus Öhlenschlägers Palnatoke angeführt:

Mond scheinet,
todte Mann greinet:
wird dir nicht Angst?

Wir erinnern uns einiger Zeilen aus einem deutschen Liede, die ähnlich damit lauteten. Dass eine Melodie von Öhlenschläger mitgetheilt worden, sehen wir als eine Artigkeit gegen diesen an; bei allem Werth, den sie haben kann, gehört sie nicht in eine Sammlung alter Volksmelodieen, und wir zweifeln nicht, dass künftig nur auf diese wird Rücksicht genommen werden. Von der Herausgabe der Kämpeviser theilt diese Schrift die angenehme Nachricht mit, dass sie nicht länger aufgeschoben, sondern begonnen werden soll.

[anonym.]

774 1. ÜBER DIE ÄCHTHEIT DER ASALEHRE UND DEN WERTH DER SNORROISCHEN EDDA.

Von P. E. Müller, Prof. der Theologie in Kopenhagen. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander, Prof. Kopenhagen bei Fried. Brummer. 1811. 92 S. 8. (Das Original wird in den Schriften der Scandinavischen Litteraturgesellschaft erscheinen.)

2. OM EDDA.

Von Nyerup, Prof. (det skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter. 1807. III, 113—191. Geschrieben im Februar 1808.)

3. EDDA ELLER SKANDINAVERNES HEDENSKE GUDELÄRE.

Oversat ved R. Nyerup. Kjöbenhaven, bei Andr. Seidelin. 1808. 127 S. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Bd II, No. 49, 50. S. 774—794.

Von Zeit zu Zeit gibt es Gelegenheit zu einer kleinen Schrift in Dänemark, die uns bewährt, dass man die alte Mythologie des Nordens allerdings hochachte und dass das Interesse für die Denkmäler derselben, die in schätzbaren Sammlungen aufbewahrt werden, fortdauernd sich erhalte. Weniger zeigt sich dieser Eifer in der wirklichen Bearbeitung und Herausgabe der alten Manuscripte selbst, wodurch das Studium eigentlich erst belebt werden würde. Denn wenn wir schon behaupten, dass eine besondere Angelegenheit einer besondern Nation doch der allgemeinen Erforschungslust aller gebildeten Völker müsse mitgetheilt werden, weil alles in einem grossen Zusammenhange steht und gegenseitig sich dienen und erläutern muss, so wie in der Naturwissenschaft die fleissige Betrachtung, man kann sagen, einer einzigen Pflanze das Ganze unerwartet gefördert hat, mehr, als eine abermals neue Bearbeitung und Ansicht des Ganzen, die aus solchem Fleiss nicht entstanden, so muss dies noch mehr gelten, wenn von einem Gegenstand die Rede ist, welcher ein so durchaus allgemeines Interesse hat. Die Völker germanischer Abkunft sehen aber in der altnordischen Mythologie und der damit verknüpften Sagengeschichte die

Monumente einer Zeit, wo sie alle noch zu Einem Gott beteten und in Einer Zunge sprachen; und wie sie sich im Fortgang getrennt und entfernt, so werden sie doch bei dem Nachdenken über ihre Schicksale dahin zurückgeführt, und dort laufen die 775
Fäden zusammen und in einander. Darum scheint die Forderung gerecht, dass diejenigen, welchen diese Denkmäler zugekommen, sorgsam seien, sie dem gemeinsamen Studium zu übergeben; dann werden für einen so ernsten Gegenstand Theilnehmer und Mithelfer nicht ausbleiben. Einige*) Klage zu führen wird uns um so eher erlaubt sein, als wir die Worte des Verf. der ersten Schrift dazu nehmen S. 91: „Sehr vieles von dem Zustand der scandinavischen Heidenzeit bedarf noch einer weiteren Aufklärung. Viele von den Denkmälern, die dazu benutzt werden könnten, sind noch nicht ans Licht hervorgezogen. Die Meinung derer, die da geglaubt haben, das Beste von den Arnämagnäanischen Manuscripten sei bereits durch den Druck bekannt gemacht, ist folglich ganz ungegründet. Vor kurzem sind zwei der wichtigsten, Eigla (1809) und Niala (von der letzteren nur die Übersetzung, der Text des Originals war schon vor dreissig Jahren gedruckt) herausgegeben. Allein zurück sind noch Sturlungasaga, Kormakssaga, Laxdåla, Vatsdåla, Swarfdåla, Reickdåla, Grettissaga, Olufs des Heiligen Sage, Hakon-Hakonsens-Saga und mehrere andere, besonders von den halbmythischen Sagen, sowie alle alten Gesetze. *Für die eigentlich mythische Litteratur ist bis jetzt nur noch das Wenigste gethan.* Ausser der einen Hälfte der Sämundischen Edda hat man noch das Wichtigste (?) von Snorros Edda herausgegeben.“ Die Gründe dieser Nachlässigkeit oder, ist Absicht dabei, dieser Zögerung dürfen wir nicht in dem Mangel eines theilnehmenden Publicums suchen, weil das Magnäanische Legat die Herausgabe der alten Sagen ganz unabhängig davon gemacht hat, und wir kommen auf eine schon einmal geäusserte Behauptung zurück, dass gelehrte Untersuchungen durchaus nicht befördert werden, wenn sie dem Eifer eines Einzelnen, der früher oder später endlich doch alle Schwierigkeiten überwindet, entzogen, unter

*) [Änderung im Handexemplar für: Diese.]

eine Gesellschaft vertheilt werden, die nichts zu überwinden hat, als eben den Mangel an Eifer und Enthusiasmus für die Sache. Dass diese Schwierigkeit aber die grösste sei, beweisen im All-
776 gemeinen die geringen Resultate aller Akademieen gegen ihre grossen Anstalten, hier aber der Umstand, dass dreissig Jahre lang nichts von den Arbeiten des Magnäanischen Instituts bekannt wurde, während in den Jahren 1776—1783, wohl durch Suhms Einfluss und uneigennützigen Eifer, in kurzen Zwischenräumen die wichtigsten Werke herausgegeben wurden. Bis wir das Institut wieder zu jener Thätigkeit erwacht sehen, wollen wir alles dankbar annehmen, was sonst für die alte Litteratur dort geschieht, und wir freuen uns über die Versicherung, welche die Vorrede des ersten Buches enthält, dass ein isländisches Wörterbuch unter der Presse sei (eine Grammatik ist so eben erschienen, aber Rec. noch nicht zugekommen) und eine Reihe von Sagen durch die Unterstützung wohlhabender Freunde der Wissenschaft zum Druck befördert werden solle. Indes können wir uns nicht mit dieser Empfindung zu den genannten Schriften wenden, ohne zu bemerken, welch ein Vorwurf durch ihre Erscheinung allein stillschweigend gemacht werde. Eine in aller Hinsicht vollständige Bearbeitung der jüngeren Edda, indem der Text kritisch nach allen vorhandenen Manuscripten (das Upsalische ausgenommen) verglichen, übersetzt und erläutert ist von dem Isländer Johannes Olavius, liegt beinah schon ein halbes Jahrhundert vollendet in der Universitätsbibliothek, welche die Magnäanische Sammlung aufbewahrt (Not. 1 S. 24), so dass sie bei dem Abdruck etwa nur dürfte abgekürzt werden (S. 92). Die beiden ersteren Schriften beruhen auf dieser Arbeit, die dritte verdankt ihr vieles; nun fragen wir, wie es möglich ist, dass man mit Eifer für die Sache ein solches Werk, welches zu den ersten Quellen gehört, so lange hat liegen lassen können, währenddem die Ausgabe von Resenius eingeständlich erstlich incomplet (Göranssons Edition hat nicht einmal die Dämesagen vollständig) und fehlerhaft, sodann aber höchst selten ist (Vorrede zu No. 3); und dass man noch keine Hoffnung zur Herausgabe desselben macht?

Doch wir wollen erkenntlich annehmen, was unsere Verf.

hier mitgetheilt. Die erste Schrift macht den Versuch, aus der Snorroischen Edda die Echtheit der Asalehre darzuthun, die 777
zweite theilt für solche Untersuchungen einige interessante Stellen aus dem Saxo Grammaticus mit, sonst ist sie grösstentheils bibliographischen Inhalts und beschreibt genau und mit Sachkenntnis die vorhandenen Manuscripte der jüngeren Edda. Die Hauptcodices sind der Wormische, der königliche und der Upsalische. Der erste, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ist der vollständigste und reichste, der zweite älter, aber es fehlt einiges (jetzt gänzlich verloren, doch in dem erwähnten Werk des Olavius vollständig benutzt, ausserdem aber besitzt Thorlacius eine sehr correcte Abschrift davon); der dritte, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ist der kürzeste und als ein Auszug zu betrachten (eine Abschrift davon hat die Universitätsbibliothek zu Kopenhagen). Ausserdem besitzt die Magn. Sammlung noch zwei andere Membranen aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (No. 757 und 748 in 4), welche Bruchstücke aus den Kenningar und dem letzten Theil der Edda enthalten, und mehrere jüngere Papierhandschriften (zwei Codices zu Oxford und Paris, ehemals zu Wolfenbüttel, sind spätere Copieen). Merkwürdig ist das Verhältnis dieser Manuscripte unter sich: sie weichen sämmtlich von einander ab, eins ist in besonderer Hinsicht vollständiger, als das andere, und keins kann als Copie des anderen betrachtet werden (Müller S. 52). Diese Snorroische Edda besteht in allen vollständigen Manuscripten aus drei Theilen: 1) aus den Dämesagen oder mythischen Erzählungen, die unter dem Namen Gylfeginning (Gylfes Täuschung) und Bragarâdur (Bragas Rede) begriffen werden und die man bei Resenius gedruckt findet; 2) aus den Kenningar, poetischen Umschreibungen, wovon Resenius nur einen sehr unvollständigen, Olaffsen om Nordens gamle Digtekonst (§ 34 ff.) einen besseren Auszug gegeben; 3) aus einer isländischen Prosodie, clavis metrica, Hattatal (auch Hattalykil) genannt und hundert Versarten in drei Lobliedern enthaltend. Dazu kommen im Worm. und Upsal. Codex Abhandlungen über Buchstaben und Tropen; Olaffsen in dem genannten Buch handelt § 85 ff. davon. 778
Aus diesem Inhalt lässt sich die Frage, was die Edda sei, leicht

beantworten: eine Unterweisung zur Poesie, wobei zuerst von der Materie, dann von der Form gehandelt wird, und es gilt ganz, wie es in dem ersten Capitel der Vorrede bei Resenius heisst: „sie lehrt die nordische Scalldschaft erkennen aus den Dämesagen und aus den üblichen poetischen Umschreibungen", endlich aus der metrischen Beispielsammlung. Ein Buch muss nothwendig nach der ihm zum Grund liegenden Ansicht gefasst werden, nicht aber nach dem Namen, der sehr zufällig sein kann, und Nyerup irrt, wenn er bloss Gylfeginning und Bragarådr zur Edda rechnet: offenbar ist in den Theilen des Werks ein Zusammenhang, und sie werden von einer Idee zusammengehalten. Die Stelle, welche er als Beweis (S. 177) anführt, sagt ebenfalls nur, wie auch Müller bemerkt (S. 62), dass man Bragarådr mit zur Edda gezählt habe, nicht aber zugleich, dass die Kenningar und Hattatal davon ausgeschlossen seien, also nichts für seine Ansicht. Überhaupt genommen, scheint es schon misslich, den Namen Edda auf Einen von den drei Theilen des Ganzen ausschliesslich zu beziehen, weil jeder dieser Theile einen eigenen sehr passenden Namen schon hat, und es ist wohl das Natürlichste anzunehmen, dass man das Ganze damit habe bezeichnen wollen; sehen wir ferner, dass dieser Name für dieses auch sehr schicklich sei, wie gleich wird bemerkt werden, so erscheint dies Argument bedeutend genug. Dass aber die Eine Idee, die Dichtkunst zu lehren, durch das Ganze hingehe, ergibt sich auch daraus, dass in dem ersten Theil die Mythologie bloss abgehandelt wird, insofern sie Gegenstand der Poesie sein kann, nicht insofern sie die Religion enthält, weshalb auch von dem Cultus eigentlich nichts vorkommt. Ein klarer Beweis ist ferner, dass ausser den religiösen Mythen auch der Cyklus der Wolsungensage dargestellt ist, welcher höchst wahrscheinlich nächst jenen, an welche er sich doch auch wieder anknüpft, der wichtigste war, ja in dem königl. Codex heisst es ausdrücklich, dass die meisten Scalden nach
779 Sigurdur Fofnisbane gedichtet. In den Kenningar ist dasselbe Verhältnis sichtbar, indem neben den Benennungen und Umschreibungen der Götter auch viele aus dieser Sage sich finden, die wir hernach anführen werden. Wenn man daher sagt, dieser

Cyklus gehöre nicht zur religiösen Mythe, so hat man grösstentheils Recht; behauptet man aber, er gehöre nicht zur Edda, so ist es falsch, und wir können es darum nicht billigen, dass Nyerup in der Übersetzung auch diese Fabeln übergangen. Dass man das System nicht genau befolgte und sie, wie noch andere, an den unrechten Ort, in die Kenningar, stellte, darf man nicht übel nehmen: es ist der Zeit, wo alles noch im Herzen lebendig und der innere Zusammenhang sowohl als Unterschied gefühlt wird, eigenthümlich, das äussere Gerüst nicht sehr zu achten; die spätere macht es umgekehrt. Freilich aus kritischen Gründen, wie Ihre glaubt, hat man sie nicht dahin gebracht. Müller verwirft gleichfalls Nyerups Einschränkung (S. 66) und will, dass edda nach Magnäus in Sämunds Leben als weibliche Form von othr soviel als Poesie bedeute, oder noch wahrscheinlicher nach Olavs handschriftlichem isländischen Wörterbuch soviel als aedada, Particip von dem ungebräuchlichen Verbum eg aedi, ich unterrichte, mithin Scaldenkunst heisse und damit genau den Inhalt des Buchs bezeichne. Darin aber kann Rec. nicht beistimmen, dass die Bedeutung von Edda als Ältermutter, unstreitig die ungezwungenste des Worts, für die ganze Sammlung unpassend sei, weil die Dämesagen das Frühere wie das Spätere umfassten, denn an eine solche Unterscheidung ward gewiss nicht gedacht, und es scheint sehr einfach, die Anweisung zur Dichtkunst bildlich Mutter der Poesie zu nennen, ebenso die Sammlung alter Lieder in Sämunds Edda; vielleicht dachte man auch gar nicht an solche oder irgend eine bildliche Bedeutung und gebrauchte das Wort nur als gleichbedeutend mit Poesie im Allgemeinen, wie es in Schriften des vierzehnten Jahrhunderts vorkommt (S. 67). Da die Edda des Snorro ein Handbuch für
Dichter war, und wahrscheinlich ein viel gebrauchtes, so scheint 780
es natürlich, dass bald Zusätze dazu gemacht wurden und das Buch mit seinem Alter immer mehr zunahm. Daher kommt es, dass alle Handschriften abweichen und eine mehr als die andere enthält. Müller hat es gut dargethan, wie in den Kenningar verschiedene Verf. zu unterscheiden sind, die nach einander müssen gelebt haben (S. 47. 48. 53). Der königl. Codex hat noch eine spätere Unterscheidung in Kenningar (Umschreibungen)

und Heiti (poetische Benennungen), die im Worm. Codex fehlt. Zu Hattatal ist noch ein Commentar von einem späteren gekommen (S. 45). Ebenso ist es unzweifelhaft, dass die Abhandlungen des dritten Theils über Buchstaben und Tropen von mehreren, auch der Zeit nach verschiedenen Verfassern herrühren (S. 31—38); und wahrscheinlich waren sie von ihrem Urheber auch noch nicht in verschiedene getheilt (S. 36). Rec. vermuthet, dass auch der erste Theil eine Veränderung erlitten, wovon hernach mehr vorkommen wird. Als ein solcher später unschuldiger Zusatz erklärt sich, nach des Rec. Ansicht, auch die verrufene Vorrede. Der Verf. derselben hat hinzugeschrieben, was er eben gewusst hat von griechisch-römischer, christlicher Mythologie, von römischer Geschichte und was ihm nützlich zu poetischem Gebrauch schien. Nichts ist daher abgeschmackter, als aus dieser die Beweise der Unechtheit der Edda zu nehmen; seltsam aber, dass man eins besonders als Ungereimtheit ansieht und heraushebt, was nach unserer Meinung doch auf alter Tradition beruht, nämlich die Hinweisung auf Troja, wie wir an einem andern Ort gezeigt haben*). Es ist leicht möglich, dass jeder Dichter, der die Poesie nun einmal als Kunst zu erlernen angewiesen wurde, sich Zusätze in seinem Buch gemacht. So ist stets das Ganze, gleichsam unwillkürlich, überarbeitet worden, und so ist alles Spätere, wie etwa auch die Kenningar von Christus, hineingekommen. An dem Ende des Worm. Codex finden sich sogar einige Blätter loser Excerpte, vor diesen ein Blatt mit dem interessanten Fragment von Rigsmal, und er schliesst mit einem Lobgesang auf die Jungfrau Maria. Hier
781 ist jedoch der Ort zu erklären, dass wir es durchaus für unstatthaft halten, wenn diese Ansicht von der Entstehung der Edda Einfluss auf die Bearbeitung des Textes selber haben sollte; wir behaupten ausdrücklich, dass alles, was in den Manuscripten enthalten, es sei offenbar Späteres darin, mitgetheilt werden muss. Darum erstlich, weil doch immer eine Grenze da sein wird, wo es zweifelhaft ist, dann aber, weil niemand so kühn sein darf zu bestimmen, es sei durchaus kein Gewinn und keine Aufklärung mehr daher zu nehmen;

*) Vgl. jetzt Kl. Schr. I, 211.

der Scharfsinn und die Ansichten des menschlichen Geistes müssen als unendlich geehrt werden. Eine kritische Untersuchung wird aber daneben an ihrer Stelle sein, nur dass die Quelle selbst nicht angerührt werde. In dieser Hinsicht sind die bisherigen Ausgaben sehr zu tadeln, es ist schon bemerkt worden, dass sie nicht vollständig sind. Resenius hat die Kenningar nur auszugsweise mitgetheilt, und doch sind eben diese eine ungemein interessante Sammlung, voll wunderbarer, oft herrlicher poetischer Bilder und Namen; von ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der Poesie nicht zu reden. Wenn man bedenkt, dass die Mythen und Sagen, auf welche sie hindeuten, allgemein unter dem Volk bekannt waren, so fällt die Dunkelheit, die man ihnen vorgeworfen, grösstentheils weg, aber ihre poetische Bedeutsamkeit bleibt.

Es fragt sich, wie alt die Edda sei; soll die Frage eine Bedeutung haben, so darf sie nur auf dasjenige bezogen werden, was als das Älteste darin anzuerkennen. Sie wird am besten durch die weitere, wer der erste Verf. sei, beantwortet werden. Nyerup sagt, dass er aus dem dreizehnten Jahrhundert, sei gewiss, aber wer es gewesen, wisse man nicht (S. 178), doch nach der Aussage einer Membrane könne ein Theil der Kenningar von Snorro Sturleson gesammelt sein (S. 182). Dass dieser jedoch der Verf. von Hattatal sei, darin stimmen beide überein (N. S. 150, M. S. 45); ferner aber beweist Müller, dass von einem Theil der Abhandlungen über Buchstaben und Tropen Olaf Thordsen, der weisse Scalde (Hvitaskald), der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, ein Bruderssohn des 782
Snorro Sturleson, der Urheber gewesen (S. 32—37), von den Kenningar aber unwidersprechlich wiederum Snorro Sturleson selbst (obgleich er in der zweiten Abtheilung derselben im Worm. Codex selbst wieder citirt wird und andere, die nach ihm lebten, S. 53—58); auf die Zeugnisse werden wir gleich hernach zurückkommen, da sie für uns noch mehr enthalten. Hier nur das eine: ein Bearbeiter der Abhandlung des Olaf Hvitaskald über die Buchstaben gibt den Rath, die Kenningar und Heiti nur so weit zu gebrauchen, als es Snorro erlaubt; nun findet sich wirklich im ersten Theil der Kenningar eine solche Warnung für junge Dichter, in neugebildeten Kenningar nicht

zu weit zu gehen. Dagegen spricht ihm Müller den ersten Theil, Gylfeginning und Bragarâdr, ab, der von einem Unbekannten herrühren müsse. Er führt für diese Meinung folgende Gründe an: 1) wäre Snorro Urheber des ersten Theils, warum hat er die Mythen von Thors Reise zur Geirrod, von der Iduna, Sifs Haare usw. nicht dahin genommen (wohin sie Resen in seiner Ausgabe auch gestellt hat), sondern in die Kenningar gebracht? Sodann 2) warum wird Gylfeginning und Bragarâdr nicht einmal in den Kenningar erwähnt und vorausgesetzt? 3) Auch ist in beiden die Behandlungsart verschieden, dort werden keine namhafte Dichter angeführt, wie hier fast immer; endlich 4) es war zu Snorros Zeiten eine Mythensammlung nicht nöthig, wo sie noch in frischem Andenken lebten. Wir müssen gestehen, dass uns diese Gründe nicht überzeugt haben und wir dennoch geneigt sind, Snorro auch für den Verf. von Gylfeginning und Bragarâdr zu halten. Ganz einfach erstlich darum, weil diese Stücke nothwendig in die Idee und den innern Zusammenhang des Buchs gehören. Sollte es ein Handbuch für Dichter sein, so war es natürlich, zuerst von dem Vorwurf der Poesie, welches die Mythe und Sage ist (als das Überlieferte, dazu kommt, was die Gegenwart gewährt, welche die Scalden gleichfalls besangen), zu handeln; darnach kam es an die üblichen poetischen Um-
783 schreibungen und zuletzt an das Metrische. So weit möglich ist zurückzugehen, wird der erste Theil als ein zum Ganzen nothwendiger betrachtet, und schon im vierzehnten Jahrhundert. Das gibt der Verf. (S. 60) selbst zu, und das beweist die Stelle aus der alten Membrane 757, die Bragarâdr zur Edda zählt (bei Nyerup S. 181. 182, bei Müller S. 61), auf jeden Fall. Ist nun Snorro unbezweifelt Urheber der Kenningar und des Hattatal, so muss ihm auch der damit verbundene erste Theil zugeschrieben werden. Hierzu kommt eine Reihe von äusseren Beweisen. Zuerst die isländischen Annalen sagen ganz klar von Snorro: „er setzte die Edda zusammen“ (han samsetti Edda). Der Verf. führt diese Stelle da an (S. 37. 38), wo er allein von den Kenningar redet und beweisen will, dass sie von Snorro herrühren, das beweist sie freilich, aber was mehr darin liegt, das lässt er leicht fallen, indem es hier zu seinem Zweck genug

ist, wenn doch „mindestens“ die Kenningar unter dieser Edda begriffen sein müssten. Doch kommt es ihm zu, darzuthun, dass bloss diese darunter verstanden sind; davon aber haben wir nirgends den Beweis gefunden. Er geht unstatthaft über die Schwierigkeit hinaus mit den Worten: „was die Edda umfasse, lassen wir unentschieden“ und: „entweder die Kenningar für sich bestehend oder mit etwas Mehrerem verbunden haben die Edda ausgemacht“. Ausserdem ist es nicht ganz aufrichtig ausgedrückt, da er späterhin annimmt, dass alle drei Theile dazu gehören und die Bedeutung des Worts Edda selber das Ganze schicklich bezeichne. Also ist diese Stelle nicht widerlegt, welches auch, nach unserer Meinung, nicht leicht fallen dürfte. Mit ihr trifft zusammen, was nach Arngrim Jonas Brief an Ole Worm (S. 72) ein isländischer Annalist enthält, nur dass noch die Lieder der Sämundischen Edda als frühere Sammlung dort genannt werden. Hierauf folgt die Stelle aus der Membrane 748 (S. 35), woraus zwar zuvörderst auch sich ergibt, dass Snorro die Kenningar verfasst, keineswegs aber dieses allein, und es wird eben so schicklich auf das Ganze bezogen. Sodann mit den isländischen Annalen stimmt wieder überein die Überschrift des Upsal. Codex: „dieses Buch heisst Edda, sie 784
hat zusammengesetzt Snorro Sturleson nach der Weise, wie sie hier geordnet ist“, d. h. in drei Abtheilungen (S. 56). Wir finden es nicht erwiesen, dass diese Überschrift später sei, aus dem Grunde, weil man keinen Raum dazu gelassen. Allein wäre es auch erwiesen, so ist die darin enthaltene Behauptung nicht damit widerlegt. Warum ist hier der Verf. so streng? Gleich vorher lässt er das Zeugnis eines Bearbeiters von Olaf Hvitaskalds Tractat, dass Snorro Urheber der Kenningar sei, der ein Jahrhundert später gelebt hat, als der Upsalische Codex geschrieben wurde, ohne Schwierigkeit und mit Recht gelten. Endlich ist der Umstand, dass beide Genealogieen in dem Upsalischen Codex mit Snorro schliessen, allerdings von Gewicht.

Wir können noch manches hinzufügen und auch darauf 785
antworten, wenn der Verf. etwa behaupten wollte, weil Snorro die Kenningar gesammelt, habe man ihn auch als Urheber des ersten Theils betrachtet, wir wollen es aber nicht thun, weil

wir solche feinzugespitzte Kritik nicht lieben, die am ersten von der einfachen Wahrheit, welche jene Aussagen enthalten, sich entfernt und in eine endlose Nichtigkeit sich verliert. Lieber wollen wir noch einiges gegen seine Gründe anführen, wo wir zugleich Gelegenheit haben werden, unsere Ansicht weiter zu entwickeln. 1) Snorro kann die Mythen in die Kenningar eingerückt haben, weil sie nirgends in Gylfeginning und Bragarâdr passen, insofern scheint uns Ihre ganz richtig zu urtheilen. Dort wird in einer strengen und doch sehr einfachen und geschickten Folge die Mythologie entwickelt; diese Fabeln weichen merklich ab, es ist des Poetischen in ihnen mehr und des Bedeutenden weniger; während dort fast nur der blosse Kern gezeigt wird, hat er hier in dichterischer Ausschmückung schon Blätter und Ranken getrieben. Deshalb sind wir auch geneigt, sie für den Zusatz eines anderen zu halten, und es scheint dieses aus der Bemerkung hervorzugehen, die sich in dem Worm. und königl. Codex vor diesen Mythen findet und die sonst noch wichtig ist. 2) Die Stelle steht bei Nyerup S. 157: „nu skal ensegia daemi af, hveriu thear Kenningar eru, er nu voru ritadar, ok adr voru aigi daemi tilsögd“, d. h.: nun sollen die Fabeln
786 gesagt werden, woraus die Kenningar sind, die nun (zu den andern, als Zusatz) aufgeschrieben sind, und eher waren keine Fabeln dazu gesagt. Das heisst: in dem vorhergehenden Theile Gylfeginning und Bragarâdr finden sich keine Mythen zu diesen Kenningar. Diese Erklärung, die auch Nyerup gibt, ist den Worten nach die natürlichste, und es wird dadurch bewiesen, dass wirklich in dem ersten Theil keine Dämesagen sind, woraus diese Kenningar genommen. Wir begreifen nicht, wie der Verf. diese Stelle hat übersehen können. Glaubt er, wie es scheint (S. 62), dass sie von Snorro herrühre, so kann er, um consequent zu bleiben, da der erste Theil nun offenbar in den Kenningar vorausgesetzt wird, nur noch annehmen, dieser sei von einem früheren Urheber als Snorro. Das ist aber bestimmt seine Meinung nicht, sondern er hält ihn für später (S. 65). (Übrigens wenn Skidbladner schon in Gylfeginning erwähnt wird, so kann doch eine Mythe, die den Erwerb dieses Schatzes ausführlich beschreibt, leicht später sein.) 3) Der erste Theil wird zwar

in dem zweiten nicht namentlich angeführt, doch Bragas Reden;
allein, wie wir eben gesehen, ausdrücklich vorausgesetzt und
der That nach sehr häufig, denn wie viele Kenningar sind aus
der ersten Sammlung genommen; weil Resenius dies schon nach-
gewiesen, so brauchen wir keine Beispiele zu geben. Setzen
aber die Kenningar nicht Gylfeginning und Bragarådr voraus,
warum ist keine Mythe aus diesen als Beweis erzählt? Was
sollte Snorro bewogen haben, grade diese zu übergehen? Es
wäre noch die Frage, ob die Kenningar nicht ursprünglich mit
dem Inhalt der Dämesagen parallel gelaufen sind: jene Be-
merkung vor den Mythen in den Kenningar sieht es wenigstens
für nothwendig an, dass die poetischen Umschreibungen stets
durch eine Mythe beglaubigt werden; ein neuer Beweis für den
inneren Zusammenhang beider Theile. 4) Dass die Behandlungs-
art in beiden Theilen verschieden, ergibt sich vollkommen aus
der Natur der Sache. Für die Mythen selbst, insofern sie ein
Allgemeingut waren und nicht von einem Dichter gegeben
wurden, konnte begreiflich kein Dichter als Gewährsmann ge- 787
nannt werden. Da in alten Zeiten die Dichter sich nur für den
Mund ansahen, durch welchen die Poesie sprach, so trat ihre
Persönlichkeit fast immer zurück, und das, beiläufig, ist der
einfache Grund, warum sich zu den Liedern der Sämundischen
Edda keine Verfasser genannt. Für die Kenningar aber, die
eine besondere menschliche Erfindung sind, musste er nach-
gewiesen werden; in den frühsten Gedichten werden sich die
wenigsten Umschreibungen finden, den Bilderreichthum erzeugt
erst die zunehmende Kunstcultur wieder. Ebenso, wo der
Mythus eine besondere eigenthümliche Ausbildung erhalten, wie
in Thors und Hrungers Kampf, in Idunas Entführung, da ist
auch der Bearbeiter, der Thiodolfr von Hvine, genannt. 5) Auf
den letzten Grund wird der Verf. selbst kein besonderes Ge-
wicht legen. Wer kann behaupten, dass die damalige Zeit eine
Mythensammlung nicht nöthig gehabt, hundertundfünfzig Jahre
nach Einführung des Christenthums, dreissig oder vierzig Jahre
später aber allerdings? Wenigstens hätte er dann nicht sagen
dürfen, es sei möglich, dass ein älterer Dichter schon eine solche
Behandlungsart gewählt, um viele Mythen in einen Rahmen zu

fassen, von dessen Arbeit der Urheber des ersten Theils der Edda nur eine vermehrte prosaische Paraphrase gegeben: eine Vermuthung, die uns an sich sehr gut scheint. Ja, wir gehen noch weiter und erklären, dass wir sehr geneigt sind zu glauben, auch der Urheber (nach Rec. Snorro) von Gylfeginning und Bragarådr habe eine zwar vermehrte, aber gleichfalls poetische Sammlung von Mythen gegeben und die prosaische Auflösung rühre von einem späteren her. Nimmt man das an, so wird jene Stelle aus den isländischen Annalisten, die Arngrim Jonas citirt (S. 72), erst recht klar, worin es heisst, dass Snorro Sämunds Sammlung von Liedern fortsetzte und vermehrte in der Edda. Ein zweiter Beweis dafür liegt in dem merkwürdigen Umstand, dass die alte Membrane 748 diese alten Gesänge mit den Kenningar verbindet und sie als ersten Theil vorangehen
788 lässt (S. 77); und gerade diejenigen finden sich, worin sich ebenfalls, wie der Verf. an einem anderen Ort bemerkt (S. 66), die Absicht zeigt, mehrere Mythen zusammenzufassen, wie Vafthrudnismal, Grimmismal, Harbardslied. Endlich könnten wir nun gut erklären, warum in den Kenningar Bragas Reden zu Ägir zweimal citirt werden (S. 63), ohne dass das Citat passt, indem der, welcher die Gedichte in Prosa auflöste, etwas verwirrte oder ausliess. Weiter sagt der Verf., die Mythe lebte noch in frischem Andenken und eine Sammlung derselben war nicht nöthig: warum aber sollten die Gedichte darüber vergessen sein, also die Kenningar der Scalden? War es bequem für die Dichter, diese gesammelt zu haben, so musste es auch bequem sein, die üblichen Gegenstände der Poesie zu übersehen. Überdies erinnert sich der Verf. hier nicht, was er sonst anerkannt (S. 90), dass die Edda gar nicht direct die Mythologie darstellte. Fand sich Snorro bewogen, die Historie, wie aus der Vorrede der Heimskringla erhellt, auch nach den alten Sagenliedern (epter soguliodum) zu verzeichnen, die noch nicht vergessen waren, denn er sagt ausdrücklich, dass bei Harald Harfager Scalden waren, deren Lieder man noch kenne, wie aller Könige Lieder, die seitdem in Norwegen gewesen (med Haraldi voru Skalld, og kunna menn enn kuaede theirra, og allra konunga quaedi, theirra er sidann hafa verit at Norige); warum sollte er nicht

die Mythen aufbewahrt und sie, wo es schicklich, einem Buch einverleibt haben? Seine Bemühungen darum sind aus dem erwähnten Brief des Arngrim Jonas doch ganz unzweifelhaft, ja schon als Geschichtschreiber, der die Geschichte lebendig betrachtete und den keine geistlose Kritik beschränkte, musste er auch zu dieser Quelle gehen.

So haben wir den Glauben, dass die drei Theile der Edda als ein Ganzes zusammengehören und von Snorro herrühren, der überall begegnet und darum schon so leicht nicht dürfte hintangesetzt werden, zu vertheidigen gesucht und dargethan, dass die gewiss nicht ohne Mühe aufgesuchten Gründe nicht haltbar sind. Damit haben wir die Untersuchungen der beiden 789
Verf. über das Äusserliche der Edda betrachtet und nach unserer Weise geordnet; wir sind schuldig hier zu bemerken, dass wir Fleiss mancherlei Art, Belesenheit und aufmerksame Betrachtung bei ihnen gefunden. Wir gelangen nun zu der wichtigsten Frage, wie nämlich die Echtheit der Asalehre könne dargethan werden. Manche Gegenstände menschlicher Forschungen haben das Schicksal, dass sich der Fleiss zuvörderst nicht grade auf die Hauptsache wendet, sondern auf mancherlei andere Dinge, die freilich dazu dienen können, sie aufzuklären und zu befördern, die aber ihr Gewicht und rechte Bedeutung erst erhalten, wenn jene entschieden ist. Wird dies eifrig getrieben, so häufen sich diese Nebenuntersuchungen an, es werden natürlich Irrthümer begangen, diese zu widerlegen macht sich ein anderer ein besonderes Geschäft, und so findet man sich, wenn man die Sache selbst nach ihren Quellen einfach zu betrachten gedenkt, von mancherlei Umgebungen gehindert und gedrängt, die man nicht gradezu abweisen will, weil sich manches Nützliche darin findet. An diese Bemerkung, die allgemein ist, wurden wir durch die Untersuchungen, was zur Edda gehöre und wer der Urheber sei, wieder erinnert.

Jene Frage könnte auf doppelte Art beantwortet werden. Erstlich aus inneren Gründen, aus Erforschung und Betrachtung der Quellen selber, ihrer Natur und ihres Geistes; sodann aus äusserlichen, indem man die Quellen vorerst in Zweifel stellte und aus den Zeugnissen anderer ihre Echtheit darzuthun suchte.

Nyerup hat des ersteren Wegs nicht erwähnt, wie er überhaupt die Frage nicht ausführlich behandelt, sondern führt nur (S. 125) einige, allerdings interessante Stellen aus dem Saxo Grammaticus an, woraus klar hervorgeht, dass dieser die Mythen der Edda gekannt und verschiedene seinem Werk, manchmal modificirt, einverleibt habe. Müller hingegen verwirft den ersten ausdrücklich: „die Voluspa, an sich selbst betrachtet, ist überall keine sichere Quelle“ (S. 11). „Dass die Mythen etwas mehr sind, als eine Erdichtung isländischer Mönche zum Zeitvertreib in
790 langen Winterabenden, beweist man nicht so leicht mit wenigen Versen aus der Voluspa, Hyndlas Gesange, Grimmismal, Ägisdreka, Skirners Fahrt und Vafthrudnismal, die in Gylfeginning citirt werden. Denn das hohe Alter dürfte sich schwerlich aus inneren Gründen allein mit Sicherheit darthun lassen“ (S. 78). Was den zweiten Weg betrifft, so könne er auf verschiedene Weise eingeschlagen werden, mit Vorbeigehung anderer wähle er die, bloss aus Snorros Edda das Nöthige darzuthun (S. 22). Dieser Beweis der Echtheit wird nun (S. 78 ff.) folgendermassen geführt: die Sammlung der Kenningar enthält gegen achtzig Namen von Dichtern, die (S. 79—82) aufgezählt werden und deren Lebzeit grösstentheils aus der Heimskringla, den isländischen Annalen, dem Saxo G. u. a. bekannt ist, einige verlieren sich in die frühste Zeit, wie Biarke und Brage, die anderen haben von Harald Haarfager an bis auf Hagen den Vierten gelebt. Unter dieser Reihe aber liest man fünfhundert Bruchstücke, jedes von vier bis acht Zeilen, etliche aus mehreren Strophen bestehend und voll von mythischen Anspielungen. Mithin hat die Mythologie durch diese Jahrhunderte Kraft und Leben gehabt. Wir haben an sich nichts gegen diesen Beweis und wir glauben daran, weil wir schon aus anderen Gründen von der Echtheit der Edda überzeugt sind; ob aber der Verf. solche Kritiker, gegen welche er geschrieben, damit überzeugt, das bezweifeln wir. Wie leicht haben sie das Argument abgewendet! Da einige unseres Wissens gar nicht die alte Othinslehre leugnen, weil ihr Dasein frühe Historiker bezeugen (die Stellen sind bei Delius gesammelt), und nur die Darstellung und Ausbildung derselben in der rhythmischen und prosaischen Edda für Er-

findung ausgeben, so dürfen sie bloss anführen, dass durch
solche Anspielungen die Echtheit dieser noch nicht dargethan
sei. Wir nehmen dabei an, dass sie das Verzeichnis der
Kenningar für echt halten, da aber der Verf. in ihrem Sinn gar
wohl die Möglichkeit einer Erdichtung, wenn man bloss die
Quellen hätte ohne dies Verzeichnis, vorausgesetzt, so werden
sie, weil bei ihnen gerade ein grosses Verdienst in dem höchsten
Grad des historischen Unglaubens besteht und nach ihrem Prin- 791
cip vorerst alles verworfen werden muss, gern glauben, auch
das sei gänzlich eine Erdichtung. In der That kann sie nicht
allzuschwer geworden sein, und wie leicht ist, in solche kurze
Bruchstücke Verschiedenheit zu bringen; sie werden nicht mehr
zweifeln, wenn sie bemerkt sehen, dass die meisten die einzigen
noch übrig gebliebenen Denkmäler jener Zeiten sind, wären sie
echt, warum finden sich nicht mehrere in der Heimskringla?
Es ist uns eigen zuwider in dieser Gesinnung weiter zu reden,
und wir müssen daran gedenken, wie stark immer der Einfluss
der Zeitansicht ist, wenn wir begreifen wollen, wie der Verf.
sich den Einwurf machen konnte, ob nicht diese 500 Bruch-
stücke im zwölften Jahrhundert alle unter den alten Namen
könnten von verschiedenen gedichtet sein, und ihn damit wider-
legen, dass doch unmöglich eine Gesellschaft von so vielen Be-
trügern dazumal könne gelebt haben. Es gibt eine gewisse un-
selige Kritik, die kein Leben und kein wirkliches Dasein begreifen
kann, und sie gleicht in ihrer Angst jenen unglücklichen
Menschen, die in der einfachsten und gesundesten Speise Gift
fürchteten und sie darum nicht anders als mit Gegengift ver-
zehren wollten. Gegen diese sollte man nicht reden und sie
nicht überzeugen wollen. Unter allen aber, die verneinen, sind
uns diejenigen noch am wenigsten verhasst, die recht unum-
wunden und bestimmt es thun, am meisten dagegen diejenigen,
welche mit halben Behauptungen, die in der That doch nichts
zugeben, sich durchschleichen wollen. Wer wie Rühs die Echt-
heit der Mythen zugibt, aber ihre Bedeutung in aller Hinsicht
leugnet, der kann nicht mehr übertroffen werden. Wie weit
wir durch eine falsche Ansicht von dem Allereinfachsten und Na-
türlichsten uns entfernen können, zeigt sich auch hier: der Verf.

hält diesen durch die Kenningar geführten Beweis für den allein unumstösslichen der Echtheit, und so wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn ein unglücklicher Zufall diese Sammlung von poetischen Ausdrücken hätte verloren gehen lassen, und so hätten wir Deutsche, die nur einen Auszug davon einsehen können,
792 dem gerade das fehlt, worauf es hier ankommt, überhaupt an eine Erdichtung glauben müssen; scheint doch das Unbefangenste, die Quelle selbst zu prüfen und zu versuchen, ob wir sie falsch befinden. Wer kann aber von einer Erfindung der Mythologie reden, wo noch die Spuren von dem Cultus der alten Götter sichtbar sind, wo in so vielen Sagen sie uns entgegentreten und wo deren Regierung in so manchen herrlichen Gedichten besungen ist. Niemals hat eine Lüge in der Zeit Wurzel gefasst, sie ist stets in ihre innere Leerheit zurückgefallen, niemals haben Dichter von dem göttlichsten Geist an einer bodenlosen Erfindung sich entzündet, und nur das kann zum Herzen sprechen, was aus dem Herzen gekommen ist. Die Mythologie ist etwas Organisches, durch die Macht Gottes Gewordenes, in ihm Begründetes. Keines Menschen Kunst reicht dahin, sie zu erschaffen und zu erfinden; anerkennen und empfinden kann er sie. Wie es immer eine Partie geben wird, die alle Begeisterung, alle Poesie und jede höhere Idee des Lebens ableugnet, weil sie nur mit geistigen Augen kann angeschaut werden und kein Diplom sie beweist, weil es nur die Überzeugung unseres Herzens kann, so wird auch stets eine Partie die Bedeutung, die Wahrheit und Echtheit der alten Mythe verwerfen, wie Schlözer, Adelung und alle, gegen die der Verf. in dem Eingang seiner Schrift und Nyerup in einer besonderen Abhandlung (Skandin. Museum 1802 II) polemisirt hat.

Wir setzen unsere Ansicht dem Verf. entgegen. Der innere Beweis ist uns der erste und wichtigste, und ohne dieses Gefühl für das Leben der alten Mythen würde uns ein äusserlicher nicht überzeugen können. Also gerade an sich selbst, kraft des ihnen innewohnenden Geistes, sind die Voluspa, die Gesänge der älteren Edda und die Dämesagen der jüngeren die ältesten und sichersten Quellen. Es ist uns eine höhere Kritik, diesen Geist anzuerkennen. Wäre uns daher aufgegeben, die Echtheit

der alten Lehre darzuthun, so würden wir vorerst keine Rück-
sicht nehmen auf das Geschrei einer modernen Zweifelsucht, die
wie stechende Nesseln an den alten Ruinen aufwächst, und aus
allen Quellen mit Glauben an eine treue Zeit und mit dem 793
besten Fleiss alles zusammenstellen. Es würden sich wohl die
einzelnen Theile, wie die aufgefundenen und gesammelten Stücke
einer verschütteten Statue, zu einem Ganzen fügen, wenigstens
es erkennen lassen und so sich einander verbürgen; dann würden
wir äusserliche Beweise berücksichtigen und sie aufsuchen, auch
sie, wie billig, achten, und nun dürften alle kritischen Zweifel
erwägt werden, denn es würde sich leicht zeigen, wie viel sie
dem Ganzen anhaben könnten: Berichtigungen für das Einzelne
aber würden immer stattfinden. Für diese Nachweisung des
inneren Zusammenhangs ist bisher im Norden wenig geschehen,
von der älteren Edda in ihrem Verhältnis zu der jüngeren, wo
diese unstreitig als ein Auszug aus jener zu betrachten, ein so
wichtiger und beweisender Umstand, ist so wie hier in beiden
Abhandlungen so im Ganzen wenig Gebrauch gemacht worden;
die fleissigste und gelehrteste Arbeit, Suhms Buch om Odin,
kann doch nur als eine Materialiensammlung angesehen werden.
Müller macht in der Vorrede den deutschen Gelehrten den Vor-
wurf, dass sie den nordischen Denkmälern weniger Aufmerk-
samkeit geschenkt, als den Schätzen anderer Litteraturen; dieser
ist gewiss ungerecht. Wir getrauen uns eine beträchtliche An-
zahl von Gelehrten zu nennen, die sich mit der skandinavischen
Mythologie beschäftigt: wir fragen, wer mit allen Mitteln, die
dort zu Gebote stehen, etwas so Durchdringendes und Gehalt-
volles darüber gesagt, als ganz kürzlich Görres in seiner Mythen-
geschichte? Es ist bewunderungswürdig, wie er bei den wenigen
Quellen, zu welchen ein Deutscher ohne Schwierigkeit gelangt,
und bei der Möglichkeit der Irrthümer im Einzelnen (wie ihm
z. B. entgangen, dass die mit Runen geschriebene Hialmarsaga
ein Betrug ist) vorahndend gleichsam den Geist des Ganzen
ergriffen; wir wissen nichts, das wir dagegensetzen könnten.

Ist einmal die Echtheit der alten Lehre ausser Zweifel ge-
setzt, dann fällt es auch leicht, anderweitige Fragen zu beant-
worten: welche Bedeutung nämlich den Mythen vergönnt werden

794 könne, vor allem, ob sie historisch zu berücksichtigen. Wer dies verneint, selbst wenn ihm ein gelehrtes Blatt so sehr beigestimmt, dass nach seinem Ausspruch weiter von dem Einfluss der alten Sagen auf die nordische Geschichte keine Rede sein könne, der wird beweisen müssen, dass überhaupt der Mythe das historische Element fehle, welches eben so schwer fallen wird, als wenn man das Physikalische und Göttliche darin ableugnen wollte. Dann lässt sich auch der Zusammenhang der nordischen Religion mit der indischen nachweisen, worauf der Verf. hindeutet und welchen Görres gleichfalls gezeigt hat.

Es ist übrig, von dem dritten Werk, Nyerups Übersetzung des ersten Theils der jüngeren Edda, zu reden, allein wir müssen eine ausführliche Recension davon ablehnen. Das Buch ist eigentlich nicht für den gelehrten Gebrauch bestimmt und soll Dilettanten bloss die Bequemlichkeit verschaffen, die Werke neuerer dänischer Dichter, namentlich Öhlenschlägers, die sich auf die alte Mythologie gründen, besser zu verstehen. Und so entschuldigt sich, was wir schon gelegentlich daran ausgesetzt, dass die anderen Theile der Edda ausgelassen sind, und was wir sonst tadeln würden, dass der Verf., wie es sich bei einer so wichtigen Quelle geziemt, wo es auf jeden Ausdruck ankommt, sich nicht genau genug an den Text gehalten, manchmal einen Fehler moderner Übersetzer, die gern die Farben erhöhen, bis zum Entgegengesetzten vermeidend; wer einen Beweis verlangt, kann den etwas derben, aber ausgezeichneten Mythus von Suttungs Meth mit dem Resenischen Text vergleichen (S. 119—123, bei Resen Fabel 61. 62). Was indessen doch die Übersetzung dem Gelehrten nothwendig und schätzbar macht, ist der Umstand, dass sie nach dem berichtigten Text der handschriftlichen Bearbeitung des Olavius verfertigt ist. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass dieses Werk nicht länger mehr liegen bleibe und vor allen denjenigen empfohlen werde, welche die vaterländische Litteratur zu unterstützen gedenken.

W. C. Grimm.

HELDENGESANG VOM ZUGE GEGEN DIE POLOWZER, DES FÜRSTEN VOM SEWERISCHEN NOWGOROD IGOR SWÄTSLAWLITSCH, 705

geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von Joseph Müller, der Philosophie Doctor und ehem. Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt. Prag bey Franz Sommer 1811. 82 S. in 12.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812), Bd II, No. 45. S. 705—713.

In diesem kleinen Buche wird uns etwas Schätzbares und Interessantes mitgetheilt. Das altrussische Igorlied ward im Jahr 1795 entdeckt und 1800 zu Moskwa in 4⁰ mit einer Übersetzung ins Neurussische gedruckt, dasselbe wiederholt in den Abhandlungen der russischen Akademie (für Philologie I 1805). Eine Übersetzung ins Deutsche befindet sich in den Russischen Miscellen (1803 St. 3), sie ist aber fast ganz nach der neurussischen gemacht, ohne Rücksicht auf den Rhythmus, hin und wieder frei und oft fehlerhaft. Hr. Müller, bei dem man diese litterarischen Notizen ausführlich findet, liefert hier zuerst eine sorgfältige Übersetzung ins Deutsche nach dem Originaltext mit einer Einleitung und den nöthigen Erläuterungen. Wir müssen seine Arbeit recht sehr loben; von der Übersetzung als solcher können wir nicht urtheilen, doch sehen wir wohl, dass sie urkundlich abgefasst ist; dazu kommt die Versicherung, dass der gelehrte Dobrowsky dabei hilfreiche Hand geleistet, was uns den Werth des Gelieferten zusichert. Sodann ist die Einleitung mit Einsicht und nicht ohne Sorgfalt geschrieben, der Verf. hat nach verschiedenen Rücksichten darin das Gedicht betrachtet und manches Gute bemerkt; was wir im Einzelnen dagegen einwenden, werden wir hernach zu sagen Gelegenheit finden.

Um von dem Gedicht selbst zu reden, so ist es ein Stück reiner lebendiger Nationaldichtung, das dem slawischen Stamme,

706 der sonst in geistigen Äusserungen dem germanischen nicht verglichen werden kann, zugehört. Der Lobgesang der Menschen, dem die Gottheit so gern zuhören mag, um Goethes Worte zu gebrauchen, ist auch hier nicht verstummt, und vernehmliche Töne dringen davon in diesem Liede zu uns. Ein alter Dichter der Vorzeit, dem wahrscheinlich der spätere hier folgte, wird nicht ohne Verehrung erwähnt: Boyan, Nachtigall der alten Zeit. Auf die Vorzeit wird öfter hingedeutet: „Lasst uns in alten Worten anfangen“ (der Herausgeber erklärt es gewiss unrichtig: im alten Stil), „die Sage gedenkt der Fehden alter Zeit“; so heisst es in unserem Nibelungenlied: „In alten Mären ist uns das gesagt“ und die Eddaischen Lieder heben an: „Ehmals war's in den Urtagen (ar var i ardaga)“. Des allgemein verbreiteten Gesangs wird gleichfalls gedacht: „Da singen Deutsche und Venetianer, Griechen und Mähren den Ruhm Swätslaws und betrauern den Fürsten Igor“ (S. 48). Wir zweifeln nicht, dass wir hier nur einen Theil der grossen Dichtung haben, schon die Analogie ist dafür, ausserdem heisst es ausdrücklich (S. 33): „Lasst uns nun, Brüder, diese Sage von dem alten Wladimir bis auf den jetzigen Igor beginnen“, während das Lied allein von Igor spricht. Der Übersetzer erklärt es in der Note dergestalt, als sei hernach in umgekehrter Folge von Wladimir die Rede, allein das ist erzwungen: Wladimir wird dort bloss bei den Erinnerungen an die Vorzeit erwähnt. Dieser Boyan scheint der Sänger eines grossen Epos gewesen zu sein, welches untergegangen ist, welches aber wieder aufzufinden man die Hoffnung nicht hingeben darf. Er, „ein göttlicher“, „Enkel des Herdengottes Weles“, „der begeisterte Dichter, der, wenn er singen wollte, in Gedanken durch die Wälder lief, wie der graue Wolf auf Erden oder der bläuliche Adler unter den Wolken“, er ist, wie Homer und Ossian, jene mythische Gestalt, das Organ, durch welches das Lied einer ganzen Nation am reinsten geklungen. Schon die wenigen Züge, die von ihm angegeben werden, deuten auf überirdische göttliche Kraft; wüssten wir mehr von ihm, so würde vielleicht auch gesagt sein, dass, wie jenen, das weltliche Auge ihm verschlossen gewesen.

Das Lied ist aus der Zeit, wo die einzelnen Fürsten, 707
Lehensträger des Grossfürsten von Kiew, sich unabhängig zu machen strebten, so dass sie theils gegen diesen, theils unter einander Krieg führen und sich durch eigene Kräfte erhalten mussten; dazu kamen die Einfälle der Polowzer, tatarisch-heidnischer Horden, von aussen. Also in den Zeiten einer lebendigen Bewegung, ähnlich denen des Cid in Spanien, hat die Nationaldichtung geblüht. Der Herausgeber hat in der Einleitung (S. 4—13) eine Parallele des Lieds mit der Geschichte gezogen, es ergibt sich daraus, dass es sehr nah mit ihr übereinstimmt, und aufs neue bestätigt sich, wenn es noch bezweifelt werden sollte, dass nur aus wirklicher frischer That die Poesie geboren werde. Merkwürdig und freilich nur dem Lied eigenthümlich ist die Erwähnung von Trojans Zeitalter (S. 41. 46. 58); wir zweifeln nicht, auch hier der so allgemein verbreiteten Sage von der trojanischen Abkunft der Völker wieder zu begegnen. Die Fabel — wir verbinden mit diesem Worte nicht auch den Begriff der Erdichtung, so wie er ursprünglich nicht darin lag — des Igorlieds ist sehr einfach: Igor zieht gegen die Polowzer aus; anfänglich glücklich, erliegt er dann in einem grossen dreitägigen Kampf, wird gefangen fortgeführt, und Russland klagt; doch er entflieht heimlich und wird mit Freude von den Seinigen empfangen. Der Werth des Gedichts beruht in der Ausführung, sie ist gründlich und durchaus eigenthümlich; wir schätzen das Ganze noch mehr als der Übersetzer, welcher (S. 2. 19) „einem schön formenden Geist nur ein treues Material“ liefern will. Wir glauben nicht, dass es durch die zierlichste Form gewinnen werde, es sei nun der Octavreim oder Hexameter. Was aus der inneren Nothwendigkeit bei einem Volk organisch erwachsen ist, das kann auf andere Weise, besonders von einem einsam betrachtenden Geist, schwerlich besser gesagt werden; es hat dort seine Gestalt, die ihm gebührt, wie aus einem Kern keine andere Pflanze aufgehen kann, in dieser Gestalt aber stets einen eigenen Reiz, für welchen Rec. sehr empfänglich ist, den er hier auch wohl fühlt und den er nicht hingeben möchte, man könnte sagen, für einen weltlichen Gewinn. Der Herausgeber
macht die Bemerkung, dieses Lied könne ein Mittelglied zwischen 708

Homer und Ossian abgeben, es ist etwas Richtiges darin, weil alles Epos eine gewisse Ähnlichkeit hat, doch steht es von dem ganz sinnlich vollendeten Homer weiter ab und neigt sich mehr zum Ossian. Hätte der Herausgeber die Lieder der alten Edda gekannt, so würde er noch passender es zwischen diese und den Ossian gestellt haben, es ist mehr körperlich als dieser und weniger als jene. Manches ist hier ganz volksmässig und vertraulich, was dem Ossian, der in so später Zeit erst gefasst wurde, wiewohl er ursprünglich älter, geradezu fehlt; so z. B. die Klage der russischen Weiber (S. 17): „nun können wir an unsern lieben Gatten nicht einmal mit dem Gemüthe denken, weder in Gedanken nachsinnen, noch mit den Augen sehen.“ Späterhin erscheint das als unnöthiger Überfluss, was es doch gar nicht ist, sondern lebendiger Ausdruck, der den Gedanken bei der Wurzel anfassen möchte; die Kunst kommt endlich wieder dahin, nur feiner und witziger und weniger naiv, wie Wolfram von Eschilbach im Parcival [364, 26] sagt: „Zwei Augen und ein Herz sprach, die Lypaot mit ihm brachte dar, dass der Gast wäre wohlgevar“. Auch viele Bilder sind ganz episch einfach, so das häufige: „Wie graue, wie barfüssige Wölfe sprangen sie ins Gefild“ — im Nibelungenlied [917, 3]: „Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee“; — ferner: „Zwei Falken flogen vom väterlichen Sitz“ S. 50 — im König Laurin: „Auf einander sie da flogen, als zwei Falken die da zogen.“ — Ein Gleichnis hat dem Übersetzer nicht recht einleuchten wollen: „Es quicken die Wagen um Mitternacht, man möchte sagen (wie) zerstreute Schwäne“; uns scheint es passend und eigenthümlich: zerstreute Schwäne sind verjagte, die wieder zu ihrem Nest wollen, und der eigene flüsternde Ton, mit welchem Schwäne, zum Ufer heranschwimmend, Futter suchen, kann gar wohl mit dem Rauschen der Räder in der Nacht verglichen werden. Ähnlich ist das Gleichnis in der Wolsungasaga (c. 36): „Brynhilldur sprach, wie ein Schwan von dem Sturmwind (getrieben)“. Darin aber geht das russische Lied weiter, als die Edda und die Nibelungen, die nur wenige schöne einfache, gleichsam feststehende Gleichnisse haben, und nähert sich dem Ossian, dass
709 es die Bilder nun weiter ausführt. So heisst es: „Unfug hob

sich in den Mächten des Enkels Daschbogs. Er (der Unfug) stieg als Jungfrau in Trojans Land, er plätscherte mit Schwanenfittigen auf dem blauen Meere beim Don sich schwingend, weckte gefrässige Zeiten.“ Oder: „Schwarze Erde unter den Hufen ward mit Knochen besäet, mit Blut begossen, zum Elend giengen sie empor in russischer Erde.“ Ferner:

„Unter Trompeten eingewindelt,
unter Helmen eingewiegt,
an Lanzenspitzen genährt.“

Dazu kommt, dass man sich im Krieg der Lanzenspitzen wirklich bei dem Essen bediente. Zart, wie von einem lyrischen Dichter, ist der Ausdruck: „Er hauchte aus die perlene Seele aus dem tapfern Leibe durch den goldenen Halskragen.“ Wie beim Ossian immer, sind hier meist die Bilder aus der umgebenden Natur genommen, und schön ist der Zusammenhang damit ausgedrückt, „indem die Blüthe verblich vor Klage und das Gehölz sich neigte vor Kummer zur Erde.“ Dies tiefe Gefühl für das Mitleben der Natur zeichnet überhaupt alle Volksdichtung aus.

Das Schönste indes ist die Ausführung der einzelnen Situationen. Zwar auch der Thaten geschieht Erwähnung und nicht so flüchtig, wie beim Ossian, der an der Geschichte fast immer mit wenig Worten vorüberstreift und nur soviel, als zum Verständnis nöthig, erwähnt; aber dort verweilt doch die Dichtung am längsten und liebsten. Die Probe, die wir hernach mittheilen wollen, kann ein Beweis davon sein. Da ist auch Ossian so wunderbar und redet aus den geheimsten Tiefen des Herzens und der Natur, dass ihm ein unbefangenes Herz nicht leicht widerstreben kann. Ganz anders ist es in dem Nibelungenlied, wo alles von dem frischesten Leben durchdrungen in That und Handlung sich bewegt und keine einzelne ruhende Situation oder Betrachtung heraustritt. Die Edda steht in der Mitte, und wenn sie gleich in der Darstellung nicht die Ruhe und Ausführlichkeit des Nibelungenlieds hat und in erhabener grossartiger Bewegung über den Zusammenhang hinspringt, wie ein
kühner, sonnenglänzender Bergstrom auf Felsenspitzen, so ist 710
der Fabel doch ihr Recht angethan, ja sie ist gewaltig im

Ganzen. — Wo die Geschichte zurückgesetzt wird, da geht der individuelle Charakter auch meist verloren, wie die Helden im Ossian fast nur der allgemeine Gegensatz zwischen edel und unedel, hell und finster unterscheidet und Finjal fast überirdisch, wie ein Geist, dessen Schwert stets vernichtet, wenn er in den Kampf geht, erscheint, so zeigt sich auch in diesem Igorlied nicht jenes sinnlich Vollendete, Charakteristische, was das Nibelungenlied so ansprechend macht. Nur der Bruder Igors, Wsewolod, unterscheidet sich durch einen noch kühneren Muth, er, „der Auerochs, der die Wolga mit Rudern zersprengen und den Don mit Helmen ausgiessen kann.“ Wie werden diejenigen, welche die Poesie bloss im Charakteristischen finden, das wir freilich auch ungemein schätzen, wo es sich findet, sich wundern, wenn es ausserdem noch eine Poesie gibt (denn mit der Unechtheit kann auch der Ossian nicht mehr abgewiesen werden), die wirklich ist, weil sie aus der Mitte des Lebens hervorgegangen, und die dennoch in einer ganz anderen Richtung lebt und sich herrlich darin zeigt. Die Poesie hat ein grosses Reich, das nicht umschifft werden kann, alles aber, worüber die Sonne scheint, dass es uns sichtbar geworden, das sollen wir anerkennen. Wenn man den mässigen Witz nachahmen und ein Inventarium, wie von den Minneliedern, von dem Ossian und diesem Igorlied machen wollte, es würde gleichfalls wenig Hausgeräth aufzufinden sein, und doch kann eine zarte Poesie nicht abgeleugnet werden. Wir geben nun zur Probe die Klage der Jaroslawna über ihren Gemahl Igor S. 63. 64:

„Jaroslawna weint früh in Putiwl auf dem Geländer der Stadt und sagt: o Wind, Weher! wozu, Herr, wehst du so gewaltig? wozu trägst du chanische Pfeilchen auf deinen mühelosen Flügelchen gegen die Heere meines Geliebten? war es dir zu wenig, unter den Wolken über die Berge zu wehen, wogend Schiffe auf dem blauen Meere? Warum, Herr, verwehst du meine Freude über Pfriemengras?“

„Jaroslawna weint früh auf dem Geländer der Stadt Putiwl: o hochberühmter Dnepr, du hast durchbrochen die steinigen
711 Berge durch das Polowzer Land, du wogtest auf dir die Swätslawlischen Fahrzeuge in Kowaks Schar. Trage in sanfter Be-

wegung, Herr, zu mir mein Liebchen, damit ich nicht ins Meer früh Thränen zu ihm sende.“

„Jaroslawna weint früh auf dem Geländer der Stadt Putiwl und sagt: helle und dreimal helle Sonne! allen bist du warm und schön. Wozu, Herrscherin, breitest du aus deinen brennenden Strahl über die Heere meines Gatten? Im wasserlosen Gefild hat sie ihre Bogen durch Durst ausgetrocknet und vor Kummer ihnen die Köcher verschlossen.“

Für die altslawische Religion wird sich einige Aufklärung in diesem Lied finden lassen. Am merkwürdigsten ist der Spruch, welcher dem Boyan zugeschrieben wird (S. 60. 61): „Weder der kluge, noch der glückliche Vogel kann dem Schicksal Gottes entgehen.“ Alt erscheint demnach auch hier der Glauben an ein unabänderliches Urgesetz. Der Unglücksvogel Diw zeigt sich und schreit am Wipfel des Baums (S. 37); Vorbedeutungen erschrecken: wie Igor in den goldenen Bügel tritt und auszieht aus Nowgorod, „da vertrat ihm die Sonne den Pfad durch Finsternis, die stöhnende Nacht erweckt ihm durch Grauen die Vögel, das Heulen des Wilds in ihrem Stand“. Am Tage des Kampfs verkündigt sehr früh blutige Morgenröthe das Licht, schwarze Hagelwolken entsteigen dem Meer, Wolken bedecken die vier Sonnen (Heerführer); aus ihnen zittern hervor bläuliche Blitze, es entstand ein heftiger Donnerschlag, es regnete Pfeile vom grossen Don (S. 40). Ausser jenem Gott Weles, dessen Enkel Boyan war (40), wird auch Stribog, Gott der Winde (40), und Daschbog, von dem Glück und Segen kam und der besonders zu Kiew verehrt wurde (43), angeführt. Die Polowzer werden Dämonskinder genannt (41).

Wir sind noch einige Bemerkungen zu der Einleitung des Herrn Müller schuldig. Worüber wir verschieden von ihm denken, haben wir zum Theil schon bei der Betrachtung des Gedichts angedeutet: wir glauben nicht, dass hier an einen besonderen Dichter, am wenigsten bei der lebendigen Anschauung darin an einen Geistlichen gedacht werden könne, der absichtlich hier verfahren und aus der einheimischen Geschichte seinem
Volk hat ein Gedicht von nationalem Interesse liefern wollen: 712
es hat sich dieses Lied, wie alles Epos, unwillkürlich gedichtet.

Wenn der Verf. genauer die epischen Dichtungen der Völker betrachtet und über ihre Natur nachforscht, wird ihm die Wahrheit jener Behauptung einleuchten. Darum kann auch dem Dichter kein Vorwurf gemacht werden, dass ein unbehilflich oratorisch-poetisch-rhythmischer Gang in dem Lied sei; wir sind versichert, dass diese Form der Zeit nothwendig und darum die rechte war. Wir hätten gewünscht, dass der Verf. sich genauer über das Metrum geäussert und seine Gesetze angegeben, namentlich wünschten wir zu wissen, ob sich keine Spur von der in den altnordischen Gedichten herrschenden Alliteration fände. Wir glauben noch nicht recht daran, dass nur zuweilen ein Rhythmus sichtbar und vieles blosse Prosa sei; die Abtheilungen, die in Jaroslawnas Klage so sichtbar sind, beruhen gewiss auf einem metrischen Gesetz. Der Vorwurf gilt auch nicht, dass der Homer nicht benutzt und kein reiner Begriff des Epos in dem Lied sei. Das Epos zeigt sich bei jedem Volk sowohl ähnlich als unähnlich, das heisst, eigenthümlich; es würde ungerecht sein, eins als Norm aufzustellen, um das andere darnach zu messen. Auch dem müssen wir geradezu widersprechen, dass das Gedicht keine Haltung habe, es scheint uns alles in einem Geiste ergriffen.

Man entschuldige es, dass wir so ausführlich über dies kleine Gedicht gewesen. Mancher vielleicht, den unsere Anzeige bewegt, das Buch zur Hand zu nehmen, wird sich wundern über die wenigen Blätter, die er findet, und wenn er es gar liest, wird es ihm seltsam vorkommen, dass man auf diese wenigen poetischen Reize Werth legt, während Dichter der Zeit, von welchen nicht einmal viel [die] Rede ist, ihm auf leichtere Art viel Ansprechenderes darbieten. Wir halten das aber für den grössten Gewinn der historischen Betrachtung der Poesie, dass sie uns lehrt auf das Ursprüngliche in derselben zurückzugehen und es von dem herauszuschneiden, was, durch weltliche Künste entstanden, in falschem Glanze täuscht und mehr als jenes zu sein scheint. Es soll vor den Alpen zweierlei Wasser fliessen, das aus geschmolzenem Schnee sich gesammelt und das aus echten Quellen aus der Erde Schooss gestiegen; auch jenes schimmert in der Sonne und scheint ein guter

Trank, aber nur dieses ist heilsam und erquickend. Kundige 713
Wanderer wissen es allein zu unterscheiden. Auch ein Botaniker wird uns verstehen, wenn wir ihm sagen, dass uns dieses Gedicht wie eine neu entdeckte Pflanze vorkommt; wir kennen andere, die schöner sind und süsser duften, aber diese macht uns mit ihren einfachen in sich vollkommenen Formen einen Eindruck, den wir nie so empfunden und der uns aufs neue die unerschöpfliche Bildungskraft der Natur bewundern lässt.

W. C. G.

DER HELDEN BUCH. 833

Herausgegeben durch Fried. Heinr. von der Hagen. Erster Band. Berlin bei J. F. Unger 1811. gr. 8. Vorrede XIV S. Hörnen Siegfried. 28 S. Etzels Hofhaltung. 57 S. Das Rosengarten-Lied oder der Rosengarten zu Worms. 71 S. Alpharts Tod. 69 S. Ecken Ausfahrt. 191 S. Riese Siegenot. 70 S. Anhang. 13 S. (2 Rthlr. 18 Gr.)

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812), Bd II, No. 53. S. 833—843.

Das Glück hat sich günstig gezeigt und eine Handschrift auffinden lassen, welche in den grossen Cyklus der altdeutschen Nationaldichtung ein lebendiges Glied wieder aufstellt: das Lied von Alpharts Tod. In dem Vaterländischen Museum theilte Hr. Prof. v. d. Hagen Nachricht davon und ein Bruchstück mit, welches schon die ungemeine Trefflichkeit des Gedichts bewährte. Keins unter allen anderen noch übrigen schliesst sich im Geist so nahe an das Nibelungenlied, derselbe Odem, der jenes belebt, weht auch hier, es ist eine Frucht in derselben Sonne gereift, die jenem geschienen; wenn noch mehrere solcher Gedichte sich entdecken, so dass der Cyklus wenigstens in seinen Haupttheilen wieder aufsteht, wozu wir die Hoffnung hegen dürfen, da sie ohne Zweifel existirt haben, so wird selbst die feindseligste Gesinnung den grossen Umfang und die reiche Herrlichkeit der deutschen Dichtung anerkennen müssen.

Dieses, wie die anderen Gedichte, welche dieser Band enthält und die alle zu dem Cyklus gehören, hat uns der Heraus-

geber nicht in sorgfältigem Originaltext wie das Nibelungenlied,
sondern in einer modernisirten Überarbeitung mitgetheilt. Da
wir mit ihm glauben, dass das Leben der alten Dichtungen aus
der ursprünglichen Form am besten erkannt werden könne und
dass die Forderung an einen reinen Text die erste sei, so dürfen
wir es nicht billigen, dass er sie zurückgesetzt und dadurch
diejenigen, welche ein Recht haben, sie zu machen, gezwungen,
834 gleichsam von unten herauf zu dienen. Man hat die alten Statuen, als sie aufgefunden worden, erst aufgestellt, ehe man
daran gedacht, Gipsabdrücke für Akademieen zu nehmen. Wir
haben schon mehrmals erklärt, dass wir eine solche Arbeit an
sich für recht halten, wenn sie an dem rechten Ort geschieht,
ja für nothwendig, da auf alles, was vorhanden, die Gegenwart
mit ihren Tugenden und Mängeln einen begründeten Anspruch
hat, den sie auch durch alle Zeiten geltend gemacht. Jenes
Verständnis der ursprünglichen Form erfordert ein besonderes
Studium, darum ist es etwas Abgeschlossenes und wirkt nur
langsam, aber es ist der Kern, aus welchem alles für die Gegenwart Bearbeitete hervorgehen muss, sonst würde es ohne Verstand geschehen und wieder zusammenfallen. Es ist damit, wie
mit einem ausgezeichneten Menschen, sein Geist überflügelt
seine Zeit und steht einsam auf seinen Höhen, aber lässt sich
mild und lieblich in die Nähe herab, weil die Einsamkeit kalt
ist, wie die Region, wo nichts mehr wächst, und nur in der Mittheilung und Gemeinschaft die rechte Liebe. So denken wir
über die Zulässigkeit einer Modernisirung, sie soll frisch und
unmittelbar lebendig sein, das ist ihr Ziel, wornach um jeden
Preis zu streben; wer seiner Zeit etwas geben will, der soll sie
nicht erst meistern, auf welche bessere Art sie es zu empfangen
habe.

Wenden wir uns zu der hier gelieferten Arbeit, so können wir eines ausführlichen Urtheils überhoben sein, es ist genau dieselbe Manier, die der Herausgeber bei der Modernisirung des Nibelungenlieds befolgt hat, über die wir uns in diesen Jahrbüchern hinlänglich geäussert. Wie dort sind mit Consequenz und Fleiss die alten Gedichte in eine Sprache übertragen worden, die weder alt noch neu ist; so gehören sie nach

Warteinweil, das zwischen Himmel und Hölle liegt und wohin die Landsknechte wegen ihres ehrbaren Fluchens und sonstiger frommer Gottlosigkeit verwiesen sind. Der Herausgeber hat in der Vorrede einiges zu seiner Vertheidigung gesagt, was er überhaupt über die Nothwendigkeit der Erneuerung vorbringt, ist auch unsere Meinung; die Neigung dazu hat sich durch alle Jahrhunderte gezeigt, nur allzeit unschuldiger: aber gegen das, was er zur Vertheidigung der seinigen anführt, haben wir
vieles einzuwenden. Er sagt, es gelte bei der Sprache, die noch 835
fortlebe, kein Alt und Neu; der Satz ist ungeheuer; insofern er bedeutet, dass der Geist, der redet, ebenso die Idee der Poesie keine Geschichte habe, können wir ihn gern zugeben, aber die Äusserungen und Formen des Geistes, wovon die Sprache eine ist, haben ein Alt und Neu, sonst würde auch eine Erneuung überflüssig sein; die Sprache der früheren Jahrhunderte ist bestimmt untergegangen, wiewohl aus ihr die jetzige entstanden und sie mithin in Beziehung darauf keine todte heissen kann. Insoweit passt das Gleichnis von dem Palmbaum, dessen Blätter an dem früheren Ring standen, wie an dem späteren jetzt, recht gut, und jede Pflanze drückt es aus, die wieder aufwächst, gleich der, welche den Kern zu ihr gab. Wir glauben bestimmt an eine Tradition, an einen Zusammenhang aller Zeiten, an das Sittliche. Soll aber das Gleichnis beweisen, dass, wie die jetzigen Palmblätter dieselben, die an dem früheren Ring, so auch die jetzige Sprache im Grund dieselbe, so passt es nicht mehr. Eben, weil die Pflanze keine Geschichte hat, so keimt sie wieder in unseren Treibhäusern, wie sie vor tausend Jahren in Indien aufgegangen ist. Aber der menschliche Geist offenbart sich in jeder Zeit anders und verlässt eine Form, in die er nie wieder zurückkehrt. Kein heiligeres Princip, sagt Görres in der Mythengeschichte, hat die Geschichte zu vertheidigen, als jenes von ihrem stetigen Wachsthum ohne Beschränkung in der schrankenlosen Zeit. Auch an der Religion mögen Tod und Vergänglichkeit ihre Macht wohl üben, wie der Zerstörer Schiwa vieler Gestorbenen Brahmas Schädel trägt, also sind auch viele religiöse Formen vor dem Ewigen schon zerfallen und ihre Mumien nur noch in der Erinnerung der Geschichte aufbewahrt. Um von unserem Fall zu

reden, so gilt kein Mischen der untergegangenen Formen und der neuen, welches absichtlich ist; unbewusst allerdings wird sich die Sprache aus ihren alten Schätzen erweitern können, weil wir am wenigsten eine historische Stärkung ihr wegnehmen möchten; wie der Geist das neue Wort im Moment der Nothwendigkeit erfindet, so wird er in Gleichem das alte wieder anwenden, aber äusserlich nach einem System, führt den Tod in sich. Richtig bemerkt der Herausgeber, dass, je näher sich
836 seine Erneuung an das alte anschliesse, desto schreiender der Misston werde, es zeigt sich da, dass es nur eine Abweichung, nichts für sich Wohlklingendes sei. Es ist hier eine Mischung, die in keinem Punkt der Vergangenheit war und in keinem der Zukunft sein kann, weil sie ausser der Seele der Sprache liegt; dass ein mittlerer Verstand als Vorsatz irgendwo recht sein könne, ist uns undenkbar, unwillkürlich wird die Beschränktheit weltlicher Kräfte stets eine Grenze setzen, aber alles, was würdig lebt, strebt nach dem Höchsten; es liegt nicht in dem Willen, wenn zwei zu einander Redende sich nicht ganz verständlich machen können, sondern in der Dürftigkeit der Sprache, worüber alle Dichter klagen. — Einige der hier mitgetheilten Gedichte sind in der Form, in welcher sie auf uns gekommen, bedeutend jünger als das Nibelungenlied und eine Anzahl Wörter ausgenommen bald verständlich. Hier ist nun das Schreiende weit weniger hörbar, als in der Bearbeitung des Nibelungenlieds, aber wie leicht hätte der Herausgeber darum beide Rücksichten befriedigen können, wenn er gleich unter dem Text das Unverständliche erklärt hätte, ein Verfahren, das uns das Einfachste und Natürlichste scheint. Wir wissen nichts, was dagegen sein könnte, als die Parade des Drucks, dessen Schönheit und Luxus wir darum tadeln und an sich rühmen. — Bei aller Sorgfalt, sich so leicht als möglich bei den Schwierigkeiten zu helfen, sind die Hände so sehr gebunden bei dieser Manier, dass ein geringer Zusatz sich leicht als unschicklich zeigt; so heisst es z. B. in dem Original des Rosengarten:

Str. 254. Chriemhilt die Königin (weise) do nit viel lenger beyt,
mit Ernst vnd mit Fleise sy sich gar schon bereit.

bei Hagen:

Str. 236. Chriemhild die Königinne nicht länger sie da weilte,
mit Ernst und mit Fleisse sie sich bereitet' und eilte.

Hier ist der Zusatz durchaus dem Sinn entgegen, das Eilen dem ernsthaften Bereiten. Es versteht sich, dass der Herausgeber die Formen, zu denen er eine gewisse Vorliebe hegt und deren Verlust wir allerdings beklagen müssen (wiewohl wir uns damit trösten können, dass jede Sprache etwas Ähnliches verloren und dieser Untergang nothwendig ist), obgleich ganz veraltet, dennoch beibehalten, wie: gesegenot (Siegenot Str. 19), da der Druck 837
schon (Str. 20): gesegnet liest; ebenso heute ganz unverständliche Wörter, wie: verschlinden (Etzels Hofh. Str. 120), fährlingen (Alpharts Tod Str. 177. 288), rich für räch (Rosengarten Str. 263).

Wie in der Recension des veränderten Nibelungenlieds erkennen wir auch hier die Arbeit, die zum Grunde liegt, und wissen sie von der Modernisirung zu scheiden. Als Beweis unserer Aufmerksamkeit mögen hier die Bemerkungen stehen, welche wir bei der Vergleichung mit dem Originaltext gemacht. — Etzels Hofhaltung wäre richtiger der Wunderer zu benennen, der die Hauptperson im Gedicht ist. — Es liegt hier bloss die Dresdner Handschrift zum Grunde. Str. 21 liest der Herausgeber:

Des Hafs der wilden Meere war er ein König reich.

Wir lesen: dieshalb, diesseits der wilden Meere, unstreitig richtiger, da der seltsame Pleonasmus wegfällt, ohnehin müsste es der Haf heissen, da im Altdeutschen Haf stets ein Femininum ist. Str. 38 im letzten Vers möchten wir lieber für dich ergänzen. Das Rosengartenlied. Die im alten Heldenbuch gedruckte Recension hat der Herausgeber nach dem Münch. und Dresd. Codex, die beide genau mit einander übereinstimmen, wieder hergestellt. Das Ganze hat dadurch ungemein an Reinheit und Lesbarkeit gewonnen, da die Umarbeitung in Strophen manches schlechte Flickwort hinzugesetzt hatte. Indessen war der Druck auch als Quelle anzusehen, weil er in mancher Hinsicht reicher ist und jene Mspte ergänzt, sodann auch, weil er einzelne bessere Lesarten hat. Dass der Herausgeber die 22 Strophen, welche die Überfahrt der Helden beschreiben, aus-

gelassen, ist zu billigen, weil ganz deutlich sie aus einer anderen Recension eingerückt sind, dagegen sehen wir keinen rechten Grund, warum nach Str. 173 vier Strophen aus dem Druck übergangen sind und in den Anhang gebracht, da sie gar wohl in den Zusammenhang passen und an sich nicht schlecht sind. Auch manche Lesart im Druck hätten wir vorgezogen; man kann nicht immer mit Gewissheit auf Verdorbenheit des Texts schliessen, wenn der Reim verschlungen ist, da sich bekanntlich
838 dieses nicht gar selten schon im Nibelungenlied findet, und der innere Werth einer Lesart würde am meisten bei uns entscheiden. Ohnehin haben oft mehrere Verse (wie in Str. 344. 345, im Druck 362. 363) aus dem Druck müssen genommen werden, wie die ganze Str. 339 (Dr. 357), welche offenbar keine Zusätze des Bearbeiters sind. Wir wollen hier einiges bemerken, was uns besser geschienen, wiewohl wir gern zugeben, dass bei einer solchen Auswahl es auf individuelle Ansicht und augenblickliche Stimmung ankomme.

Hagen 174. Da verkehrte sich die Farbe an dem viel grimmen Mann,
Gehle und auch grüne ward seine Farbe gethan.

Druck 170. Da verkehrte sich die Farbe (syn) an dem viel grimmen mann,
gel vnd grün ward syn schyn, das er's musst sehen an.

H. 223. Da ward gar wohl gezieret viel manche schöne Magd
und manche schöne Fraue, als man uns von ihr sagt.

D. 241. Da ward gar wohl gezieret viel manche schöne maid,
die do ihr Haar aufschnieret, als uns die Wahrheit sait.

H. 251. Da kam die Königinne und gab ihm ein Kränzelein,
ein Halsen und ein Küssen, das müsst sein eigen sein.

D. 269. Da kam die Chriemhilt die kunigin und bracht ihm ein rosenkranz:
ein hälsen und ein küssen macht ihm sin freude ganz.

H. 266. Da sprach der Held Heime: „ich will ihn nicht bestan,
er ist so ungefüge und auch so freisam.“

D. 284. Do sprach Heime, der recke: „ich will sin nit bestan,
er hat dreimal mehr stärke, dann ich nie gewann.“

H. 340. Da sprach der von Berne: „ihr habt wohl gestritten,
in dem Rosengarten nach ehrlichen Sitten;
der Anger ist gekleidet mit euer beider Blut:
Chriemhild die Königinne ist des bass gemuth.“

D. 358. Do sprach von Bern Dieterich: „ihr hand manlich gestritten,
streich und schlag kräftigklich, die hatten ihr nit vermitten;
der Anger ist geferbet mit euerm rothen blut:
Chriemhilt sich nit erbarmet, sie ist dess bass gemuth.“

H. 355. Den Schild begunnte er sassen, der getreue Mann, 839
er säumte sich nicht länger, er sprang hin auf den Plan.

D. 372. Sin schild er zu ihm schwang und auch sin stehelin helm,
er durch den Garten sprang, das von ihm stub das melm.

H. 386. Da stritten sie gegen einander, die zwene weisen Mann,
da ward ritterlich gestritten auf dem Plan.

D. 403. Sie stritten mit einander, die zwen kühne mann,
recht als der Salamander in hitzen auf dem plan.

H. 387. Ich sag' euch das fürwahre, die zwene alten Mann,
sie stritten witzigliche auf dem weiten Plan.

D. 414. Ich sag euch das furwahre, die zwen alte Mann,
sie schlugen durch graue haare, dass das blut von ihn'n rann.

Ecken Ausfahrt. Aus den verschiedenen Drucken und der Dresd. Handschrift hat der Herausgeber hier einen ergänzten und besser geordneten Text geliefert; der HS. folgt er im Ganzen wohl mehr bis dahin, wo sie gänzlich abweicht vom Druck. Das Silbenmass hat er durchgehends berichtigt, wogegen wir hier gar nichts einzuwenden haben, da eine fest bestimmte Form zum Grund liegt. Wenn er in der Vorrede aber diese Überarbeitung eine meistersängerische nennt, so widersprechen wir ihm bestimmt, die Form rührt gewiss von den Meistersängern her, die Arbeit selbst ebenso gewiss nicht. Die Auswahl des Herausgebers gefällt uns fast immer, es sind die Vorzüge der verschiedenen Recensionen vereinigt, nur in folgendem Beispiel scheint die einfache Wortstellung dadurch verloren gegangen zu sein:

Dres. Hs. Str. 144. Du fichtes sam dein weren zwen,
vnd sich doch nur ein vor mir sten.

Druck. Ich sich nit mehr, denn einen schein,
und mein nit, dass dein seyen zwen.

Hagen. Du fichtest, als wären zween dein,
und doch seh ich nur einen Schein.

Riese Siegenot ist auf dieselbe Weise behandelt. Über Alpharts Tod, wo wir die Erneuung am meisten beklagen, können wir, da uns das Mspt. nicht zu Gebot steht, nur folgende Bemerkungen mittheilen: Str. 54 heisst der letzte Vers:

Achtzig Helden kühne mit dem Herzog Wolfing reit't.

Dieser Gebrauch des Singularis ist uns noch nicht vorgekommen, und es wäre wohl besser zu lesen: mit denen. Str. 115 steht: also dass für: das. Str. 139. Er sprach mit Gewalt gibt keinen Sinn; sollte es heissen: genote und auf Spotte reimen? Auch die beiden vorhergehenden Verse haben innere Reime. Str. 203 der herzen Leide, dies Adjectiv kennen wir gar nicht, es muss unstreitig: der Herzenleide heissen. Ebenso Str. 339 statt der alte, greise der Altgreise, wie sich immer die Zusammensetzung findet. Auch für den Hörnen Siegfried besitzen wir keinen von den zwei höchst seltenen Drucken, deren Dasein freilich ausser Zweifel war.

Wir haben noch von dem poetischen Werth dieser Gedichte zu reden. Der Trefflichkeit von Alpharts Tod ist schon oben Erwähnung gethan. Wenn wir dieses dem Nibelungenlied nicht ganz gleichstellen, so liegt es wohl bloss daran, dass uns dort beständig der grosse Zusammenhang vor Augen steht, der jedem einzelnen noch die eigene Bedeutung gibt, sonst ist hier derselbe Geist, das kleinste, jedes Wort ebenso von dem frischesten Dasein durchdrungen, dieselbe Ausführlichkeit, Ruhe und Gewalt der Darstellung; es wird sich hiermit am besten die Meinung von einem besonderen Dichter des Nibelungenlieds, die ohnehin auf nichts beruht, wenn noch jemand darauf bestehen sollte, widerlegen. Die Fabel ist einfach: ein Held, der, so jung er ist, doch schon sein Geschlecht fühlt, der nicht seine Stärke befragt, wenn er zum Kampf soll gehen und dem

die weltliche Meisterschaft des alten Hildebrand unterliegen muss, fällt, von dem ersten Morgenroth seines Lebens beschienen, unter blutdurstigen Händen; wir können das Interesse nicht von ihm abwenden, so schön ist er in allen Bewegungen und in allen Reden. — Ist in dem Rosengarten die Idee des Ganzen nicht von gar tiefer Bedeutung, denn der Cyklus will auch sein weltliches Theil haben, so ist sie doch ungemein ergötzlich und sehr wohl ausgeführt. Die Kämpfe sind alle nach dem individuellen Charakter der Helden verschieden, ausserdem 841
ist dem Gedicht ein heiterer Scherz und Humor eigen, wodurch besonders der Mönch Ylsan belebend hervortritt. Will der getreue Eckart keine ungetreue Magd küssen und ruft der alte Hildebrand aus: das alte Hurenwerk lasst sein! so reibt er die zarte Königin wund mit seinem rauhen Bart, und die erworbenen Rosenkränze drückt er seinen lieben Brüdern daheim auf die Stirne, dass das Blut herabläuft. Hierauf ist Ecken Ausfahrt zu nennen, neben den vorigen Gedichten, namentlich neben Alphart, darf man sagen, dass eine gewisse Breite darin sei, die hin und wieder ermüde; das Belebtsein des Epos durch alle Glieder, das Eindringliche ist in der Manier einer späteren Bearbeitung schon untergegangen, bei allem dem ist noch viel Poetisches in diesem Gedicht. Schön ist der Auszug des Eck: aus dem Geschlecht der Riesen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüstet in Ottnits Stahlrüstung mit goldenen Ringen, die gewirkt sind von Zwergen aus arabischem Golde und gehärtet in Drachenblut, tritt er wie ein Leu in den Tann; fern hört man es aus dem Wald klingen wie Glocken, wenn die Äste seinen Helm berühren, bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem wilden Thiere wird ihm nachgesehen. In der Nacht findet er Dieterich, der kampfmüde ist, beide legen sich nacheinander zum Schlaf nieder, einer bewacht den anderen. Wie die Vögel den Tag ansingen, beginnt der Kampf, das Feuer, aus den Helmen springend, entzündet rings die Äste, dass ein Rauch über den Streitenden aufsteigt. Die Gewandtheit des christlichen Helden siegt endlich über den ungefügen Riesen, der, heidnisch gesinnt, den Teufel zum Helfer haben will und

der doch auch wieder eine schöne treuherzige Gesinnung zeigt,
ja, er sagt selber dem Dieterich, auf welche Weise allein er getroffen
werden könne: dahin müsse er hauen, wo sein Panzer
zusammenhafte, dass jener, wie er ihn getödtet, ausruft: ich
hab mehr verloren zu dieser Stund denn gewonnen. Riese
Siegenot ist in derselben Manier gearbeitet, nur ist die Fabel
darin weniger werth. Es sind Beschreibungen der Kämpfe
Dieterichs und Hildebrands mit einem Riesen, die an sich
manches Gute haben, aber eben wie die Beschreibungen von
842 Landschaften ihrer Natur nach keine zu grosse Ausführlichkeit
erlauben, selbst nicht die beste. Das Epos hält darin das rechte
und schöne Mass. Erheitert wird das Gedicht und die Erzählung
von den Kämpfen unterbrochen durch die guten Scherzreden,
die Wolfhart mit der Herzogin Ute treibt, wie sie ihren
Herrn, den alten Hildebrand, zum Auszug rüstet: er meint, es
sei um den Riesen geschehen, wenn dieser an den Kuss denke,
den sie ihm beim Abschied gegeben. In Siegenot wie in Ecken
Ausfahrt leuchtet der alte gute Grund immer noch durch, und
würden wir die Originale aus früherer Zeit haben, sie würden sich
vortrefflich zeigen. Hierauf folgt der Hörnen Siegfried. Die
Fabel kennt man aus dem Volksbuch, die Form ist der des
Nibelungenlieds nachgeahmt, nur fehlt meist die charakteristische
Länge der vierten Zeile in der Strophe, aber von dem Geist
desselben ist wenig übergangen. Während jenes bis ins kleinste
Detail belebt und ansprechend, ist hier bei keinem einzigen
Moment verweilt, sondern alles in einer allgemeinen Oberflächlichkeit
gehalten; das Gleichmässige darin macht das Verdienst
dieser Bearbeitung aus, nebenbei hat sich noch manches gute
Wort erhalten. Endlich Etzels Hofhaltung ist uns ganz
ohne poetischen Werth. Es ist keinem Zweifel unterworfen,
dass sich in jenen Zeiten, etwa wo die Dresd. Handschrift compilirt
wurde, eine eigene Manier in Bearbeitung der deutschen
Heldensagen gebildet hatte, der wir zwar die Erhaltung manches
Einzelnen verdanken, in welcher aber jene immer mehr oder
weniger von ihrer alten Bedeutung und Höhe herabgezogen
wurden. In dieser Schule, und zwar von einem ihrer geringsten
Glieder, ist dieses Gedicht zusammengesetzt, aus entlehnten, auch

wohl aus eigenen Gedanken. Vielleicht ist eine allegorische Absicht dabei, die Jungfrau nennt sich Frau Selde am Ende, und die allegorischen Gedichte jener Zeit pflegen mit einer solchen Hofhaltung anzuheben.

Hieran schliesst sich noch ein bestimmter Tadel des vor-
liegenden Buchs. Nichts soll verabsäumt oder gering geachtet
werden, was der Wissenschaft dienen und die altdeutsche Litteratur
aufklären kann, das Kleinste verdient aufbewahrt und berück-
sichtigt zu werden; aber dem, der sich bloss an der Poesie
dieser alten Gedichte erfreuen will, dem soll man nur das Köst- 843
lichste und Reinste darreichen. Alle Poesie, ja alles Grosse
auf der Welt, hat seine Nachfolger und Nachahmer gehabt,
die sich daran gedrängt und angeschlossen, bis der Gipfel, der
einsam steht und die Sterne grüsst, durch sie mit dem Thale
verbunden worden. Diese Verbindung, die an sich etwas Noth-
wendiges und darum Rechtes hat, weil ein jeder nach seinen
Kräften Theil nehmen will, gilt nur für ihre Zeit; wenn die
Nacht der Jahrhunderte kommt, bleibt nur die Spitze in un-
vergänglichem Glanze stehen, und auf diese sollen wir deuten,
wenn jemand das Herrlichste jener Zeiten, das alles andere doch
in sich fasst, ansehen möchte. Nicht jeder kann sich mit dem
Studium der alten Zeit, dem es auferlegt ist, allem Zusammen-
hang durch die Dunkelheit nachzuspüren, beschäftigen, noch
wäre es wünschenswerth, aber auf die Ausbeute hat jeder ein
Recht. Des äusserlichen Nachtheils, der durch solche unbe-
schränkte, alles Urtheils sich begebende Mittheilung entsteht,
indem einer entgegenarbeitenden Gesinnung, die glaubt, man
dürfe nur Eines lieben und ehren, das in die Hände gibt, was
sie überall hier gern fände, gedenken wir nicht, weil er uns
niemals bedeutend vorgekommen ist.

W. C. Grimm.

1281 NARRENBUCH.

Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Halle in der Rengerschen Buchhandlung, 1811. VI und 541 S. in 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1812. Zweites Halbjahr. Leipzig, bei Breitkopf und Haertel. No. 161—163, am 1.—3. Juli 1812. S. 1281—1301.

[Mit Jacob Grimm.]

Wenn einer den Witz alter Zeiten zusammenzustellen und als einen nothwendigen Theil der ganzen Poesie geschichtlich zu untersuchen gedächte, wird niemand ein solches Unternehmen tadeln wollen: der poetisch Geniessende, der historisch Betrachtende, oder der beides zugleich ist, müsste dafür dankbar sein. Es ist eine eigene Freude und ein fester Grund in jenen Scherzen, besonders in jener Ironie, die mit sicherer Hand ein ganzes bürgermeisterliches Regiment gefasst und aufgehoben, das sie langsam nun dem Licht zudreht und mit unerschöpflicher Lust betrachtet. Etwa zu der Zeit, wo das uralte Heldengedicht bis auf wenige Laute verschollen, tritt diese neue Bildung hervor: das Feuer, das dort gleichsam auf Bergen ernst und reinflammend gestanden, brennt hier in den Thälern, wohin die Menschen hinabgezogen sind, tiefer und niedriger, aber lustig und prasselnd fort. Hell sind die Gestalten, die es anleuchtet, keine tragische geheimnisreiche Macht lenkt das Schicksal, alles lässt sich leicht übersehen, wäre nicht der Geist, der dort in ernsthaftem Aufschauen so gross erscheint, hier um sich wendend und der Welt zugekehrt, derselbe und darum doch unausmessbar. Nicht ganz aber ist das Feuer verlöscht, so gut war es entzündet, und noch heute lebt dieser Scherz und diese Ironie fort; war demnach bei der Erweckung des alten Lieds unerlässlich, die Gedanken in eine verschwundene Zeit zurückzulenken, so kann eine Erneuerung dieser alten Bürgerlust geradezu begehrenden Händen gereicht werden.

Über die Forderungen, die bei einem solchen Unternehmen gerecht sind, verständigt man sich leicht. Diese Gedichte, die sämmtlich über den Punkt, wo sie uns in solcher Gestalt sind

überliefert worden, hinausgehen und einen mythischen Charakter haben, müssen bis zu ihren Quellen verfolgt und ihre Entwickelung und Ausbildung, so weit es möglich ist, vor unsere Augen gelegt werden. Nichts darf für diesen Zweck versäumt werden; es ist nöthig, dass die Geschichte der Poesie gewinne und das Gedicht selbst reicher, reiner und frischer der leben- 1282
digen Lust übergeben werde, welcher die Wissenschaft sich doch nimmer entziehen darf. Wir zweifeln, dass dem Hrn. v. d. Hagen diese Forderungen entgangen sind, sollen wir aber das Resultat unserer Betrachtung seiner Arbeit gleich voranstellen, so müssen wir sagen, dass er keine davon erfüllt, was noch schlimmer, dass er nicht einmal den Vorsatz gehabt, sie zu erfüllen. Haben wir ihm dafür gedankt, dass er die beiden Kalenberger, die selten sind, wieder hat abdrucken lassen, was doch immer ein mässiges Verdienst ist, so wissen wir nicht, was wir an dem ganzen Buch noch zu loben hätten. So sorgfältig und übergenau der Verf. in dem ist, was den altdeutschen Nationalcyklus betrifft, so nachlässig erscheint er in den Prosabüchern; man hat dem Buch der Liebe schon vieles mit Recht zur Last legen können, dennoch ist es mit einer gewissen äusseren Sorgfalt behandelt, da hingegen dieses Werk kaum leichtsinniger konnte angefasst werden. Der Anhang, welcher historische Untersuchungen und litterarische Notizen enthalten soll, liefert nur, was dem Verf. in der Eile unter die Hände kam, und gewinnt endlich durch mancherlei Nachsätze das Ansehen von blossen Collectaneen; dazu kommt, dass bei einem fremden Corrector sich in diesem Theil eine Menge böser Druckfehler eingeschlichen haben.

Wir verlangen von jeder Arbeit, dass sie ernstlich gemeint und wirklich förderlich sei. Das ist dieses Buch aber auf keine Weise, und man sieht nicht ab, wozu es eigentlich in dieser Gestalt unternommen worden. Das Lalenbuch wird gegenwärtig noch in einigen Gegenden Deutschlands als Volksbuch verkauft, wohl nicht mehr der Morolf, aber dieses Gedicht ist in der älteren poetischen Bearbeitung, welche der Prosa nicht nachsteht, schon dem Publicum von dem Herausgeber mitgetheilt; was die beiden Kalenberger betrifft, so ist es zwar, wie

gesagt, gut, dass sie wieder abgedruckt sind, indessen hat Flögel in der Geschichte der Hofnarren einen ausführlichen Auszug gegeben, mit welchem man sich gern begnügt hätte, bis sie sorgfältiger erschienen wären. Dass diese Gedichte übersehen würden, war bei der Art, womit das Studium der altdeutschen Litteratur überhaupt getrieben wird, nicht zu befürchten, und eben darum eine solche Hast unnöthig, bei welcher dem Verf. selbst nicht wohl kann geworden sein.

Wäre ein ordentliches Studium vorangegangen, so würden
1283 mehrere ganz bestimmte, feststehende Charaktere begegnet sein, wie der Prahler, Schwaben, Schneider. Diese nebeneinander aufgestellt hätten, gegenseitig sich erläuternd und erklärend, erst den Reichthum und die eigentliche Natur dieser Seite der altdeutschen Poesie erkennen lassen. Eine solche mannigfach sich ausbreitende Untersuchung müsste der Geschichte der Poesie nicht gering zu achtende Resultate gewähren. Gerade diese Ruhe und helle Besonnenheit des Humors, diese ausdauernde und sicherlebende Ironie ist etwas den Deutschen ganz Eigenthümliches, die leicht an leichtspringendem Witz von anderen Völkern übertroffen werden.

Wissenschaftlicher Ernst hätte hier noch einen anderen Vortheil gebracht: das Buch wäre dann nur in die Hände derer gekommen, denen es gebührte. Wir wissen auch, dass Derbheiten dieser Dichtung zugehören und nothwendig sind, und verlangen so wenig, dass sie wegbleiben sollen, als wir den Aristophanes castrirt sehen möchten, allein unsere Zeit hat eine Zucht und Sitte, die geachtet werden muss, vor deren Augen man solche Dinge nicht hinstellen soll. Das Volk mag sie vertragen, aber ein feiner schamhafter Sinn der Frauen, der etwas Edles ist, hätte hier gewarnt werden sollen, und ein Zusatz: „für Männer gedruckt“ scheint so statthaft als das bekannte: Manuscript für Freunde.

Dieses im Allgemeinen über das vorliegende Buch ausgesprochene Urtheil halten wir uns schuldig im Einzelnen zu bewähren, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, der Recension einiges Interesse zu verleihen.

I. Die Schildbürger. Wie dieses Werk das Vollen-

detste und Gediegenste in der alten komischen Litteratur ist:
so erscheint eine sorgfältige Bearbeitung hier am nothwendigsten.
Was *den Text* betrifft, so ist der *erste* Theil nach den Aus-
gaben von 1605 und 1614 gemacht, die frühere von 1598 hat
der Herausgeber nicht gehabt, da sie doch bestimmt existirt und
billig hätte benutzt werden sollen; zweifelhafter ist freilich die
von 1597, weil man überhaupt Drauds Angaben*) nicht für zu-
verlässig nehmen kann. Indessen wollen wir hierüber nicht
lange rechten; da das Lalenbuch, wahrscheinlich wegen der in
Perioden geschlossenen Rede, die nicht so leicht zu zerreissen
war, überhaupt wenigere Veränderungen erlitten und selbst in
den heutigen Volksbüchern noch ziemlich rein erscheint, so mag
hier nicht so viel auf die ersten Ausgaben ankommen, wie bei
den Romanen im Buch der Liebe. Diese Nachlässigkeit ver-
schwindet gegen eine viel bedeutendere und geradezu unver-
zeihliche, indem Hr. v. d. Hagen den *zweiten* Theil des Buchs
nicht mitherausgegeben hat. Dieser, wenn er gleich nicht
völlig den ersten erreicht, ist dennoch ungemein witzig und in
vielen einzelnen Zügen ganz vortrefflich. Statt ihn im Text
mit abzudrucken, gibt er im Anhang einen dürftigen Auszug
davon, dem aller Scherz und alles poetische Interesse entzogen
ist. Eben so ist die abweichende Erzählung des Grillenver- 1284
treibers von den allzuderben Capiteln des ersten Theils, die
man ganz zugegeben wünscht, nur im Inhalt geliefert; wie wenig
aufmerksam auch dieser gemacht ist, sieht man daraus, dass
das eine Gedicht (S. 453 ff.) in zehn (nicht einmal in neun)
Verse abgetheilt worden, während es offenbar ein ganz regel-
mässiger Meistergesang von zwei Stollen und Abgesang in drei
Gesätzen ist. Auch die Litteratur des Lalenbuchs ist nicht voll-
ständig: der Katalog der Ungerischen Bibliothek führt S. 125
eine Ausgabe des Grillenvertreibers Frankf. 1670. 8^0 an. Eine
andere erschien: Nürnberg 1678. Die Ausgabe s. l. et a., welche
in der Romanenbibliothek benutzt und hier S. 491 bezweifelt
wird, existirt unstreitig, der Titel ist ganz richtig, nur etwas
abgekürzt angegeben. Sie stimmt dem Inhalt nach treu mit der
Ausgabe von 1598 überein, und nur die Orthographie ist erneuert.

*) [Vgl. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Anm. S. 509.]

Hat der Herausgeber auf diese Weise die Quellen vernachlässigt, so fehlen ihm weiter die besten und wichtigsten Hilfsmittel zur Erläuterung des Gedichts. Die dänische Sammlung: Molboers Bedrifter, die interessante Vergleichungen an die Hand gibt, hat er nicht gehabt und nur aus Nyerups Abhandlung in einer Zeitschrift angeführt. Aus dieser nimmt er weiter auch Nachweisungen über Freys Gartengesellschaft und das Rollwagenbüchlein. Dass sie nur sehr unvollständig sind, ist natürlich, da man in Dänemark nicht über seltene altdeutsche Bücher Untersuchungen anstellen kann; so erscheinen denn diese Notizen hier falsch und dürftig. Das Rollwagenbüchlein ist ursprünglich nicht ein zweiter Theil der Gartengesellschaft, sondern ein eigenes Buch, das den bekannten Jörg Wickram, Stadtschreiber zu Burkhaim, zum Verfasser hat. (Hieraus erklärt sich nun die Stelle bei Fischart in der Geschichtsklitterung S. 437, und Burkhaim ist nicht der Verfasser eines Buchs, s. Note 438, was Hr. Prof. v. d. H. ohnehin hätte wissen können, schon wenn er den Fischart aufmerksamer gelesen. Eben so rührt die Gartengesellschaft von Jacob Frey, Stadtschreiber zu Maursmünster, her.) Die Ausgabe, die Rec. vor sich hat, ist von 1557 in 8⁰, indessen existirt wahrscheinlich eine frühere, da in der Vorrede von Freys Gartengesellschaft von demselben Jahr schon des Rollwagenbüchleins gedacht wird und auf dem Titel dieser Ausgabe steht: „wiederum erneuwert und gemert.“ Die Ausgabe Magdeburg s. a., welche Draud bemerkt, ist später, sie ist bei Johann Franken gedruckt, heisst der Rollwagen und auf dem auch sonst abgeänderten Titel steht: jetzt von neuem übersehen und gemehret. Eine andere Ausgabe: Rollwagenbüchlein Mühlhausen s. a. (dieselbe welche Nyerup meint) ist auch später, als die von 1557, weil die Gartengesellschaft als zweiter Theil damit verbunden, in dem Katalog der Adelung. Bibliothek No. 2549 angeführt wird; ein dritter Theil wird dem Montanus zugeschrieben, unstreitig dessen Weg kürzer. (Wir kennen von demselben ein Lust-
1285 spiel: der ungetrewe Knecht. Strassb. bei Messerschmidt s. a. in 8⁰) Einer anderen Ausgabe von 1568 Rollwagen von Schimpf und Ernst gedenkt Cless biblioth. p. 247. Ausser

diesen beiden gibt es noch ein drittes hier auch wichtiges und dem H. v. d. Hagen nicht einmal dem Namen nach bekanntes Buch: Wend Unmuth durch Hans Wilhelm Kirchhof, einen Hessen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der erste und beste Band erschien Frankf. 1565 8⁰ (jedoch ist die Vorrede Cassel 1562 datirt) und ist in zwei, aber ungleiche Theile getheilt, der grösste enthält die weltlichen, der andere die geistlichen Erzählungen. In der Fortsetzung nennt Kirchhof sein Buch eine erweiterte und vermehrte Übersetzung von Bebels facetiis. Von diesem ersten Theil führt Strieder (hessische Gelehrt.-Gesch. VII, 79) noch eine andere Ausgabe Frankf. 1587 8⁰ an. Mehr, als Strieder gefunden, kann man aus dem Buch selbst von Kirchhofs Leben erfahren: als Soldat war er in Franken, Norddeutschland, Flandern gewesen, überall ist der Erwerb der Weltbekanntschaft, eine recht lebendige Anschauung sichtbar, und er übertrifft in der Erzählung Frey und Wickram. Den dritten Theil hat Rec. noch nicht gefunden, einen vierten und fünften aber, den Kirchhof späterhin als Burggraf von Spangenberg (Frankf. 1602) herausgab, auf der königl. Bibliothek zu Berlin gesehen; beide enthalten meist Auszüge aus der alten Geschichte und gehören nicht eigentlich hierher. Wie beliebt das Werk gewesen, zeigt die Nachahmung des Titels in späteren Sammlungen. Es folgt auf diese Bücher eine ziemlich lange Reihe ähnlicher, in diesem Geschmack ausgearbeiteter, sie sind wohl alle selten zu nennen, aber dass Hr. v. d. H. auch nicht ein einziges davon erwähnt, zeigt, wie wenig er nach dieser Litteratur sich umgesehen. Sie können hier nicht angeführt werden, weil sie eine besondere Abhandlung nöthig machten; wir nennen nur daraus Katzipori 1558 8⁰. Der Verfasser unterschreibt sich bei der Dedication: Hans, Compan von Schleusingen — und: Rastbüchlein durch Michael Lindner, weil dadurch die Stelle in der Vorrede von Fischarts Geschichtsklitterung vollkommen erklärt sein wird, wo offenbar zwei Bücher in eins zusammengeworfen sind. Aus der späteren Zeit ist der Neugebutzte kurzweilige Zeitvertreiber, welcher den bekannten Dichter Simon Dach zum Verfasser hat, anzuführen. Koch (Compend. II, 327) citirt eine Ausgabe s. l. 1668 12⁰,

eine andere von 1700 aber, die Rec. vor sich hat, zeigt, dass das Buch fünfmal aufgelegt worden. Es ist eine gar nicht dürftige Sammlung, die nur in der Darstellung der älteren weichen muss.

Wir haben diese litterarischen Nachweisungen nicht zurücklegen wollen, weil die kleinen Bücher in dem lustigen Schwaben, Elsass und Breisgau zuerst entstanden, dann aller Orten nachgeahmt, bestimmt auf Reisen, vor Traurigen oder an kühlen Brunnen gelesen zu werden, sich auf die rechte Art fast ganz
1286 vergriffen und verblättert haben und sehr selten geworden sind; zudem ist für die Bestimmung des Alters der Schildbürger eine genaue Angabe wichtig.

Der Verfasser theilt in einigen Worten die Bemerkung mit, dass das ganze Gedicht aus Volkstradition wahrscheinlich zusammengestellt sei und seinen Ursprung Dunkel umhülle, was eben so leicht als sicher im Allgemeinen zu treffen war. Ein Dunkel ruht freilich auf der Entstehung eines jeden Gedichts, das wir nicht aufhellen werden, wie bei der Betrachtung einer jeden wahrhaftigen Dichtung, auch unserer Zeit, wir endlich auf etwas Unergründliches gelangen.

Überall aber, wo wir Poesie finden, sehen wir sie auch angeknüpft an ein Früheres, eine Tradition geht durch alle Zeit, und Jahrhunderte, die auf die auffallendste Weise von einander geschieden, hängen doch mit tausend Fäden zusammen und mögen sich nicht verläugnen*). Wiederum aber stehen wir auch immer, wo die Dichtung frisch strömt, vor ihrer unversiegbaren Quelle, denn darin ruht das Geheimnis ihrer ergreifenden Macht, dass ihre Gegenwart in der Vorzeit begründet, die Vorzeit in ihrer Gegenwart lebendig und unvergangen ist. Wurde oben behauptet, dass nach dem Untergang des alten Heldenepos dieses Gedicht als neue Bildung hervorgetreten, so müssen doch die Keime und Adern dazu in früherer Zeit schon dagewesen sein, und nur das Herrschende können wir durch einen Gegensatz bezeichnen. Hernach hat das Ganze sich gesammelt, gleichsam auf einen Ruf, wie das gediegene Silber eine Zusammenhäufung einzelner Theile ist, nach unbekannten Gesetzen chemischer Ver-

*) [So habe ich für „verlängern“ geschrieben.]

wandtschaft bewirkt. Solche einzelne Spur finden wir schon im 13. Jahrhundert in dem Gedicht von Reinfried von Braunschweig, S. 37[d] des Hanöv. Manuscripts heisst es nämlich:

mit nassen schöben (Fackeln) luchtet
man e vnd vasset manes schin
in secken, e vch iemer min
hulde werde ze teile.

Hier erscheint dieselbe Idee, die wir bei den Schildbürgern weiter ausgeführt sehen, indem sie das Sonnenlicht in Säcken für ihr Rathhaus einfangen; wahrscheinlich bezieht sich das vorhergehende: „mit nassen Fackeln leuchten“ gleichfalls auf eine hierhergehörige Sage, die jetzt verloren ist. Die folgenden Jahrhunderte zeigten die Neigung des menschlichen Geistes zum Scherz, das freiwillige Begeben in eine fröhliche Narrheit in ihrer Entwickelung, wie die Griechen auf eine Tragödie ein Lustspiel folgen liessen, oder wie der Scherz uns wieder Luft macht und die Fesseln löst, mit denen der Ernst uns umgeben, so sehen wir diesen Gegensatz im Grossen erscheinen und diese Zeiten auf jene der Heldengesänge folgen, die einen durchaus tragischen Charakter hatten. Die Weihnachtspossen, das Ostergelächter, das Narrenfest sind Zeichen dieser Zeit, alle früher
entsprungen gelangten sie dazumal zu rechter Ausbildung. Nicht 1287
im Ernst, wie die theologische Facultät zu Paris zur Vertheidigung dieser Feste in einem Circularschreiben von 1441 anführt, sondern bloss zum Scherz werden sie nach alter Sitte gefeiert, damit die Narrheit, die uns natürlich ist und uns angeboren scheint, wenigstens alle Jahr einmal ausdünste und die Fässer mit dem Wein der Weisheit nicht zerplatzen. Man sieht hieraus, dass diese Ansicht der Narrheit, wie sie auch in dem Eingang des Lalenbuchs aufgestellt ist, eine allgemein verbreitete Volksidee war. Die clevische Geckengesellschaft, gestiftet im Jahr 1381, spricht sie gleichfalls deutlich aus. Endlich haben die berühmtesten Hofnarren, Kunz von Rosen, Claus Narr und der Eulenspiegel, der eine ganze Klasse repräsentirt, in diesen Zeiten gelebt.

Die vorhin genannten Sammlungen, fast alle in dem Laufe des 16. Jahrhunderts entstanden, haben uns eine Reihe sehr fröhlicher und in der That trefflicher Volkssagen erhalten. Dass

sie eigenthümlich deutsch (wiewohl man allerdings auch früher schon Übersetzungen, z. B. des Boccaccio antrifft) und dass sie unmittelbar dem Munde des Volks, unter dem sie lebten, entnommen sind, leidet keinen Zweifel, sobald man sie näher betrachtet. Es zeigt sich in ihnen alles, was wir an der Sage charakteristisch erkannt haben: eine Grundübereinstimmung, die durch alles geht, dann Abweichungen in Geschlechter und Stämme, die sich wieder in Äste und Zweige vertheilen, so dass jedem Einzelnen bei seinem unleugbaren Zusammenhang mit dem Ganzen sein individuelles Leben bleibt und jeder kleine Bezirk in einem anderen Dialekt redet.

Wir kommen hier auf den Punkt unserer Forderungen zurück. Dieser Charakter der Schildbürger, der vor den übrigen, die gleichwohl ihr eigenes Lob verlangen, unstreitig den Vorzug verdient, war aus den bemerkten Quellen zu erläutern. Wäre nicht schon der poetische Werth, so würde die merkwürdige Ausbreitung desselben, indem wir ihn nicht nur bei den Deutschen (in mehr als dreissig Gegenden) und den verwandten Stämmen, sondern auch bei den Slaven und Ungarn, in Frankreich und England finden, eine besonders aufmerksame Betrachtung fordern. Es waren die einzelnen Sagen aufzusuchen, zu vergleichen und zusammenzustellen. Das wird man im Voraus schon nicht abstreiten, dass sich aus einer solchen Arbeit mannigfache interessante Resultate ergeben müssen. So ist es auf der einen Seite gewiss merkwürdig, dass der Verfasser des Lalenbuchs, wiewohl ein ganzer Guss in seinem Werk ohne Zweifel sichtbar, doch die älteren Quellen oft wörtlich benutzt hat, z. B. die Geschichte von dem Bauer, der meint er schlafe (C. 37), ist im Rollwagenbüchlein fast mit denselben Worten erzählt und nur dort mit einigen Zusätzen verbessert. Es ist dies nichts anderes als ein Lob für ihn, da es beweist, wie sicher er den Charakter des Nationalgedichts getroffen.
1288 Auf der anderen Seite aber hat er auch manche einzelne Sage nicht so gut und innerlich vollkommen gefasst, wie sie uns anderwärts begegnet (von den ganz fehlenden reden wir nicht), und wenn zwar der Zusammenhang keineswegs vermisst wird, so sind sie doch eigentlich lückenhaft dargestellt; das Beispiel,

das wir unten geben, wird auch dieses beweisen. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass ein Einzelner nicht im Stande war, überall das Beste zu gewinnen, und die Arbeit ist demungeachtet in sehr geschickte Hände gerathen. Freilich wird die allgemeinere Bemerkung auch hier gelten, dass eben ein solches Zusammenfassen und Verknüpfen einer nach allen Seiten hin ausgebreiteten und lebendigen Sage schon einen Punkt der beginnenden Abnahme bezeichne und das Bedürfnis damit gefühlt werde, den Verlust abzuwenden. Uns liegt es ob, nachzuholen, so weit es möglich ist, und daher scheint ein solches ins Einzelne gehende Untersuchen hier allein förderlich: ein Ansehen der Sache gewährt wohl Ansichten, aber keine eigentliche Erkenntnis. Endlich war bei der noch lebendigen Tradition, einer nicht ganz armen Quelle, zu schöpfen und ihr Zusammenhang mit dem alten Gedicht nachzuweisen.

Halten wir dagegen, was Hr. v. d. Hagen geleistet, so 1289
besteht es darin, dass er erstlich den Bebel, einen der Dürftigsten, nach der lateinischen Ausgabe (wo sich diese Scherze schlecht ausnehmen, besser liest sich die deutsche Übersetzung) mit dem Lalenbuch verglichen: einige hierher gehörige Sagen hat er wieder gefunden und angeführt. Wie flüchtig indessen diese Vergleichung angestellt sei, ergibt sich daraus, dass er eine Sage, die Bebel (S. 57. 58) neben den anderen erzählt, übersehen hat: der Schultheiss nämlich im Bade zu Minsingen (Finsingen) sagt seinem ehemaligen Gesellen im Pferdehüten: wer hätte damals geglaubt, dass ich noch Schultheiss werden würde, was in den Schildbürgern Cap. 18 erzählt wird. Ja, es wird überhaupt zweifelhaft, ob der Herausgeber wirklich die Ausgabe des Bebel, die er citirt, vor sich gehabt, und die Rec. eben auch besitzt, er würde sonst die vorangehenden facetiae Frischlini durchgesehen haben, dass dieses aber nicht geschehen, ist offenbar, denn S. 8 findet sich nicht nur eine Redensart, womit der Schultheiss dem Kaiser die ausgesuchte Braut (Cap. 23, S. 143) lobt, in einer Erzählung erläutert, sondern S. 13 und 14 zum Theil der Schwank von der Braut (Schildb. Cap. 31), die dem Bräutigam vergilt, wieder. Auch, war die Zeit von der Abfassung der Bebel. Sammlung zu bestimmen, so musste nicht

das Jahr 1506 erwähnt werden, sondern 1509, das Bebel (S. 198) als ein vorlängst verflossenes bezeichnet, ausserdem gedenkt er (S. 93) seines 1508 gestorbenen Vaters, welches Jahr noch einmal (S. 232) erwähnt wird. Selbst die ausbündigen guten Possen 1610 8^0, die nach dem Panzer. Catalog 16212^b mit dem Lalenbuch in einem Band waren, welchen der Herausgeber erstanden hat, und die No. 35 die Geschichte von dem Schultheiss im Bade enthalten, sind nicht einmal nachgesehen worden. Auf den Bebel sodann lässt der Herausgeber die Anspielungen folgen, die sich bei Fischart auf das Gedicht finden. Es wird geschlossen, [dass,] weil er das Lalenbuch oder die Schildbürger nirgends als ein besonderes Werk citirt, dieses vor 1591 nicht dagewesen sei; dagegen ist nichts zu erinnern, und da wir in jener
1290 früheren scherzhaften Sammlung ebenfalls keine Spur seines Daseins gefunden, so mag leicht die Ausgabe von 1597 die erste und das Buch in diesem Jahr entstanden sein. — Indessen ist hier ein Irrthum zu berichtigen, den Hr. v. d. Hagen freilich mit vielen anderen theilt: eine Ausgabe der Fischartischen Geschichtsklitterung, nämlich vom Jahr 1552, existirt nicht, betrachtet man die Ziffer genau, so wird man leichter 1582 lesen können, diese aber als die rechte Jahrzahl ergibt sich nicht nur daraus, dass Fischart überhaupt erst seit 1570 zu schreiben angefangen und sonst ein grosser Zeitraum zwischen diesem und seinen übrigen Werken liegen würde, sondern auch aus dem entscheidenden Umstand, dass die Gartengesellschaft, Katziporigestech darin citirt werden, welche sämmtlich nach 1552 zum ersten Mal erschienen sind, und dass Rabelais, dessen Grabschrift Fischart darin dichtet, erst 1553 gestorben ist.

Das ist alles, was Hr. v. d. Hagen für die Erklärung der alten Dichtung gethan. Zwei Bücher hat er benutzt, nicht einmal, wie sich's gebührt; alle anderen bestimmt hierher gehörenden Hilfsmittel, die ein reichliches Licht geben, waren ihm fremd. Wir schweigen von entfernteren Anspielungen, die sich in anderen gleichzeitigen Büchern finden, da Hans Sachs, der so nahe lag, nicht einmal zu Rathe gezogen worden; ausserdem gibt es Romane, die, in dem Geist dieser Dichtung geschrieben, Aufklärungen, selbst neue Sagen gewähren. Der

noch lebenden Sage ist es nicht besser ergangen, denn dass die Paar Zeilen, die S. 496 ihrer Erwähnung thun, hier für etwas gelten sollen, wird er selbst nicht behaupten. Mehr Sorgfalt und Mühe hat er nicht an eine Dichtung wenden wollen, von der er selbst sagt, dass Görres sie mit Recht dem unsterblichen Don Quixote verglichen. Die Ehre, zuerst wieder auf diese Art eine Ausgabe veranstaltet zu haben, dürfte ihm nicht leicht missgönnt werden. Die Fragen nach der Entstehung, Ausbildung, nach dem sagenmässigen, allgemein verbreiteten Leben des Ganzen werden gleich anfangs mit einer leichten Conversationswendung: „die Namen werden nicht gern gehört, ein jeder kennt seine Heimath“ abgewiesen. Da sie gleich vor trockenen Auszügen steht, so bedenken wir uns gar nicht, vielleicht etwas linkisch, darauf zu antworten: sie würden recht gern gehört, und der Verf. sei nicht zu loben, dass er absichtlich zu verschweigen sich anstelle, was ohne Zweifel von Interesse sei.

Wir sind nicht verpflichtet, des Verfassers Schuld hier abzu- 1291
tragen, die einzelnen Sagen nachzuweisen und in ihrer Verschiedenheit und Übereinstimmung aufzustellen, ohnehin würden die Grenzen einer Recension uns von dieser Pflicht befreien. Leser, denen die Quellen zur Hand sind, mögen etwa nur die Fabel vom Krebs Cap. 41 mit Bebel S. 184, mit einem Meistergesang, vermuthlich H. Sachsens von 1545, mit der Erzählung im ovum paschale Th. 2, S. 250—254 und einer wiederum ganz verschiedenen in der Fortsetzung dieses Werks S. 64—66, so wie endlich mit der Sage vom Hering gleich Eingangs der Malboers Bedrifter vergleichen.

Wir irren schwerlich, wenn wir meinen, man könne erst von einer alle und jede Verschiedenheit der Fabel verfolgenden, freilich mühsameren Bearbeitung des Ganzen sagen, dass etwas für die Erklärung desselben geleistet worden. Es würde dann klar vor Augen stehen, wie das Gedicht, aus der Mitte mannigfacher Traditionen aufwärts getrieben, die Idee, die durch jene hingegangen, gefunden und ausgesprochen habe. Das ist Pflicht der historischen Untersuchung, das Geflecht und die Adern des Blattes, das frei in der Luft spielt, zu betrachten und den Zu-

sammenhang darin zu entdecken. Zugleich, da dies auf seinen Stamm zurückführt, muss dadurch die Kraft, die es hervorgetrieben, in ihrem grösseren Umfange sichtbar werden, und so würde in diesem Fall eine nicht zu verachtende Zahl hierhergehöriger, im Zusammenfassen ausgefallener Fabeln als Ergänzungen sich dargeboten haben.

II. Markolf und Salomon. Wir brauchen hier nicht lang zu verweilen, da die eigentliche historische Untersuchung über dieses Gedicht zu der älteren poetischen Bearbeitung gehört, wohin denn auch der Verf. verwiesen und wozu er ein Paar Nachträge geliefert hat. Was den Text betrifft, so ist der Neuberische Druck zu Grund gelegt; hätten wir eine Ausgabe dieses Gedichts, welches bei allem Schmutz und obgleich weit unter den Schildbürgern, doch durch seinen kecken, festen Charakter und nicht gemeinen Witz seinen Werth behaupten kann, zu besorgen, so würden wir ein Manuscript dieser Prosa aus dem 15. Jahrhundert zu Grunde legen. Wir können dem Hrn. v. d. Hagen weiter keinen Vorwurf darüber machen, dass er es nicht gekannt, allein es ist dadurch unstreitig Nachtheil erwachsen, da im Verhältnis zum Druck die Sprache im Manuscript durchaus naiver und einfacher ist; manchmal ist es in der Sache ausführlicher, auch dass einzelnes darin besser vorkommt, wird man leicht zugeben, da die Nachlässigkeit des Drucks fast immer etwas zu Grunde gerichtet hat. Wir führen eine kurze Stelle aus dem Anfang zur Vergleichung an: (Morolf) „hat Haar, das was grob und stach als Igelsborsten, und sein Schuh waren aus der Massen buers (bäurisch), und sin Gürtel was von einer Eichenwied, und die Scheiden was fast
1292 zurissen. Sein Gugel was gemacht von rieden und was gefuttert mit einer Hirshut und sin Gewand hat die allersnodeste Farbe.“ So auch z. B., wenn es hernach heisst: „wer Spreu säet, der schneidet Armuth“, so scheint uns das besser als im Druck: der mähet bös Getraide. — S. 504 wird Morolf für eine Art Wein ausgegeben, es wäre erst zu fragen, ob das nicht eine Fischartische Abänderung für Moras ist. Über einige Ausgaben des lateinischen und deutschen Buchs vergleiche man eine

Anzeige des Recensenten im Neuen lit. Anz. 1807, No. 50 [= Kl. Schr. I, 45—47], die dem Herausgeber entgangen zu sein scheint.

III. Der Pfarrherr vom Kalenberg und Peter Leu. Beide Gedichte haben einen sehr ähnlichen Charakter, gute Spässe, etwas feiner, als sie Eulenspiegel geliefert, wiewohl dieser charakteristischer und originaler bleibt; hier in der Darstellung mögen sie auch schon etwas verloren haben. Die Übereinstimmung beider zeigt sich nicht nur in der Benennung, indem Peter Leu der zweite Kalenberger heisst, sondern auch darin, dass in beiden eine ziemlich gleichlautende Predigt vorkommt, wodurch der Herausgeber eine Nachahmung beweisen will, die indes weder in der Vorrede eingestanden noch in diesem Sinn vorhanden ist.

Für die historische Erklärung beider Gedichte ist nichts geschehen, selbst Flögels so brauchbares Buch über die Hofnarren [Leipzig 1789], wenn gleich angeführt, doch nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal nachgesehen. Denn schwerlich würde der Herausgeber es unterlassen haben, anzumerken, was sich aus S. 178. 179. 255 bei Flögel ergibt, dass die Sage, worin der Kalenberger den Thürhüter, der mit ihm theilen will, betrügt und ihm Schläge zuwendet, mit geringer Abweichung von dem türkischen Hofnarren Nasureddin Chodscha erzählt wird, ferner dass sie bei Sacchetti in der 195. Novelle von einem Bauer vorkommt, der dem König Philipp von Valois seinen verlorenen Sperber wieder bringt.

Diese Übereinstimmungen aber sind hier ungemein merkwürdig; würden mehrere dieser Art auch nur in verwandten Gedichten sich finden, so würde die Frage, wie sie zu erklären, zunächst ein Zweifel, ob die Personen, die in diesen Gedichten leben, auch ausser denselben gelebt haben, sehr natürlich und vor allem zur Untersuchung interessant sein. Ohne sich auf diese einzulassen, behauptet Hr. v. d. Hagen (S. 515): „es ist nicht zu zweifeln, dass der Kalenberger wirklich gelebt habe und alles oder doch das meiste so geschehen sei, wie wir es hier lesen“; hernach etwas Ähnliches vom Peter Leu. Die Stütze der Behauptung ist das Gedicht selber, in welchem die

äusseren Verhältnisse der Kalenberger vorkommen, und besonders gehört folgende Stelle hierher (S. 307):

> Darum hielt er (Otto der Fröhliche) die zween Mann,
> den Neithard und den Capellan.

Dies führt auf die Frage, ob der Neithart, der hier als Genosse
1293 des Kalenbergers genannt wird, der bekannte Meistersänger sei.
Da Hr. v. d. Hagen sich im Anhang (S. 520—525) auch auf diesen einlässt und ohnehin Hr. A. W. Schlegel in der Recension von Docens Titurel (Heidelberger Jahrbücher 1811, No. 69, S. 1097. 1098) der Schwierigkeiten in Bestimmung des Zeitalters dieses Dichters gedenkt, so wird man es billigen, wenn wir bei ihm erst verweilen, ehe wir zu jenen Fragen zurückkehren, deren Beantwortung dann auch erleichtert sein wird.

Wir fangen mit der Behauptung an, dass alle Gedichte, die unter Nitharts Namen auf uns gekommen sind, sowohl diejenigen, die man in der Bodmerischen Sammlung abgedruckt findet, als die, welche das Brentanoische Manuscript, das Rec. vor sich liegen hat, enthält (auch das einzelne Lied, das Benecke in seinen Beiträgen wieder hat abdrucken lassen, gehört hierher), von einem und demselben Individuum herrühren. Man braucht nur leichthin zu lesen, um dieselbe charakteristische Manier in der Darstellung und im Ausdruck zu erkennen; eben so treten dieselben Personen wieder auf. Soll nun Nitharts Zeitalter bestimmt werden, so müssen uns vor allen die Angaben in seinen Gedichten leiten. Er sagt aber folgendes von sich aus: er sei mit Kaiser Friedrich über das Meer in der Heiden Land gezogen, grosse Noth habe er da gelitten, da die Schwerter der Feinde scharf geschnitten; ein heidnischer Pfeil habe ihn getroffen, da sei er zurück nach Haus gesendet worden, als er aber seine Gesundheit wieder erhalten, sei seine Noth mit den Torpern (Tölpeln) wieder angegangen.“ — „Die ihn Nithart genannt, die hätten sein zu gut gedacht, dass er in seinem Muthe nie einen Biedermann (d. h. hier: einen Vornehmen, indem er sich gleich entgegen setzt) sich, dem Bauer, geneigt gehalten, ihrer Üppigkeit halber, die ihn zu Schaden gebracht, gegen die Herzogin von Baiern“ — „diese habe sein

zum ersten erdacht“ — „zwölf Jahre sei er in Baiern gewesen, eh’ er dem Fürsten von Oestreich gegeben worden, da habe sich allererst sein Leben getheuert“. — Einmal erzählt er, wie er Bauern als Mönche geschoren zum Herzog Otto nach Wien gebracht. Alle diese Angaben enthält das Brentan. Manuscript. Aus der Bodmerischen Sammlung (S. 72^{ab}) ist hinzuzufügen, dass Fürst Friedrich dem Nithart einen silbervollen Schrein gegeben.

Der Hauptpunkt ist ohne Zweifel die Erwähnung des Kreuzzuges unter Kaiser Friedrich und geradezu entscheidend. Unter dem Kaiser ist wohl nicht Barbarossa gemeint, dieser konnte nach Zinkgräfs Behauptung (Apophthegmata I, 32) keine Schalksnarren leiden, auch wäre seiner bekannten Todesart in dem Kreuzzug von 1190 wohl Erwähnung geschehen; darum und weil Nithart von einer Seefahrt redet, die eigentlich nicht auf diesen Zug passt, ist wahrscheinlich von Barbarossas Enkel Friedrich II. und dem Kreuzzug die Rede, den er 1228 unternahm, nachdem er ihn bei seiner Vermählung mit Jolanta von 1294
Brienne fünf Jahre vorher schon gelobt und wegen Verzögerung desselben von Gregor IX. in den Bann gethan war. (Ausgemacht ist es indes noch nicht, und nur so viel ausser Zweifel, dass auf keinen anderen als auf einen von diesen beiden Kreuzzügen die Stelle bezogen werden kann. Ist Nithart bei Barbarossa und Friedrich dem Katholischen von Oestreich gewesen, so ist er einer der ältesten Dichter.) Nach unserer Annahme können wir ein männliches Alter voraussetzen, als Nithart mit dem Kaiser auszog, und so irrt man schwerlich bedeutend, wenn man annimmt, dass seine Jahre mit denen des 13. Jahrhunderts zu zählen sind; eher indessen dürfte er etwas älter als jünger sein, da er schon 12 Jahre in Baiern gewesen, als er nach Oestreich kam, und dort wenigstens ein jugendliches Alter hatte. Der Fürst von Oestreich, dem er gegeben wurde, dessen Gunst er so sehr rühmt, kann nicht leicht ein anderer als Friedrich der Streitbare, der letzte Bamberger, gewesen sein: ein frischer Herr, wie ihn Aventin nennt, der wohl seine Lust an dem Nithart gehabt hat; auch passt das Loblied auf den allein muthigen Fürsten von Osterland (Bodmer 76^{a}) recht wohl auf diesen.

Friedrich, geb. 1211, starb bekanntlich schon 1246. Der Herzog Otto, dessen Nithart einmal gedenkt, muss nach ihm gelebt haben; wir werden hernach auf ihn zurückkommen. Obiger Annahme fügen sich auch die Erwähnungen des Nitharts bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Eschenbach gedenkt seiner nicht nur im Titurel, sondern auch in einer bisher übersehenen Stelle des Wilhelm von Oranse (S. 140[b]) [312, 12—14]:

> hett iz (das Schwert Rennwarts) her nithart gesehen
> oter sinen gobowel tragen
> her begund iz sinen vrounden clagen.

Als Theilnehmer an dem Wartburger Krieg dürfen wir diesem um 1207 ein männliches Alter zuschreiben, und es ist ohne Zweifel, dass er noch in dem 12. Jahrhundert geboren, und wahrscheinlich, dass er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vielleicht um 1230 gestorben ist. Lässt ihn Hr. Büsching (Altdeutsches Museum I, 6) nur bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts leben, so ist es ungleich irriger und geradezu unbegreiflich, wie Hr. v. d. Hagen S. 526 Note behaupten kann, Wolfram müsse bis tief ins 13. Jahrhundert gelebt haben. Eschenbach war noch des Nitharts Zeitgenosse, nur älter. Heinrich von Vriberc, den wir als Nachfolger des Gottfried von Strassburg nicht weit hinter die Mitte des 13. Jahrhunderts setzen, erwähnt der Lieder Nitharts, aber nichts ausdrücklich von seinem Tod. Robin und Marner dagegen beklagen schon den todten Nithart, dass beide aber auch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts schon gestorben waren, ist wiederum aus der Klage des Herman Damen (hinter dem Iwain der Müller. Sammlung V, 310) über den todten Nithart, Robin und Marner nicht zu bezweifeln: eine deshalb merkwürdige
1295 Stelle, die Hr. v. d. Hagen nicht angeführt hat. Herman Damen aber als Zeitgenosse des Conrad von Wirzburg und des Meisners oder Frauenlobs gehört auch noch in das 13. Jahrhundert. Marners Zeit wird noch deutlicher, wenn wir bemerken, dass Rumelant aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts des Alters jenes Dichters spottet (Altd. Museum II, 154). (Übrigens könnten die Stellen, die über Nithart in späteren Gedichten sich finden und die hier weiter von keinem Einfluss sind, leicht vermehrt

werden. In dem Apollonius von Tyrland heisst es nach der Gothaischen HS. V. 7833:

er was ir meister worden sa,
als engelmair in dem gew.

In dem Manuscript eines allegorischen Gedichts über die Strafe der Untreue p. m. 43.

— Zeiselmure,
da manichen vilzgebur
her nithard hat gesungen.

Auch in der Mörin kommt noch eine Stelle vor, die der eilige Verf. übersehen, ed. 1512, f. 42[a].

ich sprach: nein, eckart, das lass ston,
als neithart sang zu einem mal.

dann bei Hans Sachs.)

Es geht aus allem diesem ohne Widerrede hervor, dass Nithart auf keine Weise in Diensten oder in der Gesellschaft Otto des Fröhlichen von Oestreich hat leben können, der ganz dem 14. Jahrhundert angehört. Selbst zwischen dessen Geburt (1301) und Nitharts Tod liegt einige Zeit. Da wir nun den Kalenberger bestimmt als Ottos Zeitgenossen sehen, so ist ferner einfache Folge, dass beide Lustigmacher sich nicht gekannt und mit einander Verkehr gehabt haben. Es wäre schon ein wichtiger Grund dagegen, dass in des Kalenbergers Streichen nicht eine Beziehung auf den Nithart vorkommt, während doch bei einem Zusammenleben sich ihre Schwänke mannigfach müssten gekreuzt haben; es wundert uns, dass dem Hrn. v. d. Hagen dieses nicht aufgefallen ist; kommt dazu, was wir aus dem Manuscript vollständig versichern können, dass auch bei Nithart keine Spur von dem Kalenberger sich findet, so würde dies allein jene Behauptung sehr zweifelhaft machen.

Die Hauptstelle dafür ist die aus dem Gedicht selber vorhin angeführte. Unter den übrigen Schriftstellern, die sie enthalten, hätte der zuerst reden müssen, welcher der älteste ist, Aventin (den aber Hr. v. d. H. bloss citirt), er sagt (Bair. Chronik Hft. 1580, f. 390[b]): „bey diesem Herzog Otto (dem Fröhlichen) aus Oestreich und seinem Gemahl, Frauen Elsen aus Niederbayern, seind am Hof gewesen: Neithart Fuchs, ein Franke und Hans

Pfaff, Pfarrherr zu Kalenberg, von dem man so viel singet und
1296 saget.“ — Hier finden wir zuerst die neue Bestimmung, dass Nithart auch Fuchs geheissen und ein Franke gewesen. Fugger sagt dasselbe von Nithart, nur setzt er hinzu, dass er der Bauernfeind genannt worden (auch den Kalenberger nennt er abweichend vom Aventin Weigand von Theben). Die anderen, Fischart, Roo usw., die der Verf. anführt, schreiben offenbar dem Fugger nach und verdienen hier weiter keine Berücksichtigung, eben dies ist mit Ludwig in germania princeps der Fall (Koch hat falsch citirt, die hierhergehörige Stelle findet sich nach der Ausgabe von 1725 S. 15 in der östreichischen Genealogie). Spangenberg führt noch das Jahr 1290 an, wo Nithart an Ottos Hof soll gelebt haben.

Wir erklären diese Angaben geradezu für falsch: es ist ein überlieferter Irrthum darin, den wahrscheinlich der Verf. des Kalenbergers zuerst aufgebracht hat. Weitere Beweise sind nach dem oben Ausgeführten nicht nöthig, sonst könnte einer aus Spangenbergs Angabe der Zeit geführt werden, da Otto der Fröhliche erst im 14. Jahrhundert geboren wurde; wir wissen nicht, wie sogar dieser Widerspruch dem Hrn. v. d. Hagen entgangen ist. Wollte man die Entstehung des Irrthums erklären, so könnte man annehmen, dass der Herzog Otto, den Nithart in einem Gedicht anführt, von dem Dichter des Kalenbergers für Otto den Fröhlichen, nicht sonderlich um chronologische Widersprüche bekümmert, auf gut Glück angenommen worden. Indessen bleibt es immer schwierig zu bestimmen, wer unter diesem H. Otto gemeint ist, und nur die Hauptsache gewiss, dass an Otto den Fröhlichen nicht kann gedacht werden. Nach Friedrichs des Streitbaren Tod entstanden bekanntlich Uneinigkeiten über die Erbfolge in die östreichischen Länder; obgleich Kaiser Friedrich II. sie schon für ein erledigtes, ihm anheimgefallenes Reichslehen erklärte, so gelangte doch erst Rudolf von Habsburg in den ruhigen Besitz derselben, der sie dem Ottokar von Böhmen abgewinnen musste. Rudolf gab seine Tochter Catharina einem Herzog Otto von Baiern zur Gemahlin und ihr zur Ausstattung das Land ob der Ens. Dieser Otto müsste sich zu Wien befunden und Nithart ihm die Lust mit den be-

trogenen Bauern gemacht haben, nur werden dann seine Lebensjahre in die siebziger Jahre weit hinaufgerückt, was sich immer noch mit den obigen Angaben vereinigen lässt, wiewohl er nicht viel länger kann gelebt haben. Friedrich II. hatte nach des Bambergers Tod und auch früher einmal, als dieser in die Acht erklärt war, einen Grafen Otto von Eberstein nach Wien zum Reichsverweser gesetzt, nur darf man nicht annehmen, dass er lang sein Amt behauptet, und das macht es schwierig, wenn man diesen darunter verstehen will.

Indessen hat der Irrthum, der den Nithart und den Kalen- 1297
berger zusammengestellt, noch eine andere Seite, die wir berücksichtigen wollen. Offenbar nämlich liegt der Gedanke zum Grund, dass beide eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter verbindet. Es scheint wirklich, dass Nithart wie der Kalenberger ein Lustigmacher von Profession gewesen. Vielleicht war er in Meissen zu Haus, denn nach einem Lied des Brentanoischen Manuscripts zog er durch stolzen Muth und durch seine Frau aus Meissen in das Elend, in ein fremdes Land. (Es ist darum wahrscheinlich, dass Gottsched dies Manuscript gekannt, denn er nennt den Nithart einen Meissnischen Edelmann, was Flögel sich nicht erklären konnte und was er auch wohl nicht war, vermuthlich ein Bürger.) Er kam mit guter Zuversicht, ohne Mangel an Ross und Gewand nach Nürnberg, dort wollte er sich dem Reichsvogt (Otto IV?) bekannt machen. Einer fragte ihn, ob er ihm halb geben wolle, was der Fürst an ihm thue (hierin liegt eine Ähnlichkeit mit des Kalenbergers erstem Streich), so wolle er ihn vor ihn bringen; Nithart aber besann sich auf einen Schwank. Er gab hundert oder mehr Bürgern jedem einen Regensburger (beiläufig: auch dieses bestimmt in etwas Nitharts Zeitalter, indem Herzog Otto von Baiern, der 1253 gestorben, diese Münze während seiner Regierung unterdrückt hatte, nach Aventin S. 377[b]), ihm ein Paar Hosen kaufen zu helfen, die überhaupt nur 18 Regensburger kosten sollten, wodurch ein Zusammenlauf und ein schimpfliches Spotten entstand. Der Fürst, der aufmerksam darauf geworden war, liess ihn holen, und er ward nun vor ihn und die Herzogin geführt. Es scheint, dass er einmal mit einigen Edeln Streit gehabt,

ihrer Üppigkeit halber, und sie aus Rache es bei der Herzogin dahin brachten, dass er genöthigt ward, das Amt eines Lustigmachers zu übernehmen; so legen wir wenigstens die Worte aus: „die (Herzogin) mein zum ersten erdachte.“ Die tölpische Verschlagenheit und fast unbeholfene Lust, Streiche zu spielen, überhaupt diese Mischung von Klugheit und Dummheit, die ihn charakterisirt, machten ihn ganz passend zu diesem Handwerk. Die Dichtkunst hatte er schon getrieben, denn er sagt bei seinem
1298 Einzug in Nürnberg: „ich sang aus meines Dichtes Werk“ (Brent. Ms.); und dass er nicht eigentlich aus dem Bauernstand, ist wahrscheinlich, da er deutsche Bücher lesen konnte (Bodmer 79^b). In Baiern, scheint es, hat man ihn hart gehalten, denn als er hernach dem Fürsten von Oestreich gegeben wurde, hat sich erst, wie er sagt, sein Leben getheuert. Aus Oestreich muss er nun den Kreuzzug 1228 mitgemacht haben, vielleicht doch um sich seiner Lage zu entziehen; als er zurückgekommen, klagt er, sei seine Noth mit den Torpern wieder angegangen, er habe gedacht, sie hätten sich geändert, aber sie hätten noch in der alten Haut gesteckt. Merkwürdig ist auch, dass er S. 79 die Marke verwünscht, wo er und mancher Flemink unsanfte leben müssen, was vielleicht daraus erläutert wird, dass Fr. des Str. Vater Leopold († 1230) flandrische Münzmeister berief. S. Hormayrs T.-B. f. vaterl. Gesch. 1811, S. 212. Eines Zugs, den er nach Baiern gemacht, gedenkt Nithart auch (Bodmer 79^b) und eines Bischofs Eberhard, welches der Bischof E. von Salzburg sein könnte, der zwischen Friedrich dem Streitbaren und Otto von Baiern einen Waffenstillstand vermitteln half. (S. Hormayr am angef. O. S. 256.) Reuenthal, das nach mehreren Stellen ihm eigen (Ms. und Bodmer 80^b. 83^a), nach einer Stelle im B. Mspt. ihm und seinem Bruder, ist wahrscheinlich ein allegorischer Name. Einmal ergibt sich von ihm im B. Mspt., dass er zu den „Singern in Wien“ gehört, und von Wien aus trieb er auf dem Mark- und Tulnerfeld und zu Zeiselmauer seine Streiche mit Engelmair und den Bauern.

Der Kalenberger mit Nithart verglichen ist behender und besser in seinen Listen. Nitharts Gedichte bei aller mühsamen Ausführung sind doch nicht fein und mit den Minneliedern gar

nicht in eine Reihe zu setzen. Manchmal klingt's in dem Ton derselben, aber dann bricht's ab und zart und leichtschwebend ist kein einziges Lied wie dort. Viele sind derb unzüchtig: die Gedichte heben fast alle in dem ersten Vers mit einem Lob des Frühlings oder mit der Klage über den Winter an, oft ohne weiteren Zusammenhang. Das Metrum, obgleich auf der einen Seite schwer und gar nicht volksmässig, ist doch wieder eigenthümlich und hat manchmal die Bewegung der Bauerntänze. Übereinstimmung in den Schwänken bei Nithart und dem Kalenberger findet sich eigentlich nicht, dagegen sehen wir mehrere Scherze, die Nithart ausgeführt, auch anderen zuge- 1299
schrieben. Einmal (nach dem Mscpt.) will der Herzog Nitharts Frau besuchen, Nithart sagt ihm, seine Frau sei zwar schön, aber leider taub, dasselbe sagt er ihr vom Herzog und sie müsse laut reden; wie dieser kommt, umfasst ihn die Frau und schreit ihm in die Ohren, dass ihm das Haupt erklingt und er erschrocken zurückkehrt; denselben Schwank finden wir bei Gonella, einem der berühmtesten Hofnarren des 15. Jahrhunderts am Hofe zu Ferrara (Flögel 307); auch von Brusquet, einem Franzosen aus dem 16. Jahrhundert, wird er erzählt (Flögel 358, der noch andere Citate hat). Durch diesen Gonella wird Nithart mit dem Eulenspiegel verbunden, indem diese in mehreren Streichen übereinstimmen. Beide nämlich, als sie des Landes verwiesen sind, helfen sich auf ähnliche Weise: Gonella kommt auf einem mit seiner Erde angefüllten Wagen gefahren, Eulenspiegel schlitzt sein Pferd auf und stellt sich hinein, als wäre er zwischen seinen vier Pfählen (Flögel 206); Brusquet gehört auch hierher, denn er trägt fremde Erde in seinen Schuhen, und Pape Theun, der Hofnarr Carls V., der es wie Gonella machte (Flögel 374. 206). Beide sagen mehreren Blinden, sie hätten einem unter ihnen etwas gegeben, so dass jeder meint, der andere habe das Geschenk, und sie Zank darum anfangen (Flögel 308). Der Schwank mit der Viole, die Nithart der Herzogin zeigt, der übrigens nicht im B. Mscpt. wie bei Hans Sachs mit dem von der vorgeblichen Taubheit verbunden ist, knüpft den Nithart an den Taubmann, dem er gleichfalls zugeschrieben wird.

Scheint auf diese Art das Eigenthumsrecht oft der am besten

erfundenen Scherze zweifelhaft zu werden, indem wir sie überall doch wiederum so eigenthümlich angeknüpft und verschieden sehen, dass ein Hinzutragen von irgend einem Sammler derselben kaum denkbar ist, so kommen wir damit auf die früher geäusserte und noch zurückgeschobene Frage zurück, ob die Personen, denen sie zugeschrieben werden, auch wirklich gelebt und sich alles auf diese Weise zugetragen habe. Man kann darauf mit ja und nein antworten, wenigstens hat das ja hier einen anderen Sinn, als in welchem es der Verf. ausgesprochen. Diese Personen sind nämlich durchaus *mythische*. Schon wenn man das, was Flögel gesammelt, durchliest, so muss es der leichtesten Betrachtung auffallen, wie sich die Scherze wiederholen in den verschiedensten Individuen, welche Jahrhunderte oder Länder so trennen, dass an ein äusserliches *zufälliges* Mittheilen oder Abborgen nicht kann geglaubt werden. Ohnehin aber ist oft nicht von einer Handlung, die bloss von dem Einzelnen, sondern die von mehreren abhängig ist, die Rede; wiederum von einer solchen, die einen entscheidenden Einfluss auf das Leben des Einzelnen gehabt. Wenn wir von Gonella lesen, dass er vor Schrecken über eine bloss fingirte Todesstrafe, da sein Herr ihm bloss einen Eimer Wasser auf den Kopf schütten liess, starb, so wird man ohne weiteres
1300 glauben, dass Claus Hinze am Hofe des Herzogs von Pommern, wenn dasselbe von ihm erzählt wird, nicht aus Nachahmung so gestorben sei; so wenig wie der Thürhüter, der mit dem Kalenberger die Gabe getheilt, den an Tamerlans Hofe sich wird zum Muster genommen haben. So zeigt es sich auch hier, dass ein Mythus lebt, der keinem Individuum zugehört, sondern allgemein ist, der sich freilich aber immer in einem Individuum äussern muss. Derjenige aber war berufen, den Mythus oder die Sage besonders aufzufassen, in dessen Natur dazu eine eigene Empfänglichkeit gelegt war. In ihm ward wieder lebendig, was die Tradition verliehen, und was wir bei der ernsthaften Sage schon mannigfach beobachtet, das vermissen wir auch hier bei der scherzhaften nicht; sodann aber was das Individuum nicht gethan oder in ihm nicht zur Äusserung gelangen konnte, ward ihm dennoch hinzugegeben aus dem alten Schatz. Dazu kam

endlich das, worin das eigenthümliche Leben des Einzelnen sich kund gegeben, wodurch die Tradition besonders gefärbt und ausgedehnt wurde. Den Unterschied zeigt die Geschichte, dass früher der mythische Charakter bestimmter und reiner hervortritt, der später von der Anmassung des Einzelnen zurückgedrängt wird.

Es ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Gegenstand weiter auszuführen, nur soviel musste erwähnt werden, um diesen Gedichten ihren mythischen Charakter zu erwerben. Können wir also auf der einen Seite behaupten, Nithart, der Kalenberger haben wirklich in einem solchen Kreise und in solchen Äusserungen gelebt, so ist es auf der anderen wahr, dass sie mit Gonella, Brusquet, Eulenspiegel nur eine und dieselbe Person sind, nach ihrer Natur wieder im Einzelnen verschieden, und dass die Erfindung dieser Scherze keinem zugehört oder auch jeder ein gleiches Recht darauf hat. Manches wird sich aus dieser Ansicht erklären, eben weil mit den Menschen nicht die Dichtung starb, so sind die Angaben von ihrer Lebenszeit so verschieden und oft geradezu gegen die Chronologie; wie wir dieses bei Nithart bemerkt, so findet sich bei dem Eulenspiegel ein Gleiches, Flögel (461) wusste kein anderes Auskunftsmittel als zwei Eulenspiegel anzunehmen, welches, nur recht verstanden, auf den rechten Weg geführt hätte.

Was die Namen betrifft, so ist der des Nitharts unstreitig ein mythischer, er bedeutet einen neidischen, schadenfrohen, dergleichen Nithart in Beziehung auf die Torper war. Er sagt selbst von ihnen, Brent. Manusc.:

so ist mein gedenken,
wie ich s' mocht krenken
vnd geschenken
in' do mit,
das sie alle wurden krank:
darnach so stet mein Gedank;
so ist ir springen vnd ir sprank
gar geleich den pocken (Böcken).

Gayler von Kaisersperg braucht das Wort in dieser allgemeinen 1301
Bedeutung, und wir besitzen eine kleine Fabel in Handschrift, de nythardo überschrieben, welche, als Gleichnis von einer nei-

dischen Frau, von einem neidischen Hund handelt. Das Wort kommt überein mit dem nordischen, auch altdeutschen Niding und Nidingswerk. Wenn in den altdänischen Kämpeviser der Niflungenschatz auch einmal Nidingsskat genannt wird, so ist diese Verfälschung, darf man anders so sagen, des ursprünglichen Namens gewiss entstanden, weil sie einen passenden Sinn gab: beneideter Schatz, denn er wurde immer dem Besitzer missgönnt. Hierzu kommt endlich, dass Nithart selbst (im Brent. MS.) erzählt, wie er den Namen erhalten: als er, wie erwähnt ist, der Herzogin vorgestellt wurde, sagte der, welcher ihn an des Fürsten Hof zu bringen versprochen, dem es Nithart aber nicht verdanken wollte:

> ir seyt ein geitig man,
> ir solt mein gewartet han.
> wie lang solt ich eur warten?
> Sye schrihen all: er heist neythard;
> der nom mir da beruffet ward,
> der muss mir do beleyben;
> vil manig zeit vnd manig tag
> kund ich in nie uertreiben.

Der Beiname Fuchs und Bauernfeind, den Aventin und die anderen noch anführen, mag von diesen selbst oder aus Volkssagen herrühren, es ist nicht unwahrscheinlich, dass der erstere von dem ziemlich gleichlautenden Reinhart Fuchs genommen ist; aus Nitharts Gedichten erhellt nicht, dass er ihn bei seinen Lebzeiten geführt. Viele von den bäurischen Namen in den Gedichten scheinen gleichfalls bedeutende und von ihm gebildete zu sein, z. B. Holenschwamm, Bolzmann, Pachenpaws (Pausbacken), Snabelraws, Lobenspot (im B. Ms.), Rumpholz, Krumpholz (Bodmer 79^{b}). Dass Eulenspiegel ein symbolischer Name sei, hat Kanne neuerdings vortrefflich gezeigt. Der Pfarrherr vom Kalenberg ist zwar kein solcher, aber dass man nicht einig über den seinigen, beweisen die verschiedenen Angaben bei Aventin und Fugger.

Damit schliessen wir diese Recension; wir hoffen den darin vergönnten Raum nicht unnütz angewendet zu haben und bitten nur noch den Hrn. v. d. Hagen, wenn er dieses Buch fortzu-

setzen gedenkt, keins zu liefern, das dem vorliegenden gleich sei, in welchem das allein nicht schlecht ist, was nicht von ihm herrührt.

[anonym.]

BONERS EDELSTEIN, 2485

in hundert Fabeln. Mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. Berlin, bey Unger. 1810. 325 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1812. Zweites Halbjahr. No. 311, am 14. December 1812. S. 2485—2487.

Der um die deutsche Litteratur verdiente Herausgeber theilt uns hier wieder einiges von seinen Bemühungen im Fache der altdeutschen mit. Im Besitz mancher litterarischen Hilfsmittel hätte er uns nur öfter mit seinen Arbeiten beschenken sollen, und wir müssen die Umstände bedauern, die ihn bis daher abgehalten. Hier liefert er Boners Fabeln in einer neuen Auflage, ein an sich verdienstliches Unternehmen, da die Zürcher Ausgabe schwer zu haben und ausserdem nicht ganz vollständig ist. Die Fabeln selbst verdienen alle kritische Sorgfalt; sind einige für den poetischen Eindruck zu kurz, so haben andere und nicht gerade wenige eine angenehme, gar nicht leere Ausführlichkeit. Sein ansehnlicher Apparat musste es dem Herausgeber erleichtern, der vorliegenden Ausgabe bedeutende kritische Vorzüge vor der Bodmerischen zu geben. Es fehlt daher nicht, dass in manchem der Text gewählter ist, ausserdem ist er durch die Interpunction, die bei Bodmer fehlt, erläutert, die wichtigsten Varianten der benutzten Quellen sind gesammelt, endlich aber, was dieser Ausgabe einen bestimmteren Werth gibt, es sind noch sieben neue Fabeln, nämlich 1, 95—100 (da bei Bodmer 24 und 25 durch Verzählen fehlen und 23 bei Eschenburg in 2486
2 Nummern abgetheilt ist, so laufen mit 26 die Nummern in beiden Ausgaben wieder beisammen), endlich Eingang und Schlussrede hinzugegeben. Wir haben den neuen mit dem Bodmerischen Text verglichen und mehrere Stellen gefunden,

wo wir diesen lieber beibehalten gesehen hätten; einige davon wollen wir zum Beweis unserer Aufmerksamkeit anführen.

S. 9. der wäre lustiglich und gut,
Bodmer: suesslich

besser und nothwendig, weil sich Bitterkeit und Süssigkeit V. 17 und 18 darauf beziehen. S. 28 spricht das Schaf zu dem Wolf:

du hast um ein Jahr unrecht gezahlt
ich bin nicht sieben Jahr alt.
Bodmer: du hast mir min jar unrecht gezalt
ich bin nit siben monat alt

scheint uns treffender, den Widerspruch besser hervorhebender; unmittelbar darauf heisst es:

du sprichst, dass ich den Bach trübe dir,
das ist nicht wahr, du trübst ihn mir
Bodmer: darzuo sprichst du, ich tröwe (draüe) dir
das ist nit war, du tröwest mir

hier ist die alte Lesart unstreitig die allein richtige, und die andere blos aus Missverständnis von tröwen entstanden, denn der Vorwurf des Wassertrübens ist schon vorher dagewesen und widerlegt worden, der Wolf hat aber so eben gesagt: was drohst du mir an den Leib? Warum fehlt gerade hier Angabe der Variante, wenn eine wirklich vorhanden ist?

S. 39. ein Thor bewährt sein Thorheit wol,
wann er ist der Narrheit voll;
mit den Weisen er schimpfen will;

Rec. liest den Bodm. Text also interpungirt:

ein tor bewart sin torheit wol;
wenn der, der narrekeit ist vol,
mit den wisen schimpfen wil,

daselbst ist das Schimpfwort meke, womit der Esel den Löwen anredet, mit dem schlechteren, aus Unverständnis herrührenden gek des Bamb. Drucks vertauscht. Alle Mss. haben jenes oder ein verwandtes Wort, das vielleicht mit dem schwed. meker, nach Ihre: ein weichlicher Mensch, der unmännlich redet, gleichbedeutend ist und mit dem isländ. meka unmännlich fein reden, womit glaublich mäckern und mäkern der Ziege zusammenhängt. S. 42 ist ziger Käsematte etwa ausgefallen.

S. 43. darum musst du sie alleine haben

Bodmer besser:

davon solt du die vorcht alleine haben.

S. 45. ohn Erbarmde war der Aar,
dess nahmen seine Kinder auch wahr,
wie die jungen Füchs nimmer waren froh
in des Aaren Hand also

bei Bodmer offenbar zusammenhängender und fliessender:

an erbermde was der ar 2487
noch minr sin kint; nemet war,
wie der jemer muige werden fro,
der in des argen hand also
kunt (d. i. kommt), da kein erbermde ist!

S. 49 mit einem Käs kam er geflogen, den er geraubt hatte, das Strasb. und vatik. Ms. lesen detaillirter und besser: den er gezogen von einem Speicher hatte. S. 55 ist treuten durch treten erklärt, es kommt aber von truten, wie auch Bodmer liest, und heisst hier: Liebkosungen machen, was auch besseren Sinn gibt. S. 105 so kommen sie geflogen als die Brem. Bodmer: russent summend. S. 107 an Wonn an Freuden bin ich reich. Bodmer sprichwörtlicher und alliterirend besser: an wonn an weide. S. 108 du bist voller aller Bosheit. Bodmer: vol aller. S. 124 und er zerbrach. Bodm. uns bis. S. 227 dass es uns beiden freuen soll, wohl nur ein Druckfehler für beide.

S. 229. die Schalkheit ihnen sehr zerbrach
der gute man sich selten rach

Bodmer hat: zu süre brach, zur Säure, zum Bösen, ohne Zweifel richtiger, selten für selben blosser Druckfehler.

Ausserdem müssen wir recht sehr beklagen, dass Herr Eschenburg die Vorzüge seiner Arbeit wieder vermindert hat, indem er sich zu Gefallen einer gewissen Klasse von Lesern [hat] bestimmen lassen, von seiner früheren, in den Denkmälern altdeutscher Dichtkunst befolgten Weise abzuweichen und den Text zu modernisiren, nämlich die alte Mundart und (wie es heisst) unbehilfliche Orthographie in die neuere umzusetzen. Ein anderer Grund, der ihn nach der Vorrede dazu bewogen haben soll, ist offenbar unbedeutend, da man sich einige In-

consequenz in den Varianten lieber hätte gefallen lassen. Jemehr wir es auf der einen Seite loben könnten, dass der Herausgeber sich weniger als andere bei solchen Arbeiten erlaubt, namentlich kein altes Wort ausgestrichen, sondern unten in Noten erklärt hat, um so eher wird auf der anderen Seite ein Tadel daraus, weil er theils jenen Lesern sich zu weit entfernt gehalten, theils durch einen so geringen Vortheil sich verleiten lassen, von dem rechten Wege abzuweichen. Selbst das Abändern der alten Orthographie und der blossen Aussprache ist meistentheils misslich und nachtheilig. Hier mag noch eine rechte Kleinigkeit als Beispiel stehen, wie bloss die moderne Physiognomie den Sinn verrenken kann. S. 104 spricht das Ross zur Bremse: du Schwalbenaas, was ist dein Zier? Da das Wort aas sich jetzt auf eine speciellere Bedeutung eingeschränkt hat, so muss jeder ohne Kenntnis der alten Sprache dies hier für ein gemeines Schimpfwort nehmen, was nur Schwalbenspeise heisst und ein poetischer Ausdruck für Bremse ist.

Dass die Zürcher Ausgabe etc. durch die gegenwärtige überflüssig geworden, kann man also nicht behaupten, ohnehin hat jene durch einige andere Zugaben ihren eigenen Werth.

[anonym.]

961

DIE EDDA,

nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Litteratur der Isländer. Von Friedrich Rühs. Berlin in der Realschulbuchhandlung. 1812.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812) Bd II, No. 61.62. S. 962—981.

Als die eigenthümlichste und auch am sorgfältigsten bearbeitete Idee der ganzen vorliegenden Schrift, insoweit sie der Untersuchung gewidmet ist, wird Hr. Prof. Rühs wahrscheinlich selbst diejenige nennen, wornach, was wir unter nordischer Poesie verstehen, für weiter nichts als eine Nachahmung der

angelsächsischen gelten kann. Man wird es dem Rec. erlauben, diese Idee herauszunehmen, um an sie zuerst eine nähere Betrachtung zu wenden. Die Ansicht wird aber folgendermassen aufgestellt: über die alte Poesie des Nordens lasse sich aus Mangel an Nachrichten nichts, kaum das Allgemeine sagen, dass sie einmal müsse vorhanden gewesen sein, weil selbst noch rohere Völker ihrer nicht entbehrt. Die angelsächsische habe sich schon frühe, zwar nicht aus sich selbst, sondern nach den Mustern der welschen Barden gebildet, und aus ihr sei durch Mittheilung die isländische entsprossen, eine aus fremdem Lande geholte Blume nur von den Gelehrteren gehegt; und wie diese Dichtung dem Geiste des Volkes entfremdet, so habe sich selbst die Sprache darin von der einheimischen losgerissen. Norwegen und Dänemark, an sich ohne Lieder, haben erst von Island aus einiges erhalten.

Grosse Übereinstimmung zwischen der angelsächsischen und nordischen Poesie, wie in der Sprache, ist nicht zu verkennen, und schon längst auch in jener Hinsicht, besonders von dem gelehrten Olafsen bemerkt worden. Begreiflich kann diese allein das Erborgen durchaus nicht beweisen, weil man mit gleichem Recht die Behauptung umdrehen und die angelsächsische für eine Nachahmung der nordischen ausgeben könnte, und es sind noch andere besondere Gründe nöthig. Diese gibt auch 962
Hr. Rühs als die eigentlich entscheidenden S. 113 ff. an. Erstlich nämlich zeige sich in der angelsächsischen Poesie eine gewisse Technik, namentlich die Alliteration, als ein charakteristisches Zeichen; dass diese aber in der nordischen, wo sie gleichfalls erscheint, ein fremdes Element, mithin von dort erborgt sei, folge daraus, dass sie nicht weiter bei dem germanischen Stamm, selbst nicht in altdänischen und altschwedischen Gedichten vorkomme. Zweitens: ein gleiches Verhältnis sei in der Sprache selbst sichtbar, „die isländische Dichtkunst habe eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen“ (altnordischen und heutig isländischen) „Sprache, viel weniger in den übrigen Dialecten vorkommen, diese Wörter seien meistentheils angelsächsisch“.

Beide Behauptungen sind wichtig, und wenn sie als wahr

anerkannt werden müssen, geben sie Anlass zu bedeutenden Folgerungen, daher wir sie so genau als möglich prüfen müssen. Man wird zugeben, dass die Beweiskraft des ersten Satzes lediglich darin beruht, dass sich das Gesetz der Alliteration nirgends weiter findet und also etwas dem Angelsächsischen Eigenthümliches ausmacht. Sie wird demnach schon in etwas geschwächt, wenn wir bemerken, dass dieser Buchstabenreim in der finnischen (wie in den vorangehenden Paragraphen ausgeführt worden, hier aber vergessen scheint), dann auch in der celtischen Poesie vorkommt. Indessen die übrige ganz eigene alte Form, nämlich Fornyrdalag, worin die Alliteration im Angelsächsischen erscheint (denn in der finnischen Poesie bleibt die Alliteration in einer Zeile und verbindet nicht, wie im Nordischen, zwei Theile oder Abschnitte mit einander, in der celtischen ist sie nach Olafsens Probe S. 204 auf eine ganz von der nordischen verschiedene Weise angewendet) und die sich in der nordischen Poesie ebenso wieder zeigt, möge den Gedanken, dem wir ohnehin nicht Beifall geben könnten, entfernen, als sei dieses Gesetz von jenen Völkern eines anderen Stammes erborgt. Aber etwas anderes wirft sogleich die ganze Behauptung nieder, der Umstand, dass sich diese Alliteration im Fornyrdalag der angelsächsischen und nordischen Poesie auch in den beiden ersten
963 Denkmälern altsächsischer Dichtkunst zeigt, in den Evangelien und in dem Fragment von Hildebrand und Hadubrand. Dieser wichtigen Wahrheit gedenkt Hr. Rühs hier, wo sie hingehört, nicht, sondern hat sie lieber an einen anderen Ort (S. 80) gebracht und, so gut es gehen wollte, abgethan. Seinethalben bringt er die Hypothese auf, die Sachsen hätten gewiss eine sehr rohe Dichtkunst mit nach England gebracht, wovon der Beweis bloss in dem unterstrichenen Ausdruck liegt, und erst durch die welschen Barden sich gebildet, was durchaus ungegründet ist; dann führt er die Thatsache selbst mit den Worten ein, dass man noch keine „frühere“ Spur habe, wonach die Alliteration als ein „allgemeines“ Gesetz in Deutschland könne betrachtet werden und dass es „scheine“, sie sei in jenen altsächsischen Gedichten vorhanden. Wir versichern dagegen so bestimmt als möglich, dass es keine genauere Spuren geben

könne, dass es hier ganz gleichgültig, ob die Alliteration ein allgemeines Gesetz in Deutschland gewesen, es spreche noch mehr gegen ihn, wenn es bloss bei den Sachsen gegolten, was übrigens zu leugnen ist, und dass in diesen Gedichten nicht bloss dem Namen nach, sondern unzweifelhaft das angelsächsisch-nordische Metrum vollständig vorhanden sei. Wie in dem Bamberger Manuscript der Evangelien, ist in dem Casselischen die Alliteration sogar durch Punkte angedeutet, und es fällt gar nicht schwer, das Gedicht darnach abzusetzen. Eine weitere Hypothese des Hrn. Rühs, diese Gedichte „möchten vielleicht“ von einem Geistlichen verfasst sein, der sich das Muster bei den Angelsachsen geholt, verdient keine Antwort. Endlich aber ist in einem dritten und zwar fränkischen alten Gedicht die Alliteration eben entdeckt und in der neuen Ausgabe jenes Casselischen Fragments entwickelt worden. Ausser dieser altdeutschen Alliteration zeigen sich auch in den faröischen Kämpeviser oder Rimur hin und wieder kenntliche Spuren davon, was Hr. Rühs aus Olafsen (S. 200 § 20) hätte lernen können, falls er es nicht absichtlich hintangesetzt. Er bringt auch noch für seine Meinung vor, in England habe sich die Alliteration, nachdem der Reim schon eingeführt, noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten; in den altdänischen, schwedischen und norwegischen, sowie in den dänischen Kämpeviser herrsche aber nur der Reim.
Es ist auch hier das ganze wahre Verhältnis übersehen: wie in 964
England findet sich im Norden, und noch später, Alliteration, auch in Verbindung mit dem Reim (worauf Runhend beruht), selbst in ganz späteren deutschen Gedichten, beides als Spielerei vereinigt. Was sich gereimt zeigt, nämlich in dem einfachen unmetrischen Reimpaar, sind Übersetzungen und Umarbeitungen solcher Gegenstände, z. B. des Gesetzbuches, die aus innerer Nothwendigkeit kein Metrum hatten. Diese Art von Abmessung war allgemein verbreitet, und man kann sie eher wie den Anfang der Prosa, da man auf diese Weise sich bequem gebunden fand, denn als zur Poesie gehörend betrachten, und sie hat überall fast als Gegensatz zu dieser bestanden. In diesen altdänischen Gedichten verhält es sich zu der ursprünglichen Alliteration, wie etwa das Versmass der altdeutschen

aus dem Welschen übersetzten zu der epischen Strophe des Nibelungenlieds. Indessen was wieder auf den ersten Blick die Sache entscheidet und was wir Hrn. Rühs als ein unredliches Verschweigen anrechnen, da es ihm nicht konnte unbekannt geblieben sein, ist der Umstand, dass sich in der englischen Poesie genau dasselbe Verhältnis wieder findet, wie in der nordischen; die alten Gedichte: Horn Child and Maid Rymenild, Übersetzungen wie Ywaine and Gawin, Chronicle of England usw. (bei Ritson metrical Romances), so alt und noch älter, wie jene altdänischen und altschwedischen, sind sämmtlich in diesem Reimpaar gemessen; ausserdem aber existiren noch frühere Gedichte, besonders in dem normännisch-sächsischen Dialekt, nicht aber in kurzen unmittelbar reimenden Zeilen, sondern auch in längeren, jener epischen Strophe ähnlichen; selbst das Fragment von Judith enthält einmal einige Reime; dies alles war bei Hickes zu finden. Endlich das Silbenmass der altdänischen Kämpeviser stimmt aufs genaueste überein mit dem der altenglischen und altschottischen Balladen bei Percy und Scott. Man wird sehen, ob Hr. Rühs den Dänen deshalb das Eigenthumsrecht an ihrem schönsten Volksbuch streitig macht; er hat nun auch die Frage für England zu beantworten, wie es sich denken lasse, dass man eine einheimische und gewohnte Versart mit einer fremden und schwierigen vertauscht? Sie führt vielleicht auf gute Gedanken über das Wesen der Alliteration.

965 Mag diese eine Stütze nichts aufrecht erhalten, so kann vielleicht die andere mehr tragen. Es kommt hier darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen Prosa, noch in einem anderen Dialekt der germanischen Sprache finden, sondern lediglich in der angelsächsischen. Hr. Rühs führt zwei Seiten (116. 117) solcher Wörter an, und zwar als die wichtigsten, welche zu reichen würden, diesen Beweis zu führen. Rec. darf es sich nicht erlassen, sie einzeln durchzugehen, da alles auf ihre als der Repräsentanten Richtigkeit ankommt. Es macht einen schlimmen Eindruck, dass die beiden ersten schon übel gewählt sind: Bart und Bior: Bart und Bier,

denn es findet sich in denselben deutschen Wörtern sogleich der Beweis, dass ein anderer Zweig der Sprache sie noch hat, und darum allein schon gehören sie nicht hierher. Will man, wie unser Verf., schliessen, so dürfte man sich eben so gut die Behauptung erlauben, dass aus dem Deutschen und nicht aus dem Angelsächsischen das Wort nach dem Norden gekommen. Weiter sind beide Wörter durch viele Sprachen verbreitet, lat. barba, slav. mit umgekehrten Buchstaben: brada, s. Adelung; Bier franz. biere, engl. beer, ital. bira. Endlich wird das Unglückliche der Wahl durch den Zufall vollendet, dass das Wort, was die Dänen und Schweden für Bart gebrauchen, Skegg, Skiäg, nicht nur ausserdem den Isländern eigen ist (s. Gudmund Andreä), sondern auch den Angelsachsen: Sceaga und sceacged, isl. skeggiadr bartig, comatus. — Biolla kommt von baula, belja, schwed. bålla, deutsch: bellen; bei den Minnesängern und in Gerhards von Schueren Teutonista kommt noch Belle für Schelle, Glocke vor; wie bei uns hat das Verbum die Bedeutung von sonorem Klingen jetzt verloren. Klocke und das schwed. Klocka, das Hr. Rühs dagegenstellt, ist aber wiederum nicht nur isl. Klocka, sondern auch angels. Clok. — Blota bezieht sich auf das heidnische Opfer und heisst wörtlich: bluten, Ulphilas und andere haben noch blotan für opfern. — Blika hat in der nordischen Sprache eine doppelte Bedeutung: eine transitive, anblicken, und
intransitive, deutsch: blinken, schwedisch: blinka; welche 966
auf diese Weise in den anderen Dialekten mit richtigem Gefühl unterschieden ist, offenbar ist blinka dasselbe Wort, ausserdem aber ist die intransitive Form auch im Altdeutschen durch blicken ausgedrückt, denn das Junius. Gloss. hat pleckazzan micare und blic fulgur. — Dyna; erstlich ist das deutsche tönen dasselbe, dann aber das Wort auch schwedisch dona und im Gedicht vom Heil. Anno diunan vorhanden. — Erja pflügen, schwed. äria, altdeutsch: eren. Man sieht, wie schnell Hr. R. sich entschieden, wenn das Glossar nicht gleich unter demselben Buchstaben das Wort gab. — Färth Kriegszug, altdeutsch: Färd, Kämpeviser S. 91. Deutsch: Fahrt. — Faxi Mähne, Cotton. Evangelien: Fahs (b. Nyerup Symb. ad

litt. teut. p. 135), altfriesisch: Fax (Asegabuch S. 186), Willeram und Junius. Gl. Vahs, im heutigen Deutsch: der Fahsen. — Fiadrhamr Federgewand, Fragm. von Hildebrand: garutun se iro guthamun, bereiteten sich ihre Kriegskleider; altdänisch: Ham, Kämpeviser und schwedisch eben so. — Fiör Leben, vigor, schwed. Fior. — Freah soll heissen: isl. Frekr, Herr, ist das dänische frek, fräk, das deutsche frech, was eine edle Bedeutung hatte, daher Herr. — Frega soll heissen: isl. fregna, das Wort hat im Nordischen eine transitive Bedeutung: interrogare und intransitive: percipere, interrogando percipere, s. Gudmund. Im Schwedischen sind beide vorhanden und durch das eingeschobene n unterschieden: fräga interrogare und frägna percipere; wir Deutsche haben das Wort nur noch in der transitiven Bedeutung: fragen. Ähnlich ist es mit dem dänischen spörge, das sonst auch noch vernehmen hiess, wie es Kämpeviser S. 241 V. 21 gebraucht wird, jetzt bloss fragen. — Galldr Zauberei (durch Schrei, Gesang), wörtlich: Gegälle, von gellen, schwed. gälla, dän. gale. — Geta anschaffen, aber auch erinnern, verbinden in Gedanken, daher das isl.: Geta Räthsel, dän. Gaade. — * Grey Jagdhund, altdeutsch: greit begierig, und das glossar. Eddae Säm. bemerkt schon Verwandtschaft mit dem belgischen gray, vorax. — Grithi, gratia, friesisch: great; auch sehr wahrscheinlich mit Friede
967 ein Wort, nur durch eine nicht ungewöhnliche Verwechslung der Buchstaben F und G unterschieden. — Hildi Krieg, altdeutsch in dem Fragment von Hildebrand: to dero Hiltu zu ihrem Kampf; das Wort kommt von hialla, hallen, ist in dem verwandten Held und noch näher in vielen Eigennamen, z. B. Hildegunde, Hildebrand vorhanden. — Hlustan soll heissen isl. hlusta, das deutsche lauschen ist dasselbe, altdeutsch: laussen. — Hräf, eigentlich Hrä, Leichnam, angels. Hreaw, findet sich auch altdeutsch: bi Hrahanen am Leichnam, Fragment von Hildebrand; ferner: Reue (bei Ottfried) und Re (s. Oberlin), hernach ist es mit dem deutschen Reff, Riff in seinen mannigfachen Bedeutungen verwandt, ferner mit dem schwedischen Röf. Eines der unglücklichsten Beispiele, da das Wort durch die ganze germanische Sprache sich

ausbreitet. — Kiölr Schiff, dänisch: Kiöl, deutsch: Kiel. —
Klökgua seufzen, dänisch: klukke, deutsch: glucken.
Hätte Hr. Rühs nur Olafsen S. 75 angesehen, so würde er dies
Wort schon haben streichen müssen. — Kne cognatus, alt-
deutsch: Cnuosl Geschlecht, Fragment von Hildebrand, dann
ebenso: Kne auch altfriesisch Asegabuch 36. 116, ferner
deutsch: Knän. s. Roman vom Simplicissimus aus dem
17. Jahrhundert. Verwandt ist das altdeutsche Kunne, Kynne
genus, dän. Kiön. — Lid Getränk, Ottfried und Notker: Lid
Getränk, Ulphilas: Leithus Obstwein. — Lokr Säge, isl. und
schwed. luka, lösen, auflösen, deutsch: lockern, locker
machen, welches mit sägen zusammenkommt, ferner ist Lücke,
Loch und löchern damit verwandt. — * Mäkir, Degen, mit
dem griech. und lat. machaera verwandt. — Mäla femina,
angels. Mevola, Ulph. Mavi und diminut. Mavilo, deutsch:
Magd, Maid, dän. und schwed. Mö, s. Adelung. — Meith-
mar Gut, Geschenk; Ulphilas: Maithms, altdeutsch: Miete.
— Mögr Sohn, cognatus, schwed. Make, altdeutsch: Mage.
— Mund, Hand, in der Bedeutung von Hand, Mass (über-
einkommend mit palma) in lege Ostrogothorum, s. Ihre h. v.,
auch altdeutsch, s. Munti, Docen Miscellen I, S. 226. —
Nagli Schlüssel, dän. Nögl; aber Nagli heisst isländ. auch
clavus und ist das deutsche und schwed. Nagel und dän.
Nagle (das dän. Nögl und Nagle verhält sich zusammen, wie 968
das lat. clavis und clavus); Spik, was Hr. Rühs für den
einzigen schwedischen Ausdruck zu halten scheint, heisst ebenso
erst clavus, Spitze, Speiche und dann auch clavis. —
* Nar Leiche. Ulph. Naus der Todte. — Oedlingr nobilis,
altdänisch: Aedeling, s. Elskovsviser, deutsch: Edler, alt-
deutsch: Edeling. — Ossi unsere, im deutschen und dän.
pronom. person. os, uns. — * Räsir Fürst, eigentlich Ge-
waltiger, altdeutsch: Räser, Rässer, muthiger, von räs, räss
acer, s. Oberlin. Peringskiold in den Noten zu Cochlaei vita
Theodorici p. 263 führt die Inschrift ressmadr, tapferer Mann,
auf einer westgothischen Münze an, sie steht unter dem Bild-
nis des Königs. — Reke Held, auch altschwedisch in Bei-
spielen gezeigt von Ihre, altdeutsch: Reche. — Rönd Schild,

der Theil steht hier nur für das Ganze, so viel als Schildes-Rand, wie häufig in den altdeutschen Gedichten. — Sefi Gemüth, in mannigfache Worte übergegangen und verwandt mit dem schwed. Sef, Sefe, Ruhe, und als Adject. pacatus, der sanftes Gemüthes ist. — Seggr heisst eigentlich: qui gladio utitur, dann vir und poetisch: Kämpfer; es kommt aber von sega, schwed. såga, deutsch: sägen und entspricht dem deutschen Säger. — Skirr, schwed. skir und skär. — Snotr klug, Ulph. snutrs, noch heute in Småland: snoter. — Spor, dänisch: Spor, Spör, schwed. Sporr, altdeutsch: Spur. — Sunna, Sonne, Ulph. Sunna; dass das Wort auch sonst in Schweden und Dänemark bekannt, beweist Sundag und Söndag für Sonntag. — *Thengil, Herr; wahrscheinlich so viel, als Redner, der Recht spricht, von Thinga Recht sprechen, welches Wort in Thing durch alle nordische Dialekte geht. — Thylr soll heissen isl. Thulr, Redner, deutsch: Erzähler, dänisch: Taler (s. Olafsen S. 7 und 72), dann im dänischen tale reden, im niedersächsischen tellen; verwandt auch mit dahlen. — Thverra, verderben, kommt von quer, was quer geht, dies Wort aber ist in allen germanischen Dialekten: über twär als contrarius s. Ihre. — Tungl (Himin-
969 tungl) Gestirn, schwed. Tungel, s. Ihre, der die Allgemeinheit des Worts und die Abstammungen bemerkt, z. B. tunglsiukr, mondsüchtig. Aber merkwürdiger Weise kommt derselbe Ausdruck Hebentungal schon in den altsächsischen Evangelien vor (s. Docen Miscellen II, 13), und es ist noch zu entscheiden, ob nicht das Wort mit unserem Zünglein übereinkommt und ursprünglich Himmelszunge, ein sehr poetisches Gleichnis für Stern*), ist. — Vang formirt von Anger durch vorgesetztes V, dänisch: Eng, Wiese. — Verja, umgeben, dänisch: värge, deutsch: wehren.

Ein Wort ist übrig, das wir in keinem anderen Dialekt als in dem angelsächsischen wieder finden, mithin das einzige, welches Probe hält: Sigli das Halsband, und hier klärt es sich vielleicht noch auf, dass es mit unserem: Siegel zusammenhängt, welches sich schon bei Ulphilas findet. Nimmt man

*) [S. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, S. 140.]

auch die fünf einigermassen zweifelhaften (darum mit einem Stern bezeichneten) dazu, so wird doch niemand glauben, dass eine so kühne Behauptung, wie die des Herrn Rühs, darauf ruhen könne. Davon wünscht nur Rec. durch diese Widerlegung überzeugt zu haben, dass Hr. Rühs nicht im Stande ist, ausserdem ein langes Register von Wörtern, die seine Ansicht erhalten können, aufzustellen, und dass es mit den übrigen sich nicht besser, eher wo möglich noch schlechter verhalten wird; da er es indessen zuversichtlich behauptet, mag ausdrücklich gesagt werden, dass eine in der That zu oberflächliche Kenntnis der altnordischen und neueren Sprachen sich hier gezeigt, ja es bleibt unbegreiflich, wie bei der geringsten Aufmerksamkeit Wörter, wie *erja*, *Färth*, *Fior*, *skirr*, *Spor*, *snotr*, haben können aufgeführt werden. — Was die Sache selbst betrifft, abgesehen von der Hypothese des Herrn Rühs, die freilich zu Grund gehen musste, so ist es an und für sich nicht so schlimm damit, wie es hier aussieht, und es mag sich leicht mehr als ein Wort im Nordischen finden, das sich im Angelsächsischen nur noch erhalten hat: ein Paar Betrachtungen darüber gehören zur Vollständigkeit unseres Urtheils.

Es ist gewiss, dass, als die tiefe Quelle der germanischen Sprache in ihre Ströme ausgieng, diese Ströme eben durch einen Trieb nach einer besonderen Richtung, der in ihnen vorherrschte,
geworden sind, denn alles verlangt bei dem Zusammenhang mit 970
dem Grossen und Einen wieder sein eigenthümliches, ihm allein zugehöriges Leben; ferner, dass dieser Trieb durch seine Kraft, die Ströme, die anfangs noch neben einander flossen, mit der Zeit immer weiter von einander trennte. Dieses Verhältnis ist ohne Widerrede in der Geschichte eines jeden Sprachstammes sichtbar; je weiter wir zurückgehen, desto mehr nähern sich die Dialekte. Die einfache Folge davon ist, dass jeder Dialekt etwas besitze, das ihm ganz allein zugehöre, derjenige aber der erste zu nennen, der das Meiste in seinem Bett zusammenfassen und behalten konnte, oder, um ein anderes Gleichnis zu gebrauchen, der, wenn er zur Vergleichung neben die anderen gestellt wird, am wenigsten Schulden hätte (borgen müsste), ebenso auch auf der anderen Seite, dass kein einziger bloss Passiva ohne Activa habe. Die zweite Folge ist, dass in jedem

Dialekt sich jedes denkbare Verhältnis zu den übrigen finden kann, in einigen reichen auch wird, welches nur allzeit in sich, und oft ungemein verschieden sein mag; also wird jeder etwas besitzen, was er nur noch allein hat, anderes, was er nur mit einem einzigen theilt, bis auf das, was nur einem einzigen fehlt, in allen möglichen Abstufungen. Es würde leicht sein, Beispiele von Wörtern zu geben, die sich nur noch allein im Altdeutschen, von solchen, die sich nur noch in der altdeutschen und altnordischen [Mundart] finden, usw. Diese Verhältnisse beziehen sich aber nicht bloss auf Wörter, sondern auf alles, wodurch ein Dialekt besteht, jede grammatikalische Eigenthümlichkeit, Umlaut, Erweiterung oder Zusammenziehung gehört hierher. Es ist beiläufig daraus klar, dass das Ganze nur aus dem Zusammenfassen einer jeden Äussserung der ursprünglichen Idee, mithin aller Dialekte, verstanden und durch dieses Verständnis, das wiederum verbindet, was die Zeit getrennt, eine historische Stärkung, freilich aber keine absolute Gesetzgebung gewonnen werden kann, die sich überhaupt die Zukunft verbittet. Nehmen wir dieses Verhältnis grösser und betrachten den germanischen Stamm wieder nur als einen Zweig eines anderen (wem dies entgegen ist, der sehe hier, wo nichts darauf ankommt, nur ein Gleichnis, welches das unleugbare Factum von der Übereinstimmung der germanischen Sprache mit der indischen, per-
971 sischen, griechischen und römischen auf diese Art aufstellen will); so folgt daraus, dass in jedem Dialekt auch wieder ein besonderes Verhältnis der Annäherung und Entfernung zu jenen grösseren Zweigen sich finden muss und darin nur durch diese erläutert werden kann. — Diese Sätze, die freilich einer ausführlicheren Entwickelung fähig sind, auf unseren Fall angewendet, ist es eines Theils bei der überhaupt schon bemerkten Ähnlichkeit der nordischen und angelsächsischen Poesie und bei ihrem Alter zu erwarten, dass eine gewisse Anzahl Wörter nur noch in beiden sich erhalten und darum diese Anzahl vorzugsweise beträchtlicher sein müsse, als bei der Übereinstimmung mit anderen Dialekten und Sprachen, wo eine solche Annäherung nicht statt gefunden. Auf der anderen Seite ist es eben so klar, dass nichts verkehrter sein würde, als der Schluss auf ein Er-

borgen von irgend einem Theil, denn man müsste sogleich die
mit anderen Sprachen übereinkommenden Wörter für fremdes
Eigenthum erklären. (Überhaupt sollte man mit der Meinung
von zufälligem Erborgen, wodurch alle in sich nothwendige Ent-
wickelung, die zumal im Alterthum nichts hat abhalten können,
ausgeschlossen wird, vorsichtig sein; uns wäre, wenn wir den
Reichthum der altnordischen Mythe und Sagendichtung be-
trachtet, schon der Gedanken niemals möglich gewesen, das
alles für die Folge eines fremden, todten Abborgens zu be-
trachten; viel kann eine Lüge vernichten, aber nichts aufbauen,
und diese Bemerkung allein wäre dem Rec. genug gewesen,
die Ansicht des Herrn Rühs für ungegründet zu halten; Rec.
möchte aber gern andere davon überzeugen — wenn er auch
nicht hoffen darf, diesen Gelehrten selbst — und darum muss
er ausführlich sein.) Eine solche Ansicht geben schon allge-
meinere Gründe, indessen sehen wir glücklicher Weise die
Sache durch eine genaue Untersuchung eben so entschieden
in der mehrmals genannten, fleissigen und gelehrten Preisschrift
von Olafsen. Er betrachtet darin unter anderen die Sprache
der altnordischen Dichtung erstlich in dem Verhältnis zu ihrer
eigenen Prosa; nachdem er (S. 74—80) in recht genauem und
schätzbarem Detail mitgetheilt, was sich bloss in der nordischen
Poesie, nicht in der gewöhnlichen Sprache findet, dennoch aber
aus dem Kern der Sprache gewachsen ist, kommt er auf die
Wörter, die fremden Ursprungs sind, solche, die man für Über- 972
bleibsel einer vorgothischen Sprache gehalten, wovon er aber
meint, sie seien von allen Seiten von Slaven, Finnen usw.
gekommen, dann die griechischen Ursprungs, lateinischen, hie-
nach angelsächsischen, doch sind es hier nur solche Wörter,
welche die angelsächsische Prosa und nordische Poesie gemein
haben, unten (S. 233) theilt er dann die Wörter mit, die sich
in der angelsächsischen und nordischen Poesie allein finden,
nicht in der Prosa beider Völker, ferner (S. 236) diejenigen,
welche die angelsächsische Poesie bloss mit der isländischen
Prosa (der umgekehrte Fall von der Behauptung des Herrn
Rühs), nicht mit ihrer eigenen gemein hat. Oben werden end-
lich noch Wörter aus der wallisischen und finnischen Sprache

zu erläutern gegeben (Herr Rühs bemerkt S. 115 in der Note, dass von den letzteren die meisten müssten gestrichen werden, wir bedauern, dass gerade bei diesen willkommenen Berichtigungen der Raum gespart worden).

Eine solche ausführliche Darlegung des wahren Verhältnisses, wobei die besondere Übereinstimmung der nordischen und angelsächsischen Poesie in ihr richtiges und gemildertes Licht kommt, scheint den Gedanken an eine so übertriebene Hypothese kaum möglich werden zu lassen, und wir können den Anlass dazu nur in der Unbefangenheit suchen, welche die Vorrede an dem Verfasser rühmt. Der einzige Tadel, der Olafsen trifft, ist, dass er nicht genug Rücksicht auf die deutsche Sprache genommen, sei es aus Unkenntnis, oder weil er nur Scandinavien im Sinn hatte. Es lassen sich überall, wo er das Nordische nur noch im Angelsächsischen oder umgekehrt findet, viele Wörter aus dem Deutschen erklären. Zum Theil ist es schon vorhin bei den Proben des Herrn Rühs geschehen, da wir eine gute Anzahl seiner Wörter auch bei Olafsen antreffen; hier mögen als Beispiel noch ein Paar andere folgen: Renn Fluss, angelsächsisch Rin, deutsch: Rhein, von rinnen; wir bemerken dies Wort zuerst, weil Hr. Rühs daraus abnehmen kann, dass es an sich nicht die deutsche Abkunft des Wolsungencyklus beweist, wie er (S. 102) glaubt. — Nefi Schwestersohn, angelsächsisch Nefa, deutsch: Neffe. — Nift Schwestertochter, angels. Nift, altdeutsch: Niftel. — Vagr fluctus, angels.
973 Väg, altdeutsch: Vag. — Heimir domesticus, angels. homora, deutsch: heimisches. — Litr vultus, angels. Ulite, deutsch: Antlitz. — Fria amare, angels. frion, altdeutsch: Friedel Geliebter, dann auch frien. — Feigr todtwund, angels. fäg, altdeutsch: vaig, veig usw. Die Wörter, die vorerst übrig bleiben, werden sich gleichstehen, und die angelsächsische Poesie eben so viel aus der nordischen Prosa, als die nordische Poesie aus der angelsächsischen Prosa enthalten, und daher jede Meinung von dem Erborgen der Poesie, welche Seite man nun zum Original macht, augenblicklich abweisen.

Wir nehmen gleich eine andere Ansicht aus dem Abschnitt

über Mythologie zur Betrachtung hierher, da sie gleichfalls eine Folge der bis jetzt besprochenen Hypothese ist. Hr. Rühs behauptet nämlich (S. 137), wo er griechisch-römische Mythologie in der nordischen entdeckt hat, erstlich, die Angelsachsen hätten viele Namen der römischen Mythologie übersetzt und von diesen die Isländer sie wieder angenommen; zweitens, die Isländer hätten andere mythische Ausdrücke aus der angelsächsischen Sprache geborgt, die sich weder in ihrem noch verwandten Dialekten wiederfänden. Schon sicher durch die obige entscheidende Beweisführung, geht er hier leicht an der zur Begründung der neuen Sätze nöthigen vorüber. Was den ersten betrifft, so wird zuerst Walkyre (Todtenwählerin, wir haben bekanntlich die Worte noch in Wahlplatz und kühren) für eine Übersetzung von Bellona ausgegeben; hätte er gesagt, es sei etwa dieselbe Idee, so wäre ein Sinn vorhanden, so aber könnte man eben so richtig Walhall für eine wörtliche Übersetzung von Elysium ausgeben; die folgenden Beispiele sind nicht schlechter und mögen nachgelesen werden. Die zweite Behauptung setzt unseren vorhin ausführlich behandelten Fall voraus, und wir müssen uns wohl wieder darauf einlassen. Othin heisst nicht Tir (was einmal richtig eins von den Wörtern ist, das wir bis jetzt nur im Nordischen und Angelsächsischen finden), nur in einigen Beinamen kommt ein ähnliches Wort vor, dahin gehört Vera-tyrr, wo es aber Helfer heisst und sich von ek·tiai ich helfe ableitet; bloss in Farma-tyrr und Hanga-tyrr will das gloss. Eddae Säm. das Wort von Tir
(dieses von tyrannus) abstammen lassen, weil es sonst keine 974
Bedeutung herauszubringen weiss. — Im Angelsächsischen heisst nicht Thundr, sondern Thunor der Donner, sollte daher Jupiter der Donnerer genannt werden, so war natürlich kein anderes Wort als dieses zu gebrauchen. Hr. Rühs möchte den Satz erzwingen, Othin habe seinen Beinamen Thundr durch die Angelsachsen von Jupiter erhalten. Entweder bedeutet aber Thundr hier wirklich Donner, so ist das Wort nicht entlehnt, da es im Deutschen und in dem noch heute üblichen schwedischen Dunner allgemein für jedes Geräusch vorkommt; indes ist dies nicht wahrscheinlich, da man im Norden das

besondere Geräusch beim Gewitter, des (Donnergottes) Thors Ton, schwed. Tordön, dän. Torden nannte; — oder es heisst Thundr so viel als Bogen, wie das Wort wirklich im Isländischen üblich und von thenia spannen abzuleiten ist (s. gloss. Eddae Säm.) — Hrimfaxi und Skinfaxi: da oben schon gezeigt ist, dass Faxi auch in anderen Dialekten vorhanden, fällt die hier gemachte Behauptung von selbst. — Dass Mimir kein aus dem Angelsächsischen erborgtes und dem Norden fremdes Wort sei (wiewohl wir gern zugeben, dass das angelsächsische meomor peritus damit übereinkommt, wie auch das gloss. Eddae S. bemerkt), geht schon daraus hervor, dass es in anderen offenbar verwandten Namen erscheint: Mimer ein kluger Schmied, Wilkina-Saga, Mimmering ein kluger zwerghafter Kämpfer, altdänische Kämpeviser. Dann ist die Ähnlichkeit mit dem latein. und griech. Mimas zu erwägen; endlich glaubt Rec., dass es zu einem Geschlecht gehört mit schwed. Minne Andenken, dän. Minde und dem latein. memor und memini. — Ist die Benennung der Nornen noch nicht aus dem Scandinavischen erklärt, so ist es ihr anderer Namen: Disir noch weniger, und zu diesem wird Hr. Rühs nicht einmal eine so erzwungene Erläuterung aus dem Angelsächsischen wie zu jenem aufbringen; endlich aber wird die Behauptung dadurch abgewiesen, dass der dritte Name der Nornen Fylgior die Folgenden (die den Menschen geleiten) sehr wohl aus dem Nordischen, wie aus allen germanischen Dialekten zu erklären und allgemein gebräuchlich ist in den Denkmälern. Es begreift sich übrigens, dass in den Namen,
975 zumal in den mythischen, sich die ältesten Wörter erhalten mussten; haben wir doch noch einen Wigand, aber vig Kampf und vigen ist längst untergegangen, während es im Nordischen fortgedauert. — Niflheim heisst Nebelheim, und ist an ein Erborgen nicht zu denken. — Die unglaublichste Anmassung ist indessen die letzte, wo geradezu behauptet wird, es sei „ohne allen Grund“, die drei Nornen Urd (urdu es ward von Verda werden), Verdandi (regelmässiges Participium von Verda das Werdende) und Skuld (Schuld, was soll, wird, von skulu, womit bekanntlich noch heute im Isländischen, Dänischen

und Schwedischen das Futurum formirt wird) durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erklären. Dafür gibt Hr. Rühs folgenden Aufschluss: Urd sei Wyrd, das Schicksal, fatum, aber dasselbe Wort, das auch im Angelsächsischen (word) und Altdeutschen (uyrd, wurt) existirt, heisst im Isländischen orth. Verdandi soll das Bewachende heissen, aber das nordische und angelsächsiche Wort, das Hr. Rühs im Sinn hat, heisst verja wehren und müsste verjandi bilden. Skuld soll von skyldan beschützen herkommen, und demnach wäre die dritte Norne nur eine unnütze Wiederholung der zweiten, aber im Nordischen lautet dasselbe Wort schilden skiola [skyla] und das Substantivum Skioldr Schild und nicht Skuld.

Die Widerlegung solcher allzu leichtsinniger Behauptungen führt etwas Unangenehmes mit sich, weil man die Mühe zu etwas Fruchtbarerem möchte angewendet haben. Indessen hat sich Rec. nichts erlassen wollen und er glaubt, was hier neu oder vielmehr in dieser Zusammenstellung neu erscheint, hinlänglich betrachtet zu haben, so dass er sich einen Gegenbeweis eben so genau ausbitten darf. Diese Hypothese von der angelsächsischen Abkunft der nordischen Poesie macht die Hauptsache des zweiten hier gelieferten Abschnittes aus, der von der Poesie handeln soll, ausserdem geht noch voran ein Abschnitt über nordische Geschichte und Cultur und folgt einer über nordische Mythologie. Da, wie Eingangs gesagt worden, die recensirte Idee noch die sorgfältigste Ausführung erhalten, so wird man hier keine eigentlichen Untersuchungen und neue Resultate erwarten. Hr. Rühs hat gute, auch wohl seltene Bücher benutzen können, aber von eigenem Quellenstudium 976
und genauem Arbeiten, um es gerade herauszusagen, haben wir keine Spur gefunden. Es scheint auch kaum möglich, in einem so beschränkten Raum sie mitzutheilen. Der Zusammenstellung des Glaubens über Elfen und Zwerge wollen wir, weil wir auch etwas Geringes nicht verschmähen, dankbar erwähnen, wiewohl sie so wenig genau und vollständig ist, dass Rec. allein sie zu einem eigenen Buche vermehren könnte. Für die Nachrichten über finnische Poesie haben wir dem Verf. schon bei seinem Werk über Finnland gedankt, wo sie ausführlicher und

darum besser stehen; dieser Auszug gehört nicht hierher. Was auch sonst vorgetragen wird, ist von anderen schon so ziemlich gesagt oder geglaubt worden, das Ganze ist auf jene widerlegte Hypothese zugeschnitten, daher wird die Anordnung bei der nächsten Wiederholung anders ausfallen müssen, selbst wenn Hr. Rühs neue Gründe für seine Meinungen entdeckt.

977 Man wird daher dem Rec. nichts vorwerfen können, wenn er die beiden anderen Abschnitte weder betrachten noch widerlegen will. Gegen die darin herrschende Ansicht hat er sich aus Gründen und bestimmt in einer anderen Recension dieser Jahrbücher (Schriften über nordische Mythologie 1811. No. 49. 50) [= oben S. 14—32] erklärt und kann darauf verweisen [1]; es wird genug sein, wenn er sich hier eben so bestimmt als Gegner des Hrn. Rühs zu fast allen in dieser Schrift aufgestellten Behauptungen nennt und keine einzige bedeutende für erwiesen erklärt. Was soll man auch dazu sagen, wenn es in dem Eingang der Abhandlung über die Mythologie heisst, sie sei nicht als alter heidnischer Glauben des Volks, sondern als Hilfsmittel zur Dichtkunst,
978 d. h. vorsätzliche, leere Erdichtung auf uns gekommen, darauf müsse man halten, wenn des Verf. Meinung bestehen sollte? Kann es, wo wir nur Christen darüber sprechen hören, anders sein, als dass jeder versichert, dies sei die wahrhaftige und glaubwürdige Religion nicht, sie dürfe man nicht für das Leben, nur für die Dichtkunst noch benutzen; nur den Glauben selbst nannte man irrig, niemand hat das frühe Dasein desselben geleugnet. Zeigt sich in den Gedichten selbst eine Spur, dass

[1] Wir können auch wegen der hier gelieferten Übersetzung der jüngeren Edda dorthin verweisen, da sie aus der dänischen, nicht aus dem Original entstanden ist. Hr. Rühs gibt sie noch, nachdem er die Edda schon vernichtet zu haben glaubt, zu grösserer Bekräftigung; diese Beweisführung könnte uns die liebste sein, denn wir brauchten nur zu bitten, das alte Denkmal mit den Behauptungen des Hrn. Rühs zusammenzuhalten. Indessen geht dies nicht ganz, weil zum Studium diese Übersetzung nicht zu empfehlen ist und dazu das Original nöthig bleibt. Das Ganze ist nicht urkundlich abgefasst; einem schwierigen Ausdruck wird durch einen allgemeineren ausgewichen, gleich Refels Steig in der ersten Fabel durch fernen Weg übersetzt. Für Dilettanten und das ungefähre Verständnis mag diese Arbeit ihren Werth haben, den wir ihr gern lassen; jenen wird gerade die das Eigenthümliche verwischende Umstellung der Worte in die übliche Folge angenehm sein.

man in Lügen sich herumtreibe, und sind sie nicht ernstlich überall gemeint? Oder soll man Gründe widerlegen, wie folgenden (S. 31): es werde niemand sich einbilden, dass so rauhe Krieger ein weitläuftiges System religiöser Ideen gehabt, eine vollständige Genealogie ihrer Gottheiten? als ob nicht bei allen, selbst den ausgebildetsten Völkern nur eine besondere Klasse die heiligen Gesetze und Geheimlehren der Religion allein hätte bewahren und lehren dürfen und können, niemals der gemeine Haufen. Baare Unwahrheiten, wie z. B., dass in allen Gedichten die Sprache gleich sei und alle Individualität in den künstlichen Silbenmassen untergehe, welche die ältesten Dichter schon gebraucht (S. 98) (die alten Lieder, besonders die epischen noch ungedruckten der Edda sind einfach und unverkünstelt), oder dass Saxo seine Gedichte selbst verfertigt und nichts darin übersetzt habe (ohngeachtet Nyerup in einer Abhandlung, die Hr. Rühs selbst citirt, das Gegentheil klar in Beispielen gezeigt), werden Leser, welche irgend von der Sache etwas wissen, von selbst finden; wir sind darauf gefasst, nächstens den ganzen Saxo von Hrn. Rühs vernichtet zu sehen, da es ohnehin mit den Handschriften verdächtig aussehen soll.

Nur einige besonders charakteristische Sätze mögen herausgehoben werden: S. 4. „Norwegens frühste Geschichte ist blosse Dichtung“, d. h. bei Hrn. Rühs: späterhin erfundene leere Unwahrheit. S. 17. Auch der Namen der Asen ist erst entstanden, als *Mönche* ein System über die Bevölkerung [des] Nordens aus Asien bildeten. S. 51. Selbst Snorro theilt mit seinen Zeitgenossen den „allerrohsten Aberglauben, in seiner Chronik kommen die unsinnigsten Geschichten von Hexereien vor“. S. 99. „Die Vermuthung ist so unwahrscheinlich nicht, dass Snorro die in seinem Buch angeführten Gedichte selbst verfertigt“ (solche schleichende Wendungen liebt Hr. Rühs, in 979
derselben Art sagt er vom Skaldatal: es habe „nur leichtes Gewicht auf der Wage der Kritik“; nachher, wenn es zum Schliessen kommt, gelten solche Annahmen für voll). S. 29. Der Cultus war äusserst roh, die Sitten barbarisch, „die wildeste Grausamkeit, empörender als bei den Irokesen, war die *erste* Freude der Helden“. S. 38. *Alle* Cultur kam erst

vom Christenthum, dieses zunächst aus England. Runen sind dann *erst* aus dem lateinischen Alphabet entstanden. — Von den mythischen Büchern wird behauptet S. 121, sie seien von Christen verfertigt, S. 129 das ganze System ein blosses *Spiel* der Phantasie der *Mönche*, zusammengesetzt aus einem geringen Theil Volksglauben und aus griechisch-römischer Mythe [1]), eben so augenscheinlich sei Christenthum darin, das meiste aber „*freie, unmittelbare Erfindung*". S. 141. Der Versuch, Zusammenhang in die Mythologie zu bringen, habe immer den traurigsten Erfolg gehabt.

So wenig als auf das Vorhergehende sind wir gesonnen, auf das zu antworten, was Hr. Rühs über den Cyklus der Wolsungasaga vorbringt, und auf die Behauptung, es sei diese Fabel ganz aus Deutschland gekommen. Wenn Hr. Rühs einmal näher und gründlich über diesen Gegenstand sich unterrichtet hat, wird er gern zurücknehmen, was er hier darüber gesagt.

Es steht nun zu erwarten, was diese aufs neue und gar nicht zweifelnd hingestellte absprechende Ansicht für Eindruck machen wird; sonst trug sie ohne Weiteres das Lob einer sehr gelehrten Scharfsinnigkeit davon, denn es ist allerdings überraschend, wenn ein Einzelner den Betrug entdeckt, der Jahr-
980 hunderte täuschte, doch ist diese Zeit vorüber, und man scheint jetzt mehr zu verlangen. Ob die entgegengesetzte, die an das Dasein wahrhaftiger Theomythieen einer ursprünglichen, in dem Leben und der Wahrheit begründeten Dichtung, an eine Tradition, in der sich alle Lehre und würdige Erinnerung der Geschichte fortgepflanzt, an ein edles Heldenthum, überhaupt an eine aus innen gekommene Entfaltung glaubt, wornach alles Grosse, was geschehen, nicht ein schlechtes Spiel zweckloser Kunstgriffe wird, ob eine solche sich erhält, wird die Zeit lehren.

[1]) Wir können es doch nicht unterlassen, hier eine Note zu machen. Um den römischen Antheil in den Mythen zu beweisen, führt Hr. Rühs S. 129 zwei Wörter an, die dem Lateinischen nachgebildet seien, nämlich *Töflr* tabulae und *Kalkr* calix; fiel es ihm denn nicht ein, als er die deutschen *Tafel* und *Kelch* daneben schrieb, dass es durchaus dieselben seien? Beide sind uralt im Deutschen mit dem Lateinischen verwandt, aber nicht aus ihnen formirt.

Merkwürdig und erfreulich bleibt es, dass noch alle, welche die Mythologie zu ihrem Studium machten, ihr zugethan waren.

Es sei noch erlaubt, seitdem anderwärts hergekommener Äusserungen wegen aus der vorigen Recension die Behauptung wieder herzunehmen und noch deutlicher aufzustellen, dass es bloss darauf ankomme, zu entscheiden, ob diese nordischen Denkmäler echt, d. h. aus alter Zeit herstammen und keine spätere Erfindung und Lügen sind, wie z. B. in dieser Schrift hier behauptet wird. Ist für jenes entschieden, dann wird sich bestimmen lassen, inwiefern sie historisch berücksichtigt werden müssen, nämlich insoweit die Mythen aller Völker historisch sind. Zu dieser Bestimmung aber müssen die Resultate derer, welche die Mythen und epischen Gedichte der Völker überhaupt untersucht haben, und die der Historiker zusammengenommen werden; nicht aber dürfen letztere allein entscheiden. Durchaus ungerecht ist es, an den nordischen Mythen und Sagen den alten Streit ausfechten und sie damit prüfen zu wollen, dass man nachsieht, ob sie genau historisch wahr sind, und jeden Zweifel, den man aufbringt, sogleich als einen Beweis ihrer Unechtheit wichtig macht. Wir wollten, wenn es darauf ankäme, solcher Zweifel mit leichter Mühe weit mehrere darlegen. Wer die Wahrheit der modernen Geschichte in den alten Sagen finden will, der irrt sehr, noch mehr aber, wer die eigenthümliche Wahrheit derselben für Lüge und Verfälschung ausgibt, wie derjenige, der sie für geringer hält, als jene: im edlen und rechten Sinne grenzen Wahrheit und Dichtung nahe an einander. Wie dies unserer Zeit noch eben in einem herrlichen Beispiel gezeigt worden, so ist es auch in jenen alten 981
Denkmälern. Wir meinen nicht, dass diese Ansicht der Kritik und Geschichte Hohn spreche, ja wir nehmen für sie jede Art von Scharfsinn und Kritik in Anspruch; die Geschichte selbst wird durch sie erweitert, während die andere sie in ihren schönsten Punkten zernichtet.

W. C. Grimm.

Staatl. Bibliothek Bamberg

10 ANTWORT DES RECENSENTEN

auf die Antikritik *) des Hrn. Prof. D. Fr. Rühs in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. 1812. No. 318 [Dienstag, den 22. Dezember 1812, Bd III, S. 849—851] gegen die Recension seines Buchs über die Edda in den Heidelbergischen Jahrb. 1812. Oct. No. 61. 62 [S. 961—976. 977—981 = oben S. 80—99].

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813). Intelligenzblatt II, S. 10—13.

Ich verspreche aus grosser Neigung zur Sache, mich darauf einzulassen, wenn Herr Prof. Rühs in seiner zukünftigen Antwort auf meine Recension seines Buchs, was weder dieses noch sein Ton, den er für sich behalten mag, verdient, wirklich etwas vorbringt, sei es auch das Geringste, die gegenwärtige enthält gar nichts und singt bloss um eine Note zu hoch. Vielleicht geben indessen noch andere, welche von der Sache wissen, ihre Stimmen ab (die in der Leipziger Lit. Zeit. 1812. No. 287. 288 [17. 18. Nov. Bd II, S. 2289—2299 von Jacob Grimm] streitet offenbar nicht für Hrn. Rühs), wie man mir eben schreibt, dass zwei dänische Gelehrte sich die Mühe nehmen wollen, sein Buch zu beleuchten. Nur zweierlei halt' ich mir aus: erstlich, dass er nicht fordert, ich solle seine Worte anders nehmen, als wie sie einen Sinn geben, und ich nicht verbunden bin bei meinen Ausdrücken mich nach seinen Hypothesen zu richten; wenn er z. B. sein Werk gut nennt, ich schlecht, so meinen wir beide ganz gewiss dasselbe ohnbeschadet des grossen Unterschiedes unserer Worte, ebenso meint er unter isländischer, ich (alt-)nordischer Poesie dieselben Monumente, von denen und deren Sprache die Rede ist [1]. Zweitens, dass er

*) Erklärung. Über Herrn C. W. Grimms Ausfall gegen meine Bearbeitung der Edda in den H. J. October 1812, No. 61. 62. F. Rühs, Dr.

[1]) Für diejenigen, welche sich die Mühe nehmen wollen, herabzusehen, steht hier noch eine vergleichende Tabelle:

Herr Rühs, „der Forscher" (Antikritik S. 851).	Der Recensent.
S. 115. „Die isländische Dichtkunst hat eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen Sprache,	S. 962 [oben S. 81]. Hr. R. behauptet, „die isländische Dichtkunst habe eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen (altnordischen und

mehr als ein Paar rothe Schuhe mit zum Tanz bringt und 11
dann etwas Besseres weiss, als dass Straa (sprich aus: Stro) nicht Stroh, sondern Halm, spaed „nicht dünn, sondern zart“ (tauschen die Worte nur ihre Stelle, so macht die Antikritik schon den Unterschied zwischen beiden sichtbar genug),

viel weniger in den übrigen Dialekten vorkommen; diese Wörter sind meistentheils angelsächsisch“. Antikritik S. 850. „S. 962 [81] scheint es sogar, als wenn Hr. W. C. Grimm selbst mich verstanden,

heutig isländischen) Sprache, viel weniger in den übrigen Dialekten vorkommen, diese Wörter seien meist angelsächsisch“.

Zusatz. Nach meiner Ansicht sind die alten Denkmäler (die Edden, Scaldenlieder etc.) keine besondere isländische, sondern allgemein nordische Poesie, dies habe ich klar ausgedrückt, indem ich die „gewöhnliche Sprache“, worunter Hr. Rühs offenbar die isländische versteht, durch die altnordische und heutig isländische erklärte (die letztere kam hinzu, weil sich bekanntlich auf Island die altnordische Sprache mit geringen Abweichungen erhalten), um nicht dasselbe zweimal hinter einander zu sagen, und weil es sich von selbst verstand, ich auch überall von nordischer Poesie sprach, ist vorher bei „isländischer Dichtkunst“ nicht auch in Parenthese, d. h. altnordische gesetzt worden. Bei der Widerlegung daher, wo ich nicht mit dem Forscher die nach allen Seiten unsinnige Hypothese von der freien, unmittelbaren Erfindung der altnordischen Poesie auf Island annehmen wollte, musste ich mich durchaus also ausdrücken:

aber nun, da es ans Widerlegen gehen soll, schiebt er mir folgende unsinnige Stelle unter:

S. 965 [84]. Es kommt hier darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen (ich sage: isländischen) Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen (ich sage: isländischen) Prosa, noch in einem anderen Dialekt der germanischen (ich sage: nordischen) Sprache

S. 965 [84]. Es kommt hier nur darauf an, zu beweisen, dass eine grosse Anzahl Wörter, die in der nordischen (Zusatz: versteht sich nach dem Obigen von selbst: bei Hrn. R. isländischen) Poesie vorkommen, sich weder in der nordischen (Zusatz: versteht sich von selbst: bei Hrn. R. isländischen) Prosa, noch in einem

12 Sang*) nicht Fang, sondern Sang (welches letztere wahrscheinlich wir alle drei: der Forscher, der Corrector und ich gewusst haben, desto strafbarer der zweite, dass er es hat stehen lassen, desto witziger der erste, der es dem dritten zur Last legt) heisst, und dass in einem nach dem Dänischen (vor

finden, sondern lediglich im Angelsächsischen".

anderen Dialekt der germanischen Sprache (Zusatz, d. h. der nordischen und deutschen, denn die letztere darf nicht übergangen werden, falls der Satz des Forschers einigen Sinn haben soll, wenn sich im Angelsächsischen nicht allein die Wörter wiederfinden, sondern noch bei einem anderen Glied der Familie, wie kann das Borgen dorther daraus gefolgert werden?) wiederfinden, sondern lediglich im Angelsächsischen.

Anmerk. Dass ich meine Worte anführte, ist auch daraus klar, dass ich sie nicht mit Häkchen bezeichnete, welches bei des Forschers seinen geschehen ist.

Wer nun Lust hat, etwas Gemeines zu lesen, der sehe in der Antikritik nach, wie der Forscher weiter spricht, über Verfälschung und dergl. mehr, welche so gewiss nicht da ist, als sie da ist, wenn er z. B. angibt, ich halte seine Hypothese vom angelsächsischen Ursprung für die Hauptidee, während ch sie nur als das einzige Neue und Eigenthümliche angegeben: die Hauptsache ist das Alte, von Schlötzer und Adelung schon übrig Bekannte, hier mit einer schnarrenden Rede bloss neu aufgesteift usw. Übrigens ist dem Rec. (will er zu seiner Schande bekennen, aber wer kann eine so gründliche Forschung auslernen?) doch noch ein neuer und eigenthümlicher Gedanke entschlüpft, auf den ihn der Leipziger Rec. erst wieder aufmerksam gemacht. Thors Bilde setzte man täglich vier Brote und darnach im Verhältnis Fleisch vor; als aber das Idol niedergestürzt wurde, wimmelte das Innere von Mäusen, Eidechsen und anderen Thieren, „die", setzt der Forscher und mit Bedacht hinzu, „sich die Opferspendungen vermuthlich zueigneten" s. p. 12 seines Werkes. Was ist wahrscheinlicher als diese Vermuthung! wie mögen sich die Thiere über die guten Bissen hergemacht haben, die man doch gewöhnlich zum Opfer bringt! auch hierin zeigt sich das Feine der Idee auffallend. Hätte uns das Glück gelächelt und Hr. R. selber etwa den Hergang belauschen und mit eigenen Augen den Betrug der unverschämten Thiere entdecken können, so wäre alles unnütze Geschwätz über die Echtheit der nordischen Mythologie

*) [Dies bezieht sich auf das Öhlenschläger'sche Lied Maria, Kl. Schr. I, S. 246.]

4 Jahren oder länger aus Gefälligkeit) übersetzten Lied, das ohne mein Wissen dort abgedruckt worden, wiewohl ich nichts dagegen habe, eine absichtliche Freiheit unerlaubt sei, denn übersetzt er nach seinem Verstand:

legt ihn an ihre volle Brust,
Vogelsang ist ihre Stimme

und nicht: ist ihre Lust, so kommt er zu jenem Poeten, der es vor allen zu treffen hoffte, wenn er sprach:

Ich bin genannt der Hänslein Stolz
und führ' einen Wagen mit Scheiter.

Wo er ist, will ich nicht verrathen, sonst trägt ihm Hr. Prof. 13
Rühs seiner Forschungen wegen, die Zeit kosten, die Ausarbeitung der Antikritiken auf, und ich muss gegen vereinigten Scharfsinn kämpfen.

Damit hab' ich auf das geantwortet (welches ich als Rec. dem Institut schuldig bin, sonst würden mich die Paar Tropfen guter Tinte dauern, die ich daran wenden müsste), was gewiss noch den meisten Schein hat in der Antikritik; wer unseren Forscher versteht, weiss, dass es stark auf die Sache eingeht, wie das Übrige. Ich benutze diese Gelegenheit, einen wirklichen Fehler in meiner Übersetzung der Kämpeviser anzuzeigen, Slaa nämlich im Lied von dem Helden Vonved [No. 57] V. 42 und 46 heisst nicht (wie sonst) Riegel, sondern Schlehe, was auch in dem Zusammenhang einen besseren Sinn gibt; ich verdanke diese Bemerkung meinem Bruder.

Cassel im Januar 1813. W. C. Grimm.

längst abgeschnitten. Denn Rec. muss es nur gestehen, dass er in einigen schwachen Minuten daran gedacht, ob der hölzerne Klotz, denn das Opfer war doch einmal fort, nicht etwa am Ende aus Übermuth oder wer weiss aus welchem anderen Grund, Lust bekommen und sich auf irgend eine Art darüber erbarmt. Zu des Rec. Entschuldigung dient höchstens, dass das Holz doch unter gewissen Umständen kracht, knallt, als wär' es ordentlich bei Leben und Verstand (z. B. wenn es verbrannt wird), und sodann eine gewisse Ideenverbindung mit einem oben im Text hernach vorkommenden Vers, in welchem er den kunstreich versteckten Reim entdeckt, in den zwei Zeilen, was einem ja wohl widerfährt, verwechselt und dadurch aus dem Holz eine lebendige Person bekommen. Aber wie wird das alles von jener so scharfsinnigen und doch höchst einfachen Erklärung des Forschers niedergeschlagen!

17 # SENDSCHREIBEN
AN HERRN FRIEDRICH DAVID GRÄTER,
DER W. W. DOCTOR, RECTOR UND PROFESSOR.

Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Nebst einem Sendschreiben an Herrn Professor F. D. Gräter von W. C. Grimm. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813. 8. S. 17—50.

Vergönnen Sie einer kleinen kritischen Arbeit vor Ihre Augen zu treten, in welcher wenigstens das Bestreben, unverständige und ungerechte Angriffe abzuwehren, auf Ihren Beifall hoffen darf. Wer aber könnte besser urtheilen als Sie und wer vor Ihnen? Sie waren ja der Erste, der uns Deutsche in die Herrlichkeit altnordischer Dichtung einführte, indem eine Übersetzung der zwar schon erläuterten Edda gleichsam die versteinernde Decke abzog oder das Eis losschlug; nicht weniger der Erste, der uns aus dem zweiten Theil der Sämund. Edda 9 Strophen, „noch nie gedruckt und nie erklärt", in dem Urtext sammt lateinischer Übersetzung („mirabuntur viri eruditi et mirentur licet — at periclitandum est!") mittheilte *); endlich waren Sie (ich irre gern) auch der Erste, der das reiche Kämpevisebog öffnete und in einigen (unübertroffenen) Übersetzungen, auf die ich mir in der Schrift selbst einmal zurückzukommen die Freude mache, gleichsam einen Vorschmack gab. Ich weiss nichts, was ich von Bedeutung dagegenstellen könnte, und dürfte ich vielleicht mit einigem Vortheil anführen, dass mich meine Correspondenz an Porto Geld genug kostet, so wüsste ich doch nicht zu sagen, dass sie bis zum Ebro oder gar der ungrischen Sau sich erstreckt. Wichtigere Arbeiten hatten Ihren Geist gefesselt,

*) [Helga-Quida haddingia scata, h. e. carmen de Helgio, Haddingorum heroe, Sectio I. Specimen eddicum codicis Vidaliani, nunquam antea typis impressum nec interpretatione illustratum. Quod programmatis loco in Anniversariis Majestatis Regiae Cal. Jan. MDCCCXI celebrandis publico eruditorum examini subjicit Frid. Dav. Gräter, Halae Suevor. 1811 = Odina und Teutona (s. folg. A.) S. 211 — 224.]

sonst wäre vielleicht aus ihm und Ihrer Feder eine volle Übersetzung der Kämpeviser uns zugeflossen, und mir waren in Hinsicht des Wenigen, was ich dem Geist nach zu leisten vermogte*), im voraus die Hände in den Schooss gelegt; statt arbeiten zu 18
müssen, hätte ich Ihr Buch vor mich nehmen und mich poetisch erquicken und erbauen können. Freilich dann war ungeboren, womit uns jetzt das neue Magazin Odina und Teutona herrlich beschenkt. Ich nenne zuerst die Übersetzung eines eddischen Lieds ins Griechische**), wäre diese Arbeit vollendet oder gar über das Ganze ausgebreitet, so könnten wir hoffen, in einer geschickten Zurückübersetzung ins Deutsche (gut wär's, könnten sie auch noch durch das Arabische etwa laufen) den eigentlichen Kern dieser Gesänge aufgebissen zu sehen, wie Salzwasser erst durch so viele Dornen tröpfeln muss, um gehaltiger zu werden, oder der Wein in gleicher Absicht die Linie verschiedentlich passiren. Doch auch dieses wird von anderem noch übertroffen: mögte es Ihnen gefallen, uns weiter aus den öffentlichen allbekannten Denkmälern geheime Memoiren über das Einwandern jener asiatischen Heimtücker***) scharfsinnig auszuziehen, so dass herauskommt, was eben kein anderer sieht. Wie deutlich wird alles, wie greiflich und verständlich! Man glaubt sich in der Nähe der Hofintrigue und sie wie mit eigenen Augen anzusehen; sollte man die Hoffnung aufgeben, etwa das Tagebuch des Listigen aufzufinden, in welchem er offenherzig von seinen gebrauchten Mitteln und Ränken spricht, oder, was noch mehr überzeugen könnte, die Schneiderrechnungen für die prächtigen Kleider, in welchen sie ein albernes Hirtenvolk täuschten? Ich muss noch einmal sagen, wie greiflich wird alles, und denke

*) [Über diese Orthographie s. S. 121.]

**) [Odina und Teutona. Ein Neues literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit. Von F. D. Gräter. Erster Band. Breslau 1812. Bei Carl Friedrich Barth. S. 23—45: Über eine griechische Nachbildung in homerischer Sprache und Versen der nordischen Göttergeschichte: Skirners Fahrt oder die Brautwerbung des Gottes Frey. Ein Programm, geschrieben von Friedrich David Gräter.]

***) [Ebenda S. 1—22: Der Donnergott und der Asiate Thor. Ein Bruchstück aus Werdomars Jugendträumen. Geschrieben im Jahr 1793. Vergl. S. XXV: Ein Versuch, den widersprechenden Charakter des Gottes Thor aus der geheimen Geschichte der eingewanderten Asiaten zu erklären.]

dabei an eine Ansicht, die alle Veränderung und Epoche in der
Religion als ein von einem ewigen Weltgeiste rührendes Fort-
leben und Bewegen ansieht, das naturnothwendig ist und so
wieder über allen Menschen steht, und welche darum der Zeit
und den Menschen, in welchen es sich offenbarte, eine gewisse
göttliche Natur beilegt, die ihnen unbewusst auf ihrem Haupt
geruht, wie nur auf des schlafenden Servius Tullius Haupt eine
Flamme brannte, die bei seinem Erwachen verlosch. Was diese
Ansicht, zumal roh wie hier ausgesprochen, für einen Namen
verdiene, das wissen wir wohl, Sie haben sie selbst gelegentlich
19 an sonst gar nicht so übelen Schriftstellern zu tadeln nicht ver-
fehlt oder einen Stein auf die jungen Titanen geworfen: Schade,
dass Jupiter Berge dazu nahm, sonst wär kein Unterschied.
Allein das wollte ich eigentlich bemerken, dass wie man bei
ihr des Fadens keinen rechten Anfang auf der cultivirten Erde
finden kann, sondern immer, wenn man sich nasführen lässt,
wie nicht recht gescheidt hinterherläuft, so ist doch bei der-
jenigen, welche Sie aufstellen, gar wohl das möglich: das fremde
wunderbare Element, will man sagen, Göttlichkeit, fällt heraus,
die Menschen handeln bloss irdischer Zwecke halber, denen man
auf den Zahn fühlt, weil man sie aus Erfahrung kennt; ja man
sieht hinter die Coulissen und weiss, was daselbst die Jahr-
hunderte darnach verehrten Götter für Creaturen waren. Vettern
und Basen waren darunter, wie Sie uns mittheilen.

Ich komme aber ab und wollte von der Recension *) reden, deren Antikritik vor Ihnen hier erscheint, nicht ohne einiges Gefühl solcher Kühnheit. Als ich diese Recension zuerst erblickte und ihre Ausführlichkeit, die in dem Schein von Gründlichkeit sich zu gefallen schien, so glaubte ich nicht, dass ich am Ende mit der besten Empfänglichkeit für Belehrung mich nicht zu Abänderung eines Jotas in meiner Arbeit bewogen sehen würde. Ich hoffte einige Minuten lang eine Recension zu finden, welche alle Irrthümer scharf und genau angegeben hätte, wäre dann noch etwas übrig geblieben, an dem der

*) [Der Altdänischen Heldenlieder in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Bd I, No. 11—13, S. 161—198. unterz.: T.]

Recensent nichts auszusetzen wusste, so wären mir drei Worte Anerkennung davon das liebste Lob und gerade so viel, als nöthig gewesen und ich verdient hätte. Denn ein blosses fades Lob ist mir noch mehr zuwider als elender Tadel, und ich wüsste nicht, wie der Rec. sich anders übertreffen könnte, als durch ein Umsatteln zu jener Manier. Die Recension, die ich mir als gute vorstelle, vereinigt grosse Schärfe und grosse Milde, und ihr steht nichts mehr gegenüber als eine, wie vorliegende, die gesuchten, falschen Tadel wie einen Iltis durch einiges Lob wohlriechend zu machen denkt, aber der stinkt bekanntlich parfümirt nur ärger; wären die Beschuldigungen, die er aufzustellen sucht, nur halb begründet, es war seine Pflicht ganz anders zu reden.

Hätte der Recensent sich begnügt, seine Wahrheitsliebe zu loben und meine Arbeit eilfertig, ungeschickt, fehlerhaft und geistlos zu nennen, würde ich einen Rath, den Ihre nur leis auftretende Gesinnung mir gewiss gibt, von selbst befolgt haben, nämlich kein Wort geantwortet, den Rec., so hoch er sich macht, übersehen und aus meiner Kindheit mich erinnert, dass ja des schrecklichen Knecht Ruprechts Haupt nur ein einfältiger Staubbesen war, mit einem weissen Tuche behängt. Auch der Trost, den Sie mir gleichfalls geben würden, fällt mir schon ein, dass, weil der Beweis dieser Behauptungen nicht geführt sei, ja in ihnen selbst Widersprüche sich darthun, die Schande am Ende doppelt auf ihn zurückfalle. Die Freude an den Druckfehlern hätte ich ihm auch gern gelassen, man freut sich selber, einen Menschen einmal so wohlfeil in herzlicher und wahrhaft unschuldiger Lust zu sehen. Allein zweierlei machte es doch nöthig, einmal (zum zweiten Mal natürlich nicht wieder) darauf zu antworten. Erstlich die verschiedentlich durchbrechende Begierde, meine Kenntnis des Isländischen verdächtig zu machen (die, wie ich selber überzeugt bin, noch gar sehr wachsen kann und muss); diese Begierde sticht ihn so sehr, dass er eine der verzeihlichsten Nachlässigkeiten, die, wie das Buch selbst beweist, in vielen durchaus gleichen Fällen nur einmal vorkommt, zur Stütze seiner Behauptungen macht. Ich wünsche bei dieser Gelegenheit zu meinem Besten, dass mir

niemals eine grössere kann vorgeworfen werden, es verhält sich damit, wie mit Druckfehlern, die, wie ich aus Erfahrung weiss, bei der schärfsten Aufmerksamkeit in der Correctur unseren Augen entgehen, weil man das Rechte im Sinn hat, und ich behaupte, nur der darf hoffen, vor dergleichen sicher zu sein, der sich bewusst ist, innerlich ganz leer zu sein, wann er sich zum Schriftstellern hinsetzt. Zu dieser Begierde konnte ich nicht länger still sein, aus Gründen, die Sie wissen, aber auch ohne diese, und glaubt das Publikum, es sei hier die erste An-
21 reizung, die dieser Recensent ausgehen lässt, wird man es natürlich finden, dass ich darauf antworte. Nicht jeder geniesst des Vortheils, wie Sie, dass man auf den freilich noch empfindlicheren Vorwurf, der in Ihren Worten [Idunna 1812 No. 17 S. 65]: Sie hofften, es sei ein „edler" Wettstreit bei der Herausgabe der Edda liegt, denn ein jeder versteht wohl, was darunter verstanden war; dass man, sage ich, eine Zeit lang still zu schweigen sich bewogen sieht. Der andere Grund, warum ich antworten muss, liegt in dem Vorwurf des Rec., es sei meine Absicht, ausgezeichnetes Verdienst herabzusetzen; man sehe hernach selbst, mit welchen ungezähmten Worten er diese Unwahrheit ausspricht.

Es entgeht mir nicht, dass ich einiges wage, wenn ich den Streit vor Ihr Richtschwert stelle, indem mein Gegner offenbar ein Schüler von Ihnen ist, was Sie zu einiger Parteilichkeit bewegen könnte. Nicht nur aus den häufigen Berufungen auf Sie und sehr richtigen und genauen Citaten Ihrer Werke vermuthe ich dieses, sondern er hat auch Ihnen mehrmals bestimmt nachgeahmt, ich komme in der Antikritik darauf, einiges ist ganz plump (was Sie zu meinem Vortheil auch wieder gegen ihn entrüsten könnte), aber gleich den Eingang mit den Gleichnissen von den Palästen, Häusern, Hütten, die auf seinen Grund (versteht sich in Einbildung) ein anderer gebaut, hat er Ihnen in Geistesarmuth aus Ihrer Vorrede zu Odina und Teutona S. XIII abgesehen, ebenso hat er aus Ihrer Beleuchtung unserer Ankündigung der Edda[1]) einige Sätze ziemlich ausgeschrieben,

[1]) Man findet sie in den ersten Blättern der Alterthumszeitung Idunna von 1812. [Jahrgang I, No. 17. 18, den 25. April und 2. Mai 1812, S. 65—68.

und die Welt kauft und liest auch wohl zum zweiten Mal, was sie in der Alterthumszeitung schon, und versteht sich in seiner Art besser, besass, denn wie wir beide, Sie und ich, wissen, enthält es des Falschen mehr, als uns beiden lieb ist. Der erste Stich ist doch immer noch schärfer, als solch ein weiterer Nachstich.

Übrigens, damit der Recensent die Käufer nicht zu sehr
hinters Licht führt, thue ich selber, was seines Amtes war, und 22
theile in dem Anhang [S. 51—56, hier natürlich übergangen]

71—72: „Über den Aufsatz: Die Lieder der alten Edda. Eine nähere Ankündigung der Herausgabe des 2ten Theils der sämundinischen Edda von den Herrn Gebrüdern Grimm zu Cassel. Im Morgenblatt 1812, No. 65. 66. 67 und 68“ (= Kl. Schr. I, S. 212—227. 587). No. 69 fehlte also.] Der Herr Verf. war so eifrig für die gute Sache, dass er den Schluss jener Ankündigung nicht einmal abwarten wollte, sondern lieber gleich Hand ans Werk legte. Vielleicht wird zu anderer Zeit das Nöthige nachgeliefert. So ward auch das attische Salz, das anfangs fehlte, durch ein Paar Antikritiken im Anzeiger [F. v. d. Hagens Ausfall vom 12. März 1812: „Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es wieder heraus“ im Anzeiger No. 13, den 4. Juli 1812, und „Zur Weisung“ vom 15. August im Anzeiger No. 15, den 22. August 1812] herbeigeschafft. Ein anderer Mitarbeiter, der, wo ich nicht irre, einmal ein Register zu einem Buch gemacht hat, wusste zu sagen, dass er überzeugt sei, wir würden halten, was wir versprochen, als deutsche Männer, und das hat uns freilich hinlänglich wohlgethan. [Ich weiss nicht, wer gemeint ist.] Ein dritter gieng an einem anderen Ort als Leipziger Recensent [anonym in der Leipziger Litteraturzeitung, No. 255, den 14. October 1812, S. 2039], wo ich ihn nur an der Löwentatze erkannt habe, noch kühner heraus und meinte, Hrn. Gräters Aufsatz gegen uns enthalte viel Wahres, „nur zu mild ausgesprochen“, ein süsser Tadel, sollte man meinen, der aber dennoch demjenigen, welchen er traf, kann heiss gemacht haben, als müsste er einen Ehrenpelz in der Sonnenhitze tragen. Dieser arme Recensent fällt mir wieder ein, weil er in der Recension von Weckherlins Beiträgen (Hall. Lit. Ztg. No. 59) [März 1813. I, S. 472] zweideutig und fein unserer „lobpreisenden“ Ankündigungen des Reinhart Fuchs gedenkt. Da nach einer Behauptung seines Geistes, die wir mit Vergnügen in der Recension von Schlegels Deutschem Museum in den Jen. Ergänz. Bl. [1813. No. 41, I, S. 326, unterz. α. β. γ.] gelesen, „Dichtung zeitliche Dinge so darzustellen hat, dass aus ihnen ein Gedanke hervorgehe“, so bitten wir ihn auch hier seinen Gedanken hervorgehen zu lassen und entweder mässig erstaunt zu versichern, dass er es so nicht gemeint, oder eine einzige Stelle, ja ein Wort nur anzugeben, wo wir etwas anderes als das treffliche Gedicht selbst in der Ankündigung und Probe daraus gerühmt. An unsere Arbeit dabei haben wir nicht gedacht, da wir uns nicht einmal gern citiren, wie dieser Rec. sich mit allen Knöpfen, die er an seinem Rock und über blinden Taschen trägt.

verschiedene Zusätze und Verbesserungen mit, es ist nicht viel, aber doch etwas, und hätte mein Rec. nur gleich so viel gegeben, so wäre immer einiges in der Sache gewonnen. Dass ich diese besser verstehe, als er, werden Sie mir darum selbst gern zugeben, zumal da solch ein Lobspruch mich schwerlich stolz machen kann.

Endlich, sollte einiges gegen alles Bestreben in diesen Blättern dunkel, mystisch oder nicht scharf genug ausgedrückt sein, so schreiben Sie es in gütiger Nachsicht einer Zeit zu, die zum Schaden der Kunst, Litteratur, der Vorzeit und des guten Geschmacks auf Abwegen sich befindet, denen man mit aller Mühe nicht ganz entfliehen kann.

23 ANTIKRITIK,

gegen die Recension der altdänischen Lieder in den Heidelbergischen Jahrbüchern No. 11. 12. 13 von 1813 [S. 161—198].

Ein zweiter Daniel, ein Daniel, Jude!
Ungläubiger, ich hab dich bei der Hüfte.

Graziano in Shakespears Kaufmann von Venedig. [IV, 1.]

§ 1.

Die Übersetzung der Kämpe-Viser wurde zu einer Zeit angefangen, wo ich von der neuen Ausgabe Nyerups noch nichts wusste, denn was eine Ankündigung vor 10—12 Jahren betrifft, so wird mir jeder Litterator Recht geben, dass sie nach der Wahrscheinlichkeit vor den ersten 24 Jahren nicht erscheine, und so lang wollte ich aus allerlei Gründen nicht warten. Als ich von dem neuen Vorhaben hörte, war ich schon (1809) mit Hrn. Zimmer verbunden, und ich konnte nicht mehr zurückgehen. Ich würde dennoch zu zögern gesucht haben, da ich in der That es für Unrecht angesehen, solche Hilfsmittel nicht abzuwarten, allein Nyerup setzte in der Ankündigung (Axel und Waldburg S. 4) den Druck noch in die Weite; dass jetzt [1812] dennoch zwei Theile erschienen (noch 2—3 sind übrig, Gott weiss, wann die können gedruckt werden, schreibt mir Nyerup),

ist unerwartet und durch besondere Unterstützung gekommen. Ausserdem ist noch zweierlei zu beachten. Nyerup wird natürlich eine Auswahl treffen, und nach seiner Ansicht bleiben solche übertreibende Stücke (wie No. XIV bei mir) zurück, dies ist gewiss, da er (Nyerup) in der Recension meines Buches meint, es würden mir wenige für diese Mittheilung Dank wissen. Mir sind aber diese in den Nibelungencyklus fallende Stücke vor allen wichtig, ich habe sogar vorher bei Nyerup angefragt, ob er neue dieser Art geben würde, er hat es aber verneint; mithin wird meine Ausgabe für diejenigen, die nicht mit Nyerup stimmen, einigen Vorzug behalten, aber es wird auch sonst in der neuen Edition manches gestrichen sein, was ich nicht aus- 24
lassen kann. (S. die Rec. von Axel und Waldburg in den Heidelb. Jahrb.) [= oben S. 1—12]. Sodann, verfliessen zwischen meiner Arbeit und der neuen vollständigen dänischen Ausgabe 6—7 Jahre, was höchst wahrscheinlich ist, so war ja bei der inneren Trefflichkeit der Lieder die Hoffnung auf eine zweite Auflage nicht so eitel und dann leicht, wenn versäumt war, nachzuholen. Das konnte der Rec. überlegen, ich will ihm aber keinen Vorwurf darüber machen, dass er es nicht gethan, da er auf den ersten Augenblick Recht zu haben scheint, aber darüber mach' ich ihm einen Vorwurf, dass er mir nicht nachgewiesen, wo mich der unkritische Text zu Fehlern verleitet, was doch leicht möglich gewesen: dies würde ihn darauf geführt haben, den Text zu vergleichen, und da würde er gefunden haben, dass ich ihn an manchen Orten verbessert, wovon hernach einige Beispiele vorkommen. Habe ich hier gefehlt, so gab ihm das Gelegenheit an die Hand, mich zu corrigiren, dergleichen wäre etwas werth gewesen.

§ 2.

Der Rec. übereilt sich sehr und spricht von Eile bei diesem Buch, ohne zu wissen, wie lang und anhaltend ich daran gearbeitet. Wer die Zeit nicht verzettelt und vor allem wer nach Methode arbeitet, kann manches ausrichten, während ein anderer in litterarischer Eitelkeit Räder schlagend auf- und niederschreitet (beim Wind sieht's am lächerlichsten aus, denn der

fängt sich in der grossen und leichten Maschine, dreht sie auf die Seite und herum). Sogar lässt er sich verleiten zu sagen, dass ich in Jahresfrist, in welcher ein anderer, der das nonum prematur in annum vor Augen hat, kaum *ein* Lied zu befriedigender Vollendung bringe, ihrer hundert auf einmal druckgerecht zu machen verstehe; ich schlage ihm daher vor, die Übersetzung der 122 Lieder jenem reisenden Schwaben zu übertragen, der bekanntlich 200 Städte gesehen und in jeder ein Jahr gelebt. Gut indessen, jedoch stillschweigend, widerlegt der Rec. den Vorwurf selber, indem er keinen einzigen Fehler gegen das Original aufzubringen weiss (s. § 4), auch von Fleiss spricht; denn dass Übereilung mit genauer Richtigkeit nicht bestehen könne, begreift er nöthigenfalls selber. Ihm gegenüber will ich thun, was ich kann und darf, aber aus freien Stücken nicht gern thue, mich meiner Aufmerksamkeit, Arbeit und Mühe rühmen, deren ich keine gespart. Alte Ausdrücke, die kein dänisches Lexikon erklärt, habe ich in verwandten Sprachen, namentlich im Nordischen gesucht und daraus manchmal, wie ich hoffen darf, genügend erklärt. Ich habe mit einem gelehrten Dänen [Steffens] über manchen Ausdruck zu sprechen Gelegenheit gehabt, über die schwierigen ein Register gehalten und bin mir bewusst, keine leichtsinnige Arbeit gegeben zu haben. Dennoch habe ich mir nie eingebildet, dass sie ganz fehlerfrei sei, was schwerlich eine Arbeit dieser Art, die so gut als gar keine Vorarbeiten benutzen konnte, sein kann, *ich selber* theile im Anhang einige Verbesserungen mit, die ich theils Freunden verdanke, theils rühren sie von mir. Nur dieser Rec. hat nichts finden können, und ich fordere ihn auf, wo er etwas weiss, es öffentlich anzuzeigen, ich habe aber ein Gefühl, als wisse er nichts, und er habe den Ausdruck: „hin und wieder sei der Sinn sonderbar verfehlt“ [S. 176] nur auf gut Glück gebraucht. Hofft er jetzt noch zu finden und macht sich ans Suchen, so rath' ich ihm, sich genau vorzusehen, ehe er losschlägt, denn bei schweren Fällen habe ich, so gut ich konnte, die Sache überlegt, und einigen Grund wird die Übersetzung immer haben. Findet er wirklich etwas, soll mir's lieb sein, ich würd' ihn aufmuntern zu der Arbeit, hätte ich mehr Vertrauen zu ihm.

§ 3.

Auf zwei Seiten [178—180] verbraucht der Rec. Geist und Geschick, um mich zu tadeln, dass ich nicht genau citire [1]), und ich traue ihm doch zu, dass er die Titel der Bücher, die 26
er besser citirt verlangt, auswendig weiss. Mir sind nur Citate fatal, welche zeigen, dass man nicht selber oder nicht genau und ordentlich nachgesehen; richtige findet, wer von der Sache weiss, doch gar bald. Ich freue mich auf Hrn. Gräters Missbilligung, wenn er bemerkt, dass der Rec. (kalter, prüfender Ansicht wegen, die sich Eingangs rühmt), wie es scheint, sehr genau citirt und berechnet, die Kämpe-Viser enthielten 190 Lieder, ich habe nur 122 mitgetheilt, also seien noch 68 zurück, und damit den unglaublichsten Leichtsinn bewährt. In der Vorrede der Übersetzung steht sehr bestimmt und ausführlich, dass ich der Sammlung auch die Elskovs-Viser oder Tragica einverleibt und alle unter der Überschrift mit einem T. bezeichneten daraus genommen seien, ich kann mir nicht gut vorstellen, dass diese Stelle (S. IX) [= Kl. Schr. I, S. 179] zu den dunkeln und mystischen gehöre, Freunde, die ich sie zu meiner Beruhigung lesen lassen, versicherten mich, sie verständen sie vollkommen bis auf den Titel des Buchs, weil der nämlich dänisch ist. Das hat aber der Rec. gänzlich übersehen, erwähnt dieser Sammlung, deren Mittheilung ich der Güte Nyerups verdanke, von der er schwerlich das Original vor Augen gehabt, mit keinem Wort (so dass ein anderer diese noch besonders recensiren könnte), und der Gute glaubt nach der Berechnung offenbar, die Originale stünden alle in seinem Kämpevisebog. Rec. besitzt dieses Werk gewiss, hat aber wegen Ausarbeitung der Recension nicht Musse,

[1]) Er zeigt auf diesen zwei Seiten nur, indem er ohngefähr eine Buchhändleranzeige macht, wie man Suhms Fabelzeit (d. h. Hrn. Gräters Übersetzung, sonst wäre der Titel dänisch) citiren müsse. Bloss zufällig habe ich ein paarmal die genauere Bezeichnung ausgelassen, gewöhnlich ist sie dabei (wie S. 491. 493. 495. 509); gefehlt konnte nicht leicht werden, da bei anderen Werken Suhms der Titel auch angegeben ist, wie z. B. om Odin. Das ist das einzige Citat, was er eigentlich als undeutlich tadelt; übrigens, meine Sünde liegt bloss darin, dass ich den Übersetzer nicht citirt habe; der Rec. thut zwanzigfache Busse für mich, wo er aufspringt, regt sich all sein Gut.

es noch einmal durchzulesen, und kann sich ja nähere Prüfung vorbehalten.

Offenbar also sind noch mehr als 68 Lieder unübersetzt zurück, die nicht mitgerechnet, die ich aus den Elskovsviser
27 nicht aufnahm. Recensent mögte gern diese Auslassung tadeln, seine Pflicht war (da die Nothwendigkeit an meiner Stelle eine Auswahl zu treffen jeder einsieht, der die Sache versteht) [1], die übergangenen Stücke nachzulesen, dass er dies nicht gethan, ist aus der Berechnung sichtbar, und so tadelt er vergnügt ins Blaue hinein. Ich will dagegen Nyerups Urtheil aus seiner Recension (Dansk Litteratur-Tidende 1811, No. 15) anführen: „at han ikke forfode har oversat hele Peder Syv, forstaaer sig selv; han har gjort et Udvalg af de bedste Stykker, og et Valg, som man for det meste (nämlich etwas hängt vom individuellen Urtheil ab; und wenn ein anderer eins noch aufnähme, würde ich ihn gewiss nicht tadeln) ikke kan andet end billige.“

§ 4.

Das Vorangehende war allgemein, ich komme jetzt zu dem Besonderen. Der Werth einer Übersetzung besteht vor allem in ihrer Treue, d. h. in einem genauen und richtigen Verständnis des Originals. Hier steht es mit mir leidlich, der Rec. will mir keineswegs genaue Kenntnis des Dänischen absprechen, doch sei, wie schon erwähnt, der Sinn „hie und da sonderbar verfehlt“. Das Beste vergisst er, die Beweise, das Einzige, was er [S. 176] anführt, ist falsch, ich habe faurt unrecht übersetzt; in meiner Ausgabe, Kopenh. 1787 (man mache mir keinen Vorwurf, dass ich keine andere verglichen, die einzige, deren ich hätte habhaft werden können, war eine zu Göttingen, diese kam Hrn. Prof. v. der Hagen abhanden und erst wieder zum Vorschein, als mein Buch gedruckt war), steht saa snart over alle Quinde, d. h. so schnell; dies beziehe ich auf das Singen des Weibes und jetzt auch wohl auf den entzückenden,

[1] Biarkamál habe ich absichtlich ausgelassen, weil es nicht in diese Reihe gehört und kein Volkslied ist, nichts wäre unkritischer und ungeschickter gewesen, als dieses darunter zu mischen.

sinnverwirrenden nordischen Hulderslot und ziehe die Lesart deshalb der anderen: faurt vor. Falsch nenne ich in einem etwas anderen Sinn die Angabe des Rec., weil er selbst gesteht, dass ich das allbekannte faurt hundertmal im Buche, sogar in 28
demselben Liede, richtig übersetzt; ja die Belehrung, was es heisse, kann er nicht zurückhalten. Jeder andere hätte sich besonnen hier zu tadeln und einen anderen Grund vermuthet. Kniv übersetzte ich mit Bedacht durch Messerlein, weil das deutsche Knief, Kneip und das französische canif, dasselbe Wort, auf ein kleines Messer leiten.

Der Recensent stellt meiner Übersetzung von der Elfenhöh drei andere [S. 165—169: von Gerstenberg (1766), Herder (1778) IV, 11, Haug (1805)] als besser entgegen. Es ist nichts widriger, als zu zeigen, wie man etwas verstanden und wie genau man gewesen, hier muss ich aber daran. Elvershöhe heisst Elfenhöhe (Jamieson übersetzt auch Elferhill), jenes dänische Wort versteht der Deutsche nicht[1]), und doch lassen es alle drei unübersetzt. Die Idee des Liedes ist diese: Die Elfen-Jungfrauen finden den halbschlafenden Knaben, denn wunderbar ist Träumen und Wachen hier vereinigt, und von seiner Schönheit,

[1]) Und darüber geht der Recensent leichtfüssig, während es ihn gewaltsam im Genuss der altdänischen Reliquien stört, dass ich die dänischen Namen dänisch geschrieben; es war eine zu grosse Genauigkeit, die ich hätte ablegen können und was vielleicht in Zukunft geschieht. Das ist die einzige Bemerkung des Recensenten, die ich brauchen kann, und die allerleichteste, die man machen konnte. Dennoch will ich hier gern, wo Gelegenheit da ist, in einer Alliteration Geist, Genie und Geschmack an meinem Rec., so weit sich das alles in seiner Bemerkung zeigt, stark und viel rühmen. Es ist kein Scherz, denn man erkenne das feine Gefühl eines Kritikers, den, wie wir gleich sehen werden, die ärgsten Verstösse gegen das Original an anderen Übersetzungen nicht hindern, den Vorzug derselben vor den meinigen so tief zu empfinden, dass er sie als weit trefflicher gegenüberstellt, und den hernach [S. 176] doch ein dänisches V (er weiss wohl, es wird wie ein W ausgesprochen, hat aber hier wirklich das Recht, unwissend zu sein) so sehr irrt, dass er vielleicht deshalb vor Widerwillen das Buch zuschlagen musste. Nicht ganz unähnlich sind überhaupt solche Geister einem Springglastropfen: man behandele die Hauptsache ohne Ängstlichkeit, stosse nach Kräften, der Tropf bleibt stark und fühlt nichts, aber man berühre das kleine Schwänzchen an der Spitze nur mit einem Druckfehler oder einer ungenauen Orthographie, so ist das Gemüth verletzt, und alles springt krachend vor Schmerz auseinander.

29 entzückt, wollen sie ihn verführen, aber er gehört ihnen erst in dem Augenblick, wo er das erste Wort mit ihnen spricht, wo er auf sie achtet (dies bestätigt auch die jetzt bekannte Volkssage vom Hahnenberg, s. die Zusätze), sie versuchen nun alles, ihn zu bewegen: Schmeicheleien, Gesang, der die ganze Natur bewegt und wie in ihrem Herzen ergreift; sie versprechen Weisheit und Gold, sie tanzen vor ihm, sie drohen mit blinkendem Messer, der Knabe hält sich noch, er stützt sich in der Angst auf sein Schwert und klammert sich fest daran, doch die Augen kann er nicht von dieser überirdischen Schönheit abwenden, schon wankt sein Geist, halbverwirrt, er will sich zu ihnen neigen, da kräht zum Glück der Hahn, er erwacht, und für diesmal ist er gerettet. Ich führte darum die merkwürdige Stelle aus dem Hüon an [1]), wo der elfenartige Oberon auch nur immer ein einziges Wort verlangt. — Str. 1 heisst es nun: mine Öyne de finge en Dvale, wörtlich: meine Augen empfingen einen Schlaf. Meine Augenlider sanken, Gerstenberg, ist zu vornehm und gesucht für das Volkslied. Meine Augen begannen zu sinken, Herder, ist besser; ich habe übersetzt meine Augen begannen zu schlafen, scheint mir einfacher und kindlicher, wie man sagt, meine Ohren hören statt: ich höre, was nur Unverständigen ein Pleonasmus sein kann. Med mig tale, wörtlich reden, dahlen: unterreden Gst. ist ganz unpassend, wie man fühlt, Herders Freiheit: lieblich winken entstellt ganz den Sinn und nimmt dem Lied die Bedeutung; offenbar hat sich Herder dazu verleiten lassen, um einen Reim zu haben. Ich sah den Nachdruck, der auf dem reden liegt, und habe nach diesem Gefühl übersetzt, das Dänische ist freilich besser, weiss es jemand leichter auszudrücken, so will ich es gern annehmen, nur komm mir keiner mit lispeln, säuseln, wo einfach reden steht. Den Refrain lassen alle sehr zum Nachtheil aus. — Str. 2 Kinn für Backen bei H. falsch. — Str. 4:

30 striden ström den stilles derved, som förre var van at rinde,

den letzten Halbvers hat weder Gst. noch H. verstanden, der

[1]) Franz. Volksbuch heisst bei mir: wird in Frankreich auf den Märkten verkauft. Jenes ist mystischer Ausdruck [S. 187].

erste übergeht ihn ganz, der zweite übersetzt ihn aus dem Kopf, indem er etwas dazu setzt: und horcht den süssen Tönen, wovon keine Silbe da steht. van freilich findet man nicht im dänischen Wörterbuch, aber es ist das isländische vanr, englisch wont, deutsch gewohnt, und kommt noch einmal in den Kämpe-Viser S. 110, V. 32 vor, wo es gleichfalls nicht anders kann erklärt werden. — Str. 5:

striden ström den stilles derved, som förre var van at rinde,
de liden smaa fiske i floden svam, legte med deres finde.

Die erste Zeile, wie vorher falsch, die zweite übersetzen beide gleichfalls mit einem argen Fehler: spielten mit ihren Feinden, da Feind doch dreisilbig fiende heisst und finde hier offenbar durch finne Flossfeder muss erklärt werden. — Str. 6 in meiner Ausgabe fugle i floden, hier muss i luften emendirt werden, wie ich übersetzt habe; aus Jamieson I, 226 sehe ich, dass eine andere Ausgabe i skofven liest, wie Gst. und H. haben. — Str. 8 basse, beide lassen das Wort aus, das sich aus dem isländ. bassi, aper, s. Gudm. Andr. erklärt. Jetzt hat man im Dänischen Vildbasse. Übrigens sehe ich aus Hallager, dass basse in Norwegen auch ein Bär heisst. Str. 9 alt i den elver faerd, Gst. lässt es aus, H. versteht es nicht und setzt dafür: zu buhlen ihr Herz begehrt; es heisst auf dem Elfenzug, auf der Fahrt oder auch Fährte, wie man am Morgen noch ihre Spuren in dem bethauten Gras zu sehen glaubt. Alt sad fauren unger svend. H. übersetzt: der muntere Jüngling, frei, ohngeachtet er hier gewiss die Worte verstand, aber ganz zerstörend den Sinn des Lieds, wo ein Träumender, Herzbeklemmter da sitzt. Str. 10 wird von beiden statt scharfes Messerlein nur Messer gesagt. Str. 11 at hanen havde slaget sin vinge: dass der Hahn hätte geschlagen 31
seinen Fittich. Gst. und H. übersetzen auch wohl aus Missverständnis: dass der Hahn krähte, denn dass es so etwas sein musste, darauf führt der Zusammenhang nothwendig, und dass das Krähen zuletzt durch das Schlagen der Fittiche soll angedeutet werden, glaub' ich selber; allein wie viel lebendiger und poetischer daher ist es, wenn die Bewegung dabei ausgedrückt wird. War hier ein Flickwort erlaubt, so war es: so-

fort, weil es offenbar dem Sinn nach heisst: in diesem *Augenblick* krähte der Hahn, und ich daher höchstens nur etwas bestimmter ausgedrückt habe.

Mein Rec. fragt viel, erstaunt, ruft (wie süss schwärmend) aus: nein! so darf es nicht sein, sonst geht der Geist verloren! Ich will hier auch einmal fragen, wie ein Recensent würdig gelobt werden könne, ob man auskomme mit: redlicher, wahrheitsliebender, aufrichtiger, der wie dieser solche ganz fehlerhafte sinnentstellende Übersetzungen [1]), *ohne dies mit einem Wort zu bemerken*, öffentlich vorhält als bessere, dem Original näher kommende?

Nach demselben Rec. habe ich *nirgends poetisch* übersetzt und von dem Zauber dieses Liedes *jede Spur getödtet.* Worin besteht aber die Poesie? In dem Ergreifen des Innersten des Gedankens, in dem Gefühl desselben, die Worte mögen dann fallen, wie sie wollen, kommen sie aus dem Herzen, so wird es ihnen nicht an Gewalt und Eindringlichem fehlen, sind sie noch zierlich gesetzt, so ist es gut, aber Worte ohne jenen festen Sinn, noch so gut an einander gereiht, sind ein gemeines Spiel elender aufgedunsener Eitelkeit, das der Sprache Gewalt und Wahrheit unwiederbringlich raubt und sie in ihrem Herzen vergiftet, und das einer, der es nicht verachtet, wie alles Schlechte
32 gar bald lernt. Eine jede Übersetzung steht hinter dem Original, das weiss man, nur wo man den Abzug machen will, darüber ist man nicht einig. Gegen den Zeitgeschmack, der lieber alles drauf gibt, wenn er nur die Form wieder erhält, ich lieber an dem Äusserlichen, so hab' ich lieber gewollt, dass meine Worte holpriger wären gegen die des Originals, als der Sinn gegen den Sinn des Originals, und eine blosse Assonanz, wozu andere Stellen mich genug berechtigten [2]), war mir lieber als ein Reim,

[1]) Ich hatte bei meiner Übersetzung wohl Herders Fehler gesehen, aber dieser Mann, vor dem ich gern mit Ehrfurcht zurücktrete, gesteht selbst seine geringe Bekanntschaft mit nordischen Sprachen, und es wäre mir nie eingefallen, ihrer zu gedenken.

[2]) Um nur ein Beispiel zu geben, in dem ersten Lied von der Frau Grimild sind in den Str. 22 bis 43, also unter 21, an *zwölf* unvollkommene oder nicht ganz reine Reime, darunter folgende: Maend Hielm, Lön Börn, stang frem, mindste finde.

der den Sinn entstellte. Leichtigkeit der Worte bei Leichtigkeit gegen den Sinn macht sich freilich gar leicht. (Es war daher Grundsatz geradeso zu übersetzen, den ich auch in Zukunft befolgen werde.) Ich will hier kein Urtheil über meine Arbeit haben, aber das kann ich nicht anerkennen, dass das mir Gegenübergestellte besser sein soll, da es den Sinn des Originals wenigstens nicht ganz begriffen hat. Gerstenbergs Übersetzung ist ganz unbedeutend und nicht zu gebrauchen, Herders so gut als sie es sein kann, und es fehlt ihr nicht das Eigenthümlich-angenehme, was alles bekam, das er anrührte; was soll ich von der dritten, der von Haug sagen? Hier ist der ganze Ernst und die Bedeutung des Originals in dünnen, wohlriechenden, süssen Reden aufgegangen; hohle, leichte Zuckerbäckerei, die nach nichts schmeckt, nicht sättigt und nicht ernährt, vor der einem, der das Alterthum mit seinem ernsten Blick liebt, widert; eine solche Bearbeitung ist wie ein geschändetes altes Bild, worin die Hauptfiguren übermalt und alles neu und gleissend angestrichen. Der wunderbaren nordischen Elfe ist ein Myrthenkranz aufgesetzt, den irgend eine Operntänzerin verloren. Ich weiss, dass dem innerlich leeren, aber in Worten fühlenden ästhetischen Pöbel [1]) dergleichen gefällt, ich missgönne es ihm nicht, mag es aber nicht lesen. 33
Lässt sich Geist und Poesie auf diese Art erreichen, so entsag' ich beiden gern.

Wer Lust hat, mag ungescheut alle Schüsseln des Lobes, die ihm vorgesetzt werden, von der grössten bis zur kleinsten nicht nur, und wär's ein blosses Schaugericht oder Einladung von einer Standesperson zu einem Diner, wieder aufzählen, sondern auch, was schwarz auf weiss sich zeigt, selbst aus einem längst abgestandenen esprit gar in eigenen Schriften wieder abdrucken lassen, mir ist's wahrhaftig nicht möglich, meinem Recensenten eine Stelle aus Nyerups Kritik mitzutheilen, worin dieser gewiss zu gütig über den poetischen Werth meiner Übersetzung spricht. Noch mag ich sagen, wie

[1]) Diese poetischen Moschusratten machen, wie die auf Ceylon, den reinen Wein der Dichtung ungeniessbar, wenn sie nur in den Keller kommen, wo er liegt, wie fest er auch vor ihnen zugestopft ist, es schützt ihn nicht.

Männer, deren Urtheil mir etwas werth ist, sich geäussert, weil ich es höher halte, als das allzulaute, unnöthig wachsame Wesen dieses Recensenten damit schweigen zu machen. Haben mich diese Urtheile nicht stolz gemacht, so schlägt mich des Recensenten seins nicht nieder [1]).

Ich habe fast zu lebhaft gesprochen und trete einmal heraus, um mich an Sie zu wenden und „meinen gerechten Unwillen über seine unbescheidene Art zu urtheilen (ich borge diesen Ausdruck von ihm [S. 183]) in eine mildere Empfindung aufzulösen". Sie nämlich waren, wie fast in allem so auch hier, der Erste, welcher durch echtpoetische Übersetzungen von zwei oder drei Liedern der Kämpe-Viser die Bahn gebrochen, auf welcher ich („vielleicht nur durch eine falsche Voraussetzung verführt!") zu meinem sichtlichen Nachtheil nicht fortgewandelt bin. Nun erlaube ich mir die Frage, ob ich nicht mit einigen
34 Ehren hätte auch wohl ganz viereckige Fehler (es ist nicht geschehen, aber doch ist die Frage nicht unnütz) begehen können, da selbst Ihrem scharfen Blick manches entgangen, was, sollte man meinen, einem anderen Mühe kosten würde nicht zu sehen? Sie sagen gewiss ja, und zur Beschämung des Recensenten erlauben Sie mir gern einige Beweise. Bei Kleinigkeiten wollen wir uns nicht aufhalten, sondern lieber gleich mit der Thüre ins Haus fallen. Hedebys Gespenst. Str. 1 und 2: ieg lagde min hest udi helde, Sie übersetzen: ich legte mein Ross auf die Wiese grün, es hätte einen schon stutzig gemacht, wie das anzufangen gewesen, wenn es nicht klar hiess: in Schlingen, helde, hälde, das altdeutsche halde, hilde, retinaculum. Dem Pferd wurden die Füsse mit einem kurzen Strick gebunden. Str. 2: til tue, Sie: an einen Baum, heisst an einen kleinen Hügel, Rain. Str. 15: han beder de vilde diur i lunde,

[1]) Noch eins will ich in einer Note bemerken. Rec. sagt gelegentlich [S. 178. 187], Syvs Einleitungen seien durch meinen Anhang nicht ersetzt. Ich verlange von ihm, dass er etwas Wichtiges, das zugleich zur Sache gehört, als übergangen bemerke, vorausgesetzt, dass es an sich richtig ist. Ich habe nicht Zeit und Raum daran wenden wollen, Syvs Irrthümer zu widerlegen, so wenig als ich mit dem vielen Unbedeutenden, das er mittheilt, mein Buch füllen wollte.

Sie: er bietet die wilden Thier' im Holz; es gibt trübe Tage, wo ich das gar nicht einmal verstehe (wie Rec. mein mogt nicht versteht, imperf. von mögen, vielleicht richtiger so als mocht geschrieben), es heisst aber, er jagt; bede genau: jagen, incitare, schwed. beta. Ihre. h. v. — Weitere Hilfe leistet uns der Bär auf der Dalby Heide. Str. 2: saa laed (für leed), Sie: so gut, ist zu gut, es heisst: so hässlich, wo nicht wiederum, was ich bei dem bekannten Wort glauben muss, wenn man poetisch übersetzen will, Umkehrung des Sinns nöthig ist. Str. 5: paa braaden, Sie: auf der Lauer, heisst: bei der Speise, beim Fressen, braad, isländ. bráth, deutsch Braten, und zum Überfluss vornen noch von Syv erklärt. — Endlich Dieterich von Bern und Olger der Däne. Str. 1: atten, Sie: acht, sind aber achtzehn, doch zehn mehr oder weniger verschlägt der Poesie auch nichts. Str. 2: de reddes ikke for deres liv, Sie: die sind verloren, heisst etwa das Gegentheil: sie fürchten nicht um ihr Leben, da hier nur räddes kann gelesen werden; das hätten Sie, wenn die neue Ausgabe erscheint, gewiss auch gefunden. Str. 6: en flue, 35
Sie: ein Floh, heisst aber eine Fliege, ich weiss also, wie sich diese poetisch benennt. Das Beste zuletzt zweimal Str. 12 und 18 i hu (eine der häufigsten Redensarten in den Kämpeviser), Sie: im Nu, heisst aber: im Herzen, Gemüth, hu, mens, schwed. hug, hog, isländ. hugr, altdeutsch huge. Man sieht, wie selbst das nonum prematur in annum, das bei Ihnen gewiss nicht fehlte, nicht schützt und man im Nu auf dem fahlen Pferd reitet [1]).

[1]) Weniger aus Schonung, die hier unnöthig war, als aus Furcht, zu einer Vergleichung mit meiner Arbeit zu reizen, in der eine solche Kraft und Kühnheit poetischen Gefühls sich nicht erhebt, schwieg ich früher von diesem durch die schlimmsten Verstösse gegen Sprache und Sinn fein aufgefassten Geist. Freilich, begreife ich allmählich, ist es schwerer auf diese Weise zu übersetzen, da man sich zu entschliessen hat und sattsam zu überlegen, wo aufs Beste der Sinn des Originals hintangesetzt, verkehrt und entstellt werde. Ich bin gewiss am schlimmsten daran, denn wo mir so etwas begegnet wäre, merkte man gleich, es sei Menschlichkeit, keiner würde auf den Gedanken verfallen, mir deshalb Geist zuzuschreiben, und ich gehe leer aus, wie ich mich auch anstelle.

§ 5.

Was den Rhythmus betrifft, behauptet der Rec. [S. 175], ich habe nicht immer die gefällige Treue beachtet, der Ausdruck ist schwankend und mag vorbeilaufen. In einem hat er Recht, wenn er nämlich sagt, ich irre sehr, wenn ich etwas Falsches, was er S. 173 ausführt, glaube, nur darin hat er Unrecht, wenn er sich einbildet, ich glaube es, ich habe das Gegentheil ausdrücklich in der Vorrede angedeutet, hier setz' ich hinzu, dass ich Volkslieder genug singen gehört und zwar vortrefflich (ein Freund [August v. Haxthausen] wird eine schöne Sammlung solcher Volksmelodieen einmal herausgeben)*), und dass nichts natürlicher ist, als dabei zu bemerken, wie um mehrerer Accente willen, die beim Lesen deutlich sind und den Vers offenbar erweitern, doch die Melodie sich nicht darum wesentlich ändere, sondern die Worte wieder zusammenfasse, „der Gesang hat den los zusammengehaltenen Rhythmus durch sein
36 Darüberschweben wieder verbunden", so drück' ich mich S. XXXV [Kl. Schr. I, S. 196] in der Vorrede aus, deutlich genug für jeden, der nur irgend weiss, wovon die Rede ist; aber es wird auch wieder eine dunkele Stelle sein, wobei der Rec. glaubt, sich eine Ehre zu erzeigen, wenn er sagt, er verstehe sie nicht, es wär' aber auch anders auszulegen. Um ein Beispiel zu geben, führt er an, in Marstigs erstem Lied erkenne man das Silbenmass des Originals nicht wieder, ich kann geradezu antworten, dass es nicht wahr ist, Beweise brauch' ich nicht zu widerlegen, weil er keine anführt; ich verspreche aber, wenn er mir Freiheiten zeigt, darzuthun, dass sie sich, wo nicht immer an derselben, doch an anderen Orten finden, da ich vor der Übersetzung das Silbenmass untersucht. Was er speciell aus dem Lied von der Elfenhöh anführt, vergleiche er einmal mit dem Original, er wird finden, dass es sogar bis auf einige Kleinigkeiten mit diesem übereinstimmt und ihm nachgebildet ist; z. B. du steh auf, du stat op. Dass ich bei Str. 5 einen Accent mehr habe, als das Original, ist richtig, allein wenn er nur einige Blätter umschlägt, wird er an anderen Orten in einem Halbvers auch fünf, in einem anderen nur drei (z. B. det var iomfru Gloriant)

*) [Vgl. Westfälische Volkslieder in Wort und Weise, hgg. von Alex. Reifferscheid, Heilbronn 1879.]

finden: also muss der Gesang auch ausdehnen, und das gibt
ihm die Verschiedenheit, wovon ich S. XXXVII [= Kl. Schr. I,
S. 197 f.] in der Vorrede gesprochen, während die Melodie im
Ganzen dieselbe bleibt. Wenn der Rec. [S. 172] sagt, meine Ein-
theilung in zweifachen Hauptrhythmus sei verunglückte Kunst-
regelung, so muss ich ihm hier kurz antworten: er versteht davon
nichts, was dort angedeutet, ist eine Ansicht, die sich auf die Be-
trachtung der epischen Gedichte vieler Völker gründet, nächstens
wird der Rec. auch spanische Romanzen in langen Zeilen zu
sehen bekommen, selbst die eddaischen Lieder lassen wir nach
diesem System in langen Zeilen abdrucken, und eine Erläuterung
wird er im Commentar finden.*) Hier würde sie zu weit führen.

§ 6.

Eine Hauptabsicht des wackeren Deutschen in dieser Re-
cension [S. 187 f.] ist, meine Kenntnis des Isländischen zweifel-
haft und achselzuckend zu betrachten, er sucht jede Gelegen- 37
heit dazu auf, und der Gedanke daran regt sich ihm bei jeder
Bewegung, wie der Klang der Schellen an einem Judenschlaf-
rock. Hierin zeigt sich eine offenbare Nachahmung des Hrn.
Gräter, der fast auf dieselbe Weise unsere Ankündigung be-
trachtete. Es ist dies eine Weise, die wir allen empfehlen
können, die gern sich sicher stellen wollen, geräth die Sache
nicht, wie man nicht wünscht, doch erwartet, so hat man
Winke gegeben, wo auch nicht, wie man sagt, mit einem
Scheuerthor, doch deutlich genug, sollte aber einer sein Spiel
haben und es fiele so aus, dass man nicht darüber herfallen
könnte, so ist dann Stille für den Vernünftigen gut, und das
vorausgeschickte Lob des schönen Enthusiasmus (ist auch an
mir vornen gerühmt) sichert und deckt wieder alles. Ich prophe-
zeie unserer Ausgabe der Edda diese Stille, nicht in einem
eitlen Wahn, als könne sie fehlerfrei sein, aber weil der Fleiss,
den wir uns daran zu wenden bewusst sind, nicht ganz vergeb-
lich sein und, was einem Deutschen möglich ist, ihr etwas
Eigenthümliches geben wird.

Ich will hier etwas ganz aufrichtig erzählen. Als ich
Isländisch zu lernen anfieng, hatte ich ausser dem Lexikon des

*) [S. Kl. Schr. I, S. 587.]

Gudmund Andreä (die Glossarien bei den Ausgaben des Instituts bekam ich erst nach und nach eigen) kein anderes Hilfsmittel als die Grammatik von Runolf Jonson, sie ist aber so dürftig und verwirrt, dass man mit dem besten Willen nicht fortkommt. Die erste Regel war, an den Quellen selbst zu lernen, so schrieben wir uns vor sieben Jahren, als wir die jüngere Edda noch nicht besassen, den blossen isländischen Text von dem Göttingischen Exemplare und späterhin Biörners Kämpa-Dater ab. Bei einer Sprache, die so einfach in dem Periodenbau (der Prosa) und so viele Worte noch ohne Zusammensetzungen klar erhalten, bringt man es wohl zu einem Verständnis, in welchem man Prosa bald und dann, was nicht allzuschwer und verwickelt ist in den Gesängen, liest. Es gibt aber ein genaueres Verständnis, welches bei einzelnen zweifelhaften Fällen und im Detail sicher ist, weil es nach bestimmten
38 Regeln die Schwierigkeiten (alle niemals) zu lösen weiss. Dieses genauere Verständnis verdanke ich erst der trefflichen Grammatik von Rask [1]), worin namentlich die verwickelte Declination der Subst. Adject. und Pronomina klar sich zeigt, und welche ich nun schon zwei Jahre gebrauchen kann [2]). Als wir die Edda bestimmt anzeigten, befanden wir uns durch die liberalste Güte in dem Besitz der wünschenswerthesten Hilfsmittel, wovon wir am gehörigen Ort reden werden, die uns ein Gelingen verbürgten, soweit es Eifer und Liebe zur Sache, Entferntheit von reichen Sammlungen und selbst von dem Land, wohin jene Länder gehören und dessen Anschauung auch das Verständnis

[1]) Was ich früher daher aus dem Isländischen übersetzte, kann solche einzelne Fehler in sich tragen, manche Arbeit zur Übung, die zum Nachtheil des Rec. nie für den Druck bestimmt war, wie z. B. eine Übersetzung der ganzen Hervararsage nach dem Originaltext, darum, was gelegentlich gedruckt ist [s. Kl. Schr. I, S. 171], einzelnes aus der Edda bloss nach dem isländischen Text, verwerfe ich selbst jetzt als unrichtig oder ungenau; ich glaube gegen mich strenger zu sein als gegen andere.

[2]) Wer besseres Talent, als ich, zur Erlernung der Sprachen hat, kann in solcher Zeit ganz andere Dinge thun. Hören wir Hrn. Gräter, was er von sich in seiner Alterthumszeitung 1812, No. 6 sagt: „in weniger als zwei Jahren hatte ich mich der dänischen, schwedischen, isländischen, englischen und holländischen Sprache so weit bemächtigt, dass ich die Lieder der Scalden in ihrer Ursprache lesen, die sämmtlichen Commentare derselben vergleichen und gründliche Resultate aus beiden zu ziehen vermogte“.

seiner Poesie fördern muss, möglich machen. Theilnahme, die uns entgegengekommen wäre, fanden wir hier so wenig, dass selbst solche, die für diese Litteratur enthusiastische Gaukelsprünge aller Art gethan, lieber sich das Gegentheil offen und versteckt zur Pflicht machten. Jetzt bitten wir diese zu schweigen, bis das Werk erschienen ist, von dem ich ungern noch öffentlich rede, dann aber, wo sie nicht ebenso auf Schweigen bestehen, mit jeder Art von Schärfe zu kritisiren, wozu Anlass nicht fehlen wird.

Dies frei zu sagen, dazu hat mich bloss die Gelegenheit, nicht mein Recensent bewogen, der leicht abzufertigen ist. 39
Wollte er ohne Bedacht reden, so hat er es getroffen. Er rechnet nämlich, dass ein Fehler gegen das Isländische, der sich im Buch befindet, zeige, ich habe erst bei Erscheinung des Buchs 1811 angefangen, die skandinavischen Sprachen zu lernen. Und doch, was war natürlicher zu denken, als dass bei einem so starken Buch der Druck ein halb Jahr wegnahm, dass das Manuscript noch früher musste abgeschickt, endlich noch früher ausgearbeitet werden und demnach anders zu rechnen wäre; ausserdem aber will ich ihm noch sagen, natürlich ohne es ihm anzurechnen, dass das Manuscript beinah ein Jahr früher zum Druck nach Sachsen abgeschickt war, erst bei einem anderen Buchhändler lag [1]) und im Winter 1809—1810 eigentlich fertig gearbeitet worden, nur ein Paar Noten und Einzelheiten sind nachgesendet. Ich habe damals in dem Anhang ein bedeutendes Stück aus der Wilkinasaga, wenn der Rec. vergleichen will, kann er sich leicht überzeugen, nach dem nordischen Original, nicht nach der schwedischen Übersetzung verdeutscht, das lässt er ruhig, aber in einer metrischen Strophe der Hervararsage, die ich gleichfalls darin übersetzt, hat er einen Fehler entdeckt. Dass, wie er selber gesteht, ich mich wieder ans Original gehalten, aus Grundsatz, um an die Quelle zu gehen, und, weil ich mich überzeugt, dass die schwedische Übersetzung an einigen Orten frei und ungenau war (ich habe wirklich in derselben Strophe eine Stelle schon genauer über-

[1]) Rec. kann sich immer in portofreien Briefen bei Herrn Zimmer darnach erkundigen.

setzt, als der Schwede), nichts aufzunehmen, was ich nicht als richtig einsah, ferner dass ich damals sichtbar nur die Verel. Ausgabe hatte, dieses hätte ihn wohl zu einer anderen Folgerung bringen können, als die, welche er ohne Scheu aufstellt und von welcher hernach die Rede sein wird.

Indessen, wie dem allem sei, einen Fehler hat ein Rec. Recht und Pflicht mir vorzuhalten: worin besteht er aber hier?
40 Ich habe das pronom. *sá*, der, für *sva*, *so* (wie es auch vorkommt) so angesehen. Der Fehler an sich ist richtig, als ein blosses Übersehen nicht schwer und sehr verzeihlich. In den Manuscripten findet er sich oft als Schreibfehler, in der Verel. Ausgabe ist *sá* das Pronomen noch nicht mit dem Accent bezeichnet, wodurch es sogleich in die Augen fällt, sodann hat dieser Fehler hier auf den Sinn gerade gar keinen Einfluss, endlich sind im Deutschen beide Bedeutungen in einem Wort, welches offenbar äusserlich dasselbe ist, vereinigt (denn wir können richtig sagen, wiewohl es nicht angenehm klingt: die Anmassung, so (quae) hier sich zeigt, ist zehnmal so gross als der Fehler). Der Rec. konnte diesen Fehler bemerken (ich verlange nicht, dass er ihn entschuldigte), es war mir lieb, ich hätte ihn bei einer Durchsicht auch gefunden; er konnte auch meintwegen sagen, ihm begegne dergleichen nicht, denn er hätte es zu verantworten gehabt und sich zu hüten; allein es sticht ihn etwas stark, ausser jenem allgemeinen, vorhin angeführten Schluss, der sich auf einen Rechnungsfehler stützt, hier noch zu folgern: „Hr. Grimm kannte das Pronomen sá, su, that noch nicht“ [S. 188]. Einerlei war es ihm, dass dieses Pronomen natürlich überall, häufig in den Dämesagen der Edda, die man vor allem liest, vorkommt und es wohl das Erste ist, was man wissen kann, er war gewiss selbst überzeugt, dass ich es wusste, allein desto schmählicher war der Vorwurf, und ein Mittel, wie ich ihn abwenden könne, sah er nicht gleich. Allein es fehlt mir nicht, und ich kann unwiderleglich das Gegentheil von der elenden Behauptung beweisen, wodurch der Recensent auch in sein rechtes Licht kommt. In den Stellen nämlich aus der Wilkinasaga, die in dem Anhang gleichfalls übersetzt sind, kommt das Pronomen häufig vor und ist da richtig über-

setzt, gleich vornen heisst es c. 170: hvad manna mundi *sá* vera, was für ein Mann mag der sein. C. 174: *sá* heitir Etgeir, der Etgeir heisst, *sá* madr, der Mann, und noch mehr, hieran mag es genug sein. So weiss der Recensent, wie oben bei faurt, alles zu übersehen, um arglistigen und falschen 41
Tadel zu gewinnen [1]). Hätte er etwas über meine kleine Entdeckung gesagt, die mächtige alte Hervararsaga in diesem Volkslied wieder zu sehen, versteht sich zweifelnd oder untersuchend, da Abrahamson, wie ich weiss, sie auch nicht für wahr hielt, so wär das besser gewesen, allein da ist alles still.

Das war der Hauptvorwurf des Recensenten, und der unterstrichene, ausserdem gibt er an, ich habe in den Worten

theim gef ék erni
efstum brádir

den Ausdruck *efstum* nicht verstanden, doch macht er nicht gross Wesens davon, darum, weil er, wie es höchst wahrscheinlich ist, selbst ihn gegenwärtig noch nicht recht versteht. Die Stelle macht einigen Anstoss; efstum auf Adler zu beziehen, wie Verel. thut, ist gezwungen, *äfstr* heisst eigentlich ultimus, und nur indem man die Bedeutung ausdehnt und hochfliegend darunter versteht, ergibt sich ein immer etwas gezwungener Sinn, und ich halte die Erklärung wirklich für falsch. Weil ich das Wort damals mir nicht recht auslegen konnte, liess ich es aus, da der Sinn dennoch klar war. Diese Schuld hoff' ich gegenwärtig abzubüssen, indem ich eine Erklärung versuche, die ich nirgends her borge. Indem ich nämlich nachsehen will, wie es mit des Recensenten Weisheit stehe und die Ausgabe des Instituts aufschlage, finde ich, dass er sie daselbst p. 40, Note 65 geliehen. Aber das ist das Schlimmste, er hat sie (ich erlaube mir nur zu sagen, wie es scheint) nicht recht verstanden, denn er übersetzt mir vor:

Diesem Adler geb ich
die letzte der Speisen.

[1]) Er weiss sich auch zu hüten. Ebendaselbst S. 523 steht *hin* widforli, es muss aber *hinn* heissen, da jenes das Femininum ist, allein der (auch nicht angezeigte) Druckfehler ist klar, da zwei Zeilen vorher *hinn* hugfulli steht. Hier schweigt der Recensent und wirft nichts vor. Der Grund wird vielleicht hernach deutlich.

Ich muss hier, wo von genauem Verständnis die Rede ist,
42 annehmen, dass er wörtlich übersetzt, demnach wäre *efstum* der acc. sing. fem. eines Adject., denn *bráth* ist ein Fem., und *brádir* wäre der gen. pl. Beides ist ganz unmöglich, und ein Isländer müsste über dergleichen Zumuthungen lachen, aber wenn er hernach v. Hogna sehen wird, was der Rec. von den Declinationen weiss, würde er mich vielleicht dazu berechtigt halten, dennoch will ich es nicht und nur an eine Übereilung glauben. Versteht der Rec. wirklich (wenn er es erklärt, will ich es gelten lassen) wie die Ausgabe des Instituts den acc. pl., so begreift man durchaus nicht, warum er nicht einfach sagt:

Die letzten Speisen,

ein Druckfehler ist nicht denkbar, und dass jenes poetischer sein soll, kann ich mir noch weniger einbilden. Dass er die Form efstum nicht verstand, das ist jedoch auf jeden Fall gewiss und gibt den Ausschlag. Es ist ein abl. (dat.), wie ist der mit dem offenbaren acc. pl. brádir zu vereinigen? Stephanus Biörnsen greift durch und sagt, es stehe geradezu für *efstar*. Nahm Rec., wie es scheint, diesen Ausweg an, so musste er sich darüber äussern, auf keinen Fall aber war er berechtigt, zu übersetzen, wie er gethan hat. Ich glaube, efstum steht hier adverbialiter, wie sonst häufig fornum, laungom, fordum, es ist der abl. (dat.) pl. und dagum, timum ausgelassen, so in Oddrunar-grátr. Str. 1:

heyrda ék segia í saugo fornom
hörte ich sagen in der Sage in alten Tagen,

demnach heissen die zwei Zeilen wörtlich:

diesem Aar geb ich
in den letzten Stunden Braten,

mit diesem kommt auch die lateinische Übersetzung: isti do aquilae ultimo pabulum überein gegen die Erklärung der Note.

Noch besser zeigt sich der Rec. in folgender Bemerkung [S. 186]: „Hr. Grimm wird im Verfolg seiner Studien statt Hogna Hogni oder Hogne sagen, Hogna ist die weibliche Form, und Rec. hat es sonst auch gebraucht.“ Ich muss hier zweierlei voran bemerken: erstlich, ich konnte die Correctur
43 nicht selbst besorgen (wenn man dies bedenkt, wird man das

Buch recht correct finden) und schrieb daher jeden etwas schwierigen Namen noch einmal mit lateinischen Buchstaben besonders auf oder neben bei. Sodann bei der Übersetzung aus dem Isländischen wollte ich aus übergrosser Genauigkeit die Declination, wie sie im Isländischen vorkommt, stehen lassen, wie man ja auch wohl Jovis usw. sagt, was freilich nicht nöthig war. Ich sagte daher, wo der nom. war, Hogni (S. 427. 432) und im gen. (S. 482 ff.) Heimis Hornboga, Hogna. Bei dem Fragment aus der Hervararsage war es ebenso: zu Ingibiorg (den nom. hatte ich cap. 4 schon vor mir und in Hrafnborg S. 320 der Rec. vor sich), als der dat. vorkam: Ingibiorgu den Ring zu bringen, schrieb ich zufällig noch mit lateinischen Buchstaben den Namen neben an; der Corrector glaubte sich daher verpflichtet, überall dahin abzuändern, und so kommt jetzt Ingibiorgu als nom. und acc. vor. Ich habe es bei den Druckfehlern nicht bemerkt, in meinem Exemplar war längst alles corrigirt. Was thut nun mein Recensent, dass anderwärts ich im nom. Hogni geschrieben, übersieht er nach seiner ehrlichen Sitte wieder, meint, der offenbare gen. masc. sei die weibliche Form, und gesteht, dass er in ähnlichem Fall selbst so geschrieben Wohlklangs wegen. Dabei ist ferner, dass, spricht er bloss von Namen, es auch männliche gibt, die auf *a* ausgehen, z. B. Sifka Vidga in der Wilkinasaga und weibliche auf *i*, wie: Signi Skadi, spricht er aber allgemein, dass *a* nicht ausschliesslich das fem. anzeigt, da auch neutra auf a ausgehen (wie *hiarta*, *auga*, Rask. S. 30), so wie umgekehrt *i* nicht ausschliessend das masc. anzeigt, da es auch fem. auf *i* gibt (z. B. *byrdi*, *heidi*, Rask. S. 50). Nun borg' ich mit einer vernünftigen Abänderung die Redensart des Rec. [S. 188]: „ein wahrer Beweis, wie es scheint, dass der Rec. wenigstens zur Zeit der Abfassung der Recension die scandinavische Sprache erst zu lernen angefangen hat und besonders die Declinationen noch nicht verstand“.

44 Ich sag: ein Daniel! ein zweiter Daniel!
Dank, Jude, dass du mich das Wort gelehrt!
Kaufmann von Venedig. S. 125. [IV, 1.]

Ich springe wieder ab, um bei Ihnen anzufragen, wie Sie von einem solchen Recensenten denken; sollte er aufgeklärte Lehrer haben nachahmen wollen, die Zöglingen vorwerfen, was sie nicht verdienen, bloss um die Einbildung ihnen zu nehmen, als seien sie schon so klug, wie sie selber? Darin aber geben Sie mir unbesehens Recht, dass ich das schmähende Urtheil auf ihn, der es verdient, zurückgeworfen, da er breit (gleichsam mit grossen Rosinen in der Tasche) eine falsche Lehre gibt und mit Vorsatz sich in Unwissenheit zeigt. Übrigens aber, und das ist mir am meisten werth, was meine Übereilung und meinen Fehler mehr als entschuldigt, was mich sichert und mir gleichsam Ehre daraus bereitet, ich kann mich zu Ihnen, einem Veteranen in dieser Litteratur, der schon so lange den scandinavischen Sprachen sich weihte, wogegen die Jahre, die ich aufwenden konnte, in der That recht armselig erscheinen, ich kann mich, sage ich, zu Ihnen flüchten. In Ihrem nämlich so trefflichen neuen litterarischen Magazin[1]), denn frühere Arbeiten, dergleichen meine doch ist, wollen wir lieber nicht untersuchen, steht in der Abhandlung von dem Königstitel Folgendes:

liod ék *than* kann, er kannat
thiodans kona ok manskis mögur.

45 Nun ist aber liod ein neutr. pl. und verlangt daher *thau*, wie auch im Runacap. steht; wollten Sie sich meiner schämen und durch einen Druckfehler entspringen, so halt' ich Sie fest, denn Sie übersetzen munter: dieses Lied kann ich, Sie müssten

[1]) Ich citire einmal genau: Odina und Teutona, ein neues literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit von F. D. Gräter. Mit einer Titelvignette, darunter runisch Thor. Erster Band. Breslau bei Carl Friedr. Barth. 1812. Dieser Titel in Kupfer darauf noch einmal gedruckt, gleichlautend. Braga und Hermode, oder neues Magazin für die Vaterländischen Alterthümer, der Sprache, Kunst und Sitten, herausgegeben von F. D. Gräter. Fünfter Band. Breslau bei Carl Friedr. Barth. 1812. Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von F. D. Gräter. Achter Band. Breslau bei Carl Friedrich Barth. 1812. Vorrede XXXIII und 418 Seiten, auch 2 Seiten Verbesserungen in 8. Alles in einem Band.

aber gesagt haben: diese Lieder, da liod thau der acc. pl. ist, nach Ihrer Übersetzung aber liod *that* stehen müsste, was aber den Worten entgegenlaufend auch unerlaubt wäre. Denkt man eine Minute, Sie hätten than für acc. s. masc. gehalten, so müsste es thann heissen; wie man sich wendet, kommt man nicht heraus. Nun müsst' ich mir ein Gewissen daraus machen, wenn ich, ohngeachtet die lateinische Übersetzung dabei klar und richtig hat: carmina illa, Ihnen vorwürfe, Sie wüssten den acc. s. und pl. von dem pronom. demonstrat. *sá, su, that* nicht: einmal in so vielen Jahren, hätte der beschränkteste Rec. gedacht, wär' er Ihnen vorgekommen. Auf derselben Seite zeigt sich noch etwas zwar nicht in der Art, aber immer verdriesslich, nämlich Sie führen daselbst eine Stelle aus der Hervararsage an, im Original steht:

her er Hlödr komi*nn*,

Sie theilen aber mit:

her er Hlödr komi*n*.

Hier muss ich anderer halben, Ihnen ist es gewiss nur zu gut bekannt, bemerken, dass durch die Weglassung des einen n das Particip zu einem fem. wird, was natürlich auf keine Weise passt. Sie könnten sich leicht, und werden es auch thun, durch einen Druckfehler entschuldigen, aber da ist der weitere unbequeme Zufall, dass gleich dahinter derselbe noch einmal erscheint, nämlich im Original: bródr thi*nn* heisst bei Ihnen: bródr thi*n*. Wenn nun einer sich berechtigt glaubte zu recensiren: „Sie hätten den Unterschied noch nicht gewusst und gemeint, die Orthographie durch zierliche Auslassung zu verbessern", so hätte er (scheinbar) Recht gehabt, doch mit ganz anderem Recht von Ihnen hören können, man werfe Ihnen, einem Manne, der hier zum ersten Mal diese Stellen ins Deutsche übertrage und bekannte Verdienste habe, dergleichen nicht schicklich vor.

Bringt mir, dem es nicht zukommt, sich mit der langen 46
Ehle zu messen, nun mein Übersehen nicht Ehre, da es offenbar geringer ist, als Ihre beiden Fehler (ich rühme mich nicht, dass mir vor Jahren nicht auch dergleichen hätte passiren können), und niemand verlangen könnte, Sie zu übertreffen?

§ 7.

Ist kurz und handelt von der Sprache. Rec. sagt, meine Vorrede sei ihm dunkel hin und wieder, das ist mir wieder dunkel. Er tadelt [S. 192] den Ausdruck Recension bei den Volksliedern, wünscht Abdruck dafür, was aber nicht passt, da die abweichendsten Lieder leben und entstehen können, die nicht gedruckt sind, er mag Goethe auch tadeln, der in der Beurtheilung des Wunderhorns sich desselben Ausdrucks bediente. Er tadelt mordlicher Tod, das Wort solle gewogen werden, ich will hier meine Wagschale füllen, der Rec. mag zu seinem eigenen Besten die Gewichte auf der anderen Seite auflegen, sein Resultat ist mir gleichgültig.

Nibel. 3990 [935, 2]: Het ich an uch erkennet den mortlichen sit,

Ottokar v. Horneck (b. Pez) S. 675.

Do das mortleich Leid an Künig Latisla ergie

und als Adverb häufig. Er fragt auch [S. 178], was ein Waffen sei; wie es scheint, weiss er nicht, dass das Wort im Altdeutschen ein Neutrum ist, wie im Isländischen.

§ 8.

Ich komme endlich zu einem Paragraphen, auf den ich mich lange gefreut, da die anderen immer etwas Widerwärtiges mit sich führten, nämlich zu den Druckfehlern. Hier ist der Recensent ganz in seinem Element, schnalzt und tanzt ordentlich vor Lust in dem Wasser und weiss nicht, wo er anfangen soll [S. 178]. Wie ein raffinirter Liebhaber benutzt er sie auf die verschiedenste Art, und der gute Quintus Fixlein würde gewiss mit seiner Sammlung schlecht gegen ihn fahren. In
47 Höhle werfen für in die Höhle werfen (der Ausdruck kommt sogar sonst noch richtig vor) weiss er mir schön als Streben nach seltsamer Originalität aufzurücken. Ohngeachtet da steht Aquitanus, Scholasticus, Gamblacensis hält er mir Otto Frisingens (im Mscr. stand Otto Frisingens.) als bizarre Schreibart vor, schreibt mir auch zur Belehrung das Wort vollends aus. Was ist Gläsirvallr, Hedinsflied usw. ruft er in listiger Dummheit aus. Dann florirt sein Glück, als protopolin sich zeigt; jeder, der nicht glaubt, mir ins Gesicht sagen zu dürfen,

ich wisse nicht, wie es im nom. hat, wird sich bescheiden, es, wenn er will, als einen Druckfehler anzugeben. Was thut aber die Schulmeisterei? Ich citirte den Stephanius zum Saxo, wo man den ganzen Streit finden könne, mithin auch die Nachricht von dem Buche des Messenius; der Rec. schlägt die Stelle nach, drückt sich so aus, dass man beinah glauben kann, als habe ich gesagt, die Schrift desselben sei von mir eingesehen, holt (still) den Jöcher, erzählt, was dort steht und hierher nicht passt, schreibt dann die ganze Stelle ab und corrigirt endlich weitläuftig, was jeder auf den ersten Blick sieht. Noch wohler wird es ihm, wenn er [S. 163] einen anderen Druckfehler, der im Buche sogar hinten angegeben ist, color für colos, noch einmal als einen solchen nennen kann. Laben wird es ihn, dass in der Recension wieder die besten Sorten und viel ärgere vorkommen, z. B. statt infelici vena infelici *vera*, quaende für quaede, thal für that usw.; mir ist's widrig, davon zu reden. Will er sich schriftlich und portofrei an mich wenden, will ich ihm die Liste der von ihm dennoch übersehenen mittheilen. Der beste Spass aber kommt zuletzt, wo die Hoffart einmal recht den Schwanz übers Nest hinausstreckt. Man weiss vielleicht, als unsere Ankündigung der Edda erschien, schrieb Hr. Gräter in seiner Alterthumszeitung eine Kritik [s. oben S. 108 f.] darüber, unter anderem war ein Stern verrückt und die Note an einen unrechten Platz gekommen. Die Sache war so klar, dass wir, als wir Druckfehler anzeigten*), davon schwiegen, weil es sich ganz von selbst verstand, wo er hingehöre. Dieser 48
Gelehrte schenkte dennoch diesem Umstand seine besondere Aufmerksamkeit, versuchte hin und wieder scharfsinnig, wie dieser Unsinn zu erklären sei, aber freilich vergebens, hintendrein bekannte er der Wahrheit zur Steuer, dass uns das Ridiküle nicht zur Last falle, vermuthete so etwas wie Schuld des Setzers und kam dem Ding ziemlich auf die Spur. Dieses ahmt nun mein Recensent nach, glaubte ich anfangs, doch bin ich zweifelhaft geworden, da die Nachahmung doch gar zu plump wäre, und wahrscheinlicher hat ihn die Druckfehlerfreude ganz blind gemacht. Man schlage nämlich S. 440

*) [In der Leipziger Litteraturzeitung 1812, S. 864 = Kl. Schr. I, S. 587.]

meines Buchs [= Kl. Schr. I, S. 211] auf, da wird man zwei Noten finden, die *, welche Pasquiers Urtheil über die trojanische Abkunft der Franken enthält (in meiner kleinen Abhandlung darüber findet Rec. nichts Neues, was ich auch sehr wohl begreife, da der Druckfehler, den er in der Nähe vermuthete, ihn geblendet haben wird, überhaupt: wäre nicht zu vermuthen, dass die ganze unverständige Recension in der betäubenden Freude über erwartete Druckfehler entstanden sei?), und eine andere ** zu der im Text erwähnten Blomsturwallasaga, der Trunkene sieht (vgl. Recension S. 186) nur die zweite **, hängt sie dem Text zu Note * an und fragt nun vergnügt, was ich für tolles, dunkeles Zeug schreibe, und ob Meister Biörn die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken nach Norwegen gebracht.

§ 9.

Bei allem Vorangehenden war immer noch ein Spass übrig, es war als hätte die Eitelkeit den Recensenten benebelt und zu so wunderlichen Übertreibungen verleitet, die er einmal, wenn er noch einige Zeit fleissig ist und lernt, bei ruhiger Prüfung, die hier nur als eine Redensart vorkommt, fühlen würde: nur muss er sich noch besonders abgewöhnen, zu glauben, ihm komme in diesen Sachen die erste Stimme zu. Bei dem Folgenden aber ist es anders, und ich muss leider ernsthaft endigen.

Es gibt eine doppelte Verehrung der Verdienste, selbst der grössten, eine solche, die mit Bewusstsein achtet und weiss, warum sie achtet, und die kein menschlicher Fehler irr macht,
49 und eine andere, die blind ist und unfähig einen Fehler zu sehen; jene ist allein dauerhaft und fruchtbar, diese ist fast immer eine taube Schale, die sich um den Kern drängt und selbst nichts hervorbringt, ausserdem ist sie der Gefahr ausgesetzt, umzuschlagen, sobald Persönlichkeit, gereizte Eitelkeit oder dergleichen ins Spiel kommt; sie fällt dann in Hass und Widerwillen, der wieder so blind wird, dass er alles freie Urtheil zernichtet. Recensenten mit solcher Gesinnung sind in der ersten Periode die Liebreichen, Alles-Gutmacher, die Zuduttler, Erstauner, in der zweiten diejenigen, die unter irgend

einem Schein Parteilichkeit und Ungerechtigkeit jeder Art sich erlauben. Wenn die Gegenwart vorüber ist, die eine Macht übt, in welcher wir selber noch befangen nur einzelne Stimmen haben, die kein allgemeines Urtheil ausmachen können, dann dürfen wir, was Geist und Ansicht betrifft, (über Kenntnisse natürlich gleich) frei sprechen; niemand geschieht weh, und indem wir zur Wahrheit streben, wird diese gefördert.

Hrn. Gräters Urtheil z. B. über Suhm [S. 181] ist ein solches aus ungemessener Verehrung gekommenes, welche nur in Verhältnissen, die aus den Gesetzen der Natur entspringen, wie zwischen Eltern und Kindern, schön und rührend ist; er geht so weit, dass er uns einmal gerathen, zu dessen Füssen zu sitzen, wo dieser in einem erweislichen Irrthum war, nur zu den Quellen soll man sich beugen und aus ihnen schöpfen. Ich habe Suhms Gelehrsamkeit, der meine geringe nicht beikommt, seine Verdienste um die nordische Litteratur niemals verkannt, in eben diesen Heidelb. Jahrb. (1811. S. 776) [= oben S. 16] habe ich Suhms Einfluss und uneigennützigen Eifer gerühmt, sein Buch Om Odin die fleissigste und gelehrteste Arbeit über die Mythologie genannt, freilich nur als Materialiensammlung brauchbar. In der Übersetzung der Lieder habe ich seinen Stil, was er wirklich ist, matt und breit genannt (möge jeder die Proben vergleichen), wer es noch nicht glaubt, lese seine Kämpferromane. Es war dies meine Überzeugung, und die habe ich ausgesprochen, ich will noch mehr thun und hier sagen, dass ich Suhms Fabelzeit, so schätzbar die Sammlung 50
und Arbeit an sich, in ihrer Ansicht durchaus für verfehlt halte, indem sie die alte Mythengeschichte nur von einer Seite erkannt, sonst aber unwürdig betrachtet.

Der Rec., darf ich mit Sicherheit vermuthen, hat jene Stellen gelesen, dennoch bildet er sich das Recht ein, mir mit den Worten entgegenzutreten [S. 181]: „mit welcher Einbildung ich müsse gestraft sein, um einen solchen Übermuth zu zeigen“. Ich will mir vorstellen, der Rec. habe persönliche Gründe, für Suhm so zu eifern, und vergesse in der Hitze, dass diese keine allgemeinen sind und bloss ihn verpflichten, aber das Folgende weiss ich auf keine Weise zu entschuldigen.

S. 431 liest man in einer Note meines Buchs: Thomas Bartholin in seinen mit eben so viel Belesenheit als Geschmacklosigkeit geschriebenen antiquitates danicae fällt ein (und das muss der Rec. selbst eingestehen) geschmackloses Urtheil. Ich fordere jeden auf, der den Bartholin wie ich aufmerksam und mehrmals gelesen, ob dieses Urtheil nicht durchaus gerecht ist. Gelehrte Sammlungen sind an einen Gedanken ganz locker gereiht, der nirgends als die eigentliche und leitende Idee heraustritt, kurz es ist, wie man sich ausdrückt, kein Buch, nur ein Haufen Collectaneen, sehr wunderlich registrirt. Hier nun schämt sich mein Rec. nicht der offenbaren Verdrehung und Unredlichkeit und spricht [S. 181]: „Hr. Grimm kann nicht umhin, dasselbe zum ersten Mal unter allen Dänen, Schweden, Isländern, Engländern und Deutschen, die seiner gedenken, mit dem Namen eines geschmacklos geschriebenen Buchs der Verachtung preisgeben zu wollen“. So nimmt er von dem Schwarz und Weissen, das gleich gross in meinem Urtheil steht, das Schwarze allein heraus und legt ihm eine gemeine Absicht unter, oder er leert in der Wage die schwere gute Hälfte ganz, lässt die andere darin, wirft noch zu und ruft nun meine Gerechtigkeit aus.

Damit schliesse ich und bitte nur den Recensenten, falls er noch einmal etwas von mir recensirt, die Paar Silbergroschen, die er in scheinbarer Grossmuth und Unparteilichkeit unter den Schmutz wirft, zurückzuhalten; ich mag sie nicht aufheben, sie würden mich nicht reich machen noch für meine Schulden ausreichen, vielleicht auch sind sie des Scheins wegen bloss weiss gesotten und sonst falsch. Ich meine die eingestreuten lobenden Worte.

Cassel im Februar 1813.

W. C. Grimm.

ÜBER DEN URSPRUNG DER ISLÄNDISCHEN POESIE AUS DER ANGELSÄCHSISCHEN. 209

Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein nothwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von Fr. Rühs. (Ohne Druckort und Verleger.) 1813. 8.

(Hinzugefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Rühsischen Übersetzung der Edda.)

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VII (1814) Bd 1, No. 14. 15. S. 209—223. 225—228.

Vor noch nicht zwei Jahren gab Herr Professor Rühs in Berlin eine Übersetzung der prosaischen oder jüngeren Edda und eine Einleitung über nordische Poesie und Mythologie heraus. Die letztere, eigentlich die Hauptsache, hat die Absicht darzuthun, dass es keine nordische, nur eine isländische Dichtkunst gebe und dass der grösste Theil der Mythologie freie unmittelbare Erfindung sei, in welche Zusammenhang zu bringen immer den traurigsten Erfolg gehabt; Christen hätten die mythischen Bücher verfasst, ja überhaupt sei durch das Christenthum alle Cultur erst nach dem rohen Norden gekommen.

Diese Ansicht, schon durch Schlözer und Adelung bekannt, ist der Überzeugung des Rec. gerade entgegengesetzt, und früher, als das Buch des Hrn. Rühs erschien, hat er in diesen Jahrbüchern (1811. No. 49. 50. [S. 774—794, oben S. 14—32]) sich darüber erklärt. Da er keine neuen Gründe von Hrn. Rühs entwickelt fand, glaubte er alles Weitere von seiner Seite überflüssig, verwies dorthin, und indem er nur einige charakteristische Sätze mit den eigenen Worten des Verf. anführte, stellte er anheim, was diese Ansicht, wiederum so sicher und vornehm ausgesprochen, für einen Eindruck machen werde, ob sie vielleicht durchdringe oder ob die entgegengesetzte, welche an Wahrheit und Echtheit der nordischen Mythen und der alten Sagengeschichte glaubt, sich begründe.

Auch an der Übersetzung der Edda selbst konnte er vorbeigehen, sie war eingeständlich nach der dänischen von

210 Nyerup und Rask abgefasst; kann schon diese bei dem Studium das Original nicht ersetzen, obwohl sie vieles Schätzbare hat, denn man sieht bald, dass geschickte Hände daran gearbeitet, so war von der weiteren deutschen dies noch weniger zu erwarten. Sie konnte höchstens für Liebhaber und zur Unterhaltung dienen. Rec. empfahl also jenes und zeigte sie bloss an, da eine Prüfung derselben eine eigene undankbare Arbeit gewesen wäre; einige Bemerkungen will Rec. jetzt zu Gunsten der gegenwärtigen Recension weiter mittheilen, sie werden auf die folgenden Untersuchungen ein grosses Licht werfen.

Nyerup: hvorledes blev Verden til og hvad var der tilforn? wie ward die Welt geschaffen und was war da zuvor? Hr. Rühs S. 166: „wie ward die Welt und was war sie vorher?" — N. med feige maends liv, mit todter Männer Leib. Hr. R. S. 173: „mit feiger Männer Leben". · N. hvad Gud, welcher Gott. Hr. R. S. 175: „ob Gott". — N. alt veed jeg, schon weiss ich. Hr. R. S. 177: „alles weiss ich". — N. ilsindet, jähzornig. Hr. R. „übelgesinnt". — N. klaede, Tuch, Taschentuch. Hr. R. S. 206: „Kleid". — N. i en Hule, in eine Höhle. Hr. R. „in ein Loch". (Das Loch heisst dänisch: et Hul.)

Zu der Übersetzung der mehr historischen Mythen, welche Nyerup ausliess, und wo Hr. Rühs bloss den Resen vor sich hatte, Folgendes: Text: Litlu Werdur Wöggur Feigenn (litlu verdr Vöggur feiginn), mit wenigem wird Vöggur vergnügt. Hr. R. S. 252: „über wenig wird Werdur froh". Dieser verdr (wie man sieht, 3. pers. praes. von verda) wird auch im Register S. 276 ganz ordentlich als ein mythischer Mann aufgeführt. — Text: their steffndu orrustu, sie bestimmten, verabredeten eine Schlacht. Hr. R. „sie führten Krieg". — Adils verlangt von Kraki Hülfe: thá sendi hann Berserki sína tólf steht im Text; hinter hann ist eine Note und wird unten die Variante angeführt: Adilsi; d. h. er sandte (v. dem Adils) seine zwölf Berserker. Hr. R. dagegen führt diesen dat. Adilsi als einen besonderen Namen auf und setzt ihn als einen neuen Berserker vornen an. — Bei den Namen der Berserker
211 werden auch Zunamen angeführt, hinter Hialti in der Note e: hugprudi. Daraus macht Hr. R. ein nom. propr. und führt

den Berserker Hugprudi an; ebenso aus Hvítserker (hinn) hvati wird bei ihm: „Hvítserkr und Hvati“. — Text: bera í haufuth sier thad vatn, bringen, giessen aufs Haupt sich das Wasser. Hr. R. S. 263: „tragen auf ihrem Haupt das Wasser“. — Text: their voru svo reidir mödur sínne, sie waren so zornig auf ihre Mutter. Hr. R. S. 266: „sie waren so unwillig über das Gemüth ihrer Mutter“.

Es war aber in der Schrift des Hrn. Rühs eine wenigstens in ihrer Ausführung neue Idee. Darnach war die nordische Poesie (Hr. R. bedient sich nach seiner Meinung, es gebe keine nordische, des Ausdrucks: isländische) nichts weiter, als eine Nachahmung der angelsächsischen; Norwegen und Dänemark, an sich ohne Lieder, haben erst durch Island etwas erhalten.

Dies zu beweisen, hatten allgemeine historische Paragraphen, die vorangiengen, gleichfalls die Absicht. Es ward erst darin die Volkspoesie der zu einem anderen Sprachstamme gehörigen Finnen als lebendiges, sehr erläuterndes Beispiel dargestellt. Es folgten mit historischen Zwischenblicken Beschreibungen der wälschen (die Barden sollen auch erst die Angelsachsen gebildet haben), angelsächsischen und nordischen Dichtung; die Ähnlichkeit der beiden letzteren ward bemerkt und ist ganz unbestritten; einen einzigen treffenden Beweis aber, dass die nordische aus der angelsächsischen Poesie geborgt sei, hat Rec. darin nicht gefunden; es wird bloss gesagt, und man sieht in der Aufstellung und im Zuschnitt bekannter Dinge, dass es Hrn. Rühs Meinung ist. Was den Werth solcher Umrisse überhaupt betrifft, so sind vielleicht andere empfänglicher, als der Rec., der wenig Geschmack daran hat. Indessen kamen auch hernach zwei besondere Beweise vor, „welche völlig entscheiden“ sollten. 1) Die Alliteration, ein charakteristisches Zeichen, hätten die Isländer von den Angelsachsen entlehnt, da in Norwegen, Schweden und Dänemark „keine Spur“ davon sei. 2) Die nordische Dichtkunst habe „eine Menge von Wörtern, die nicht in der gewöhnlichen Sprache, viel weniger 212
in den übrigen Dialekten vorkämen; diese Wörter seien meistentheils angelsächsisch“. Von solchen wurden zwei Seiten Beispiele gegeben.

Die Herabwürdigungen und Schmähungen der Edda konnte

der Rec. der Zeit überlassen, aber beide Sätze, waren sie begründet, gaben Anlass zu wichtigen Folgerungen; er glaubte daher, sie herausheben zu dürfen und sorgfältig prüfen zu müssen. Rec. hat diese kleine Untersuchung noch einmal durchgelesen, ob irgend ein Wort darin sei, das nicht auf die Sache selber gehe oder Hrn. Rühs beleidigen könne, aber keins gefunden. Vielleicht könnte es missdeutet werden, wenn er sich [S. 964 = oben S. 84] des Ausdrucks „unredliches Verschweigen" bedient hat; es bezieht sich darauf, dass Hr. Rühs einen ihm gewiss bekannten Umstand in der englischen Poesie, der die Ansicht sogleich veränderte, übergieng, und heisst (wie könnte man es nur anders verstehen?) nichts anderes, als ein absichtliches Verschweigen, Inconsequenz aus Behauptungssucht. Hr. Rühs scheint sich S. 158 seiner Edda selbst zu den „redlich Zweifelnden" zu zählen, es wird daher erlaubt sein, das Gegentheil, wenn man es findet, zu bemerken.

Hr. Rühs nahm Widerlegungen und Einwendungen folgendermassen auf. Zuerst erliess er in der Hallischen L.-Ztg. 1812. No. 318 [S. 849—851] eine Antikritik, worin er über Verfälschung klagte; wie es sich damit verhalte, hat Rec. in dem Intelligenzblatt der Jahrbücher 1813. II, S. 10–13 [= oben S. 100–103] bündig genug gezeigt. Sodann erschien gegenwärtige dort schon angekündigte Schrift. Hr. Rühs fängt damit an, dem Rec. oder Jacob Grimm die Recension seines Buchs in der Jenaer L.-Ztg. 1813 Januar [S. 169—173 von XYZ]*), und zwar mit gewohnter Sicherheit zuzuschreiben, so dass er diese Behauptung, man mag selber sehen, in welchen Reden, ganz durchführt. Rec. gibt hier öffentlich sein Wort, dass er so wenig, als Jacob Grimm den allerentferntesten Antheil an dieser Jenaer Kritik gehabt und durch den Druck sie ihnen zuerst bekannt geworden. Die Redaction der Jenaer L.-Ztg. wird dies leicht auch noch bezeugen, und der Verf. derselben nennt sich wohl selber. Ohnehin unterschreibt der Rec. jene Kritik nicht in allem Einzelnen; richtig ist, dass Hr. Müller in der Schrift über
213 die Asalehre sich nicht mit der Hypothese vom angelsächsischen Ursprung der nordischen Poesie abgegeben, sie also auch nicht

*) [D. h. von Gräter, s. Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm S. 260.]

widerlegt hat; Rec. wunderte sich selbst, als er diese Behauptung dort fand.

Hr. Rühs äussert sich darauf für jene Sätze. Gegen den ersten, dass die Alliteration sich sonst nicht finde (die Hall. L.-Ztg. No. 318 [S. 849] behauptete noch: „die Alliteration sei unter den germanischen Völkern nur bei den Ags. und Isländern das metrische Grundgesetz gewesen"), hatte Rec. hauptsächlich eingewendet, es scheine nicht, es sei ganz gewiss, dass in zweien altdeutschen Gedichten nicht nur, sondern auch in einem dritten sie vorkomme, mithin bei anderen Völkern desselben Stammes, so dass sie nicht als eine Eigenthümlichkeit der Angelsachsen gelten könne; ferner in den faröischen Rimur. Hr. Rühs, der in dem Buch nur mit einem vielleicht die Vermuthung einleitete, die beiden, denn das dritte kannte er noch nicht, seien von Geistlichen in England oder nach angelsächsischen Mustern gebildet, fährt jetzt leichter fort: kein Geschichtsforscher, der den Einfluss der Ags. auf deutsche Cultur nur zu würdigen wisse (er selbst verspricht etwas eigenes Forschendes darüber in Schlegels Museum), könne es bezweifeln, dass diese Gedichte sämmtlich von Angelsachsen herrührten, wodurch im voraus jedes unserer alten Gedichte, in welchen sich noch Alliteration entdecken sollte, hinlänglich abgewiesen wird (was die faröischen Rimur betrifft, so gibt schon die Hall. L.-Ztg. die Antwort: es müsse erst bewiesen werden, dass sie nicht unmittelbar aus Island dahin gebracht; natürlicher scheint es dem Rec., erst den Beweis zu verlangen, dass sie erborgt seien). Er lässt es um so eher dabei bewenden und anderen die Entscheidung, da noch nicht lang ein ausgezeichneter Gelehrter, dem vor allen hier ein Urtheil zukommt, öffentlich behauptet hat, es sei durch jene Gedichte das frühe Dasein und allgemeine Verbreitung der Alliteration in Deutschland schlagend bewiesen. — Übrigens, hatte früherhin Hr. Rühs doch die mögliche altdeutsche Alliteration etwas gescheut und damit (ausser dem ags. Ursprung derselben, der freilich überall am besten aushilft) abgewendet S. 80 s. Edda, „es seien einzelne Spuren, die sich zu bald verlören, um annehmen zu können, es sei allgemeine Regel", so ist er jetzt S. 25 viel fester und fürchtet 214
die allgemeine Verbreitung gar nicht in den germanischen Stämmen,

sein Satz bleibe doch wahr; ja noch mehr, selbst einzelne Beispiele, die etwa in Norwegen, Schweden oder Dänemark nachgewiesen würden (nach dem Buch S. 114 war „keine Spur“ dort zu finden), verschlagen ihm nichts, diese „*können* nur als Nachahmung gelten.“ Er verlangt jetzt alliterirende Gedichte in Norwegen, Schweden und Dänemark „in bedeutender Anzahl“ nachgewiesen, ehe er entkräftet werde. Wenn Hr. Rühs erst dahin gebracht wird, zu sagen, wie er es eigentlich meint, weiss er sich zu sichern.

Was den zweiten Satz betrifft, so sieht man aus den vorhin angezogenen, S. 115 der Rühsischen Edda befindlichen Worten, wie er aufgestellt war. Die als Beispiel gegebenen 50 Wörter sollten sich weder in der nordischen (d. h. bei Hrn. R. isländischen) Prosa noch sonst in den übrigen Dialekten finden. Auch andere Äusserungen — z. B. diese Worte seien der gewöhnlichen nordischen (isländischen) Sprache und den nordischen Dialekten „*ganz fremd* und *niemals ins Leben übergegangen*“ S. 91. 118; ferner: „dass die Ags. sie von den nordischen Völkern geborgt haben, kann man nicht annehmen, weil — sich nicht begreifen lässt, warum sie in den übrigen skandinavischen Mundarten *ausgestorben* sind und sich nur im Isländischen erhalten haben“ S. 119 —, meint Rec., lassen am wenigsten eine mildere Ansicht hinter jenem Ausspruch vermuthen. Allein jetzt erklärt Hr. Rühs den Satz erst recht in seiner wahren Bedeutung und weiss es dem Rec. anzurechnen, dass er sie nicht gefunden, während dieser sich vor der Anklage einer Verfälschung gefürchtet, wenn er sie hineingelegt hätte. Nämlich Hallische L.-Ztg. 1812. No. 318 [S. 850]: „das *Treffende* und *Bindende* meines Beweises liegt gar nicht in der Identität der Wurzel in anderen germanischen Dialekten, sondern *in der Form*“ (Form ist hier in der Schrift S. 22 auch noch erklärt durch: „*Schreibung*“); „ganz in derselben *Form und Bedeutung* müssen die Wörter in der isländischen Prosa oder in den übrigen nordischen Dialekten nachgewiesen werden.“ Ferner hier S. 17 und 18: „beide Sprachen (Ags. und Isl.) gehören zu einem Stamme; es ist daher natürlich, dass die
215 Wurzeln der Wörter oft vorhanden sein müssen, aber eben die *Ausbildung* und *genaue* Bestimmung bildet den Dialekt; da-

her sind Wörter, die auch in anderer Bedeutung sonst vor-
kommen, hier aber eine bestimmte Nüance haben, am meisten
zum Beweise geeignet.“ — „Ganz nothwendig müssen die ags.
Wörter ihre Verwandtschaft in anderen germanischen Sprachen
haben, wenn sie nicht etwa aus anderen Zungen entlehnt sind,
was wohl bisweilen der Fall sein mag, aber diese Verwandt-
schaft ist meist sehr entfernt, sie deutet bestimmt auf die
eigene Ausbildung.“ Die neuen Worte, „am meisten zum Be-
weise geeignet“, sind merkwürdig, sie sollen mit zudecken helfen;
denn gäbe man zu (was Rec. leugnet), dass auf diesem Wege
etwas könnte bewiesen werden, so wären doch ganz offenbar
solche Wörter, die in keinen Nüancen mehr sich finden, welche
ganz fremd und gleichsam sonst ausgestorben oder wie
niemals ins Leben übergegangen dastehen, kurz wie etwas
Geborgtes, was sie sein sollen, zum Beweis der Hypothese viel
geschickter. Allein, gerade auf die Sache eingegangen, diese
Modificationen heben den alten Satz auf, einmal können
blosse Übereinstimmungen in Nüancen noch viel weniger be-
weisen, dass die ganze ausgebreitete Poesie erborgt sei (dabei
muss man nicht vergessen, dass die Ähnlichkeit derselben bei
beiden Völkern durchaus nicht bestritten wird und sich sehr
wohl sonsther erklärt); dann aber, auch ohne das, ist es jetzt
ein endloser Schlupfwinkel, um in jedem einzelnen Falle sich
zurückzuziehen und zu behaupten, das passe nicht hierher, so
dass alle weitere Bestreitung völlig fruchtlos ist. Beispiele
werden dies klar machen; in dem neugelieferten Verzeichnis
S. 22 steht hier isl. böl, ags. beal, Verderben, Übel. Bemerkte
jemand, es sei auch altdeutsch: symb. p. 22 palo, Teutonista:
bail, so würde geantwortet, es sei zwar die Wurzel, aber die
Schreibung verschieden, dort ein p für b, hier ein ai für au.
Ebenso wird es bei folgendem ergehen. Hr. Rühs stellt auf:
„isl. flug, ags. flyge Flucht.“ Im Ags. ist die doppelte Form:
flyge, flyht: fuga und volatus; in der nord. Prosa: flug
volatus, Niála c. 128 und im Schwed. flygt volatus und auch
flykt fuga. — Ferner: isl. gunn, guth, ags. guth Krieg,
das Wort war aber auch im Altdeutschen, Hildebr.-Lied V. 4 216
guthamum, acc. pl. Kriegskleider, und in den Namen Gunnarr,
Gundachar, Gundobald durch die skandinavischen sowohl, als

deutschen Mundarten verbreitet, und es fühlt wohl jeder, wie unpassend und falsch es ist, zu behaupten, es sei durch die angelsächsische erst in die nordische (isl.) Poesie gekommen; Hr. Rühs aber kann einwenden, es seien Nüancen wegen der Zusammensetzungen. — Thiodan, Theodan Herr, biodr, beode Tisch, hat auch Ulphilas: thiudans und biuds, da wird aber das fehlende s die Widerlegung entkräften und „auf eigene Ausbildung bei den Angelsachsen deuten."

Damit wäre eigentlich die Sache beendigt und einerlei, ob jene Beispielsammlung richtig oder nicht, weil das, was sie nach der neuen Erklärung beweisen soll, gar nichts beweist; allein Rec. will sich nichts erlassen. Er hatte gezeigt, dass von jenen 50 aufgestellten Wörtern 44 in anderen Dialekten der germanischen Sprachen sich wiederfänden; die deutsche, namentlich die altdeutsche, Ulphilas und die Glossen, gehörte dazu als ein Zweig des Stammes; wer mag sagen, was bei dem gothischen Ulphilas schon sich findet, hätten die nordischen (isl.) Dichter erst durch die Ags. erhalten? Sollte Hr. Rühs das sagen, so hält Rec. jedes Wort dagegen für unnöthig. (Ein Glück nur, dass den Ulphilas die Zeitrechnung vor einer Behauptung, auch er habe von den Ags. geborgt, schützt.) Fünf jener Wörter waren als zweifelhaft bezeichnet, eins blieb zurück. Hr. Rühs antwortet hier: „jenes Verzeichnis habe er bloss nach erster Erinnerung gemacht, ohne den Ihre nachzuschlagen" (und so fiel es ihm natürlich nicht bei, dass ein grosser Theil der aufgestellten ags. und altnord. Wörter auch schwedisch war). Zehn wolle er als nichts beweisend zurücknehmen; jedoch nur zu etwa neun (worunter aber drei von den fünf zweifelhaften sind und das eine, das zurückblieb) macht er Gegenbemerkungen.

1. Biolla Schelle, altd. Belle, wird in der Rec. von bellen, schwed. båla, isl. baula, belia, abgeleitet. Hr. Rühs: „nichts ist unglücklicher, als die Herleitung aus dieser Wurzel." Sie ist aber so unzweifelhaft, dass jedes Wort
217 überflüssig wäre; man vergl. Adelung v. Bellen, welcher gleicher Meinung ausgeführt hat und dessen Scharfsinn in diesem Fach, ob er ihn hier gleich nicht aufzuwenden brauchte, niemand bezweifeln wird.

2. Rec.: frega soll heissen fregna. Hr. Rühs wendet ein, es finde sich diese Form als poetische bei Olafsen. — Das ist wahr, allein nur im Register; schlägt man die dabei citirten Stellen nach, so findet sie sich nicht, so wie sie Rec. in keinem nordischen Buch und keinem Glossar gefunden (wiewohl sie möglich wäre), sondern allzeit fregna. Also bleibt es fürs erste bei seiner obigen Behauptung. (Dabei vergisst Hr. Rühs gänzlich, dass Rec. ihm die schwedischen Formen fraega und fraegna vorhielt, die ihn so ganz widerlegen.)

3. Rec.: freah soll heissen frekr. Nämlich freah ist durchaus nicht nordisch und musste verbessert werden. Hr. Rühs sagt, 1) „ob sich die Form freah im Isländischen wirklich finde oder durch einen Schreib- oder Druckfehler sich eingeschlichen habe, muss ich dahingestellt sein lassen.“ Unverständlich, da es sich nirgends findet und über seinen eigenen Schreibfehler Hr. Rühs ohne Zweifel entscheiden kann. 2) „Kein vernünftiger Mensch wird freah und frekr vergleichen — das isländische Wort heisst (sollte heissen) freyr.“ — Die Zusammenstellung des ags. freah (liber und daher dominus, übrigens müsste es in letzterer Bedeutung genauer von Hrn. R. frea geschrieben sein) mit frekr macht gar keine Schwierigkeit, wenn man nur das hinlänglich Bekannte weiss, dass frech und frei dasselbe Wort ist, nur durch die Aussprache verschieden; man sehe Adelung darüber. Im Trojanischen Krieg V. 21419. 25228 [21546. 25380 Keller] die vermittelnde Form: freich.

Schlimm ist es dagegen, weil es einen wirklichen Fehler veranlasst, wenn Hr. Rühs hilmir Fürst und hiálmr Helm verwechselt und engla helm, das dem nord. eingla hilmir angelorum rex entspricht, S. 85 seiner Edda durch: der Engel Helm übersetzt, so wie aethelinga helm der Edlen Fürst: der Edlen Helm. Beide Worte sind zwar verwandt, aber doch viel entfernter.

4. Rec.: kne cognatio (es steht der völlig unbedeutende 218
Druckf. cognatus in der Rec. [=oben S. 87]), altdeutsch cnuosl im Hildebr.-Lied, und ebenso: kne (Zusatz: und zwar häufig, s. Oberlin) auch altfries. Asegab. 36. 116. Ferner deutsch: knän im

Simplicissimus. Verwandt ist kunne, kynne genus, das dänische kiön. — Hr. Rühs: „seine Wurzel ist knie (Glied) und cyn, kind, kön lässt sich gar nicht damit zusammenstellen, es gehört zu einem ganz anderen Stamm."

Die Hauptsache, dass das Wort in anderen Dialekten, sogar auch im Altfriesischen sich findet, ist wiederum übergangen und nur eine andere Ableitung mitgetheilt, die man auch bei Oberlin, Adelung findet. Es kommt knae, knie (genu) im Schwed. und Dithmars. in der Bedeutung von Verwandtschaftsgrad und Geschlechtsfolge vor, und da hat gerade Adelung die gute Vermuthung, es sei aus dem alten kunne Geschlecht zusammengezogen. Die Verwandtschaft zwischen kynne, kunne, kiön und kne, knän ist ganz ausser Zweifel.

5. Rec.: lokr Säge, isl. und schwed. lúka lösen, auflösen, deutsch: lockern locker machen, welches mit Sägen zusammenkommt; ferner ist Lücke, Loch und löchern damit verwandt. Hr. Rühs: „lukan lösen, auflösen, und davon soll locer die Säge kommen!! Es bedeutet gerade das Gegentheil, lúka isl., luka altschw., belucan ags. heisst claudere, obserare, verschliessen. Hat Hrn. Grimm vielleicht Ihres: ut latini solvere debitum dicunt verführt? Das wäre fast zu arg!"

An dieser eifrigen Erklärung des Hrn. Prof. Rühs ist die Meinung des Rec. Schuld, dass es unnöthig sei, Bekanntes und was sich von selbst verstehe anzuführen, also 1) dass lúka auch schliessen, claudere heisse, denn es steht in allen isländ. und schwed. Glossarien, 2) was alle Sprachforscher wissen, dass häufig ein und dasselbe Wort die beiden entgegengesetzten Bedeutungen in sich fasse, weil sie sich berühren (der Grund liegt tief, dasselbe Verhältnis erscheint auch in den Mythen); um nur etwas Allbekanntes anzuführen, so hat schlecht die Be-
219 deutung von bös und gut, obgleich die erste und nicht die ursprünglichere jetzt vorherrscht, während eine andere ganz nahliegende Form schlicht bloss die letztere hat. Mit lúka verhält es sich ebenso; das Wort an sich betrachtet hängt ohne allen Zweifel mit lochen, löchern, lockern ganz nahe zusammen. Die Lücke ist im Haus nicht nur die Öffnung,

die verschlossen wird, sondern auch das Verschliessende selbst, wie Thür und Fenster, darum heisst in der Schweiz (s. Stalders Idiotikon) die schliessende Gatterthüre: Lücke, Lügge. Ferner: lyklar die Schlüssel schliessen sowohl als sie öffnen; der Begriff von Schliessen geht mit dem von Auflösen oft zusammen, das Ende schliesst und löst auf: so hat das gloss. synt. lok, operculum (und auch Ende, Auflösung, z. B. aldrlok Lebensschluss oder Auflösung), hoc haud dubie affine τῷ ger. loch foramen, apertura. Lúka upp und lúka allein, also gerade, hält man claudere für die eigentliche Bedeutung, die Gegensätze werden in der Bedeutung von: sententiam ferre, decidere ganz gleich gebraucht, s. Niála isl. Text S. 77, lat. Übers. S. 415 Note f. — Daselbst steht c. 117 lauk upp schloss auf, aber auch c. 61 tak thú nú vid kistu lyklum mínum, thuíat ék mun theim eigi lúka optarr, welches in der lat. Übers. richtig heisst: accipe claves scriniorum meorum, haec enim non amplius reserabo. (Unnöthig ist das Bedenken, welches das Glossar hernach äussert und claudere übersetzen will, vix enim recte capitur lúka simpliciter pro reserare.) Das schwed. skuld lúka, debitum solvere entspricht dem deutschen: von einer Schuld sich lösen, so heisst ferner im Nord. lúka fyrir sik, multam solvere, s. Niála, sich lösen. Endlich steht Folgendes in den Glossarien, die Hrn. R. selbst zur Hand waren, und was den Rec. aller Ausführung überhob. Olafsen: lúka, solvere, expedire. — Gloss. synt. lýk, claudo, it. absolvo. — Gl. edd. ék lýk, solvo, rependo, reddo, est sensus translatus verbi at lúka claudere, finire.

Rec. sagt gern nur das Nöthigste, Hr. Rühs liebt aber die Bequemlichkeit — alles, was über das ganz Gewöhnliche hinausgeht, gut genug und kurz durch eine „unbegreifliche Un- 220
wissenheit“ sich deutlich zu machen. Dies passt, wie man sieht, auf alle seine Bemerkungen; zuweilen mildert er wohl den Ausdruck und sagt wie oben bei frekr: „kein vernünftiger Mensch“ könne dergleichen behaupten oder auch: „nur die grösste Unkunde“, wie bei maugr; es ist aber eigentlich immer dasselbe. Ja gleich Eingangs S. 4 hat er nicht ohne Grossmuth dem Rec. und Jacob Grimm einen ganzen Folianten

Fehler nachgesehen und geschenkt; wäre nur anzunehmen, dass das lauter nicht ganz gewöhnliche Dinge gewesen, könnten sie stolz auf das gelehrte Werk sein, das sie schon in die Welt geschickt.

6. Rec.: mäkir Degen mit dem lat. und griech. machaera verwandt. Hr. Rühs: „das ist ungefähr so viel, als wenn Gudm. Andreä in seiner Unschuld seger von sagum ableitet und dabei schreibt sag, Persis canis. — Rec. setzt bloss hinzu, dass mäkir mit machaera, dem böhm. mec, dem wend. mecz, dem finn. micka und dem deutschen Messer (es ist ein Wort, k und s haben sich bloss vertauscht, wie Ulph. kukjan küssen hat) nach längst begründeten Ansichten (s. Adelung, ja auch der von Hrn. Rühs gerühmte Ihre, als welcher den rechten Takt habe, bemerkt das griechische Wort) ohne Zweifel verwandt ist und an ein Erborgen von den Angelsachsen nicht zu denken. Indessen kann sich Hr. Rühs jetzt nach der neuen Erklärung leicht an die Verschiedenheit in der Form und Schreibung (denn Stechmesser heisst im Altdeutschen auch Degen) halten, wiewohl zwischen dem nord. mäkir und dem ags. meca, mece auch eine kleine wäre.

7. Rec.: mála femina, ags. mevola, Ulph. mavi und diminut. mavilo, deutsch: Magd, Maid, dän. und schwed. Mö, s. Adelung. Hr. Rühs: „mála und meavla (jenes sprich maula und fast so dieses) wird mit Meid, Magd zusammengestellt, aber höchst unglücklich, denn die Isländer haben ebenfalls das Wort mey.“ — Die Erklärung des Rec. ist aber ganz sicher und alles Weitere darüber unnöthig; man vergleiche nur die Ausführung bei dem citirten Adelung. Im Altdeutschen haben wir auch die Formen Meid, Magd und Maget zugleich.

221 8. Rec.: Meithmar Gut, Geschenk. Ulph. Maithms, altdeutsch: Miete. Hr. Rühs: „Mathmas, Meithmar lassen sich durchaus nicht mit dem altdeutschen Miete, unserem Miethe, zusammenstellen, das stets Lohn, Gewinn bedeutet.“ Es ist aber überflüssig bekannt, dass Miete in der Bedeutung von Gut, Geschenk im Altdeutschen vorkommt und Lohn da eine grundfalsche Erklärung wäre, z. B. im armen Heinrich 844, s. Oberlin. h. v.

9. Rec.: mögr Sohn, cognatus, schwed. make, altdeutsch:

Mage. — Hr. Rühs: „das schwed. make bedeutet einen Genossen — nur die grösste Unkunde konnte auf dieses Wort fallen; unserem altdeutschen Magen entspricht das schwed. måg.“

Gleichwohl ist make socius nichts anders, als eine dem måg ganz nah verwandte Form eines Worts; ein Verwandter ist ein Hausgenosse, affinis. Man vergleiche das gloss. synt. s. voce maki. Ausserdem heisst das nord. maugr auch socius s. Gl. edd. Adelung führt es recht gut aus: „das Zeitwort machen, im Aleman. gimachon, beim Kero kimachon bedeutete ehedem auch vereinigen, verbinden, vermischen; daher ist gimach beim Ottfr. und anderen Oberdeutschen ein Paar: zua dubono gimacho, ein Paar Tauben, und kimachida in Bockshorns Glossen contubernium. Eben um deswillen bedeutet auch make im Schwed. einen Gehülfen, Gesellen, mage im Oberdeutschen einen Verwandten.“ Rec. drückt sich also nur vollständiger so aus: „mögr, schwed. make und måg, altdeutsch Mage“ (auch gehen die Formen in einander über, z. B. von sipschaft sin mauc. Troj. Krieg 6863 [6870 K.]); Rec. wollte so bekannte und hinlänglich ausgeführte Dinge nicht wiederholen.

10. Hr. Rühs hatte aufgestellt: „isl. nagli, ags. naegel, Nagel (spik).“ Also glaubte er, was ganz klar ist, in den nordischen Dialekten finde sich das Wort sonst nicht (und das hinzugefügte spik clavus sollte wohl anzeigen, die Schweden hätten dafür diesen Ausdruck, doch war das einerlei). Rec. hielt ihm nun entgegen, was ihn ganz einfach widerlegt (so dass Rec. nicht einmal absieht, wie jetzt die Nüancen durchhelfen wollen), 222
nämlich das schwed. nagel und dän. nagle, ganz in derselben Bedeutung von clavus. Rec. hatte [oben S. 87] geglaubt, das nordische nagli und spik heisse ausser clavus auch noch clavis, das war ein Irrthum, den er hier bekennt, er scheint ihm nicht gross bei den nahe liegenden Begriffen, clavis ist das Schliessende, Verbindende, wie clavus (a claudendo), und die Verwandtschaft des nord. nagli clavus mit dem dän. nögl clavis ist so wahrscheinlich, als die zwischen den beiden lateinischen Worten. Hr. Rühs konnte diesen Irrthum, der zur Sache gar nichts that, bemerken, Rec. wäre ihm dankbar gewesen; sehr billig hätte er dagegen gestehen müssen, dass er widerlegt und das Wort im Verzeichnis zu streichen sei. Hr. Rühs thut aber Folgendes: 1) er stellt

die Sache so auf, dass jeder meint, der Rec. habe bloss gesagt, nagli und spik heisse Schlüssel, und habe clavus mit clavis verwechselt, was ihm nie einfallen konnte; zu spik clavus bemerkte er sogar die verwandten deutschen Ausdrücke: Spitze, Speiche, wozu noch näher Spiecker kann gefügt werden. — 2) Er verschweigt, dass Rec. ihn ganz widerlegt hat; ja er trägt kein Bedenken, jetzt, was ihm dort vom Rec. bemerkt war, als müsse er ihn hierin belehren, wieder vorsagen zu wollen: S. 7 „nagli isl., naegl ags., nagel schwed. und negl dän. heisst clavus und unguis.“ Dabei sind aber zwei Irrthümer eingeflossen, denn das nord. nagli clavus heisst nicht auch unguis, sondern nagl, nögl ist das Wort dafür; und umgekehrt das dän. negl heisst, soviel Rec. weiss, bloss unguis, nicht clavus, wofür das oben bemerkte nagle vorhanden ist; nur das ags. und schwed. Wort haben beide Bedeutungen zugleich. Rec. sähe demnach seine Fehler nach anderen Seiten hier von Hrn. Rühs zweifach begangen. —

11. Rec.: Sefi Gemüth, in mannigfache Worte übergegangen (Zusatz: d. h. Wurzel derselben) und verwandt mit dem schwed. Sef, Sefe Ruhe. Hr. Rühs führt diese Worte des Rec. also an: „Sefi, Sefa soll das schwed. Sefe sein. Das ist nun wieder durch einen etymologischen salto mortale herbeigeholt, aber zum Unglück ist auch im Ags. syb,
223 sybbe Ruhe“ (Bemerkung des Rec., als gebe es nicht verschiedene Formen, Ihre hat aber bei sef auch das ags. syb), „Ihre führt es nur als Wurzel einiger Ableitungen an.“ Man sieht, dass Rec. nichts anderes gesagt hat: säfwerlig tranquillus, säflighet animi moderatio sind schwedische Wörter.

12—17. Was nun folgt, Bemerkungen des Hrn. Rühs zu seggr (er sieht verächtlich auf das gl. edd., dem Rec. beistimmte, dessen Werth Hr. Rühs nicht kennt), snotr, sunna, thengil, thulr, vang, angr ist bloss eine andere Form (vergl. Ihre v. aeng), enthalten gar nichts, was nur den Schein eines Beweises für seine Behauptungen hätte, oder wo er da ist, bedarf es zum Urtheil nur der leichtesten Kenntnis, z. B. bei thulr (die gewöhnliche Form aller Glossarien, der Edda, Niála, Olafsens). Da meint Hr. Rühs, es komme zwar beim Gud-

mund thylia vor in der Bedeutung von reden, aber Ihre behauptet, es heisse nugari. Das soll also widerlegen. Nicht einmal das deutsche dahlen, thalen, das Rec. als entsprechend bemerkte, brachte ihn darauf, einzusehen, dass das Wort beide nahliegende Begriffe zugleich enthalte (überdies hatte das gl. edd.: thylia fabulari, sermones fundere und das treffliche der Niála: thylia perlegere, perorare, thulr lector, orator). So bleibt ihm denn auch der ganz klare Zusammenhang mit dem provinziellen tule ein Possenmacher, nugator unbegreiflich, er aber dabei, „das Wort möchte doch wohl aus Ags. geborgt sein", während es eins seiner unglücklichsten Beispiele ist. Rec. kann in nichts von seinen Erklärungen abweichen und bittet bloss, was er gesagt, dagegenzuhalten.

18. 19. Ganz nothwendig ist eine Vergleichung mit des Rec. Worten bei dem, was Hr. Rühs zu tungl und sigli (auch bei Mimir) anführt. Blosse Vermuthungen des Rec., denen er noch jetzt beistimmt, werden ohne Weiteres als Gewissheit und mit anderen Worten vorgetragen.

Auf das, was nun folgt und was Hr. Rühs gegen die An- 225
sicht des Rec. sagt, antwortet er nicht, wie in der vorigen Recension; selbst wenn er wollte, würde es nicht angehen, weil die eigenen Worte des Hrn. Rühs, die er doch anführen müsste, den Anstand beleidigen. Folgendes lässt sich noch herausheben. Rec. sagte: „das nord. und ags. Wort, das Hr. Rühs im Sinn hat (Zusatz: oder haben sollte), heisst veria und müsste veriandi bilden." Hr. Rühs übersieht, dass beim Rec., falls er die ags. Form hätte anführen wollen, werjan dastehen müsste, und schreibt ihm kurz die Worte zu: „das angelsächsische Wort, das Hr. Rühs im Sinne hat, heisst veria", hilft sich auch leicht, indem er wiederholt, was schon im Buche steht, dass die Ags. auch weardan hätten, und was zu bezweifeln dem Rec. gar nicht einfiel; nur citirt er sein ags. Lexikon. Die Norne Verdandi vom nord. varda, welches dem ags. weardan entspricht, abzuleiten ist auch unstattbar, weil es ja vardandi heissen müsste. — Den Bemerkungen des Rec. über Urd ist es nicht besser ergangen; Hr. Rühs lässt ihn bloss behaupten: „das isländ. Wort für Schicksal sei orth."

Er hat aber durchaus nichts anderes gesagt als: dem ags. wyrd (und der anderen Form: word) verbum und fatum entspreche das altdeutsche (schon in der gl. rhab.) uyrd, wurt und das isländ. orth, was wohl alles keinen Zweifel leidet und Hrn. Rühs vollständig widerlegt. Denn wollte die nordische Poesie fatum, verbum (die Begriffe gehen in einander über) durch eine Walkyrie andeuten, so lag ihr das einheimische orth näher,
226 als die ags. Form wyrd, die ja ohnehin auch von Urd[1]) viel mehr äusserlich abweicht. Hätten die nordischen Dichter die Norne Wyrd genannt, während daneben ihre eigene Sprache orth gewährte, dann verdiente der Umstand Berücksichtigung. — Das schlimmste Schicksal in der Art hat ein kleiner Wunsch des Rec. Er bedauerte nämlich (s. 972 der Recension [= oben S. 92]), dass die finnischen Wörter, welche in einer Untersuchung von Olafsen nach dem Ausspruch des Hrn. Rühs auch müssten gestrichen werden, nicht namentlich angegeben wären; natürlich, weil eine solche Berichtigung angenehm und der Recensent, welcher nicht, wie Hr. Rühs, ein Kenner der finnischen Sprache ist, selbst nicht geschickt dazu war. Was nun höchstens ein Wunsch ist, sieht Hr. Rühs als eine Forderung nach einer Erklärung an, warum die Hälfte aller von Olafsen aus verschiedenen Sprachen hierbei zusammengestellter (das ist die Meinung des Hrn. Rühs, die Rec. ganz in ihrer Ruhe lässt) müssten gestrichen werden. Er thut's wirklich und erklärt sich darüber, man sehe, was er S. 14 und 15 recht gut beibringt (Rec. hält's nur für falsch), und wie er jene Forderung, mithin

1) Hierbei eine Note. Die Worte des Rec. waren: Urd (urdu es ward von verda werden)." Hr. Rühs gibt aber an S. 22, „Urda soll das Imperfectum sein statt wart." Dabei ist zweierlei zu bemerken: 1) die Norne heisst nicht Urda, sondern Urd oder Urdur. 2) Nicht statt vart, sondern vard soll Urd stehen; der Plural. urdu ward hinzugesetzt, um zu zeigen, dass das u für va hier noch hervortrete und keinen Einwurf mache. Wir haben ja auch im Deutschen die doppelte Form ward und wurde, was wieder für jene Auslegung spricht. Hr. Rühs führt kurz vorher auch den Nom. Urdu an; es sollte Rec. leid thun, wenn jener Plural von Hrn. Rühs als eine andere Form angesehen und gebraucht wäre. Vielleicht ist es blosser Druckfehler für das falsche Urda. — Noch eine Kleinigkeit. Hr. Rühs bringt aus der Edda bei: „Urthar orthi Schicksals-Worte." Es ist aber orthi kein Nom. Plur., sondern der Dat. Sing.

auch den gelehrten Olafsen, wacker in die Schule nimmt, der demnach „die Elemente der richtigen und gründlichen Wortforschung nicht begriffen hat.“

Folgendes ist vor dem Schluss gewissenhaft zu bemerken. Zu den Worten in der Rec. S. 974 [= oben S. 93] „im Ags. heisst nicht Thundr, sondern Thunor der Donner“, setze man 227
hinter nicht: „oder ganz ungewöhnlich“. Es hat auf das Resultat natürlich keinen Einfluss und wird bloss der Vollständigkeit wegen bemerkt; auf jeden Fall ist die Inconsequenz des Hrn. Rühs zu berichtigen, womit er gleich neben thundr den Gen. thunres modur nach der gewöhnlichen Form anführt. Dass Hr. Rühs jene Form erdichtet, davon steht auch nicht ein Wort in der Recension, wiewohl er hier S. 10 in schöner Sicherheit behauptet, es werde ihm „geradezu vorgeworfen“; auf keinen Fall hätte er es absichtlich gethan, sondern unschuldig, wie bei der Person Werdur, bei Urda und oben bei freah, wo er jetzt noch nicht weiss, wie er dazu gekommen. — S. 968 [= oben S. 87] ist bei räsir wegen eines kleinen, wahrhaftig unschuldigen Versehens um Verzeihung zu bitten. In seinen Collectaneen fand Rec., dass Peringskjöld in den Noten zu Cochlaei vita Theodorici anführte, auf einer westgothischen Münze unter dem Bilde des Königs stehe ressmadr tapferer Mann, und das sei noch jetzt üblicher Ausdruck. Rec. besitzt das Buch nicht selber; weil hier nun gar nichts dadurch entschieden werden sollte, sondern es nur eine Bestätigung der vorangehenden Meinung war, so fügte er, ohne nachzusehen, die Anmerkung hinzu. Hr. Rühs, der das Buch besitzt, hat so gut, wie jeder, der es nachsieht, gemerkt, was Schuld an dem unrichtigen Citat war, es auch redlich gesagt, doch aber, um sich selber nicht zu verkürzen, einen anderen Fall S. 37 und 38 mit mehr Lust und Anhänglichkeit, auch mit reicheren Folgerungen durchgeführt. Rec., nun aufmerksam gemacht, erkennt freilich bei genauer Betrachtung selber deutlich genug, dass nicht unter dem Königskopf, sondern unter dem Reuter eine Inschrift steht, die sehr unleserlich, und dass jenes eine blosse Conjectur ist. Man streiche also diese zweifelhafte Bemerkung; wie gesagt, in der Sache ändert sich dadurch nichts,

und Rec. hat damit bloss sich, nicht Hrn. Rühs geschadet. — Skiola S. 975 [= oben S. 95] für skýla hat wahrscheinlich der Corrector gelesen, weil er skioldr daneben sah, es ist hinlänglich bekannt. — S. 979 [= oben S. 98] Note ist tabulae für tabula zu setzen.

Rec. hat sonst keinen Irrthum zu bekennen und nimmt nichts zurück. Leicht hat er sich aller Folgerungen enthalten,
228 denn sie können niemanden entgehen, und überhaupt ungern diese Bemerkungen aufgeschrieben, aber seine Pflicht als Recensent nöthigten ihn und sein früheres Versprechen; auch musste er sich wegen der Jenaer Kritik erklären.

Gar über die Weise, worin Hr. Rühs sich gefasst hat, zu reden, wird kein Ehrliebender zumuthen. Wer wollte den Schmutz auch nur anrühren, in welchem diese Blätter einer gemeinen und besinnungslosen Wuth, die längst über den Grad, der beleidigt, hinaus ist, schwimmen.

W. C. Grimm.

55
BEMERKUNG

zu der Recension der altdänischen Lieder in der Hall. Allg. Lit.-Ztg. No. 95 und 96. [Bd I, S. 753—756. 761—767.]

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VIII (1815) Bd II, Intelligenzblatt No. VI, S. 55—57.

Nyerup hat sich in der neuen Ausgabe der Kämpeviser günstig genug über meine Übersetzung geäussert, andere haben es auch gethan, jene Recension in der Hall. Lit.-Ztg. sucht ein entgegengesetztes Urtheil in den Gang zu bringen, wornach sie eine blosse Travestirung ist, und ich verkenne den bösen Willen sowohl im Eingang als Schluss der einzelnen Bemerkungen [S. 756. 767] nicht. Dagegen bin ich gleichgültig geworden, zumal seit ich das Rasen und Treiben zweier und dreier namenloser Recensenten kenne, wovon mir immer einer so lieb ist als der andere. Aber die Bemerkungen selbst enthalten einiges Wahre, und das scheide ich von jener edlen Gesinnung. Will sich der Verfasser derselben (ein anderer ist leicht der Einsender der Recension und

jener bekannte Forscher, der es der Redaction der L.-Z. dringend genug muss gemacht haben, da das Buch daselbst schon im Jahr 1813 No. 171 [S. 535—536] ruhig recensirt ist) nennen, so könnte ich ihm ausführlich mittheilen, warum sein Tadel mich wenig trifft. Hier einige Bemerkungen mit wenigen Beispielen. Erstlich hat er mir alle Übersetzungs-Freiheiten als Fehler angerechnet und begeht bei scheinbarem Recht ein zweifaches Unrecht. Ob er sich dessen bewusst war, mag gleich sein erstes Beispiel zeigen, im Text steht „er wusste zu kriegen und streiten", ich lasse den Helden selbst reden: „ich weiss dir Krieg und Streit"; das wirft er mir nun vor. Manches ist unglaublich: bert, vornen von Syv durch praestans erklärt, ist das isl. biartr, altdeutsch bert, pert weiss, herrlich, ein allgemein verstärkendes Beiwort, bei einem Löwen übersetze ich es ganz richtig durch kühn, und das tadelt er als Unwissenheit. Ich komme auf die Vermuthung, dass er besser Dänisch als Deutsch versteht, sonst hätte er, wenn er gesehen, dass ich hald überall, z. B. S. 128, richtig durch Felsen übersetzt, einmal aber der Assonanz wegen das Wort beibehalten, wohl aus Adelung gewusst, dass Halde auch deutsch ist; ferner nicht geglaubt, Algraf sei verständlich. Zweitens habe ich einen Theil des von ihm Gerügten selber schon gerügt in dem Sendschreiben an Hrn. Gräter [S. 51—56], und er hätte alles, z. B. was er über Hafbur und Signild vorbringt, ersparen können. Drittens wär' einiges weggefallen, wenn er die Ausgabe der K.-V. von 1787, die ich vor mir hatte, einsah, daselbst steht z. B. og. vognet af förste Söνn, erwacht aus dem ersten Schlaf; das gilt nun für einen Fehler, weil er liest först af Sövn. Was übrig bleibt und worin er Recht gegen mich hat, sind einige gute Bemerkungen über verderbte Stellen, wie sie mir bei der neuen Ausgabe der Urschrift auch nicht schwer fallen, einige wirkliche Fehler und einige blosse Versehen, z. B. ich habe einmal et Kind durch en Kind, wo es guten Sinn gibt, übersetzt, 19mal green durch Zweig, einmal durch grön, grün u. dgl. Überhaupt hat meine Übersetzung immer Sinn, auch wo ich geirrt, wenn ihn der Rec. nicht eingesehen, ist's nicht meine Schuld. Ich würde jetzt nach fünf Jahren bei einem neuen

kritischen Text und mit besseren, schwer zu erlangenden Hilfs-
mitteln (ich hatte das Dansk Ordbog, soweit es heraus ist, noch
nicht, und ein Däne [Steffens] konnte mir nicht sagen, was Ageruld
sei, dort finde ich es erklärt) das alles und wohl noch mehr ge-
funden haben, dennoch aber danke ich dem Verf. Ich kann
das um so unbefangener, da ich selbst längst öffentlich zu Ver-
57 besserungen eingeladen und erklärt, dass ich eine Arbeit von
solchem Umfang, ohne irgend eine frühere Vorarbeit zuerst
übernommen, im voraus nicht für fehlerfrei gehalten.

W. C. Grimm.

ANTIKRITIK GEGEN A. W. VON SCHLEGEL.

Altdeutsche Wälder herausgegeben durch die Brüder Grimm. Dritter Band.
Frankfurt, bei Bernhard Körner. 1816. 8. S. 270—277.

270 Eine Recension des ersten Bandes der altdeutschen Wälder
von Herrn A. W. von Schlegel befindet sich in den Heidelbergischen
Jahrbüchern von 1815, Stück 46. 47 und 48. [S. 721—766 =
Werke XII, S. 383—426, Leipzig 1847]. Ich schätze die
Freimüthigkeit darin, so wie den Fleiss und die Liebe, mit
271 welcher ein so ausgezeichneter Gelehrter eine Zeitschrift über
die altdeutsche Litteratur selbst im Auslande betrachtet. Was uns berichtigt und eines Besseren belehrt hat, nehmen wir dankbar an; das Tadelnswürdige darin, womit ich nicht Unrichtigkeiten und Irrthümer meine, welche man in diesem Fache leicht entschuldigt, sondern den niederdrückenden Ton gegen ganz gute und wahre Dinge, deren Betrachtung am Ende dem gescheidtesten Manne wird angemuthet werden, und der zumeist an jemand befremdet, der selbst über das freie Leben jeglicher Ansicht gekämpft; ferner ein hin und wieder etwas unbilliger Ausdruck: dieses Tadelnswürdige schadet uns nicht, sondern der Recensent, der sich, wie es bei allen scharfen Beurtheilungen sein sollte, genannt, hätte es nöthigen Falls zu verantworten. In dem Eingang [721—730] stellt er aus gelegentlichen Äusserungen unsere Ansicht von der Sage, Entstehung und Ausbreitung der Poesie auf und scheint sie so ziemlich zu ver-

werfen; wo wir im Zusammenhange dargelegt, würde sie nicht wie dort lauten; indessen können wir der von Hrn. v. Schlegel dagegengestellten kaum in ein Paar gelegentlichen Bemerkungen beistimmen. Wir glauben nicht, dass, was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, sich bei näherer Betrachtung in die Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auflöse, auch nicht, dass die Poesie durch solche Einzelmenschen erfunden, noch dass die, welche das Epos den Völkern verkündigten, wie es hier in gewähltem Ausdrucke heisst: bei absichtlichen Verschönerungen ihre eigenen Vertrauten waren. Doch ist dies auszuführen hier nicht der Ort. Fast noch stärker erklärt sich Hr. von Schlegel gegen einige etymologische Versuche. Diese haben überhaupt das Eigene, dass eine gewagte Behauptung, 272
die dabei nicht ganz zu vermeiden ist und der man oft nicht ansieht, wie vielfach sie überlegt worden, seltener vorkommt, als von solchen, welche sich gerade nicht damit beschäftigen, ein leichtes und vorschnelles Absprechen, dem ein jeder von Haus aus gewachsen zu sein ohne Anstand glaubt. Ich sehe es daher in einem milderen Lichte, wenn Hr. von Schlegel [S. 755] sagt: Etymologie sei eine Klippe, die wir „niemals“ berührten, ohne zu scheitern. Wie es in solchen Dingen geht, eben auf die Kenner berufen wir uns, wie Hr. von Schlegel, und ich will für diese nur ein Beispiel bemerken. Da es gerade das schlimmste ist, das unser Gegner weiss, wird er mich nicht tadeln dürfen, dass ich es wiederum als das beste für uns auswähle. Von J. G. waren S. 81 und 82 einige Worte über Teut und Mann gesagt; dass Hr. v. Schlegel [S. 738] in dem, was augenscheinlich eine blosse Anregung (nach dem eigenthümlichen Recht der Zeitschriften) ist, ein „tumultuarisches Abthun“ der Sache bemerkt, hätte weiter nichts auf sich, aber es wird daselbst nebenbei erinnert, dass in ho-mo die zweite Silbe mit unserem Mann übereinkomme, indem ho der alte morgenländische Artikel ist, der in ne-mo wieder weggefallen. Eine bekannte Sache, welche Sprachforscher, wie Morhof, Ihre, Adelung, ausführlich gezeigt: die Vermuthung an sich hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, ihre Statthaftigkeit aber ist ausser allem Zweifel. Indes behauptet Hr. von Schlegel,

die wahre Ableitung finde sich bei Varro (homo dictus ab
humo); das könnte dahingestellt sein und dem Gegner überlassen
bleiben, darauf zu antworten, aber wenn Hr. von Schlegel noch
273 hinzusetzt: „darüber werden alle Kenner einverstanden sein,
dass, wer solche Etymologieen an das Licht bringt, noch in den
ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist“, —
so fühlt man das harte Urtheil gegen ausgezeichnete Männer,
und wir dürfen wenigstens von Hrn. von Schlegel die Billigkeit
verlangen, ein Paar etymologische Irrthümer, wenn er sie fände,
stillschweigens hingehen zu lassen.

Soviel nur, weil ich die übrige Recension nicht ganz übergehen wollte, wenn ich es nöthig glaubte, auf die ausführlichen Bemerkungen des Hrn. von Schlegel gegen die Zeugnisse über die deutsche Heldensage [S. 747—766] zu antworten und mich zu rechtfertigen, dass ich nicht mehr daraus in den vorangehenden Zusätzen benutzt habe. Diese Abhandlung enthält, wie man aus der Überschrift und den deutlichen Worten der Einleitung sieht, bloss gesammelte Zeugnisse über die deutsche Heldensage, die ich in einer meist chronologischen Ordnung, nach welcher sie am leichtesten zu finden waren, aufstellte. Dass diese Absicht unklar ausgedrückt sei, kann ich nicht finden (ja ich halte die Klage über Unverständlichkeit überhaupt hier nur für einen bei Recensionen üblichen Zierat), wohl aber das Gegentheil durch den Göttinger Recensenten [Benecke, 1813, Bd III, 1713—1719] sogar bewiesen, der mich zu einer Bearbeitung dieser Zeugnisse auffoderte. Demnach hatte ich bloss zu zeigen, dass eine mitgetheilte Stelle sich auf die Sage beziehe, und dies, wo es dunkel war, auseinanderzusetzen. Ganz ausser meinem Gesichtspunkt aber lagen Untersuchungen, wozu diese Zeugnisse veranlassen können, namentlich eine Darstellung des Verhältnisses der Geschichte zur Sage, die
274 gewiss ein anderes grosses Werk erfodert und nicht in solchen
einzelnen Sätzen abzuthun ist. Dies verstand sich ganz von selbst, ausserdem sagte ich noch [S. 196] ausdrücklich: jenes Verhältnis werde „zum Theil“ dargelegt, nämlich wo die urkundliche, unbezweifelte Geschichte mit der Sage übereinstimme, wo es aber „der eigentliche Gegenstand der Untersuchung“ sei, müsse der Gesichtspunkt erweitert werden. Hr. von Schlegel indessen

scheint eine solche Darstellung zu erblicken und entdeckt darum in der Handhabung und Auslegung der Stellen leicht Mängel. Ein Beispiel wird die Sache ganz deutlich machen. Bei Jornandes findet sich eine Erzählung von dem Tode des Ermanrich, die mit der Sage Übereinstimmung hat; diese ward angeführt und die Übereinstimmung gezeigt. Ammian. Marcellin hat eine andere Angabe, der Mascov folgt, da sie aber auf die Sage keinen Bezug hat (wenigstens sehe ich keinen darin), so ist klar, dass sie nicht durfte angeführt werden. Es geht mich hier weder an, wer mehr Glauben verdiene, der von Hrn. von Schlegel zu sehr verachtete und für die Sagengeschichte wichtige Jornandes oder Ammian. Marcellin, noch ob sich beide vereinigen lassen. Dennoch erhalte ich [S. 753] den Vorwurf, dass ich letzteren übersehen.

Aus diesem Missgriff sind viele Blätter mit überflüssigem Tadel gefüllt. Das Wichtigste daraus will ich bemerken. Natürlich wird mir zuerst [S. 748] im Allgemeinen vorgehalten, dass ich die Zeugnisse nicht nach Graden der Gültigkeit geordnet oder es an Kritik fehlen lassen, d. h. dass ich hier keine Rücksicht darauf nahm, wo das Zeugnis stand, bei einem beglaubigten Geschichtschreiber oder einem [aus] der Sage und Mythe aufgenommenen. Im Einzelnen wird dann [S. 749 f.] behauptet, ich 275
hätte untersuchen müssen, ob des Paulus Diac. Angabe von dem Untergang Günthers durch Attila auch in Wahrheit begründet sei, und dem Sidonius Apollin, den ich nicht einmal genannt (die Stelle des Hrn. von Schlegel steht bei Mascov), Glauben beimessen, wornach vielmehr die Burgunden damals mit dem Attila gestritten. Weil ich nun den Paulus Diac. u. a., die mir mit der Sage zu stimmen scheinen (worin ich mich hätte irren können), anführe, so behauptet auch Hr. von Schlegel, dass ich ihre Angabe für ausgemacht halte. Was ferner die geschichtliche Deutung Dieterichs von Bern betrifft, so scheine ich meinem Gegner [S. 751] nicht im Klaren; eigentlich habe ich nichts darüber gesagt. Ich sehe allerdings eine Beziehung des sagenmässigen Dieterichs von Bern auf Theodorich den Grossen, ja, ich habe selbst S. 228. 229 den Zusammenhang der Amaler mit den Amelungen unter den Zeugnissen angeführt und konnte daher

unmöglich denken, dass dieser von meinem Gegner S. 752 wiederum angeführt werden würde als ein Beweis, dass ich Unrecht hätte, eben diesen Zusammenhang leugnen zu wollen. (Nebenbei: wenn Otto von Freysingen und Gottfried von Viterbo nicht an der Einerleiheit des epischen Dieterichs von Bern und des geschichtlichen Theodorichs zweifeln, so könnte das erst Gewicht haben, wenn sie genaue Kenntnis der alten Sagen zeigten, wornach sie sich die Frage beantwortet: sehr wahrscheinlich ist jene Kenntnis bei ihnen nicht, sonst würden sie nicht nur dies eine Mal an den Tag gekommen sein.) S. 224 hatte ich angedeutet, dass man über Hermanfried Nachricht bei Gregor von Tours und Wittechind finde. Hr. von Schlegel
276 äussert [S. 754], dass ich beide Zeugen „in einem Athem nenne", als ob sie gleiches Ansehen hätten. Das ist nun grundfalsch: ich wollte bloss noch ein Paar Zeugen nennen, die den Hermanfried in der ohnehin bis in spätere Zeiten so eigenthümlich mythischen Geschichte Thüringens als eine geschichtliche Gestalt sichern. Seine weitere Geschichte, da ich „kein ganz bestimmtes Zeugnis, das sich auf unsere Sage bezieht" (dies sind meine Worte in der Einleitung), darin gefunden, gehörte gewiss nicht hierher und war darum nicht berührt. Wenn ich sage: Hermanfried entspricht dem mythischen Irnfrit, so heisst das natürlich nichts anders, als er verhält sich zu ihm wie eine geschichtliche Gestalt zu einer in der Sage lebenden. Es kommt freilich auf die Ansicht von diesem Verhältnis überhaupt an; wer eine andere hat, darf doch darnach nicht für mich jenen Ausdruck erklären.

Was die von Hrn. von Schlegel [S. 753] angedeutete eigenthümliche Ansicht von den Nibelungen betrifft, wornach sie und die damit verwandten Kreise aus gothischen, burgundischen, fränkischen, longobardischen, thüringischen u. a. Sagen zusammengeflossen und in Attilas und der Völkerwanderung Zeit zurückgeschoben worden, so müsste sie näher ausgedrückt sein, um etwas dagegen zu sagen, weil man ihr sonst leicht Unrecht thun konnte. Hoffentlich wird uns das ganze diesem Gegenstand bestimmte Werk des Hrn. von Schlegel*) bald erfreuen. Wie die Ansicht hier steht, bin ich ihr geradezu abgeneigt und

*) [Seine Ausgabe des Nibelungenliedes, welche nicht erschienen ist.]

wollte etwas, das man in gewissem Sinne das Gegentheil nennen könnte, lieber vertheidigen. Auch auf die Frage [S. 755], war Attila ein wirklicher Mensch oder haben wir ihn für eine allegorische (sagenmässige) Person zu halten? welche mich schlagen 277
soll, bin ich um eine Antwort wirklich nicht verlegen. Es scheint mir ein neuer Beweis, wie richtig es war, dass ich die Zeugnisse, ohne sie (wie es doch nicht anders möglich gewesen) nach meiner Ansicht zu verarbeiten, zu eines jeden Gebrauch bloss aufstellte; je mehr lebendige Verschiedenheit der Ansicht, desto mehr Gewinn für die Sache. Ganz ohne Einfluss ist indessen meine Ansicht doch nicht gewesen, wie ich aus der Frage des Hrn. von Schlegel [S. 748] sehe: „was in aller Welt haben die Nibelungen mit der Catalaunischen Schlacht gemein? Der letzte Theil des Gedichts schildert ja nicht einen Eroberungskrieg, sondern eine [Fehde] zwischen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königssitze des Attila selbst, mitten im Frieden durch geheime Leidenschaften angeregt", welches freilich alles richtig ist. Eine Antwort auf eine solche Frage, die schwerlich jemand nicht einfallen kann, muss ich gehabt haben, und sie ist auch wohl angedeutet, indem ich sogar den Bruderstrit der ungarischen Sage, der erst nach Attilas Tod vorfiel, auf die grosse Niblungen-Schlacht wiederum bezogen. Übrigens, da Hrn. von Schlegel die Chronologie zur Seite steht, ist es freilich natürlich, dass er es für falsch hält, wenn man glaubt, die Niblungen-Sage sei schon in heidnischer Zeit vorhanden gewesen.

[Schluss der Nachträge zu den Zeugnissen über die deutsche Heldensage.]

NIBELUNGEN UND GIBELINEN. 681

Von D. Carl Wilhelm Göttling. Rudolstadt 1816. 104 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 86. 87, 1. und 2. April 1817, S. 681—688. 693—696.

Diese Schrift hat die Absicht, eine innere Bildung des Nibelungenliedes darzulegen, obgleich sie nicht darauf hinausgeht, die ursprüngliche oder erste Gestalt desselben zu ent-

decken. Sie will einen Schleier wegziehen, worunter die eigentliche Bedeutung des Gedichts, wie es auf uns gekommen ist, liege, oder auch einen zeigen, der darüber gezogen worden und den man bisher noch nicht gesehen. Voran stehe, dass sie mit einer schönen Liebe zur Sache, mit Lebendigkeit und Geist geschrieben ist, woraus, man mag beistimmen oder nicht, dem aufrichtigen Leser eine Freude erwächst, so dass nichts unwürdiger sein kann, als sie höhnend anzufahren, wie ihr dieses neuerlich, und wie sich denken lässt, von einer gründlichen Unwissenheit begegnet ist.

Die Entstehung des Liedes aus Sagen des Volks bezweifelt der Verf. nicht, spricht auch von einem älteren Liedergeschlecht, welches keinen anderen Dichter als das Volk hatte und sich noch in den Gesängen der Edda darstellt; aber das ganze Werk rührt nach seiner Ansicht doch von einem einzigen Dichter oder, wie er sich ausdrückt, es ist in einem Geist und Sinn zu einer Zeit entstanden (vgl. S. 40. 41). Diese Umschreibung ist darum nicht recht passend, weil jener Geist und Sinn, den andere in dem Liede walten lassen, auch einer ist und auch wohl zu einer Zeit aufgefasst sein kann. Doch das ist nicht der Gegenstand der Untersuchung, der Verf. will darthun, dass in den Nibelungen und Wölfingen hernach die Gibelinen und Welfen seien ausgedrückt worden. Nämlich so, dass wie dieser Gegensatz in die Geschichte getreten, man ihn nun auch auf die alten Helden der Sagen angewendet und ihre Thaten darnach vertheilt habe, wodurch sie eine neue Bedeutung erhalten, während sie vorher ihre eigene, man kann sagen, natürliche hatten.

Der Beweis hebt mit einigen allgemeinen, wie man auch spricht, philosophischen Sätzen an. Dergleichen ist gewöhnlich an sich recht gut, aber der Irrthum liegt in der Anwendung.
682 Der erste Satz ist dieser: die deutsche poetische Kraft zeigt sich in drei Gestaltungen, in der Reckenzeit, wo noch Götter mit jugendlicher Kraft in Verbindung mit den Menschen stehen, in der Heldenzeit, wo bloss menschliche Kraft übrig geblieben, die sichtbaren Götter verschwunden sind, endlich in der Ritterzeit, wo der wahre Gott durch die Kämpfe verherrlicht wird

und der Held für das wahre Ziel streitet. Den Untergang erster und zweiter Zeit bezeichnet das Nibelungenlied, die dritte ist in dem heiligen Gral vorgestellt. Keins von beiden Liedern kann sich der Verf. ohne das andere denken, sie bedingen ihr gegenseitiges Leben.

Gegen diesen Satz von den drei Perioden an sich hat der Rec., wie gesagt, weiter nichts, aber hier ist er für die Geschichte der Poesie falsch angewendet und gar nicht wahr. Denn Rec. kann schon die drei Stufen in dem Nibelungenliede allein, wenn es gefordert würde, herausfinden. Brunhild mit ihrer übernatürlichen Kraft, die Nibelungsrecken, der Zwergkönig Alberich, die Schwanenjungfrauen, ganz den nordischen Wahlküren ähnlich, kennen eine Welt, in der heidnische Götter sichtbar wandeln. Siegfried ist dann der rein menschliche Held, Hagen die wilde, trotzige Naturkraft; in Dieterich und Hildebrand stehen die Streiter für das Sittliche, das Recht. In den Gedichten von Carl dem Grossen sollten sich auch ähnliche Stufen nachweisen lassen. Aber weiter: den Einwurf, dass das Gedicht vom Gral ein nicht ursprünglich deutsches, sondern herübergekommenes Werk sei, hat der Verf. zwar abgewiesen, indem er die Wahrheit als etwas Einheimisches betrachtet und das Christenthum sonst auch für etwas Ausländisches gelten müsse; doch dieses reisst gar zu viel nieder und nimmt uns die in der Geschichte der deutschen Poesie so nöthige Unterscheidung zwischen dem, was auf einheimischem Boden gewachsen und von fremdem dahin verpflanzt wurde, gänzlich weg, ob wir gleich in beiden Theilen an wahre Poesie glauben. Übergehen wir auch diese unstatthafte Aushilfe, so hat uns der Verf. doch noch zu erklären, wie die Südfranzosen und die Völker, bei denen die Sage vom Gral zu Hause war, zu dieser dritten Stufe unserer Dichtung gelangen konnten, ohne unsere beiden ersten zu haben, durch welche doch jene nach dem Verf. bedingt ist; denn dass das Nibelungenlied bei ihnen nicht be- 683
kannt war, dürfen wir mit einiger Gewissheit annehmen. Folgten die Bildungsperioden der Völker regelmässig, so zu sagen, nach Vorschrift, so könnte man eher darauf verfallen, sie in dem Vorhandenen zu suchen und durchzusetzen, was es koste. Aber

das ist die Wirkung geistiger Berührung der Völker, dass ein Licht früher schon einbricht und sich ein neuer Entwicklungsgang in eigenen Verhältnissen bildet; ob zum Vortheil, hängt von der Kraft der eigenen Natur ab. Nun kommt noch ein dritter Umstand: die Gedichte von Artus und dem Gral waren in dieser Gestalt und für uns nicht volksmässig (gewiss ihrem Ursprunge nach), wie können sie als Fortbildung der Nibelungen betrachtet werden? Hier wendet sich der Verf. so: jene Dichtungen, von einem höheren Streben ausgegangen, konnten nicht dem ganzen Volke eigen sein, da sie eine besondere Weihe erforderten. Nun zweifeln wir aber nicht, dass sie ursprünglich vom Volke ausgegangen sind, wenn wir aber überhaupt von diesem reden, denken wir es nicht anders, als dass alles, was in einem Einzelnen hervorbrechen kann, in ihm begründet ist und ihm zugehört, denn jener stellt es nur dar, und es gibt kein höheres Streben, das dem Volk fremd sein kann, oder es wäre gar kein Volk.

Der zweite allgemeine Satz des Verf. ist dieser: Geschichte drückt sich nothwendig in der Poesie aus, beide sind nicht zu scheiden. Das gefällt uns sehr wohl, besonders wenn wir an das Wesen der Sage denken, aber wenn daraus folgen soll, dass die Gibellinen und Welfen sich in die Nibelungensage eindrücken mussten, so leugnen wir ihn. Nämlich das Leben, das Poetische der gegenwärtigen Geschichte fällt nicht sogleich mit der überlieferten Poesie zusammen, jenes nimmt leicht etwas von dieser auf und verjüngt es wieder, aber dass umgekehrt die überlieferte auch die neue Geschichte in sich aufnehme, die alte Form beibehalte, aber die alte Bedeutung aufgebe und eine neue hineinlege, ist etwas ganz anderes, das wir wenigstens in unserem Fall hier durchaus nicht zugeben. Dass es die lebensreichen Griechen nicht auf diese Weise mit ihrem Homer gemacht, ist wohl ziemlich gewiss, oder glaubt der Verf. auch, dass in diesem Epos sich jedesmal die neue Bewegung der Zeit vorgestellt habe und von den Dichtern hineingelegt worden sei, gleichsam die alte Münze mit ihrem Bilde gelassen, aber eine neue Inschrift darum gesetzt?

Bevor wir ins Einzelne übergehen, bemerken wir Folgendes. Ob der Gegensatz der Gibellinen und Welfen in der Geschichte einer war, der als Kampf des Weltlichen und Geistlichen das Mark des Volks durchdrang und deshalb poetisch sich äussern musste, können wir unberührt lassen, da ihn der Verf. selbst als einen solchen nur voraussetzt, nicht dargestellt hat, wie auch Lachmann schon tadelt; aber was wäre denn natürlicher und 684
dem Volkssinne angemessener gewesen, als diesen Kampf, wie ihn die poetisch lebendige Geschichte gab, darzustellen? Wo ist dieses Epos? Wo findet sich eine Spur, eine leise Anspielung davon? Blieb nichts übrig, als nur die alten Volksdichtungen, an deren Wahrheit und Ehrwürdigkeit man glaubte, in diesen Gegensatz zu theilen und darauf hindeuten zu lassen? Was für Hindeutungen es sind, werden wir nun sehen, wenn wir die Schrift des Verf. näher betrachten.

Natürlich musste er zuerst zeigen, dass der Name Nibelung, der mit Gibellin eins sein soll, deutsch ist und nicht aus dem Nordischen abzuleiten. Das erste gibt einer leicht zu, der auch das andere nicht behaupten will, weil die Sprachen so verwandt sind. Die S. 20 bemerkten Unwahrscheinlichkeiten der nordischen Geschlechtstafel in gewissen Beziehungen wird jemand, der die Natur derselben kennt, gar nicht leugnen, aber sie nicht darum zum Machwerk machen wollen; der Näfil, von dem die Niflungen abstammen, bleibt uns immer in der Volkssage begründet und kein erfundener Held. Der Verf. muss aber noch weiter gehen: nicht bloss deutsch, aus dem Nordischen nicht entlehnt, muss der Name sein, der Norden muss ihn auch, weil er dort die Bedeutung nach des Verf. eigener Meinung nicht haben kann, im 12. Jahrhundert von Deutschland aus bedeutungslos erhalten haben. Überhaupt fährt der Norden schlimm; erst hat er die Lieder selber, die in jenen eddaischen Gesängen mit nordischem Leben und Land genau zusammenhängen, von Deutschland bekommen, dann auch noch den Namen Niflung, der, man erräth nicht wozu und wem zum Besten, gleichsam in die Sage eingetragen wurde. (Auch sonst findet sich der Name Niflung noch in den Kenningar

in Fundin Norreg und im alten Biarkamal. S. Sagabibliothek S. 124 und 352.)*) Wie ist er aber hinüber gelangt, nämlich der blosse Name? Es thut uns leid, dass der Verf. niemand anders dazu hat, als reisende Nordländer, die ihn in Deutschland hörten. Wahrscheinlich haben sie ihn zufällig vernommen, sich nicht weiter um seine Bedeutung und um die Sage selbst bekümmert und hernach daheim in ihre Lieder einführen lassen. Rec. hat immer eine Scheu vor diesen Unbekannten, wenn sie den Knoten lösen und das Volksmässige veranlassen müssen. An einen Beweis der Annahme ist ohnehin nicht zu denken, und hier gleich steht die Sache des Verf. auf schwachen Beinen.

Ehe nun soll dargethan werden, dass Nibelungen so viel heissen soll als Gibellinen, gibt der Verf. einige historische Bemerkungen über letztere. Dass sie nach der gewöhnlichen Meinung von Waiblingen herrühren, leugnet er vorerst und nimmt an, von einem schwäbischen Herzog, der Nebi und Webi geschrieben wird, mit Carl dem Grossen durch dessen Gemahlin Hildegard verwandt, sei der Name gekommen, indem alle
685 Schwaben, die mit jenem Fürsten bei den Karolingern gehalten, Webilinger oder Nebilinger genannt worden, sich von denen, die auf der Seite der Merovinger waren, zu unterscheiden. Wir lassen die hier gemachten Behauptungen auf sich ruhen, da sie unsere Sache nicht näher angehen; einiges auf jeden Fall ist scharfsinnig angemerkt. Aber wenn es heisst: ganz sprachgemäss ist die Veränderung der Waiblinger in Nibelungen, wie des Webi und Nebi, und Nibelung ist die ältere Form, so könnten wir Vertauschungen von W und N zugeben (übrigens Schwaben und Waiblinger für eins zu halten, wird man durch das Beispiel swenn und swas für wenn und was nicht berechtigt, wie der Verf. wohl jetzt selbst einsieht), aber damit wird die Sache selbst noch nicht festgestellt: wir verlangen, und das ist nicht unbillig, für den vorliegenden Fall, vermischten Gebrauch der beiden angeblich gleichen Formen Nibelung und Gibelin, da sie doch zusammen sollen gültig gewesen sein, deutlich nach-

*) [Das Eingeklammerte ist Zusatz aus dem Handexemplar.]

gewiesen. Wo steht aber Nibelung für Gibelin? Vielleicht in einer immer merkenswerthen Stelle, die S. 30 angeführt wird? Sie findet sich in den Annalen der Dominicaner zu Colmar (bei Urstisius II, 24) und enthält, dass Kaiser Rudolf im Jahre 1289 elsassische Krieger, die sich Nebelringe genannt, vorgefodert. Hier, behauptet der Verf., könnten nur jene Unruhestifter gemeint sein, welche nach Kaiser Friedrichs, des letzten Gibellinen, Tod im Elsass entstanden; mehrere gaben sich für den gestorbenen Kaiser aus, und diese Gibellinen würden hier, als im Elsass zu Haus, mit dem älteren Namen der Nibelungen belegt. Uns dünkt, wären jene Unruhestifter gemeint, so wäre das dabei gesagt, und nimmt man an, dass unter jenem Namen Nibelungen verstanden werden, so gaben sich ihn die Krieger entweder in Beziehung auf die alten Helden der Volksdichtung oder sie gehörten zu dem Geschlecht der Nibelungen, das im Elsass (Schoepflin Als. illustr. II, 660) zu Haus war. Vielleicht aber geht der Name auf ihre Kleidung, wenigstens scheint das nach dem Zusammenhange: milites Alsatiae, qui parem vestem tribus annis paene tulerant et se Nebelringin nominaverant. Nämlich sie trugen graue Panzer, ringe steht bekanntlich im Altdeutschen oft für Ringpanzer (vgl. Nibel. 872. 1842 [213, 4. 463, 2]), und Nebel bedeutet grau, wie in Nebelkrähe, Aschkrähe, und hat in Nacht wahrscheinlich seine Wurzel (vgl. Adelung h. v.)*). Ob diese eine so in aller Hinsicht zweifelhafte Stelle etwas für des Verf. Meinung beweisen kann, lassen wir jeden beurtheilen. Aber wie viele natürliche Fragen drängen sich auf! Warum gebrauchten die Dichter nicht den gewöhnlichen Namen Gibel, wie wir ihn aus der S. 63 angeführten Stelle des Lohengrin kennen? Was wollte der Dichter des Nibelungenlieds, der ja nach dem Verf. recht gut die Bedeutung des Namens wusste, mit den alten eigentlichen Nibelungsrecken, die Siegfried schlug? (wäre dieser also der erste Welfe?) mit Nibelungen- 686
land, dem König Nibelung? Warum spricht er von ihnen so dunkel und unverständlich? Liegt das Kaiserthum demnach im

*) Vgl. Grotta Saungr. V. 98 gráfer kiat lib. [Zusatz im Handexemplar.]

tiefen Norden? Wie ist der nicht selten vorkommende Geschlechtsname Nibelung zu verstehen, den doch auch wohl Welfen geführt haben? In späterer Zeit soll das förmliche Bewusstsein von der Einerleiheit beider Namen untergegangen sein; Herrmann von Sachsenheim redet, wie es der Verf. auslegt, von einem Nöbling-Hort, der aus Gold-Nobeln bestehe, welches wir gar nicht aus dieser Veränderung des Namens schliessen.

Nachdem der Verf. nun alles, was den Namen selbst betrifft, berichtigt und seine Meinung bewiesen glaubt, begegnet er selbst einem sich darbietenden Einwurf. Die nordischen Lieder der Edda enthalten gleichfalls die deutsche Mythe, und darin ist doch der Gegensatz des Weltlichen und Geistlichen der Gibellinen und Welfen nicht ausgedrückt! Wir wollen nicht zufügen, dass ihnen die dritte nothwendige Stufe fehlt, vielleicht erklärt es der Verf. daraus, dass sie die Lieder von Deutschland aus bekamen und, wie wir gleich sehen werden, nicht in ihrer Reinheit erhielten. Der Verf. hilft sich nämlich auf folgende Weise: er zeigt, dass die nordische Mythe Ähnlichkeit mit der griechischen von Jason und Medea hat. Diese Übereinstimmung ist nicht unbegründet, wird aber nicht die einzige sein, welche Sagen entfernter Völker auf eine wunderbare Weise haben. Aber was fängt der Verf. damit für seine Sache an? Er sagt (S. 50): gleichwie die Wäringer auf dem Hippodromus zu Constantinopel ihre einheimischen Sagen von den Asen und Wolsungen vorstellten, so mögen sie auch die griechische von Jason in freundlichem Umtausch von ihren Kriegsgefährten erhalten haben. Diese Kenntnis gab Veranlassung, die nordische Sage nach der griechischen umzubilden. Die deutsche erhielt also die ursprüngliche Reinheit.

Hier wissen wir zwar, wer die reisenden Nordländer sind, aber dass sie die griechische Fabel von Jason vernommen, behalten, heimgebracht und dass die fremde Fabel daselbst mit der einheimischen verarbeitet worden, ja diese so überwältigt hat, dass nach des Verf. Meinung jetzt nur noch weniges, nur das Allgemeine mit der deutschen gemeinschaftlich blieb, das alles müssen wir dem Verf. seiner Hypothese zu Lieb glauben. Was trieb aber zu einer solchen Verarbeitung? Wird, was einem

einzelnen Dichter wahrscheinlich sein konnte, nun auch zum lebendigen Gefühl des Volks? Wo lebt nicht, so lange diese Poesie selbst nicht untergegangen, grosse Achtung und Glauben an die Wahrheit der Überlieferung? Kann man dem Volk auf diese Weise Altes wegnehmen und Neues dafür hinreichen? Wo fand sich der Dichter, der mit Bewusstsein und Vorsatz so künstlich verschmelzen und übertragen konnte, dass ein gross- 687
artiges Gedicht im alten, strengen Stil daraus hervorgieng, in allen Zügen jene Einfachheit und im Gegensatz zu den ausgebildeten Nibelungen von offenbar grösserer Ursprünglichkeit? Endlich wie kamen die deutschen Sagen in den noch lebenden Hausmärchen, welche offenbar Zusammenhang mit der nordischen Dichtung haben, wieder herüber? Diese Annahme des Verf. gehört mit zu dem Unwahrscheinlichsten der ganzen Abhandlung.

Wir gelangen zur näheren Ausführung der Ansicht; es werden von S. 62 bis zum Schluss die Gedichte des Fabelkreises in Gibellinische und Welfische, weltliche und geistliche geschieden. Es gab nach dem Verf. Dichter für diese und jene Partei, welche die Helden und ihre Thaten nach ihrer Gesinnung vertheilten. Nun ist wahr und in die Augen fallend, dass sich ein Gegensatz zwischen den Helden im Epos zeigt, die Nibelungen, Burgunden stehen dem Dieterich von Bern und seinen Mannen, den Wölfingen, zu welchen auch Etzel gehört, entgegen. Niemand wird dieses leugnen und jemand, der die Natur anderer epischen Dichtungen betrachtet, sehr nothwendig glauben. Der ungedruckte Rosengarten ist in gewissem Sinne eine Abspiegelung des Nibelungenlieds und ein merkwürdiges Gedicht. Also einen Gegensatz, den genau nachzuweisen eine nützliche Arbeit wäre, geben wir dem Verf. ohne Widerrede zu, er hat nur darzuthun, und das ist das Schwere des Beweises, dass damit Gibellinen und Welfen gemeint sind, und das werden wir in dem Folgenden auch allein beachten.

Das *Nibelungenlied* soll ein Gibellinisches sein. Der einzige Beweis ist: der bairische Gelfrat und Else unterliege den Nibelungen, *Gelfrat* aber sei soviel als *Welf*. Rec. glaubt, über diesen nichtssagenden Beweis hinausgehen zu dürfen. In

der früheren Schrift über das Geschichtliche im Nibelungenliede gab der Verf. noch ein anderes Gibellinisches Zeichen an, das doch näher auf die Sache eingieng. Volker steckt, wie er Baiern, das Land Gelfrats (des Welfen), betritt, auf seinen Schaft ein rothes Zeichen (Nibel. 6395 [1535, 3]), das bezeichne die rothe Lilie der Gibellinen. Rec. weiss nicht, ob Hr. Göttling indessen diesen Beweis selbst zurückgenommen, da aber Hr. Lachmann S. 20 davon spricht und in der Anmerk. 11 Siegfrieds rothe Fahne aus der Rabenschlacht anführt, als weiter beweisend, so will Rec. nur dagegen bemerken, dass in dem ungedruckten Rosengarten Dietlieb von Steier, der doch nach dem Verf. ein Welfe ist, gleichfalls ein rothes Banner führt, Ermenrich dagegen, der angebliche Gibellin, im Alphart ein grünes, gar Hagen in dem ebenangeführten Rosengarten ein silberweisses. Wir sagten vorhin, jener bairische Welf Gelphrat sei das Einzige, was der Verf. für seine Sache anführt, aber es
688 folgt noch etwas. Nämlich wie die Gibellinen nie Welf aussprachen, die Welfen nicht Gibellin aus grossem Hasse, so komme der Name Nibelung nur in den Gibellinischen Gedichten vor, Wölfing bloss in den Welfischen. Dies ist an sich für des Verf. Hypothese fein bemerkt, so wie späterhin, dass Gelphrat gesagt sei für Welfrat, um zugleich etwas Tadelndes hineinzulegen (gelf, vergl. Nibel. 2707 [621, 3]), so wie in gleichem Sinne „Franci Nebulones“ im Walther von Aquitanien, aber gewiss ungegründet. Mit dem Namen Nibelung hat es ohnehin seine Bewandtnis, ausser dem Liede kommt er eigentlich in keinem Gedichte vor, als in Nibelungenhort, wovon das Gedicht vom Siegfried spricht, und in dem Parcifal [421, 7], wo die bekannte Anspielung gemacht wird (war der bairische Wolfram von Eschilbach darum auch ein Gibellin, weil er den Namen nennt? oder umgekehrt: war er ein Welf, weil er über die Nibelungen spottet und heisst er deshalb Wolfram?). Wenn die Wölfinge in dem Nibelungenlied nicht genannt werden, so wird doch Wolfhart, Wolfbrand, Wolfwein ohne Scheu ausgesprochen.

Das Lied vom hörnen Siegfried und Ecken Ausfahrt werden, das letztere bloss als wahrscheinlich, zu den Gibellinischen Gedichten gezählt ohne weitere Nachweisungen. Über

König Erentelle sind Zweifel geäussert, wohin er zu schlagen sei. Eine beigebrachte geschichtliche Beziehung wird der Verf., nachdem er das Gedicht gelesen, vielleicht selbst zurücknehmen, wir können sie ohnehin übergehen. (Nebenbei, dass der Name Erntelle und Aldrian mit weniger Veränderung zusammenfalle, müssen wir leugnen, sie haben verschiedene Wurzel. Vgl. Altd. Wälder II, 28 Anm. 64.) — Hier sind wir schon mit den Gibellinischen Dichtungen zu Ende, eigentlich ist das Nibelungenlied das einzige, da man das Lied von Siegfried seinem Inhalte nach als eine Einzelheit daraus betrachten könnte. Rec. weiss nicht, ob dem Verf. nicht die Frage eingefallen ist, warum kein Welfendichter darauf gerathen, die Sage in dem Lichte seiner Partei darzustellen, wozu sie, da der Untergang der Nibelungen besungen ist, ganz gemacht scheint. Dann hätten wir zwei Gedichte, jedes in die Farbe seiner Meinung gekleidet, und wäre uns etwa das Gibellinische verloren, den ganzen Gegensatz nicht kennen gelernt.

Jetzt kommt die Reihe an die Welfischen Gedichte, d. h. alle übrigen des Fabelkreises; den Siegenot sehen wir nicht namentlich angeführt. Verwundern muss es, dass mitten unter den Welfen, die für das Heilige kämpfen, der Heide Etzel sich befindet, Saul unter den Propheten, ja das Welfenhaupt, Dietrich von Bern, ist gar sein Mann. Welch ein Missgriff von den fein anlegenden, bis ins Einzelne durchführenden Dichtern!

Zuerst das Heldenbuch und eine historische Deutung des 693
Ottnit als Othenat, Gemahls der Zenobia. In dem Wolfdieterich wird Attenus als Papst bezeichnet. Warum wird er nicht so von den Dichtern genannt? Vielleicht, was für ihn nicht gut lauten würde, weil er einen Sohn und Nachkommen hat, aber diese sind ja nach dem Verf. (S. 78) Sinnbilder von der Fortpflanzung geistlicher Macht. Wolfdieterichs Kreuzzug soll ein Zeichen seines Welfenthums sein, wenn nun jemand ausführte, dass dieser Zug so viel Ähnlichkeit mit den Fahrten des Odysseus hat, selbst eine Circe darin vorkomme, so wären wir wieder weit vom Geistlichen verschlagen. Aber die Erzählung von der Kindheit des Wolfdieterich, der ausgesetzt und von einer Wölfin

gesäugt und erhalten wurde, hat doch Ähnlichkeit mit der Sage, die der Anonymus Wingartensis vom Geschlecht der Welfen erzählt? Wir glauben nicht, dass einer vom anderen geborgt, am wenigsten das Gedicht aus der Chronik, und können schon deshalb den Wolfdieterich nicht zum Welfen machen, die Sage selbst ist uralt, oder wir müssten nichts vom Romulus wissen. — Mit der Anhänglichkeit der Welfen an den Papst vergleicht der Verf. die Anhänglichkeit der Wölfinge an dessen sinnbildliche Gewalt, an das Geschlecht des Attenus. Es ist die natürliche in der Sage liegende Treue des Geschlechts der Meister an ihren Herrn; wie aber der alte Hildebrand (späterhin lässt der Verf. diesen Welfen selbst Gregor VII. darstellen) mit seinem Herrn Dieterich im Rosengarten umgeht, dem er, um Zorn und Kampflust in ihm zu erwecken, mit der Faust ins Gesicht schlägt, das wird sich nicht gut mit dem Verhalten der Welfen zum heil. Vater vergleichen lassen. Und doch haben die Dichter, wie der Verf. glaubt, das Einzelne gar wohl bestimmt! In der nordischen Sage finden wir ähnliche Verhältnisse, z. B. des alten Starkathers zu seinem Herrn. Die Verwandtschaft der Wölfinge mit den Bernern ist übrigens nach dem Dresdner Wolfdieterich ausser Zweifel: Puntung wird darin zweimal (Str. 2 und 72, wie auch Altd. Wälder I, 206 angegeben ist) Potelung genannt und seine Schwester ist Hugdieterichs Weib. Für die Harlunge wird S. 85 eine geschichtliche Beziehung angegeben; vielleicht ist hier einiger Zusammenhang.

694 Ein Paar Gedichte zeichnet der Verf. aus, als die wichtigsten für seine Behauptung, ja in dem Rosengarten soll ein klarer und starker Beweis gegeben sein. Was soll in dem hier ganz deutlichen Gegenüberstellen der Helden das Gibellinische und Welfische dabei beweisen? Die Helden am Rhein werden als Riesen dargestellt, um einen Gegensatz zu den Wölfingen zu machen, und das bezeichnet diese nun als Welfen, die für das Geistliche kämpfen. Für das Geistliche kämpfen sie hier aber nicht, sondern um ein Halsen und Küssen, wahrscheinlich in den älteren Gedichten um noch mehr. An dem Hofe der Wölfinge geht es nicht allzu züchtig her, die Herzogin bietet dem Wolfhart ihr Magdthum, wenn er die Gäste wohl behandeln will; dieser aber ist so ungeschlacht, wie irgend ein Kämpfer

am Rhein, und an dem Mönch ist gar wenig Geistliches, sondern ein völlig riesenhaftes Wesen, grosse Kampflust und guter Humor. In dem ungedruckten Rosengarten, einem wahrscheinlich älteren und besseren Gedicht, befindet sich auch der Heide Etzel unter diesen sogenannten geistlichen Kämpfern. Weiter: nach dem Verf. ist dieser Ilsan der Else des Nibelungenlieds, dessen Ferge den Hagen überführen sollte und von ihm erschlagen ward; hier schlage nun Ilsan, das heisse Else, den rheinischen Fergen. Diese Gegenüberstellung könnte ihren Grund haben und entspränge aus der Natur der Sage, aber wo zeigt sich das Welfische und Gibellinische darin? Zudem, in dem ungedruckten Rosengarten, den Hr. Göttling zu lesen wahrscheinlich nicht Gelegenheit hatte, geht die Fahrt über den Rhein viel friedlicher ab, der Ferge ist ein *Freund* des alten Hildebrands und lässt darum den Überschiffenden den Zoll nach, der in einem Fuss und einer Hand besteht, wird dafür aber von dem Meister mit 44 Mark beschenkt. — Vielleicht findet sich in der *Rabenschlacht* ein deutliches Wort für des Verf. Hypothese? Die Verwebung des Ermanrich mit Kaiser Heinrich IV., den der alte Hildebrand als Papst Gregor VII. besiegt, kann nicht dafür angesehen werden, und wir dürfen sie wohl übergehen. Aber Dieterich von Bern springt in Ermrichs Heer mit dem Ausruf: „*aht schevelin Berne!*“ Das erklärt nun der Verf.: „Bern (nom.) strafe Schevelin!“ *Schevelin* aber sei das ausländisch oder Welfisch gesprochene *Gibelin* oder *Gibeling*. Endlich hätte ein Dichter den Mund geöffnet und in der Verwünschungsformel den wahren Namen des Feindes genannt, der sonst nicht über seine Lippen kommt. Wir haben in der Rabenschlacht gelesen: *hetschevalir* berne und schreiben *he tschevalir* Berne (oder nach jener Lesart ah tschevalir), damit ist auch die Erklärung gegeben, der angebliche Schevelin ist ein chevalier und tsch nach der romanischen Aussprache geschrieben, wie tschionatulander u. a. Diese Stütze des Verf. müssen wir also wegnehmen. — Beim *Walther von Aquitanien* wird bloss erörtert, dass er zu den Gegnern der Nibelungenhelden gehöre. Endlich wird man überrascht, ein Ge- 695
dicht aus dem Kreis Carls des Grossen herzugenommen zu sehen. In Carl soll das Gibellinische und Weltliche, im Mala-

giss und den vier Haimonskindern das Welfische, Geistliche angedeutet sein. In der verabscheuten schwarzen Kunst des Zauberers Malagiss also liegt ein Heiliges, gar der Papst selbst? Nimmermehr. Wir vermuthen, bloss weil im Nibelungenlied [2218. 1, 2260, 2] ein Ritschart und Wichart (nicht Witschart) mit den Dieterichshelden kämpfen, ist das ganze Gedicht hier berührt und werden zwei von den Haimonskindern, die beinahe so heissen, daraus gemacht. Namenreihen können sagenmässig auf andere übergehen, aber hier müssten, wenn man so etwas behaupten wollte, alle vier Haimonskinder genannt sein, und der erste darunter, Reinolt, dürfte in keinem Falle vermisst werden, und doch wäre es fürs Erste nur eine Übertragung von Namen.

Zum Schluss ein Paar Bemerkungen über die Ansicht des Verf. im Ganzen. Wir können zugeben, dass, wenn eine neue bewegende Zeit kommt, das Volk auch seine alten Lieder und Sagen in dem Scheine dieser Zeit zu betrachten und aufzustellen geneigt wird. Also wäre der Kampf der Gibellinen und Welfen so etwas Volksmässiges gewesen, nicht bloss als weltlicher auch als geistlicher Streit, so lässt sich denken, dass er in die Sagen eingegangen, auch wohl der alte Gegensatz der Berner und Nibelungen, der ja auch in der alten Geschichte seine Abspiegelung haben wird, sich dem neuen genähert. Was sich von selbst gemacht, würde sich dann auch in den Gedichten ausgedrückt und bildend eingewirkt haben; es wäre ein neuer Ansatz erfolgt, wie etwa Rüdiger von Bechelar eingetreten ist, den die nordischen Lieder nicht kennen. Dass, was denkbar ist, nicht wirklich geschah, zeigt wenigstens, dass es nicht nothwendig war. So aber will es der Verf. auch nicht, nein, er lässt die alten Gestalten stehen: Attila, jene burgundischen Könige, von deren Leben, Zeitalter und Verhältnisse man gewiss noch wusste, und lässt die Dichter bei ihnen ein unverständliches Zeichen machen, dass ihr Treiben von etwas anderem, was jetzt in der Gegenwart die Welt anrege, zu verstehen sei. Sie geben ihre Absicht nur heimlich und vorsichtig kund, sie haben sich alles bis ins Einzelne ausgelegt, aber sie sagen es nicht heraus. Die festen, leiblichen Gestalten schwanken, bald sind sie es wirklich, bald Andeutungen und Sinnbilder geistlicher Macht. Insofern liegt etwas wesentlich Todtes in der

Ansicht des Verf. Die erhabene, reine Dichtung, die wie ein ruhiger Himmel über der Erde steht, soll recht gut wissen, was die Nibelungen aussagen, aber sie nicht beim bekannten Namen nennen, nicht der gegenwärtigen Thaten der Gibellinen und Welfen gedenken! In den Wölfingen die edelsten Menschen darstellen und doch den gemeinen Hass theilen, der den Namen des Feindes nicht in den Mund nehmen will! Nur in dem 696
Schlachtruf hätte sich einmal die Gesinnung kund gethan! — Die Geschichte der Poesie wird durch diese Ansicht gewaltsam behandelt; dem Norden die Ursprünglichkeit seiner eddischen Lieder in zwiefacher Hinsicht abgesprochen; erst von den Deutschen entlehnt, dann mit griechischer Sage vermischt und endlich mit einem gleichfalls erborgten, dort unverständlichen Namen wohl nicht geziert! Der Cyklus von Carl dem Grossen, in welchem so klar auch die Begründung des Christenthums gegen die Heiden dargestellt wird, muss fast ganz zurückgeschoben werden und hat in dem Gegensatz von Gibellinen und Welfen keinen Platz. Freilich wäre es arg gewesen, die Sarazenen zu Nibelungen zu machen; vielleicht wird der Verf. doch nicht abgeneigt, wenn er sieht, dass nach einer Lesart wirklich ein *Gybellin* unter ihnen vorkommt (Rhythmus de exped. Caroli M. in Hisp. pag. 78[b]); aber unglücklicher Weise kämpft unter den Christen auch ein Held *Nevelin* (pag. 119[b]), und Stricker war wenigstens nicht von dem Zeitgeist ergriffen, als er die beiden gegenüberstellte. Alles, was der Verf. anzuführen hat, besteht darin, dass zwei von den Haimonskindern beinahe dem Namen nach vorkommen und für seine Welfen fechten.

Wir wünschen, dass der Verf., den wir hoch schätzen und der unsere Liebe zur Sache in dieser Beurtheilung anerkennen wird, noch einmal ohne Vorurtheil seine Hypothese prüfe; will er sie auch nicht aufgeben, so wird er vielleicht durch unsere Bemerkungen veranlasst, manches anders darin zu bestimmen, und die Wahrheit wird immer gefördert werden.*)

[anonym.]

*) [Gegen diese Recension erschien in der Isis 1818, Heft 2, S. 338—344 von K. Göttling eine Entgegnung unter dem Titel: Über eine Ansicht vom altteutschen Epos.]

745

CARL LACHMANN ÜBER DIE URSPRÜNGLICHE GESTALT DES GEDICHTS VON DER NIBELUNGEN NOTH.

Berlin, bey Dümmler. 1816. 111 S. in 8. [= Kleinere Schriften I, 1876, S. 1—80.]

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 94. 95, 9. und 10. April 1817, S. 745—760.

Eine Einheit des Nibelungenlieds erkennt unser Verf. an, einen Guss des Werks. Wer könnte auch den ebenmässigen Gang, das stets mitschreitende Gefühl für das Ganze, welches kein Vordringen des Einzelnen gestattet, jenen Geist, der am Anfang wie am Ende lebt und webt, verkennen, selbst wenn man das äussere Zeichen der einer bestimmten Zeit zugehörigen Sprache nicht beachten wollte? Diesem Gefühl, das sich jedem aufdringt, der nur von der Poesie der mächtigen Dichtung erfüllt ist, thut es, wie hier gesagt wird, weh, das Phantasiebild eines einzigen Schöpfers aufzugeben. Aber, nachdem ihm der Verf. sein Recht angethan, zeigt er die Absicht der Schrift, dennoch eine entgegengesetzte Behauptung durchzuführen. Er stellt auf, dass das grosse aus einzelnen kleineren Liedern zusammengesetzt sei und dieses Verhältnis sich noch in der Gestalt, in welcher wir es besitzen, nachweisen lasse. Dafür könnte schon hinlänglich scheinen, die Zusammenfügungen anzugeben und zu erweisen, da aber überhaupt die ursprüngliche Gestalt des Liedes, wie schon der Titel der Abhandlung sagt, ergründet werden soll, so sind ferner auch Zufügungen, die sich gar wohl bei einem, aus einer einzigen Arbeit entstandenen Gedicht denken lassen und auch z. B. beim armen Heinrich in der Vatican. Handschrift vorkommen, wie sie der Verf. gefunden, angemerkt. Dass durch diese Untersuchungen ein bedeutender Schritt in der Erkenntnis des Liedes vorwärts gethan wird, leuchtet ein, und sie sind eine schätzbare, mit Dank aufzunehmende Gabe.

Wir wollen die Beweisführung des Verf. näher betrachten. Er fängt aus guten Gründen nach der Lage der Dinge, die

er überhaupt mit einer gewandten und sicheren Hand ergreift, bei der zweiten Hälfte des Gedichts an. § 3 werden *später eingeschobene Personen* bezeichnet. Markgraf Rüdiger von Bechelar ist zweifelhaft, da er zu sehr in die Sage verwebt worden. Später bleibt er demohngeachtet immer, auch einge- 746
schoben kann man noch sagen, nur meint der Verf., wenn er ihn frei gibt, eigentlich wohl, dass er nicht *vorsätzlich* eingerückt sei. Von dem Bischof Pilgrin wird es dagegen bestimmt behauptet und ausgeführt. Als Chriemhild auf dem Zug nach Hunnenland Rüdigers Gemahlin Gotelinde erblickt, reitet sie näher und lässt sich vom Pferde heben; gleichwohl heisst es hernach [1252, 1. 2]:

> den bischof sach man *wisen* siner swester kint
> in und Eckewarten zu Gotelinde sint,

worauf sie sich grüssen und, wie dies beim Empfang Sitte war, küssen. Sollte *wisen* nun an dieser Stelle in dem heutigen Sinn *weisen, zeigen* heissen, so wäre gewiss eine Unschicklichkeit und Widerspruch mit dem Vorhergehenden darin nur aus plumper Einfügung des Bischofs zu erklären, allein es heisst hier *zu Gotelinde wisen* nichts anderes als sie hinführen, der Bischof und Eckewart nahmen Chriemhild in die Mitte, um sie als eine Königin zu geleiten. Über diesen Gebrauch des Worts vergl. den Schwanritter (Altdeutsche Wälder III, 59).

> 203. die arke hatte do der swan
> *gewiset* zu der feste dan.

§ 4—7. Von Volker sind bis dahin, wo er näheren Antheil an den Begebenheiten nimmt, die Stellen *eingeschoben* oder *überflüssig*. Die Vergleichung mit der Wilkinasaga hätte dieser Behauptung viel genutzt, Volker kommt da auch nicht bei der Überfahrt der Nibelungen vor und wird früher nur einmal genannt. Der *Widerspruch* in der Zählung von den Recken, die Hagen und Dankwart und Volker zu den tausend ausgewählten Helden zuführen, wird gut bemerkt. Sehr bestätigend ist in der Wilkinasaga nur von tausend Günthers-Helden die Rede, nämlich Cap. 337 werden sie angeführt, und Cap. 387, S. 484 heisst es übereinstimmend: siebenhundert lebten noch, dreihundert waren todt. Hagens Probe an dem Capellan

scheint auch verdächtig, merkwürdig, dass sie in einer anderen Recension des Nibelungenliedes (wir behalten den allgemeinen Namen, auch weil er schon eingeführt ist, bei, wiewohl unser Gedicht richtiger mit Hrn. Lachmann der Nibelungen Noth heissen sollte) noch weiter ausgeführt wird (nämlich in dem
747 Bruchstück, das Docen mittheilte, aber wahrscheinlich zu der Hohen-Emser Hs. zu Wien gehörte. Vergl. Altd. Wälder III, 244). — § 8 wird untersucht, ob sich Spuren von Überarbeitung finden, indem das spätere Wien im Gedicht vorkommt. Sie lassen sich nicht bestimmt angeben, wiewohl ohne Zweifel muss angenommen werden, dass einiges eingefügt sei. An den Stellen aber, die sich aufs Christenthum beziehen, kann der Verf. nichts davon entdecken, obgleich er es zugibt, dass es nirgends hervortrete, dies aber lediglich aus der Beschaffenheit der Fabel erklärt. Anzumerken ist nur, dass in den Sagen aus christlicher Zeit von Carl dem Grossen an das Christenthum immer einen bedeutenden und bewegenden Theil ausmache, da wo es nicht geradezu der Mittelpunkt ist. — § 9 werden bestimmte Anfänge einzelner Lieder nachgewiesen, dabei des Abgebrochenen in der Erwähnung des Eckewart gedacht (S. 26). Auffallend ist es dem Verf., dass jener die Burgunden warne und ihnen sage: 6555 [1575, 3] „man ist iu hie gehäz, während erst hernach Dieterich dem Günther und Gernot den Verrath entdecke; aber Eckwart sagt es nicht allen Burgunden, sondern dem Hagen, und gibt ihm auch die Ursache an: weil er Siegfried erschlagen. Dann müsste auch die Weissagung der Meerweiber in dem Gedicht unstatthaft sein, die schon vorangegangen und worin dem Hagen noch deutlicher gesagt war: er sei betrogen, komme er zu den Hunnen, und alle müssten dort sterben. Ohnehin hatte Hagen recht gut die Absicht der Chriemhild schon bei der Einladung gemerkt, sie war ihm „grimme leit“ (5847 [1398, 3]), und er sagt deutlich: wie können wir wagen, nach der Chriemhild zu reiten, da ich ihren Mann erschlagen? Er geht nur mit, weil er keine Furcht will über sich kommen lassen; vergl. Nibel. 5869 [1404, 4] ff. Daraus konnten die Burgunden so viel ahnen, als aus Eckewarts Worten, hätten sie diese auch vernommen, und Hagen selbst erfuhr nichts Neues.

Wenn der Verf. nicht begreift, wie Eckewart, der noch kurz vorher Kämmerer der Chriemhild bei Etzel war, nun als Wächter an die Grenze kommt, so könnte er meinen, man hätte vorher hören müssen, dass er zu diesem Amte bestellt worden; aber wir geben nicht zu, dass der Geist des Liedes, wessen er nun sei, solche Breite und Umständlichkeit verlange. Verwundert sich aber der Verf. über dieses Amt des Eckewart und hält das für einen Zusatz, so müssen wir ihm aus inneren Gründen widersprechen. Eckewart folgte erst der Chriemhild in Siegfrieds Reich, dann auch mit zu Etzel und sprach:

5146 [1223, 2—4]. sit daz ich allerste iuwer gesinde wart.
so han ich iu mit triuwen gedienet — —
und wil unz an minen ende desselben immer bi iu pflegen.

Er ist ein getreuer Eckhart (in dem ungedruckten Rosengarten heisst dieser auch Eckewart und in der Hohen-Emser Hs. zu 748
München steht, wenn es kein Schreibfehler bei Müller ist, V. 2810 wirklich einmal Eckhart) und hängt mit dem in den anderen Gedichten vorkommenden treuen Eckhart von Breisach zusammen, wie der Verf. selbst Anmerk. 21 annimmt; darum steht er am Eingang zu dem Verderben bringenden Land und warnt. — Es folgen § 10 Widersprüche, die sich im Nibelungenliede finden, mit die wichtigsten Stützpunkte der Behauptung. Angemerkt wird, dass Chriemhild durch ihre Boten den Hagen einladen lasse, diese aber bei ihrer Ankunft von der Ladung nichts sagen, damit nun, nicht aber mit dem Vorhergehenden, stimme es, dass die Königin dann den Hagen frage: „wie durftet Ihr hierher? wärt Ihr vernünftig, Ihr hättet es gelassen“, so wie seine Antwort: „ich nicht, nur drei Degen waren eingeladen, aber diese sind meine Herren, die ich nirgend verlasse.“ Ein eigentlicher Widerspruch liegt nicht darin, Chriemhild lädt Hagen nicht geradezu ein, sie will nur veranlassen, dass er, ihr erster Feind, auf den es zumeist abgesehen war, mitkomme, und lässt ihren Brüdern sagen, „wenn Hagen etwa dort zurückbleibe, wer sie dann die unkunden Wege führen wolle.“ Noch ausdrücklich steht dabei: die Boten wussten nicht, warum sie den Hagen nicht zurücklassen sollten.

Es ist wahr, die Boten sagen im Burgundenland nichts von dieser Vorsorge der Chriemhilde für die Fahrt, wie überhaupt nicht genau folgt, was vorgezeichnet war: an Gernot wird kein Wort von dem gerichtet, was Chriemhilde für ihn bestellt, Ute dagegen fast eingeladen, für welche die Boten doch nur die Worte: „sagt ŏch miner muter diu ere, diu ich han“ (V. 5689) [1359, 1] mitnahmen; aber für jenen Auftrag war doch erst Zeit, wenn die Boten vernahmen, dass Hagen etwa zurückbleiben wolle. Als sie wieder nach Haus kommen, fragt sie Chriemhild gleich nach ihm, und wie sie aus der Antwort abnehmen kann (wiewohl es auch nicht ausdrücklich gesagt wird), dass er nicht ausbleiben wird, auch von Volker hört, verstellt sie sich sogleich und spricht: „diesen könnte ich entbehren, aber dem Hagen bin ich gewogen, das ist ein guter Held.“ — § 11 stellt mancherlei Erscheinungen zusammen. Etwas zwar nicht Unverständliches, wie es der Verf. nennt, was der alte Bischof spricht (6054 ff.) [1448, 3], aber wohl Abgebrochenes; überhaupt sieht der Verf. hier den Nachklang eines halbverlorenen Liedes. In der Erzählung von Hagens Gespräch mit den Meerweibern entdeckt er Lückenhaftes, weil Hagen das Begehren Weissagung zu vernehmen nicht wirklich ausgesprochen, auf das sich doch bezogen wird. Uns scheint diese Anführung gerade nicht nöthig, weil sie sich von selbst versteht, die Weiber bieten ihm ja vorher die Weissagung an; viel könnte auf keinen Fall ausgelassen sein, in der Wilkinasaga (Cap. 388) erklärt Hagen kürzlich, er gebe eher das Gewand nicht. So verhält es sich auch, wenn es im Nibelungen-
749 lied von Hagen nicht ausdrücklich gesagt wird, dass er ins Schiff gestiegen sei, wie es in der Wilkinasaga geschieht. Ob dergleichen der epischen Breite wegen nothwendig ist, wird sich nicht entscheiden lassen; Rec. glaubt, dass die Natur des Gedichts solche Freiheiten erlaubt. Bedeutender dagegen ist es schon, dass nichts von dem Leib des getödteten Fährmanns gesagt wird, zumal die dänischen Lieder davon nach ihrer Art ausführlich reden. Die Wilkinasaga erzählt bloss, dass Hagen ihm den Kopf abgehauen.

Es folgt jetzt eine Untersuchung (§ 12—26) über das Ver-

hältnis der Klage zum Nibelungenlied. Der Verf. stellt auf, dass dem Dichter der Abenteure von der Klage bekannt war: erstlich ein von unserer Nibelungennoth abweichendes Gedicht, welches zugleich das Märe von der Klage enthielt; zweitens daneben auch ein Theil von unserem Lied. Von dem ersten Satz ist der Rec. überzeugt, von dem zweiten nicht. Denn er hat nirgends den Beweis gefunden, dass dasjenige, worin die Klage mit unserem Nibelungenliede stimmt, nicht auch in jener vorauszusetzenden sonst unbekannten Gestaltung habe stehen können, er denkt sie sich eben theilweise recht übereinstimmend, selbst bis zu einzelnen Worten. Dieser Punkt aber ist nicht unwichtig.

Streng genommen gehört also nach des Rec. Ansicht diese Abhandlung nicht hierher, doch bleibt ihre Ausführung schätzbar und hellt immer die ja auch allgemeiner zu fassende Frage nach dem Ursprunge oder, wie Rec. lieber spricht, nach der Geschichte des Liedes auf. § 14 kommen die Übereinstimmungen der Klage mit unserer Nibelungennoth vor, deren Beweiskraft Rec. soeben geleugnet. Hr. Lachmann legt auch selbst im Erfolg (§ 15) nicht viel Gewicht darauf, will aber in den weiteren Untersuchungen einstweilen seinen Satz als ausgemacht ansehen. Übrigens, wollte der Rec. auch zugeben, diese Übereinstimmungen bewiesen, was sie nach dem Verf. sollen, so könnte er doch das Einzelne anfechten. Dass zwölf Könige dem Etzel dienen, ist ein sagenmässiger Zug (Carl der Grosse hat ja bekanntlich auch seine zwölf Helden), der sich auch in dem Gedicht von Etzels Hofhaltung gleich Eingangs findet. Ferner nach der Klage (681 [313—316]) jammert Etzel laut:

als ob man hort ein wisenthorn;
dem edeln fürsten wolgeborn
diu stimme uz sime munde
erdoz in der stunde,
do er so sere klagete,
daz davon erwagete
beidiu tiurne unt palas.

Das lässt nun Hr. Lachmann aus folgender Stelle unserer Nibelungennoth genommen sein, wo es von Dieterich heisst:

750 8025 [1924, 1—3]. mit chrapft begonde rufen der degen uzerchorn,
daz sin stimme erlute, alsam ein wisentes-horn,
unt daz diu burch vil wite von siner chrapft erdoz.

Auffallender wäre dem Rec. schon die Abweichung, etwas auf Etzel zu beziehen, was im Nibelungenlied von Dieterich gesagt wird, zumal die Stelle, worauf sich die Klage eher zu beziehen hätte, im Ausdruck stark genug ist, nämlich:

9045 [2171, 1—3]. der Etzelen iamer wart also groz,
als' eines leuwen stimme der riche chünig erdoz
mit herzeleidem wuffe — —
— — — — — —
9049 [2172, 1—2]. do hort man allenthalben iamer also groz
daz palas unde turne von wuffe erdoz.

Zum Überfluss aber kommt jenes Gleichnis als ein episches Gemeingut auch im ungedruckten Rosengarten vor:

do sprenget in die rosen, der degen uzerchorn,
im erlute sine stimme reht als ein wisant-horn.

Mit § 15 hebt nun eine, wie gesagt, für jeden Fall verdienstliche Vergleichung von den Angaben der Klage mit unserer Nibelungennoth an. Wir wollen gleichfalls einiges dazu bemerken, im Allgemeinen Folgendes: wenn die Klage irgend einen Umstand oder ein Paar übergeht, bei ihrem ohnehin auszugsmässigen Wesen, und wenn sie auch an anderen Orten wieder genau nachspricht, so gilt doch nicht gleich der Schluss, dass sie darum jene Abenteure, worin das Ausgelassene vorkommt, nicht gekannt habe. Z. B. des niedergebrannten Saales geschieht nur einmal (V. 641 [294]) Erwähnung und wird nichts ausführlich erzählt; nun nimmt Hr. Lachmann an, der Verfasser der Klage habe nichts davon gewusst und diese aus seiner Quelle herübergenommene Angabe selbst nicht verstanden. Wir glauben schwerlich, dass in irgend einer Gestaltung des Nibelungenliedes dieser Umstand gefehlt hat. Was weiss ein Dichter, wie jener, viel von Gleichmass und Genauigkeit. S. 48 wird eine Stelle des Nibelungenlieds angegriffen. Iring, von Giselher, doch ohne Wunde, niedergeschlagen, springt auf:

8295 [1987, 1—2]. do lief er uz dem huse, da er aber Hagen vant,
und slug im slege grimm mit siner ellenthafter hant.

Nun sagt Hr. Lachmann: „hier verräth sich die Überarbeitung, denn Hagen war ja im Hause oder doch auf der Treppe.“ Freilich, aber in jenen Worten liegt nicht gerade, dass er schon wirklich aus dem Haus herausgekommen war; im Laufe stiess er abermals gegen Hagen, und es beginnt der zweite Kampf, worin er diesem eine Wunde beibringt. Ausdrücklich heisst es ja hernach, erst 8303 [1998, 4], dass Iring endlich doch die Stiege hinab fliehen musste. Es folgt der dritte Kampf mit Hagen, worin Iring bleibt. In der Wilkinasaga fehlt (Cap. 360) der erste und Iring verwundet gleich Anfangs den Hagen, springt 751
zurück und geht, von Chriemhild gereizt, zum zweiten Mal auf ihn los, wo er von dessen Ger niedergestossen wird. Dass er einmal glücklich entkommt, hat schwerlich in irgend einer Gestaltung des Liedes gefehlt, weil aber die Klage nichts davon sagt, schliesst Hr. Lachmann, wie es uns scheint, wieder zu schnell, es sei das ein Zug des Überarbeiters. — S. 49 heisst es, Etzel habe man nach der Klage (V. 1224 [564]) mit dreissig seiner Mannen, die doch nach der Nibelungennoth erst später erschlagen wurden, vor dem Hause gefunden, wo ihn Hagen erschoss. Die angeführte Stelle aber sagt nicht, dass Iring grade vor dem Hause gelegen, sondern: vor dem Hause lag manich werther Todte; nun kam Etzel auch dahin, wo Iring lag, den Hagen erschossen. Damit kann die weitere Ausführung doch wohl bestehen: weit wird der Todwunde nicht zu den Dänen zurückgeflohen sein. — S. 52 steht eine starke Behauptung. Hagen klagt über den Tod von Gernot und Rüdiger, die einander erschlagen, und dann folgt:

9001 [2160]. „O we mines bruder, der tot ist hie gefrumt!
was mir leiden maere z'allen ziten chumt!
ŏh muz mich immer riuwen der edel Rüdeger:
der schade ist beidenthalben unt diu vil grözlichen Her.“

Hr. Lachmann behauptet nun, weil Dankwart bekanntlich in dem Nibelungenliede Hagens Bruder ist, so werde hier dessen Tod, nicht Gernots beklagt; obgleich dieser Dankwart eben vorher (V. 8963 [2151, 3]) mit Giselher vorkommt und gleich nach jener Todtenklage auch wieder auftritt (V. 9010 [2162, 2]), ja hernach ausdrücklich gesagt wird, dass er durch eines anderen,

des Helferich, Hand gefallen. Aber diese grossen Widersprüche räumt Hr. Lachmann damit aus dem Wege, dass er annimmt, nach jenen Worten Hagens fange ein neues Lied an, das sich um das vorhergehende nicht kümmere, während dieses den Tod Dankwarts voraussetze. Nun ist aber an sich schon ganz klar, dass in jener Strophe Gernot und kein anderer gemeint wird, das zeigt der darin ausgedrückte Gegensatz: auch Rüdigers Tod sei zu beklagen und beidenthalben der Schaden gross. Will man diese Strophe dem Hagen zuschreiben, wie sie ihm nach unserem Text zuzugehören scheint, so müsste man annehmen, Bruder bezeichne hier allgemein Geselle, Stallbruder, und so nenne Hagen den Gernot, oder es sei eine dann merkwürdige Spur von jener Gestaltung, wornach Hagen wirklich ein Bruder des Gernot ist, wie in der Wilkinasaga und Edda. Allein viel wahrscheinlicher ist eine andere dem Rec. mitgetheilte Meinung, wornach jene Strophe ursprünglich dem Günther zugehört und zwischen ihr und Hagens Klage (8993—96 [2159, 1—2]) eine Lücke sich befindet, in welche jetzt die Hohen-Emser Handschrift zu Wien eine ohnehin wenig passende Strophe einrückt (dieser Umstand ist merkwürdig,
752 Natur und Entstehung jener Handschrift zu erklären; absichtlicher Zusatz kann es kaum sein, er wäre allzu ungeschickt) und worin der Name Günthers und der Zusammenhang enthalten war. — S. 52. 53. 54. Manches von dem hier Angegriffenen lässt sich ohne Zwang vertheidigen. Warum muss der todte Rüdiger aus dem Hause getragen sein, wann er vor den König getragen wird, und im Blut der Wunden lag er immer, auch floss es überall. Was das Übrige betrifft, so ist es allerdings merkenswerth, dass Hildebrand Rüdigers Leiche nach einem Auftrag seines Herrn, von dem man aber vorher nichts gehört hat, den Burgunden abfodert; aber das Verbot, gegen diese nicht zu kämpfen, braucht nicht ausdrücklich gegeben zu sein, es versteht sich daraus, dass Dieterich bisher nicht hat kämpfen wollen (V. 8044 [1929, 1]); er will mit seinem Gesinde bei dem Streit in Friede bleiben, heisst es, und Wolfhart wird (V. 8052 [1930, 4]) schweigen geheissen, als er sich streitlustig zeigt. V. 9112 und 9116 [2187, 4 und 2188, 4] gehen ohne

Zweifel auf Hildebrand. — S. 54 die Worte der Klage von Giselhers Leid über Rüdigers Tod könnten sich doch wohl auf das beziehen, was im Nibelungenlied 9005. 9008. 9012—13 [2161, 1, 4. 2162, 4. 2163, 1.] gesagt wird.

Nachdem die Abhandlung über die Klage zu Ende ist, wird jetzt § 27 bis 34 auch die erste Hälfte des Nibelungenlieds zu demselben Zwecke, wie zuvor die zweite, untersucht. § 28 wird angemerkt, dass die ersten Strophen des Gedichts sich sogleich als eine besonders für die jetzige Gestalt der Nibelungennoth verfertigte Einleitung kund gäben, weil gerade alle späterhin vorkommenden Personen und keine mehr noch weniger darin verzeichnet wären. Es sollte natürlich bloss heissen „keine weniger“; dort werden die Burgunden mit ihren Mannen genannt. Ist nun auch die erste Strophe der nächsten Abenteure ein (nicht nothwendiger, absichtlicher) Zusatz, worin Siegfried mit den Seinigen aufgeführt wird? Solche Namenreihen und noch viel grössere haben auch die dänischen Heldenlieder und werden in einem Epos nicht leicht fehlen. — S. 82. Siegfried war zwischen den Schultern verwundbar, Chriemhild nähte ihm, als die Scheinfahrt beschlossen war, auf das Kriegsgewand aussen ein kleines Kreuz an jene Stelle, damit sie Hagen sich merken und ihn, wenn man ihn dorthin stossen wolle, schützen sollte. Hernach, als beide vor dem Mord in die Wette laufen, legen sie die Kleider ab und sind in weissen Hemden, wie nun Siegfried zum Trinken gebückt liegt, sieht Hagen nach dem Zeichen (bilde steht in der St. Galler, chrüze in der Hohen-Emser Handschrift zu Wien) auf dem Gewand und schiesst den Helden dadurch. Da nun Siegfried auf keinen Fall jenes Heergewand anhatte, so scheint hier offenbar ein Vergessen oder ein Widerspruch.

Indessen liess sich noch folgende Vermuthung aufstellen: 753
Siegfried trug auf seinen Hemden dieses Zeichen zum Schutz der verwundbaren Stelle (sei es nun das christliche Kreuz oder ein altes aus der Heidenzeit herrührendes ähnliches, gleichfalls schützendes Zeichen von Thors Hammer, vgl. Thorlacius om Thor og hans Hammer p. 46. 47), und Chriemhild nähte es damals nur auf das äussere Gewand, damit es für Hagen sicht-

bar würde; bedeutend wenigstens scheint die Kreuzform in jedem Fall. Freilich wäre dann ein Stück aus der alten Sage vergessen (auch die Wilkinasaga weiss nichts davon), und es bliebe für das Gedicht immer ein gewisser Widerspruch. — Da, wo die Verschiedenheit der Geographie auseinandergesetzt wird, kommt auch S. 78 vor, dass, als die Nibelungen den König Siegmund heimgeleiteten, doch dabei gesagt wäre:

4409 [1039, 1]. wie si nu gefüren, des chan ich nicht gesagen.

und Hr. Lachmann scheint die Stelle so zu verstehen: der Dichter wisse nicht zu sagen, welchen Weg sie gen Niederland genommen, während dieser doch sonst näher angegeben ist. Eigentlich werden nicht die Nibelungen genannt, sondern Giselher:

4406 [1038, 2—4]. er brahte sorgende uz dem lande sint
den chünich mit sinen rechen heim ze Niderlant:
wie lützel man der mage darinne vrölichen vant!

Rec. versteht dies so, dass Giselher wirklich den Siegmund heim brachte, ohne dass des dabei eingeschlagenen Wegs gedacht wird. Mit jener bemerkten Zeile 4409 [1039, 1] fängt, wie eine neue Strophe, so auch ein neuer Sinn an, und Rec. legt sie folgendergestalt aus: Was sie (die Burgunden) darauf für Fahrten unternahmen, was jetzt für Abenteuer folgten, weiss ich (die Sage) nicht; es trat eine Zeit der Ruhe ein, Brunhild war übermüthig, Chriemhild beweinte ihren Mann. Erst nach viertehalben Jahren (vgl. V. 4438 [1046, 2]) regt Hagen die Begierde nach dem Hort an.

754 Damit hatte Rec. die Untersuchung des Verf., deren Eigenthümlichkeit, Verstand und Scharfsinn er mit Vergnügen anerkennt, durchgegangen. Ihre Ergebnisse an sich lässt er sich, im Ganzen genommen, wohl gefallen, und seine Gegenbemerkungen betreffen bloss das Einzelne darin. Nur dass das grosse Gedicht aus einzelnen Liedern zusammengesetzt sei, kann er nicht so geradezu annehmen. Nicht als wollte er ihr Dasein leugnen, aber eben so früh, glaubt er, ist auch ein Ganzes schon dagewesen, und er mögte den Satz so ausdrücken: es lässt sich eine Zusammenfügung einzelner Abschnitte erkennen, wovon aber jeder gewiss in dem Bewusstsein vom Ganzen sein Leben hatte, wenn es auch einzeln verständlich war. Übrigens wünscht

Rec. die Arbeit erweitert und vom Verf. eine neue Schrift, in welcher die verschiedenen Gestaltungen des Nibelungenlieds, soweit sie sich erkennen lassen, aufgestellt, in ihrer Eigenthümlichkeit erläutert und unter einander verglichen sind: also 1) der einen Hohen-Emser, der St. Galler und Münchener Handschrift, die im Ganzen als eine hierbei könnten betrachtet werden, 2) derjenigen, welche der Verf. der Klage vor sich gehabt, so viel sich davon herausbringen lässt, 3) der Wilkinasaga, deren Zurücksetzung gegenwärtiger Abhandlung doch weniger Vortheil als Nachtheil gebracht, 4) der Hohen-Emser zu Wien. Sie kann jetzt, nachdem achtundvierzig neue Strophen daraus in dem dritten Band der Altdeutschen Wälder mitgetheilt sind, welche in der neuesten Hagen'schen Ausgabe noch fehlen mussten, ziemlich vollständig beurtheilt werden. Dann wären 5) die dänischen Lieder, so kurz sie sind, anzuführen. Kommt indessen noch die Hundehagische Handschrift zum Vorschein, die dem Vernehmen nach vom Jahre 1426 ist und neue Dinge enthält, so müsste sie auch berücksichtiget werden. Nur wäre vorerst, wenigstens abgesondert, blosse Untersuchung zu geben, welche die Erscheinungen aufstellt, nicht aber eine Ansicht über die Entstehung derselben gleich einzumischen.

Diese Ansicht muss eigentlich als der andere Theil betrachtet werden, welcher in gegenwärtiger Schrift enthalten ist, ohne besonders auseinandergesetzt zu sein. Die natürlichste Frage ist hier, von wem die bemerkten Eigenschaften des Liedes herrühren, ob sie im Ganzen als Folge unwillkürlicher Fortbildung (versteht sich, insoweit überhaupt die schöpferische 755
Kraft, aus der Dichtung hervorgeht, unwillkürlich zu nennen ist), wozu die wachsende, sich ändernde Gesinnung des Volks gewirkt hat, zu betrachten sind, oder ob sie aus Willkür und Absicht, die bloss Einzelnen zugehört, entstanden sind; mit anderen Worten, ob das Nibelungenlied ein Volkslied oder ein kunstgemässes, nach Plan verfertigtes sei? Wer das erstere annimmt, kann dabei immer glauben, dass, wenn durch die Schrift das Gedicht einmal gefasst worden, dann Zusätze und Veränderungen Einzelner wohl möglich sind, doch werden sie, sobald sie auf das Ganze Einfluss haben oder einen Zug der

Sage selbst angreifen wollen, leicht zu erkennen sein. Ferner kann man gern zugeben, dass das Lied einer gewissen Klasse, solchen, welche die alten Gedichte sangen und sagten (unter denen man sich natürlich keine Bänkelsänger an den Ecken denken darf, wie ein Gelehrter zu leichter Widerlegung einer von niemand gehegten Ansicht gut genug annimmt), überliefert worden. Nur muss als wesentliche Eigenthümlichkeit dabei festgestellt werden, dass ihnen durchaus die Absicht und Willkür zu einer Veränderung oder Umarbeitung fremd war. Hr. Lachmann berührt jene Frage, weist sie aber anfangs ab, ja, wenn er überhaupt jenen Unterschied anführt, will er damit nach einer besonderen Anmerkung eine seit mehreren Jahren in Schwang gekommene wunderliche Vorstellung von Volksliedern und ihrer Entstehung keineswegs theilen, über welche Hr. A. W. von Schlegel neulich klar und scharf gesprochen. Rec. stimmt gern in dieses Lob der klaren Schärfe und hat sich selbst über die zum Theil wunderlichen Vorstellungen gewundert, die durch dieses Ätzmittel wegzubeizen waren. Indessen beantwortet die Abhandlung selbst die Frage und schreibt Dichtern, Ordnern, Diaskeuasten, wie sie verschiedentlich genannt werden, die bemerkten Eigenschaften, Abänderungen usw. des Nibelungenliedes zu.

Diese Ansicht ist sehr verschieden von derjenigen, welche überhaupt nur einen einzigen Dichter des Ganzen annimmt, ja, den Vertheidigern derselben, die sogar seinen Namen schon errathen, wird durch diese Untersuchungen ein harter Stand bereitet. Was soll man sagen, wenn er bei seinen schöngeschmückten Lügen solche Widersprüche, Mängel an Umsicht, Unverständlichkeiten sich erlaubte? Die Sagen sind nach dieser Meinung bekanntlich zurecht und rückwärts gestellt, wie es der Plan verlangte; also aus Achtung vor der Überlieferung kann jenes unmöglich stehen geblieben sein.

Hrn. Lachmanns Ansicht ist es zuträglich, dass die verschiedenen Gestaltungen des Nibelungenliedes in seiner Schrift nicht besonders ins Auge genommen sind. Für die Abweichung der Wilkinasaga, zweifeln wir nicht, wird er eine scharfsinnige Erklärung in Bereitschaft haben. Nur der S. 32 geäusserte

Zweifel, es könne vielleicht auch keine neue Gestalt der Sage, 756
sondern eine Bildung der noch vorhandenen sein, ist nach unserer Meinung unstatthaft. Was das Neue in der Hohen-Emser Hs. zu Wien betrifft, so ist es möglich, dass eins und das andere von einer bloss erweiternden und näher ausführenden Hand herrührt, wenn sie aber auch in die Fabel eingeht und sich darin Dinge finden, die sich nach der Klage nothwendig in dem Gedicht befinden mussten, aber anderwärts fehlen, so sollte man doch denken dürfen, es seien dies nicht erst später eingebundene, sondern natürlich gewachsene Früchte, die in den anderen Gestaltungen nicht zum Vorschein gekommen sind oder abgefallen. Denn nicht nur findet sich in jener Hohen-Emser, was S. 60 vom Verf. bemerkt wird, dass Chriemhilde den Hagen gern ausgeschieden hätte, um an ihm allein sich zu rächen, sondern auch, was der Verf. noch nicht bemerken konnte, dass Frau Ute nach dem Kloster Lorse gegangen und Etzel einmal sich zum Christenthum bekehrt hatte, aber wieder abgefallen war (vgl. Altd. Wälder III, 10. 11). Ganz mit den Angaben der Klagen übereinstimmend.

Doch wir übergehen das und fragen, ob Hr. Lachmann für die abweichende Gestaltung, die der Verfasser der Klage vor sich hatte, einen neuen Dichter und ein neues ursprüngliches Gedicht, selbst mit einem anderen Mittelpunkt, annimmt? Er kann es bejahen und das wäre seinem System gemäss; aber diese Annahme bekommt Schwierigkeiten oder vielmehr sie wird ganz unhaltbar, wenn man nicht zugleich, wie allerdings Hr. Lachmann recht klug thut, annimmt, dass der Verfasser der Klage zugleich nebenbei unsere Gestaltung, die Nibelungennoth gekannt und daraus geschöpft. Rec. hat schon vorhin bemerkt, dass er nirgends von dieser Behauptung ist überzeugt worden, ausserdem hat er noch dagegen anzuführen, dass es ihm nach Art und Natur, die der Dichter der Klage überall zeigt, unglaublich scheint, er sollte beide so abweichende Gestaltungen nicht genannt, ihre Abweichungen, Widersprüche, ihr Verhältnis nicht angegeben (da er der verschiedenen Sagen von Etzels Tod gedenkt) haben und stillschweigend bald hier, bald dort etwas her geholt. Dass endlich dasjenige, was er nach Hrn.

Lachmanns Ansicht aus unserer Nibelungennoth gezogen, gerade in jenem anderen Gedicht gefehlt oder nur habe fehlen können, wird Rec. sich nicht leicht vorstellen. Es bleibt also, bis stärkerer Beweis geführt wird, jenes Gedicht eine andere Darstellung der Sage, in einigen Stücken sehr übereinstimmend, selbst wörtlich, in anderen abweichend. Dafür aber einen neuen Dichter und eine neue ursprüngliche Gestalt, wie Hr. Lachmann thun muss, anzunehmen ist, wie gesagt, ein schwieriger Entschluss, weil man nämlich damit einen, welchen man nun zum jüngsten machen will, des Plagiats beschuldigt. Einer anderen Ansicht ist dagegen dieses Verhältnis ganz willkommen: Übereinstimmung selbst bis in das Einzelne, Abweichung da-
757 neben in unzählbaren Stufen bis zu grossen anders angeschauten und verstandenen Theilen der Sage; darin besteht ja die nachzuweisende Eigenthümlichkeit aller Volksdichtung. Das ist die rechte Einzelheit, die für sich lebt und doch stets auf das Ganze weiset und von ihm das Leben hat: über allem Einzelnen schwebt eine unergreifbare Einheit und verbindet sie. Ist doch merkwürdig und nicht zu übersehen, dass selbst jene drei zu einem Stamme gehörigen Hss. der Nibelungen, so von einander unabhängig sind, dass keine von der anderen unmittelbar kann hergenommen sein, sondern jede ihr Eignes hat.

Wir wollen nun ohne Rücksicht auf diese Einwürfe Hrn. Lachmanns Vorstellung an sich betrachten. Er nimmt eine *ursprüngliche Gestalt* des Ganzen an als eine wirklich dagewesene. Die erste Frage lautet: wo und bei wem ist diese zu suchen? Eine unmittelbare Antwort findet Rec. in der Schrift nicht und muss demnach jene Frage anders stellen: von wem rühren die mannigfachen Abänderungen, überhaupt die durch die Untersuchung aufgedeckten Eigenschaften des Liedes? Wir finden überall die Auskunft: von Dichtern, Ordnern, Diaskeuasten, Kritikern. Nirgends aber wird bemerkt, also wohl geleugnet, dass sich etwas volksmässig in dem oben bemerkten Sinne ohne einwirkende Absicht anders gestaltet hätte.

Jene Eigenschaften, wie sie in dieser Schrift dargelegt worden, sind verschiedener Art und wohl zu unterscheiden. Ein Theil betrifft das Ganze, z. B. die noch sichtbaren Nähte

bei der Zusammenfügung, das Einschieben neuer Personen in die Fabel. Im Gegensatz zu der Gestaltung, die der Verfasser der Klage vor sich hatte, ist auch anzunehmen, dass die Grundansicht, die Angel, um die sich das Ganze dreht, bei unserer Nibelungennoth Zuthat des Dichters ist. Andere aber betreffen das Einzelne und sind jenen gegenüber geringfügiger Art; die Spitze wäre etwa, dass der Verf. nachweist, die Worte: „*do sprach der küne Dancwart*“ wären Überarbeitung. Grösstentheils gehört hierher, was von Überflüssigem, Eingeschobenem, Verworrenem usw. angemerkt ist.

Jene erstgenannten, die wir, ohne dass man weiter etwas daraus folgern soll, innere Eigenschaften nennen wollen, müssen natürlich dem Dichter des Ganzen zugeschrieben werden: von ihm also kommt jene *ursprüngliche* Gestalt der Nibelungennoth, die wir in der auf uns gelangten so ziemlich vor uns haben sollen, denn jene war nach des Verf. Worten (S. 5) „eine der jetzigen sehr ähnliche“. Sie ist etwa noch durch die Hände eines oder zweier Ordner gegangen. Die äusseren Abänderungen dagegen müssen grösstentheils schon ihrer Natur nach, z. B. das Unverständliche, Nachklänge halb verlorener Gesänge, Widersprüche in den verschiedenen Abenteuern von den Dichtern, Ordnern der einzelnen Lieder herrühren. Ihrer 758
werden mehrere für ein Lied gar wohl angenommen; eins und das andere ist schon durch ein Paar, ja drei bis vier Hände gegangen (vgl. S. 66), eh' es zu dem Dichter des Ganzen gelangte. Einen *ersten* Dichter der einzelnen Lieder, also auch eine *ursprüngliche* Gestalt derselben, von welcher dann die ursprüngliche Gestalt des Ganzen abhängen musste, nimmt der Verf. nun noch an (vgl. S. 14. 19).

Hierbei wäre Folgendes zu erinnern. Die Einheit des Nibelungenliedes als Folge der Einheit eines Geistes, der es geschaffen, leugnet der Verf. nicht (vgl. Anmerkung 1). Glaubt er auch, dass eine gewisse epische Weise verbreitet war, da wir das grosse Heldenbuch (nach dem Bruchstück einer Pergamenthandschrift), den Alphart in einer so sehr ähnlichen Art gedichtet besitzen, die nicht wohl sämmtlich von einem Meister herrühren können, so ist damit noch nicht die Frage beant-

wortet: wie hat der Dichter des Ganzen die Einzelnheiten der verschiedenen Dichter und weitere Überarbeitungen in einen so gleichmässigen Guss gebracht? Wir müssen ihm nun auch in der Form grosse Freiheiten zugestehen, dem Stoff nach verstehen sie sich von selbst, da ihm jene bedeutende Einwirkung auf das Gedicht durch Einrücken ganzer Personen, wie vielleicht Rüdigers, anheimfällt; dem Dankwart gelingt es nicht recht, sich in die Fabel einzufügen (Note 38); in dem Abschnitt von Siegfrieds Jugend und Fahrt rührt auch vieles von ihm (S. 72). Sogar eigene Erfindungen des Dichters denkt sich der Verf. auch, wie wir daraus abnehmen, dass er sie beim Traume der Chriemhilde aus anderen Ursachen ableugnet. Von diesem Traum heisst es (S. 70), er sei so zart gehalten in jeder Zeile, dass er nur von diesem Dichter des Ganzen herrühren könne, wenn er auch aus einem älteren Liede hergenommen sei. Dieses „wenn“ ist aber hernach Anmerkung 71 der einzige Grund, warum dieses Lied so schön ist, denn ein anderes, von ihm, wie Hr. Lachmann vorstellt, eingerücktes, worin Günther und die übrigen Siegfrieds Tod schwören, ist mangelhaft, und zwar deshalb, weil es nicht nach der Sage, sondern aus eigenen Mitteln hinzugedichtet ist. (Also das Frischlebendige hätte doch nur in der Sage seinen Ursprung, und dieser Dichter, den Hr. Lachmann, nach dem, was er ihn thun lässt, einen herrlichen nennen sollte, wird matt, wo er selbst reden muss.) Wir lassen das ruhen, aber wenn diesem Dichter so viel Freiheit für Stoff und Form muss zugeschrieben werden, wie wird es begreiflich, dass er das Verworrene, die Nähte der Zusammenfügungen, ja den Widerspruch, von dem doch Hr. Lachmann einige starker Art, z. B. die Klage Hagens über Dankwarts Tod, während dieser noch lebt, annimmt, nicht bemerkt, sondern aus den einzelnen Liedern aufgenommen, gleichsam gebilligt
759 hat? Dem flüchtigsten Übersetzer wird man heut zu Tag dergleichen nicht zu gut halten; auf der anderen Seite ist jener Dichter so geschickt, dass man bei unzweifelhaften Zusätzen, wie die Stadt Wien ist, die Einfügung nicht erkennen kann. Auch Achtung oder Rücksicht für die Überlieferung kann ihm Hr. Lachmann nicht beilegen, eben der Freiheit wegen, die er

ihm gegeben. Dagegen aber, warum sollte ein anderer, der nicht nach unseres Verf. Hypothese die Erscheinungen des Nibelungenliedes sich erklärt, nicht darin eine Achtung vor der Überlieferung erkennen, dass selbst die St. Galler und die Hohen-Emser zu Wien nichts anzutasten wagten und alle wiederum jene seltsamen Dinge beibehielten? Ja, ganz Bewegliches, wie Ziffern sind, ändern sie nicht einmal, z. B. die achtzig oder sechszig Recken Hagens und Dankwarts. Selbst nicht die immer etwas unglaubliche Zählung (die Hr. Lachmann nicht anmerkt), wornach Chriemhilde im geringsten Fall schon 48 Jahre alt ist, sehr leicht 54 zur Zeit, wo sie dem Etzel ein Kind gebiert; je nachdem wir nämlich 18 oder 24 Jahre bei ihrer Verheirathung mit Siegfried voraussetzen, denn die übrigen Angaben hat das Lied: 10 Jahre lebt sie mit Siegfried (V. 2874 [659, 2]), 13 Jahre nach seinem Tod (V. 4582 [1082, 2], die Hohen-E. Hs. hat 12 J.) als Wittwe, 7 Jahre mit Etzel, bis sie einen Sohn zur Welt bringt (V. 5564 [1327, 2]). Ihre Rache fällt noch 6 Jahre später, also in das 54ste oder 60ste. — Auf einen späteren Ordner kann Hr. Lachmann die Schuld auch nicht wälzen: wozu zwecklose und unsinnige Verderbnis? Überdiess sind ja jene Erscheinungen als natürliche, aus der Lage der Dinge hervorgehende eben zugleich Zeugnisse von der früheren Bildung des Ganzen in besonderen Abschnitten.

Es bleibt noch etwas über die Dichter, Ordner der einzelnen, unabhängigen Lieder zu sagen. Ihnen müssen die äusseren Veränderungen zugeschrieben werden. Auch hier glaubt Hr. Lachmann, wie schon bemerkt, an einen ersten Dichter, von dem die ursprüngliche Gestalt herrühren musste. Dass dieser aus der lebendigen Sage geschöpft, nimmt er allerdings an, aber über das Verhältnis seiner Arbeit zu jener Quelle, worauf so viel ankommt, finden wir nichts gesagt, und es ist nicht klar, wie es von ihm gedacht wird. War die Sage roh, ohne Form, ohne Spur der schönen Ausfüllung, die wir jetzt bewundern, war sie prosaisch in der Art, die wir noch heute bei Volkssagen finden? Dann müsste man von Rechtswegen von einem ursprünglichen Dichter reden, wurden aber jene Fragen ver-

neint, so hieng es von dem Verhältnis ab, das man zu jener schon vorhandenen Dichtung für die neue behauptet, ob er ein blosser Aufzeichner oder auch ein noch immer selbst schöpferischer Dichter zu nennen wäre. Wenn wir bemerken, dass der Verf. von einem solchen Diaskeuasten den Versuch her-
760 rühren lässt, Folker den Spielmann einzuführen, so können wir sehen, wohin er sich neigt und dass er an keinen Aufzeichner und Bewahrer der Sage denkt. Übrigens, nimmt man hier selbstschaffende Dichter an, so sind wir überzeugt, dass es nur ein Paar solcher Hände bedurfte, um ein ganz anderes, von jenen Volkssagen völlig nach Inhalt und Form verschiedenes Gedicht zu haben.

Für welchen Fall sich aber der Verf. entscheiden wird, so kann doch immer gefragt werden: wie erklären sich die nach ihm von den auf einander folgenden Diaskeuasten herrührenden Eigenschaften der Lieder, da sie grösstentheils wie Verschlechterungen aussehen; es erscheint darin ein allmähliches Herabsinken von ursprünglicher Reinheit, nur eins und das andere wäre ein lobenswürdiger Zusatz gewesen, etwa Hagens Probe an dem Capellan, wenn er ihnen vom Verf. zugeschrieben wird. Das durch unvollständige Überlieferung (mündliche oder schriftliche?), deren auch (S. 59) bei Gelegenheit gedacht wird, eins und das andere sich einschleichen konnte, mag man zugeben, aber dann wäre der Dichter des Ganzen immer zu tadeln gewesen, dass er nicht nach vollständigerer getrachtet; aber von dem Eingeschobenen, Ausmalenden, Unnöthigen darf das doch nicht angenommen werden. Je freier die Diaskeuasten und ohne Rücksicht auf das Überlieferte gedacht werden, desto mehr ist sich über das Verwirrte, Unverständliche, die blossen Nachklänge zu verwundern. Wie aber, wenn sich in den Dingen, die nicht aus dem Ursprünglichen sollen geschöpft sein, Spuren von einem grösseren Zusammenhang, der auch dieses umfasste, aufthäten oder eine mythische Bedeutung darin sich zeigte, die den Vorwurf einer gewöhnlichen Zuthat wegnähme?

Wir sind ausführlich gewesen, weil es gewiss wichtig ist, zu erforschen, wie das Epos bei den Völkern sich gebildet, aus welchen Händen es hervorgegangen, welche es in dem Lauf

der Jahrhunderte gehalten und getragen und wessen Geist in ihm lebt. Überall aber begegnet uns dasselbe: ein mächtiges Ganzes, niemals vollständig ausgesprochen, neben dem Herrlichsten einzelnes Lückenhaftes, Unverständliches, Widersprechendes, es scheint sich nur hier mehr, dort weniger herausgearbeitet zu haben, um einem Vollkommenen, aber Unsichtbaren, niemals Wirklichen immer näher entgegenzudringen. Fehler hangen mit der Vortrefflichkeit zusammen, es ist jedesmal ein Widerschein darin von den Eigenthümlichkeiten der Zeit, und die verschiedenen Gestaltungen können nicht gegen einander abgewogen oder zusammengeschmolzen werden, damit man ein einziges Vollkommenes erhalte. Dasselbe zeigt sich schon in unserem Hildebrandslied, in den eddischen Gesängen, wie in den noch heute lebenden Volkssagen und Hausmärchen.*)

[anonym.]

WUNDERGESCHICHTEN UND LEGENDEN DER DEUTSCHEN. 1206

Erstes Bändchen. Quedlinburg 1816. 175 S. Zweites Bändchen, das. 176 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1817. Erstes Halbjahr. No. 151, am 11. Juni 1817. S. 1206—1207.

Der Verfasser theilt ein Paar wahrscheinlich aus mündlicher Überlieferung aufgefasste Sagen mit, an sich löblich, aber in einer Bearbeitung, die wir, wenn sie auch besser als hier gerathen wäre, nicht loben könnten. Knecht Ruprecht, womit der zweite Band anfängt, ist eine artige Geschichte von dem neckenden boshaften Geist, der daneben wie Rübezahl einen gutmüthigen Zug hat. Eine Erzählung von eben diesem, wie er einer jungen Wittwe, die durch die schlesisch-böhmischen Gebirge fährt, in einem Zauberschloss eine eigentliche Vorge-

*) [Vgl. hierzu den von Zacher herausgegebenen Briefwechsel über das Nibelungenlied von C. Lachmann und Wilhelm Grimm und den Brief an Jacob Grimm in der Zeitschrift für Deutsche Philologie II, 1870. S. 193—215. 343—365. 515—528.]

schichte von dem erleben lässt, was ihr hernach in Carlsbad in der Wirklichkeit begegnet, ist gut, und beide Stücke sind bei weitem am besten, d. h. am einfachsten und natürlichsten vorgetragen, so dass sie einem anderen Verf. zuzugehören scheinen. Der Erzählung von dem Graumännlein liegt auch vielleicht Wahres zu Grund, und die Sage von den Zwergen im Schwalberg hat an sich ihren Werth, aber sie ist wirklich gar zu unerträglich dramatisch dargestellt. Die Zwerge werden, wie das in anderen Sagen vorkommt, gebeten, ihr Küchengeschirr Menschen zu leihen, die ihnen dafür als versprochenen Lohn nach dem Gebrauch darauf Leckerbissen hinstellen. Ein Schäfer nimmt diese Speise den „Bergesalten“ (Volksausdruck für Zwerge?) weg und besudelt ihnen die Schüsseln, wofür sie ihn dann strafen. Den zweiten Band nannten wir zuerst, weil er der beste ist; im ersten steht das bekannte Märchen Aschenputtel voran, aber es ist dem Inhalte nach so kahl und ohne alle die vielen schönen Züge, z. B. nichts kommt von dem Baum vor, der auf der Mutter Grab steht, von den Tauben, die geflogen kommen und Hilfe leisten, nur am Schluss werden sie kurz erwähnt, dass man es ohne alles Vergnügen liest. Auch die Erzählung ist ungefähr in der unleidlichen Art, die der Bibliothekar des Romantisch-Wunderbaren*) aufgebracht hat, und wobei stark mit Rauschgold besetzt wird. Z. B. gleich S. 16: „die Haut der Dirne glänzte wie Lilien in der Morgenröthe, ihr Busen schwoll wie Knospen am Frühlingsgesträuche, die Arme blühten, wie Ranken voll Frucht und Leben, und die zarten Füsse waren so zierlich, als hätte der Grossultan sie aus China verschrieben“. Und S. 21: „als aber auch Drell und Wolle die blendende Schönheit des lieben Mägdleins nicht mehr bergen konnten und die
1207 liebe Sonne ihnen die frische Blüthe der Jugend in der holden Magd einst beim Frühstück in der Laube von Geisblatt und Jasmin in ihrem lieblichsten Glanze zeigte: da liess sie Satan den duftenden Brautkranz in dem köstlichsten Haarschmucke der jungen Nymphe erblicken

*) [Vulpius.]

und entzündete ihren Verdruss zur wilden Flamme des Zorns und der Grausamkeit.“ Wahrscheinlich hat der Verf. zur Zeit der romantischen Dichtungen der Vorzeit starke Lieferungen in Ritterromanen übernommen und versucht sich jetzt in Sagen und Märchen. — Die drei Johanniter gründen sich wohl auf eine noch gangbare Volkssage. Drei Geister haben keine Ruhe, weil unter dem Haupte des einen das Archiv der Grafen von Mansfeld liegt, das durch ihre Erscheinung endlich an den Tag kommt. Merkwürdig ist der Eingang von den beiden Seen, die, durch einen schmalen Strich Landes getrennt, feindselig gegen einander erscheinen; der eine hat süsses, der andere salziges Wasser, sie strömen immer entgegengesetzt und berühren sich niemals. Wer denkt nicht an die Sage von jenen Flammen, die sich von einander abwendeten, weil, was das Feuer verzehrte, im Leben sich gehasst hatte? Im Rosstrapp, so wie in der Fortsetzung Ilsenburg ist die bekannte Sage stark überarbeitet, mit allerlei Zuthaten versetzt und, wie jemand, der die treuen Überlieferungen in der Sammlung deutscher Sagen von den Brüdern Grimm damit vergleichen will, leicht erfahren kann, sehr verschlechtert.

Hätte der Verf. auf ein Paar Bogen die Sagen, wie er sie gehört hatte, ohne etwas auszulassen, aber auch ohne die Zuthat von falschem Gewürz gerad und schlicht erzählt, so wären wir ihm für den wenn auch kleinen Beitrag dankbar gewesen. Denn der Werth dieser Überlieferungen, worin sich bei den Deutschen so gut, wie bei anderen Völkern, Sitten, Charakter und Bildung vergangener Zeiten darstellen, wird kein Verständiger mehr ableugnen und sie so gut zu schätzen wissen, als etwa die griechischen bei Herodot oder die römischen bei Livius oder die nordischen bei Saxo Grammaticus. Haben doch auch bei uns nicht bloss Dichter, sondern auch Geschichtschreiber, die Sinn für das Lebendige haben, wie z. B. Johannes Müller sie der Betrachtung und Achtung werthgehalten, und dabei kann man leicht überhören, was eine Eintagsfliege darüber brummt oder ein litterarischer Thurmwärter etwa darüber ausruft.

[anonym.]

1369 KOLOCZAER (KOLOZER) CODEX ALTDEUTSCHER GEDICHTE.

Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth, 1817 bey Konrad Adolph Hartleben. 464 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr. No. 172, am 8. Juli 1818. S. 1369—1375.

Der würdige ungrische Gelehrte, Martin Georg von Kovachich, fand im Jahre 1811 auf der Capitular-Bibliothek zu Kolocza, tief in Ungarn, eine starke Handschrift altdeutscher Gedichte, welche bis jetzo grösstentheils unbekannt oder doch ungedruckt geblieben waren. Er liess in Schlegels Museum IV, 402 — 440 unter dem sonderbar gewählten unrichtigen Titel: „Konrads von Würzburg Gesammtabentheuer“ eine umständliche Inhaltsanzeige einrücken, und seitdem haben wohl mehrere Freunde der altdeutschen Poesie die Benutzung und Vergleichung dieser Handschrift gewünscht. Wir sehen gegenwärtig, und vermuthlich auf Unkosten des zuerst genannten Herausgebers, des Grafen Mailáth, nicht die ganze Handschrift, sondern einen guten Theil, etwa ein Viertel des gesammten Inhalts rasch im Druck herausgegeben. Ein Unternehmen, das zwar wegen der guten Absicht und darauf verwandten Mühe Lob, hingegen auch den Tadel verdient, dass es sich nicht um die Vergleichung älterer und besserer oder doch aushelfender Abschriften bekümmert, sondern den Text ganz roh, bloss mit hinzugefügter Interpunktion aufgestellt hat. Nun aber befand sich zu Rom, wie man längst wusste, und befindet sich jetzt zu Heidelberg ein sehr zugänglicher und noch vollständigerer Pergament-Codex derselben Sammlung (Cod. palat. 341, s. Wilkens Verzeichnis S. 417—428). Ferner bewahrt die kais. Bibliothek zu Wien eine kleinere, aber ältere Sammlung, in welcher viele der in jenem grösseren befindlichen Gedichte angetroffen werden. Dies hätte freilich der Kritik des Textes mannigfaltigen Stoff dargeboten. Wenn inzwischen Rec. überlegt, wie unsicher, schwankend und fehlerhaft die bisherigen

Grundsätze, besonders der altdeutschen Grammatik beschaffen gewesen sind, und dass dazu von einem Anfänger in diesem Fache, wie Herr Köffinger zu sein scheint, keine eigentlich kritische Ausgabe, sondern eine blosse Durcheinanderwerfung verschiedener Lesarten zu erwarten gewesen sein dürfte, so
steht er gern von jener Forderung ab und nimmt mit dem ge- 1370
gebenen Abdruck vorlieb. Tadelnswerth in jedem Sinne scheint ihm aber die Aufnahme solcher Stücke, die bereits und zwar besser gedruckt herausgegeben waren, wohin das Gedicht von der goldenen Schmiede S. 1 — 51 und der arme Heinrich S. 421 — 464 gehören; diese Bogen hätten füglicher mit anderen Erzählungen gefüllt werden sollen.

Die übrigen Stücke sind dem Inhalt nach nicht übel ausgewählt, und besonders gehören: die Wiener Meerfahrt und Pfaff Amis zu den besseren und lebendigeren Erzeugnissen des 13. Jahrhunderts. Von Reinhart Fuchs haben die Gebrüder Grimm längst eine Ausgabe angekündigt, welche hoffentlich die Lücke der Kolotzer Handschrift (Vorrede S. X) zu ergänzen vermag oder über die auch in der pfälzer Handschrift zum Theil anders erscheinende Auslassung Auskunft gewähren wird. Das schöne Gedicht: Crescentia S. 241 ff. ist zum Theil wörtlich nach der früheren Dichtung, welche sich in der ungedruckten Reimchronik aus der Mitte des 12. Jahrhunderts findet, behandelt. Es ist höchst anziehend zu vergleichen, worin der ältere Reimer dem späteren nicht nach-, sondern überall beinahe, die Sprödigkeit des Versbaues abgerechnet, vorsteht. Die schönsten Gedanken und den frischesten Ausdruck hat der frühere Dichter bei aller seiner Herbheit.

Wir wollen aus dieser Crescentia einige Proben heben, wie es um die Correctheit der hier gelieferten Abdrücke stehe. Sogenannte Kleinigkeiten, wie mochte st. mohte, untz st. unz, die st. diu (Nom. Sing. Fem. und Nom. Pl. Neutr.) mögen, weil sich die Fehler zu oft wiederholen, dabei übergangen werden. Zeile 5 lese man wunsches statt wunschez, — 30. swert st. schwert, — 37. streiche man die falsche Conjectur want, — 55. lese man: Lateran, — 58. romere st. romer, — 59. 60. mere, here st. mer, her, — 68. sie sprachen st.

sie sprach, — 74. sus st. sust, — 76. kuniginne st. kuniginnen, — 77. umbe-vienc st. umbe vienc, — 91. ratgebe st. Rathgebe, — 107. libes st. liebes, — 126. wort sie st. wort, — 129. benige soll so viel sein als winie (amica, uxor), der neue Dichter schrieb aber winige, dem Reim auf menige zu Gefallen, — 130. ervreischet st. er vreischet, — 141. du enwandels mir st. du wandest, — 142. statt: so bist du, diu
1371 die schande hat, wäre besser: diu den schaden hat, — 156. gefreischent st. ge frischent, 175. wundern-schire, — 189. stehet:

daz wir an unser veine
unser stunden meine
rugen usw.

man lese: daz wir an unser venie (oder venige)
unser sunden menie (menige) usw.

201. l. empor-lanc, — 210. statt des vermutheten im ist zu lesen ich, — 222. der werlde spot st. tot, — 223. zwene st. zween, — 229. nu sich st. ru sich, — 231. schonez bettegewete st. bette, gewete, — 246. das fehlerhafte gesungen hätte gar nicht gedruckt werden dürfen, — 260. wie ist iv st. ich uch, — 262. hulde st. holde, — 269. 377. mit-alle st. mit alle, — 279. 281. l. verlurst, verholn st. ver lurst, ver holn, — 304. sahen st. sachen, — 312. ist das Komma hinter brewen (bruwen) zu löschen und 312 hinter vrowen zu setzen, — 330. iungest st. Jungest, 349. storte st. stoerte, 352. 359. iv st. ivch, — 358. Rome, — 362. willen st. wille, — 370. hahen st. hohen, — 371. diese Zeile ist getrost ganz zu tilgen, — 379. ist das Komma hinter hunt zu streichen, — 382. tiefe st. tieffe, — 390. er-beizten st. er beizten, — 392. daz st. das, — 395. kneht' st. kneht, — 404. ir vrowen st. vrowe, — mit sne-wizer hende st. sine wizer, — 419. wazzer st. wasser, — 433. kucket' ist ganz recht und heisst: erquickte, brachte wieder zum Leben; der Reim sin zu heim dagegen bedenklich, — 447. swes st. swez, — 445. durchrecken, — 456 ist das Komma hinter sie zu tilgen, — 457. unscult st. unsult, wie das Wort von sollen stammt, — 464. in st. im, — 490. daz st. ditz, — 500. herren st. herre.

Dies ist es, was Rec. in 500 ganz zufällig zu der näheren Durchsicht genommenen Zeilen anzumerken findet. Das Meiste darunter mag der Handschrift selbst zur Last fallen, die vermuthlich sehr leserlich geschrieben und von dem Herausgeber sorgfältig (was immer rühmlich anerkannt werden muss) in dem Abdruck corrigirt worden ist. Rein und richtig aber darf ein solcher Text nicht genannt werden. Da die heidelberger Handschrift selbst in kleinlichen Fehlern mit der Kolotzer übereinkommt, so möchte man fast vermuthen, dass die letztere eine Afterabschrift der ersteren sei. Um ungefähr zu erkennen zu geben, wie das Gedicht ursprünglich gelautet haben möge, wollen wir nicht nur die Zeilen 594—688 in einem gereinigten Texte hersetzen, sondern auch die Parallelstelle aus der Quelle des späteren Dichters, nämlich der obenerwähnten um hundert Jahre älteren, noch völlig ungedruckten Reimchronik hinzufügen. Es möchten sich in der ganzen altdeutschen Poesie wenig so merkwürdige Vergleichungen darbieten.

dú rede was dem viztuom zorn,
ein eit von im was gesworn,
daz er ir mit valscher kunst
erwúrbe des herren ungunst.
mit grimme gie er in den sal, 1372
da die meide sazen uberal;
do er die vrowen an sach,
disú wort er zorniclichen sprach:
„o we, du unholde,
sizzestu hie mit golde
gezieret unt behangen?
ez ist dir wol ergangen,
ich wil des wesen sicher;
du soltest billicher
da ze holze varn,
danne meide hie bewarn!
ich kan nicht wizzen, umbe waz
ich mich gegen dir so vergaz,
daz ich des je geruchte
vnde zu dir besuchte
deheinen minen willen;
man solde dich mit besemen villen!“ —
„ich enruche nicht, waz ir spreht,

ir tuot mir michel vnreht,
wan ich ú minen dienst bot,
daz ir mich liezet an not;
ich en bin kein vnholde.“ —
der viztuom sie wolde
mit den füzen stozen,
vf-sprungen ir genozen
vnt werten, daz ez niht gescach.
do er sich an ir niht gerach,
dannen schiet er vnvro,
michel was sin dro.
do want sie ir hende:
„nu bin ich ellende,
luzel mir daz frume was,
daz ich des wages genas,
nu muoz ich mit itwizzen sin;
daz erbarme dich, herre trehtin!“ —
do rieten dú magetin
daz sie ir weinen lieze sin
vnt ir herren klagete,
nimmer er irz versagete:
„er rihtet dir wol mit eren.“
sie wolt sich dran niht keren:
„ich wil mime herren guot
niht betrüben sinen muot
durch dehein ungemach;
daz mir der viztuom ubel sprach
vnt swaz er hat an mir getan,
daz wil ich allez lazen stan
immer ungerochen;
ia hat er mich besprochen,
er wolt mich gerne swachen!“ —
der viztuom liez im machen
einen slüzzel zu der kamern;
des muoz min herze iamern,
daz er sie bracht in arebeit
vnt in so groze herzeleit!
der hunt, der vngetrúwe man
huop sich zu der kamern san;
als er sie lise ufsloz,
do wart ein michel wintstoz.
1373 in dem selben winde
sneit er ab dem kinde

daz houbt mit dem swerte,
als sin bosheit gerte,
do was sunde vnt schade groz,
der vrowen leget' erz in die schoz,
sam ob sie'z selbe hete getan.
sa ze hant huop er sich dan
vor sines herren bette,
ez duht' in allez wette,
waz im von ir was geschehen.
dem herzogen begunde er iehen:
„ez wer ein teil ze spate
nach der hanen krate,
er solde balde ufstan
zu der metten gan,
ez schine der tagesterne.“
„ich slief noch viel gerne;
mit der metten du mich mit!
min meisterin weiz wol die zit,
nu ervar mir, waz daz mache
daz sie nicht enwache;
ich sich wol, ez ist tag.“ —
er gie, da dú vrowe lag
vor allem meine bloz.
der tür tet er einen stoz
daz sie brast enzwei.
eia, wie lute er schrei:
„woluf alle die hie sint!
ja hat dú morderin daz kint
ermordet an dem arme etc.

Diese kleine Stelle, auf die wir uns des Raumes wegen beschränken müssen, lautet in der älteren Bearbeitung folgendergestalt:

mit zorne gie er in den sal,
dar sazen die megede vberal,
er sprach: „waz huotes duo dase,
vbele horn-blase!
duo soldes billecher da ze holze varn,
dan die megede hie bewarn;
duo bist ein vnholde
vnde sizzest hie behangen mit golde!“
sie sprach: „goteweiz her guot kneht,
ir tuot mir michel unreht;
wande ich iu min dienest enpot

daz ir mich liezet ane not;
got weiz wol die scuolde
ob ich bin ein unholde,
oder ie deheines zouberes gephlac".
er wolde ir tuon einen slac,
stozen mit den füzen,
die megede in enliezen;
dannen schiet er unvro,
vil michel was sin dro.
do want sie ir hende,
sie sprach: „ach mich enelende!
daz ich des wages genas,
luzzel hiefet mich daz.
1374 nu muoz ich mit itewizzen sin,
daz irbarme dich, herre trechtin,
durch dine guote
ia sint die mine note
noch vil ungeslizzen,
er hat mir manige hoende verwizzen!" —
do rieten ir diu magetin,
daz sie ir weinen lieze sin,
vnd clagete iz ir herren,
der rihtet iz nach dinen eren;
wir megede sprechen alle darzuo;
unmere ist uns sin dro,
er sol es sere intgelden,
daz er dich ie torste geschelden".
si sprach: „ich enwil in niht truoric gesezzen,
er mac mich es wol irgezzen;
daz er mir ze leide hat getan
daz wil ich also lazen stan
immer ungerochen;
er hat mir an scuolde vil leides gesprochen.
Ein smit mit sinem hamere
der worhte zuo der kamere
einen sluzzel vil veste,
daz iz nieman ne weste,
wan der gote-leide,
der swuor im zwene eide,
daz er in daz wol hele,
daz er sich in der vrowen kemenaten verstele,
des abendes so spate

er gienc zuo der vrowen kemenaten,
alse er die kamenaten vf entsloz,
do wart ein michel wintstoz;
in dem selben winde,
do sneit er dem kinde
daz houbet abe mit dem swerte,
sam ez diu vrowe ermordet hete.
er leget' ez ir an die scoze,
do tet er scaden grozen
der goteleide vizetuom
der verloz sin rehtez hertuom.
der vizetuom gie so drate
zuo sines herren kemenaten,
er sprach: „herre, ir solt ufstan
zuo der mettene gan,
ja schinet der tagesterne,
ir ne sliefet nie neheines morgenes so gerne“.
der herre im antwuorte
mit susgetanen worten:
„der mettene du dich virmit,
biz iz mine meisterinne dunke zit;
ez enist noch niht ze spete,
ich wene dehein hane noh krete
hinaht bi dirre naht;
ich ne weiz, warumbe du mich irwekit hast;
nu irvar, waz daz mache,
daz min meisterinne selbe nin'erwache“.
do gienc er also drate
zuo der vrowen kemenaten,
uf huop er den fuoz,
er tet der ture einen stoz
daz sie al ce brast en-ein.
vil luote er ir zuo screi:
„uf, uf, alle die hie sin!
ia hat diu valendin
daz kint ermordet an dem arme etc.

Kennern der altdeutschen Litteratur braucht es nicht erörtert zu werden, dass die Redensarten der zuletzt mitgetheilten Recension der altepischen Sprache merklich näher liegen. — Wir ermuntern schliesslich die Herausgeber dieser Sammlung, in ihrem Eifer nicht zu erkalten, sondern namentlich in den übrigen

Bibliotheken, Klöstern und Archiven Ungerns, Siebenbürgens und Croatiens zu forschen, ob nicht in ihnen andere und vielleicht wichtigere Denkmäler der deutschen Sprache aus älteren Jahrhunderten noch verborgen liegen.

[anonym.]

1375 REINECKE FUCHS.

Ein Volksbuch. Aus den plattdeutschen Reimen in hochdeutsche Prose aufs neue getreu übergetragen. Mit vielen Kupfern. Tübingen, bey C. F. Osiander. 1817. 209 S. in Queroctav.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr, No. 172, am 8. Juli 1818. S. 1375—1376.

Die Kupferstiche, um derentwillen die vorliegende Bearbeitung des berühmten Gedichtes unternommen worden sein mag, sind im Ganzen nicht missrathen und besser in das Wesen der Thierfabel eingedrungen, als die Bilder der Gottschedischen Ausgabe. Es kommt nämlich nicht darauf an, den Löwen, Bären, Fuchs etc. naturgeschichtlich treu vorzustellen, sondern wie diese Geschöpfe von der Fabel mit der menschlichen Rede begabt worden sind, so soll auch der Künstler ihre Gestalt, Haltung und Gesichtszüge aus dem bloss Thierischen herausarbeiten und ihnen den feineren Ausdruck des Menschen zu leihen wissen. Auf solcher Verschmelzung und Idealisirung thierischer Formen beruht allein das Ergötzliche von dergleichen Bildern, ja die Natur der Fabeln insgemein. Wir finden daher die Holzschnitte der älteren Ausgaben des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts doch noch mehr im Geiste des Gedichts, einige darunter sind vortrefflich zu nennen, und nach ihnen sollten neuere Künstler studiren, wenn sie die Sache noch weiter zu bringen gedächten. Auf den gegenwärtigen Zeichnungen sind uns viele Thiere zu natürlich und zu kalt dargestellt, namentlich scheint der Löwe, die Löwin, der Bär, Affe und, was noch mehr zu bedauern, der Hahn nirgends gelungen und der Thierfabel gemäss. Lob hingegen verdient, dass die Hauptgestalt, Reineke selbst, auf allen Bildern am besten getroffen worden ist, besonders haben uns seine Stellungen S. 149. 117 und 49 gefallen. Das Pferd mit dem Füllen S. 117 durfte

auch wie in der Fabel selbst natürlich genommen werden. Wo aber der Künstler die Hofversammlung darstellen will (S. 1. 10. 58), zeigt sich das Mangelhafte seiner Manier am deut- 1376
lichsten; es fehlt an aller lebendigen Composition und Vertheilung.

Die Bearbeitung des Textes ist ganz lesbar, wiewohl sie weit hinter der Gefügigkeit und feinen Wendung des plattdeutschen Verses zurücksteht. Besonderen Fleiss hat der Verf. der Übersetzung nicht darauf verwendet, noch weniger ein gründliches Studium des Originals verrathen. Dies beweist schon die ungleiche Behandlung der Eigennamen. Denn wenn z. B. das niederdeutsche Brune, Plückebüdel, Krassefoet in Braun, Pflückebeutel (plücken ist lieber das hochdeutsche rupfen, zausen), Kratzfuss verändert wird, so hätte auch die Krähe nicht Scharfenebbe, sondern Scharfschnabel, die Ente nicht Alheit, sondern Adelheit benannt werden sollen. (Man kann aus Schützes Idiotikon sehen, dass Alheit oder Alke im Niederdeutschen eine dumme Gans oder Ente bezeichnet.) Dieselbe Bemerkung trifft die Übersetzung oder Beibehaltung der Bauernamen, z. B. Kückelrei S. 23 ist ganz plattdeutsch, im Hochdeutschen: Gaukelrey, Gückelrey; so gebraucht der alte Dichter Walther von der Vogelweide (Manessische Sammlung Th. 1, S. 105 [82, 21]) Guggaldei und Meister Frauenlob (das. 2, S. 218) Guggelgiege von dummen, bäurischen Leuten. Einigemal sind dem neuen Bearbeiter nicht so wohl Schwierigkeiten, sondern andere Bedenklichkeiten bei seiner Übersetzung in den Weg getreten, z. B. S. 38, und er hat dann lieber sein Original ganz bei Seite gesetzt. Der feinen Welt mag freilich mancherlei unanständig scheinen, was man im fünfzehnten Jahrhundert und noch heutiges Tags bei unverdorbenen Landleuten naiv heraussagt. Diese Unschuld selbst in Indecenzen hat unsere gebildete Zeit längst eingebüsst, darum kann sie auch die Lust der Thierfabel eigentlich nicht mehr vertragen, und der alte Schalk von Dichter, wenn ihm angemuthet worden wäre, sein Werk so einzurichten, dass es unseren Damen auf den Putztisch gelegt werden könnte, hätte sicher die Hand davon abgelassen.

[anonym.]

1502 # SCHOTTISCHE LIEDER UND BALLADEN VON WALTER SCOTT.

Uebersetzt von Henriette Schubart. Leipzig und Altenburg bey Brockhaus. 1817. LII und 259 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr, No. 188, am 27. Juli 1818. S. 1502—1504.

Wir müssen uns bei der Anzeige dieses Buchs kurz fassen, da wir es weder viel loben können noch besonders tadeln mögen. Nach dem Titel sollte man meinen, als sei Walter Scott, der beliebte Dichter des heutigen Englands, Verfasser dieser Lieder; so gern wir sein Talent achten, würde ihm doch damit zu viel Ehre geschehen. Er ist blosser Sammler und Herausgeber, hat sich aber im Stil der Volkspoesie genug geübt und wo nicht ganze Arien, mitunter doch einzelne Töne und Wendungen in die Unschuld dieser herrlichen Gesänge eingelegt. Des Echten bleibt freilich genug, und es lässt sich Gottlob auch nicht machen. Noch viel weniger lässt es sich übersetzen. Rec. hat es gleichwohl über sich genommen und einige dieser Verdeutschungen mit den Originalen verglichen, da findet sich
1503 denn nun alles, was sich aus der verwandten schottischen Sprache gleichsam von selber auch im Deutschen ausdrückt und reimt, ganz gut übergetragen, z. B.

the youngest stude upon a stane,
the eldest came and pushed her in

S. 24. Die jüngste stand auf einem Stein,
Die älteste kam und stiess sie hinein;

allein wo man sich nicht so helfen kann, da gerathen sogleich vornehme und steife Wörter unter diese rührenden, einfachen Volksweisen, als wenn eine geputzte Dame sich unter natürliche Landmädchen mengen wollte. Z. B. im Lied heisst es:

but how can I gang maiden like,
when maiden I am nane,
have I not born seven sons to thee,
and am with child again?

und in der Übersetzung S. 116:

Doch wie kann ich gehn Mädchen gleich,
Da ich kein Mädchen frey?
Gebahr ich dir nicht sieben Söhn'
und trag ein Pfand aufs neu?

Da ist schon in der zweiten Zeile das „Mädchen frey“ viel schlechter, aber in der vierten das: ein Pfand tragen statt: wieder mit einem Kinde gehn unerträglich. Wenn in dem herrlichen Lied von den zwei Schwestern steht:

he made a harp of her breast-bone
whose sounds would melt a heart of stone,
the strings he framed of her yellow hair,
whose notes made sad the listening ear

und in der Übersetzung S. 137:

er macht eine Harf aus ihrem Brustbein,
deren Ton konnt' schmelzen ein Herz von Stein,
die Saiten aus ihrem gelben Haar er erkohr,
deren Klang macht traurig das lauschende Ohr.

so ist das vornehme „er erkohr“ unserem Gefühl höchst widrig, überdem der nicht bloss einfache, sondern bedeutende Satz, dass in der Volkspoesie das zweite Mal Gedanken und Wörter wie das erste Mal folgen müssen, ganz aufgehoben; das yellow hair musste eben so wie das breast-bone die Zeile schliessen und den Reim haben.

Da eine jede Übersetzung von Volksliedern misslingen muss, so wollen wir nicht mit der Verfasserin, die vermuthlich die Schönheit der Originale hinreichend empfindet, über einzelne Ausdrücke rechten, die sie der Sprache nach verfehlt hat (z. B. wenn sie the bonny milldams durch: den muntern Mühldamm wiedergibt), noch ihre getroffene Auswahl tadeln (denn es sind drei Viertel der Lieder unübersetzt geblieben) noch ihr vorhalten, dass ausser Scotts Minstrel andere Sammlungen, namentlich die von Jamieson zu berücksichtigen gewesen. In dieser steht das gedachte Lied von der bösen Schwester mit merkwürdigen Abweichungen S. 48 — 58 unter dem Titel the twa sisters. Rec. will bei dieser Gelegenheit einer trefflichen Sammlung schwedischer Volkslieder Erwähnung thun (Swenska Folkwisor utgifne af Geyer och Afzelius. Stokholm 1814), worin man S. 87 — 91 dieselbe Sage von der aus dem Brust- 1504

bein der Ersäuften gebauten wunderbaren Harfe, deren Stränge aus dem goldgelben Haar und deren Schrauben aus den Fingern der Unglücklichen bestanden, eigentlich noch ergreifender, wie im schottischen Lied, in zwei abweichenden Recensionen, einer westgothländischen und einer faröischen, lesen kann. Die Harfe wird in den Hochzeitssaal getragen, auf den ersten Schlag sitzt die Braut (die neidische Schwester) im Brautstuhl und lacht, auf den zweiten Schlag werden ihr die Kleider abgenommen (d. h. sie soll zu Bett), auf den dritten Schlag liegt sie todt im Brautbett. An solchen Beispielen kann man sehen, wie die Sagen und Lieder bei allen verwandten Stämmen des germanischen Volks umhergehen, aber nicht auf dem vermittelnden Wege von Übersetzung und Erborgung, sondern auf dem viel wunderbareren, wonach Gott jedem Land sein Theil als etwas Ursprüngliches und lebendig in seine Besonderheit Verwachsenes beschieden hat.

[anonym.]

1857 EINLEITUNG IN DAS NIBELUNGENLIED;

zum Schul- und Selbstgebrauch bearbeitet von D. F. J. Mone. Heidelberg, in Aug. Oswalds Univers. Buchhandlung, 1818. 89 S. in 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1818. Zweites Halbjahr. No. 233, am 17. September 1818. S. 1857—1864.

Drei Abschnitte dieser Schrift (§ 1 — 53) nehmen eine mit Kenntnis und sichtbarer Neigung zur Sache abgefasste Zusammenstellung der bis dahin gelieferten Arbeiten und verschiedenen Ansichten über das Nibelungenlied ein. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wird sie vielen nützlich und solchen, die davon schon unterrichtet sind angenehm und brauchbar sein, zumal da es nicht an eingemischten eigenen kritischen Bemerkungen fehlt. Hat das Studium erst tiefer Wurzel geschlagen, so kann man eine solche Ausführlichkeit wohl aufgeben; vielleicht wäre schon jetzt einer und der andere ohne Nachtheil übergangen, dem es mehr um eine gelegentliche Äusserung, als eine gründliche Erforschung zu thun war. Zu

den Litterarnotizen § 2 bemerkt Rec., dass es keine Pariser
Handschrift des Nibelungenliedes gibt und nur durch ein
Missverständnis, wie er von Hrn. Prof. Göttling selbst erfahren,
davon die Rede gewesen. Eine Nachricht von der Hundes-
hagischen Handschrift, wornach sie vom Jahre 1426 sein soll,
wiederholt Rec. auch hier, damit sie bestätigt oder berichtigt
werden kann. § 8 wird die Sprache des Nibelungenliedes die
altschwäbische genannt; dabei wäre nicht zu vergessen, dass
dies von den Haupthandschriften zwar gilt, sonst aber die
Sprache sich nach der Gegend des Schreibers richtet oder
auch desjenigen, aus dessen Munde die Dichtung aufgefasst
wurde. Wenigstens in den beiden Bruchstücken von Görres
finden sich unleugbar niederrheinische Formen (Altd. Wälder
III, 251). Es ist nöthig, in solchen Behauptungen vorsichtig
zu sein, weil man sonst die Entstehung oder Erhaltung des
Liedes gewissen Gegenden zuzueignen geneigt werden könnte;
wir halten es aber noch mit der Vilkinasage, welche nicht nur
deutlich (auch) Norddeutschland bezeichnet als den Ort, wo
die Lieder seien vernommen worden, sondern bis zum grie-
chischen (mittelländischen) Meer die Verbreitung der Sage be-
hauptet. Wer möchte also wohl sagen, dass in niedersächsischer
Sprache das Lied nie sei gehört worden? — § 21 wird Nobling- 1858
hort bei Hermann von Sachsenheim nach Göttling von den
Nobeln (Goldstücken) hergeleitet; Rec. hält das für ungegründet,
schon darum, weil es sonst Nobelnhort heissen müsste; es sind
gewiss die Nibelungen gemeint. — Bei der Frage nach dem
Dichter des Liedes werden die Meinungen in zwei Parteien
getheilt, je nachdem ein oder mehrere Dichter vorausgesetzt
sind. Lachmann gehört eigentlich zu beiden, denn er nimmt
einen einzigen Dichter und auch viele Ordner, Diaskeuasten an;
schätzbar bleiben seine Untersuchungen an sich, doch glaubt
Rec., dass jene Annahme in grosse Schwierigkeiten verwickele,
aus denen er sich wenigstens nicht herauszuhelfen wüsste, und
verweist deshalb auf die Leipz. Litt.-Zeit. (1817, No. 94. 95.
[S. 745–760 = oben S. 176–195]), wo er sich ausführlich darüber
erkläret hat. — § 26 heisst es, dass nichts darauf ankomme,
ob man die Nibelungen als Volkslied betrachte oder nicht, da

man am Ende doch zugestehen müsse, dass jedes alte Heldengedicht eine geschichtliche Umwandlung des alten Glaubens sei. Es ist wahrscheinlich, dass, wer das letztere zugibt, auch das erstere nicht geradezu verneinen wird, allein, dass man jene Behauptungen so ohne Widerspruch durchsetzen könne, dünkt uns sehr zweifelhaft. Z. B. Hr. von Schlegel muss bei seiner Ansicht, wornach das Gedicht aus allerlei Sagen, fränkischen, burgundischen etc. nach vorsetzlichem Plane zusammengearbeitet und mit holden Lügen ausgeschmückt ist, eben so stark sich dagegen äussern, als über die Zusammenstellung des Atlas mit Attila, deren doch hier in Ehren gedacht wird. — Wenn § 34 drei Perioden für die Bildung des Nibelungenliedes festgesetzt werden, so ist dabei nicht zu vergessen, dass dies mehr aus allgemeinen abgezogenen Grundsätzen geschieht, als dass deutlich redende Zeugnisse dazu auffordern. Stellt man sich das Nibelungenlied vor in einer stets lebendigen Bewegung und darum auch Fortbildung, glaubt man ferner, dass, sobald es poetischen Leib und Dasein erhalten, es schon in Mannigfaltigkeit sich äusserte und den Keim der verschiedenen Bildungen in sich trug, so wird man eine solche Annahme erst ohne Gefahr für die Wahrheit sich erlauben dürfen. Es ist nicht mehr als eine Handhabe, um die Veränderungen zusammenzufassen, wie man etwa das Menschenalter zu 30 Jahren annimmt, während es meist darüber oder darunter endigt. Einen
1859 Zweifel gegen die erste Periode werden wir hernach vorbringen.

Bei der geschichtlichen Erklärung, nachdem besonders auch das neben der aufgefundenen Übereinstimmung zwischen Sage und Geschichte Hervorspringende, Abweichende und Widersprechende aufmerksam gemacht ist, tritt die Meinung des Verfassers (§ 52) bestimmt hervor. Nämlich: *es liegt dem Nibelungenlied keine Geschichte zu Grunde*, vielmehr beruht es auf der alten deutschen Glaubenssage und ist seinem Ursprunge nach ein heidnisch-religiöses Werk. Als mit dem Untergang der alten Götter die Sage ihren eigentlichen Inhalt verlor, wurde ihm aus innerem Bedürfnis jener geschichtliche Anschein gegeben, und die Thaten aus der Zeit der Völkerwanderung machten jetzt den Hintergrund der alten Sage aus.

Dieser Meinung ist Rec. im Ganzen zugethan und hat sie schon verschiedentlich, zuletzt noch im Gegensatz zu der von Hrn. von Schlegel aufgestellten Hypothese vertheidigt. Es springt ja bei unbefangener Betrachtung so vielfach in die Augen, dass die geschichtlichen Helden nicht die Urheber und Vorbilder der in der Dichtung lebenden sein können; z. B. an dem nordischen Atli, der mit dem historischen Attila weiter keine Gemeinschaft hat. Indes hat Rec. Folgendes näher zu bestimmen, was manche Verschiedenheit in der Anwendung und in den Folgerungen herbeiführt. Wenn man nämlich sagt, die alten Götter nahmen die Gestalt geschichtlicher Helden an, weil sie in ihrer ursprünglichen zusammensinken mussten, so darf man nicht vergessen, dass man damit nur das Vorherrschende bezeichnet, den Gang der Entwickelung in einem Resultat scharf ausspricht. Rec. glaubt, dass, sobald jene Uranschauungen Ahndungen über göttliche Dinge irdisch und leiblich in einer Mythologie sich gestalteten, auch das historische Element wenigstens schon vorhanden war und ausgedrückt werden musste. Die Helden und Menschen sind alsbald zur Versammlung der Götter gezogen, oder wenn man will: die Götter neigten sich zu den Menschen herab und traten unter sie; ja, der Lichtstrahl ist durch die ganze Natur ausgetheilt worden. Im Fortgang, bei weiterer Entfernung von dem Ursprünglichen und dem Übergewicht, das die mannigfach hervorbrechenden schönen und furchtbaren Kräfte des Menschen erhalten, wird die Bedeutung (bis zur reinen Wiederkehr) zurückgedrängt, und das bloss Sinnlich-Menschliche, das epische Element gewinnt die Oberhand. Bei dieser Ansicht zeigt sich gleich eine Verschiedenheit in den Folgerungen. Der Verf. nimmt an, dass durch das eindringende Christenthum die alte Nibelungensage in ihrer eigentlichen Bedeutung erloschen sei (vgl. § 34) und: „die christlich gewordene im Verlauf der Zeiten mit ähnlichen geschichtlichen Namen die leeren Göttersagen ausfüllte, um so mehr, wenn diese geschichtlichen Namen auf Attila, die Hunnen etc. Bezug hatten“. Dagegen glaubt Rec., dass vor dem Einbruche des Christenthums oder ohne Einfluss desselben die 1860
Sage bereits einen geschichtlichen Charakter gehabt. Beweis

sind allein schon die Lieder der alten Edda, die in unseren Kreis fallen, wo er ganz entschieden vorwaltet, obgleich diese noch keinen Einfluss des Christenthums erfahren, im Gegentheil sichtbar unter der Herrschaft der heidnischen Götter stehen. Deutlich spricht auch ein Zeugnis bei Jornandes von Ermanrich und seinem Untergang durch Saurle und Hamder, welches Rec. in den Altd. Wäldern I, 223—227 angeführt hat. Wir sehen hier ein Stück aus der Mythe schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts völlig als eine historische Begebenheit behandelt.

Auch scheint dem Rec. die Weise, in welcher sich der Verf. den Eintritt der geschichtlichen Namen und Thatsachen in die früheren vorstellt, zu äusserlich und roh. Gewiss ist er „aus dem inneren Bedürfnis menschlicher Natur“ erfolgt, nicht aber, „um dem Liede geschichtlichen Anschein und Glauben zu geben“, sondern ohne alle Absicht, darum, weil theils eine gewisse innere Verwandtschaft der Geschichte mit der Sage, welche Verwandtschaft man immerhin aus dem ewig zu sich zurückkehrenden menschlichen Geiste erklären kann, dazu nöthigte, theils aber, weil man einen Einfluss der Sage auf das Leben selbst nicht ableugnen darf, wie er z. B. bei jener von von Tell dem Schützen sichtbar ist.

Der letzte dem Verf. ganz eigenthümliche Abschnitt ist nun der Ausführung jener Behauptung bestimmt und enthält nach seiner Überschrift eine mythologische Erklärung der Sage. Er stellt gleich voran: eine heilige Urkunde ist für uns das Nibelungenlied. Eine Wahrheit liegt gewiss darin, wenn man nur glaubt, dass das Lied aus dem ursprünglichen Geiste des deutschen Volks hervorgegangen, denn es gewährt alsdann ein Abbild desselben und ist mit Recht hochzuhalten. Glaubt man aber auch, wie Rec., dass schon früh, und so weit irgend Zeugnisse reichen, das Lied von dem geschichtlichen Charakter durchdrungen war, so würde es zuträglicher und gewinnreicher sein, die Behauptung so zu stellen: der Fabelkreis der Nibelungen hat mit der Götterlehre der Deutschen in Zusammenhang und Verbindung gestanden. Diese Verbindung hat ein Beispiel in jener der nordischen Wolsungensaga mit der Asalehre. Ob und inwiefern in unserem Falle ein solches

Herabsinken von dem Rein-Göttlichen in das Menschlich-Umhüllte später aus blossem Bedürfnis poetisch-sinnlicher Anschauung stattgefunden, oder ob es gleich als ein solches vermittelndes, nur halb sichtbares Abbild ein nothwendiges Glied in dem Kreise gewesen? Diese Frage kann so lange ruhen, bis sie einmal mit Nutzen zu beantworten neue, doch kaum zu hoffende Hilfsmittel möglich machen; jetzt würde man sich mit allgemeinen Schlüssen nach der Analogie zu begnügen haben. Die Aufgabe ist fürs erste wohl nur diese: die im Ganzen sowohl, als in den Einzelnen ruhende Idee aufzuhellen
und die Spur der ihnen ohne Zweifel innewohnenden Göttlich- 1861
keit so hoch als möglich zu verfolgen. Dabei ist es unumgänglich nöthig, die Sage in allen ihren Äusserungen zu übersehen, namentlich kann die nordische, in dieser Beziehung viel reinere auf keine Weise bei Seite gesetzt werden; selbst an die noch gangbaren Überlieferungen (Hausmärchen II, Stück 4—8) muss Rec. erinnern.

Der Verf. dagegen schlägt einen anderen, eigentlich entgegengesetzten Weg ein, der von der Spitze anhebt. Nachdem im Allgemeinen (§ 59—63) die Hilfsmittel richtig angegeben sind, durch welche der alte Glaube noch zu erforschen ist, kommt der Verf. auf die Einheit der Grundanschauungen aller Völker als nothwendige Folge der Einheit des Menschengeistes und merkt an, dass die tiefsten und allgemeinsten Ideen in der Anschauung des planetarischen Lebens gelegen. Darauf gedenkt er jener verbreiteten Mythe von dem Tode eines guten Gottes durch einen arglistigen Feind, wodurch die ganze Welt bewegt und in Trauer versetzt wird; weil aber der Gott ewig und unvergänglich ist, erscheint er zu seiner Zeit aufs neue und wird wiedergeboren. Bekanntlich: Kommen und Scheiden des Lichts, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ab- und Zunahme des Mondes. Diesen Mythus, schliesst der Verf., müssen die heidnischen Deutschen auch gehabt haben, und er sucht ihn nun in der Sage von Siegfried. Seine Aufgabe ist, jene drei angedeuteten Momente: Tod, Trauer und Wiedergeburt nachzuweisen, wir wollen ihm dabei näher folgen.

Siegfried wird sogleich (§ 68) für den Sonnengott der

alten Deutschen erklärt und zwar schon seines Namens wegen, denn auch Othin, der skandinavische Lichtgott, heisse Sigga (Sige) und es zeige sich einerlei Namenswurzel; so auch liege in der Erwähnung des Odenwaldes und Odenheims eine leise Erinnerung von Othins Namen. Allein Sige heisst Othin selbst nicht, sondern nur einer seiner Söhne (s. die Kenningar im 4. Abschnitt), und zwar ist dieser eben nur aus der Wolsungasaga bekannt als ein Ahnherr Sigurds. Käme es also auf die Verwandtschaft des Helden mit Othin an, so würde sie hier viel leichter gefunden. Ferner hat Sige schwerlich mit Siegfried eine Wurzel, das glossar. eddic. h. v. erklärt es durch homo lentus, tardigradus, bringt es also mit siga, altdeutsch sigen, sinken in Verbindung. Dagegen führt Othins hierher gehöriger Name Sigarr victor nach Angabe der Kenningar auf die in unserem Fabelkreise fremden Siklinger. In dem Namen Odenwalde, Odenheim etwas anderes zu finden als die ganz natürliche Bedeutung: öder, grosser Wald, Ort (vgl. odhin bei Isidor) scheint dem Rec. äusserst gewagt. — Doch deutlicher vielleicht als der Name spricht die Sache? Keineswegs, eine Übereinstimmung zwischen Siegfried und Othin dem All-
1862 vater ist nicht zu finden, darum erkennt nun der Verf., auf die mythische Einheit zwischen Vater und Sohn sich stützend, jenen in Othins geliebtem Sohne Baldur, hauptsächlich weil dessen Tod mit unserem Mythus zusammenzuhängen scheint. Erlaubt wird diese Zusammenstellung erst dann, wenn sich von Siegfrieds Tode dasselbe mit Gewissheit sagen lässt (der nordische Sigurd müsste aber nun auch als eine Wiederholung von Baldur betrachtet werden). Noch ist anzumerken, dass, wenn der Verf. es für möglich hält, Siegfried (Sigurd) sei einer der Hauptnamen Othins gewesen, die Edda und die Kenningar, die das nicht übersehen hätten, davon nichts wissen und diese Behauptung mit ziemlicher Gewissheit zu verneinen ist.

Doch Siegfried wird nun (§ 69) dem Inhalt der Sage nach betrachtet: seine Ermordung durch den feindlichen Hagen ist der Tod des Sonnengottes. Jene nämlich, behauptet der Verf., falle bedeutend in die Zeit der Sommersonnenwende, und damit bringt er in Verbindung, dass auf diesen Tag (24. Juni) der Tag Johannes des Täufers gelegt worden, der Tag nämlich

seiner Enthauptung, welche daher heidnisch die Ermordung Siegfrieds gewesen. Das Alter und die Bedeutung des Johannesfeuers, eines durch Deutschland nicht bloss, sondern auch in Schweden und Finnland, im südlichen Frankreich, selbst im Archipelagus üblichen Festes, ist nicht zu verkennen, und es kann kaum auf etwas anderes, als einen Sonnendienst Bezug haben; schwer aber wird es schon anzunehmen, die Enthauptung des Johannes sei deshalb auf diesen Tag verlegt, weil an ihm der Tod des Sonnengottes ursprünglich gefeiert worden. Es ist ein dünner, sehr zweifelhafter Faden, der die grossen Hansen (vgl. Adelung h. v.) an den christlichen Johannes knüpft; sie selbst sollen wohl erst wieder die Anses, Halbgötter der Gothen, nach Jornandes (c. 13) sein, diese Halbgötter aber die höchsten, die Asen, die nordischen Lehrer, und endlich müsste durch Ase auch der oberste Lichtgott noch besonders angedeutet werden. Auf die Untersuchungen von Regnitzsch (über Truhten und Truhtensteine, Gotha 1802) ist sich nicht zu verlassen, er hat mancherlei gesammelt, aber bei ein Paar unbefangenen, natürlichen Ansichten alles wild unter einander geworfen. Doch zugegeben einmal, das Fest habe in heidnischer Zeit den Tod, das Heruntersinken des geliebten Sonnengottes feiern wollen (während es vielleicht seinen höchsten Glanz freudig begrüsste, darum wurden alle Geschäfte auf diesen glücklichen Tag verlegt), so verbietet doch ein Umstand den Tod dieses Sonnengottes in Siegfrieds Ermordung wiederzufinden, nämlich dass diese gar nicht auf die Sonnenwende fällt. Die beiden Stellen des Nibelungenliedes, von denen die erste nur vom Verf. angeführt ist, sind folgende:

2955 [678, 3—4]. (Günther spricht): vor disen sunnewenden sol
er (Siegfried) unt sine man
sehen hie vil manigen, der im vil grozzer ere gan,

was die folgende noch deutlicher macht. Der Bote Gere spricht 1863
zu Siegfried:

3015 [693, 3–694, 3]. si ladent iuch ze Rine zeiner hochgezit,
sie sähen iuch vil gerne, daz ir des ane zwivel sit;
unt bittent mine frouwen, si sul mit iu dar komen
swenne daz der winder ein ende habe genomen
vor disen sunnewenden, so wolden si iuch sehen.

Ohne Zweifel war also die Hochzeit, auf welcher Siegfried umkam, nicht im Hochsonmer, sondern genau den Worten nach vor den Sonnenwenden, in der Frühlingszeit, im Mai, in den Pfingsttagen, ganz nach der alten, sonst noch im Nibelungenlied vorkommenden Sitte, vgl. V. 1097. 5473 [294, 1. 1305, 1]. Schliesst der Verf. aber, Siegfried sei im Mai an den Rhein gekommen, habe aber dort einige Zeit zugebracht, so dass sein Mord ungefähr auf die Sonnenwende könne gesetzt werden, so scheint uns, werde dem Umstande alle hier nöthige Beweiskraft entzogen. Es muss eine deutliche Beziehung auf jenen Tag vorkommen.

Die Ausstellung der Leiche und die Trauer über den Mord ist nun freilich in der Sage ausgedrückt, aber wie ist sie mit unserem Mythus, wo die ganze Natur in Trauer versinkt, in Beziehung zu bringen? Der Verf. führt das Frohnleichnamsfest an und setzt voraus, diesem christlichen Sommerfeste liege auch ein (nicht bekanntes) heidnisches, auf Siegfrieds Aussetzung Bezug habendes zum Grunde. Wäre die Sache sonst gewiss, so möchte dies als eine Vermuthung gelten, so aber kann Rec. in der Ausstellung von Siegfrieds Leiche nur eine Ausübung des Barrechts erkennen, wie denn auch bei Annäherung des Mörders die Wunden wieder zu fliessen anfangen (4191 [985, 3]). Wenn Kriemhilde den Leichnam drei Tage in der Kirche ausgestellt und Gottesdienst bei ihm verrichten lässt, um ihn würdig zu betrauern, so scheint das bloss eine christliche Umwandlung dessen, was ein Lied der alten Edda (das erste Lied von Gudrun) noch enthält und worin fürs Erste ein rein menschliches Gefühl herrlich ausgedrückt wird. Die Wittwe sitzt in starrem, herzzerreissendem Gram thränenlos bei der Leiche, die Frauen suchen sie vergeblich mit Worten zu trösten, bis eine die Decke von dem Todten wegzieht und der Schmerz bei dem Anblick sich in Thränen löst. An sich will Rec. gar nicht leugnen, dass diese Trauer eine mythische Beziehung haben könne, so wie die den Nibelungen angehängte Klage gewiss nicht unbedeutend ist.

Für den dritten wesentlichen Moment des Mythus, die Wiedergeburt des Sonnengottes, lässt sich in der alten Sage

von Siegfried durchaus nichts nachweisen. Das erkennt der
Verf. selbst, aber er sagt, aus einer Volkssage des 17. Jahr-
hunderts gehe jene Wiedergeburt unleugbar hervor. Ohne
Zweifel meint er die vom Rec. selbst in den Altd. Wäldern
(I, 322) aus den Gedichten des Philander von Sittewald ange- 1864
führte Stelle, worin es heisst, wann grosse Noth komme, würden
die deutschen Helden wieder aufstehen und gesehen werden,
unter welchen auch Siegfried namentlich angeführt ist. Aber
diese Stelle beweist nach des Rec. Überzeugung für den Verf.
gar nichts, sie berührt bloss jene verbreitete Sage von der Un-
sterblichkeit der an einem verborgenen Orte schlafenden Helden
(wie z. B. die Dänen von Olger Danske glauben; vgl. die drei
Telle in den deutschen Sagen I, No. 297) und ist mit jener von
den Siebenschläfern verwandt. — Ausserdem schlägt der Verf.
noch einen anderen Weg ein, um zu seinem Ziele zu gelangen.
Er schliesst nämlich stark (§ 69): weil in dem Johannestag und
Frohnleichnamsfest Siegfried als Sonnengott erscheine, so stehe
nichts im Wege, auch in anderen Beziehungen ihn dafür an-
zusehen, wo das Lied weiter keinen Aufschluss gebe. Also:
was der Mythus einmal fordert, muss als vorhanden angenommen
werden, wenn sich auch keine Spur davon zeigt. Es werden
nun Versuche gemacht, den Michelstag (21. September) und
Weihnachten als alte heidnische Sonnenfeste in Beziehung auf
jenen Mythus darzustellen. An sich verdient der Gedanke
Rücksicht, denn es ist nichts natürlicher, als einen Zusammen-
hang der christlichen Festtage mit altheidnischen zu vermuthen;
wir brauchen aber dabei nicht zu verweilen, da wir gegen die
Stützen des Schlusses schon zu viel einzuwenden haben.

Rec. fasst das Resultat seiner Beurtheilung noch einmal zusammen. Er ist mit dem Verf. gleicher Meinung, dass das Nibelungenlied nicht aus der Geschichte entsprungen, sondern in der heidnischen Zeit der Deutschen schon vorhanden gewesen. Rec. glaubt ferner, dass es eine lebendige epische Entwickelung uralter Grundanschauungen enthalte; in dieser Bestimmung aber trennt er sich von dem Verfasser, der weiter geht und es geradezu für eine durch das eindringende Christenthum erst umgewandelte Glaubenssage hält und eine heilige Ur-

kunde nennt. In der Sage von Siegfried sieht er die alte Mythe von dem Tode und der Wiedergeburt eines Sonnengottes, Rec. aber kann gerade in diesen Hauptmomenten keine Übereinstimmung finden. Er hält nicht nur diese Anwendung für unstatthaft, sondern überhaupt die Methode des Verfassers für unzuträglich. Eine eigene Ansicht von Siegfried und seiner Sage gehört nicht in die Grenzen einer Recension.

Dem Verfasser, dem es um Wahrheit zu thun ist, wird die Freiheit unseres Urtheils willkommen sein und er überzeugt, dass wir das Gute seiner Schrift zu achten wissen. Mit Vergnügen theilen wir noch aus der Vorrede die Nachricht mit, dass wir eine Ausgabe von des Pfaffen Kunrads Rolandslied aus der Pfälzer Handschrift No. 112 sammt den Handzeichnungen von ihm zu erwarten haben.

[anonym.]

632

OSSIANS GEDICHTE.

Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Zweyte verbesserte Ausgabe. Drei Theile mit Vignetten und Kupfern. Berlin. Bey Duncker und Humblot. 1817. 1818. Erster Theil 280. Zweyter Theil 272. Dritter Theil 277 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 63. Stück, den 18. April 1818. S. 632.

Vorliegende Übersetzung hält sich, wie alle übrigen seither erschienenen (die Ahlwardtische ausgenommen, die es mit dem Urtext zu thun hat und deshalb andere Rücksichten verdient), an die englische Bearbeitung von Macpherson. Sie ist lesbar und ansprechend und hat diesem Umstande auch wohl eine zweite Auflage (die erste erschien 1800) zu verdanken. Die Stollbergische scheint uns, soweit wir sie verglichen, würdiger und edler, doch auch, weil man den Übersetzer aus dem Griechischen darin merkt, für die Lesewelt fremder. Die Vorrede enthält eine Einleitung aus dem Report of the Committee of the Highland Society; etwas Neues über Ossian muss man hier also nicht erwarten, und wir haben nur Gelegenheit zu der erfreulichen Bemerkung, dass trotz der vielfachen absprechenden

Urtheile doch die Liebe für diese eben so herrlichen als merkwürdigen Gesänge fortdauert. Wer könnte den Ossian übergehen und das Wesen des Epos erforschen wollen?

[anonym.]

MÄRCHENSAAL. 681

Sammlung alter Märchen etc. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen des Straparola. (Mit dem zweiten Titel: die Märchen des Straparola.) Berlin. Bey Duncker und Humblot. 1817. XIII und 361 Seiten klein Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I. 69. Stück, den 30. April 1818. S. 681—686.

Der Verf. hat die Absicht, wie es in der Vorrede heisst, „ein verjüngtes und veredeltes Cabinet des fées mit sorgsamer Wahl aus den wahrhaft classischen Erzeugnissen dieser Art zu veranstalten“. Ein Unternehmen, das um so mehr Beifall verdient, als man anfängt, diese Dichtungen nicht bloss wegen ihres grösseren oder geringeren poetischen Werthes, sondern auch in Beziehung auf die Geschichte der Tradition und Erfindung, wofür noch so viel zu thun übrig ist, zu beachten. Eine Thatsache ist hier nicht abzuleugnen, nämlich, dass Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer, Dänen und Schweden, schon entferntere Völker nicht zu nennen, dieselben Märchen 682
besitzen, eines Theils im Grund und in der Hauptsache oft so übereinstimmend, dass ein Zusammenhang nicht wohl abgeleugnet werden kann, anderen Theils auch jedesmal so eigenthümlich, dass ein Abborgen und Herübernehmen auch höchst unwahrscheinlich wird, zumal da sie nicht in Büchern, sondern in den Überlieferungen des Volkes leben und fortdauern. Diese Erscheinungen, deren Interesse noch dadurch gesteigert wird, dass sie in anderen wichtigen Punkten, z. B. in der dunkeln Sagengeschichte der Völker sehr ähnlich sich wiederholen, werden nicht besser als auf dem historischen, ohnehin immer Gewinn mit sich führenden Wege aufgeklärt werden. Die deutschen Traditionen dieser Art sind in den Hausmärchen der Brüder Grimm (Berlin, Realschulb. 1812 und 1815) gesammelt, und die Anmerkungen dazu enthalten mancherlei Beiträge zur Geschichte

ihrer Entstehung und Fortpflanzung. Wenn einmal, was dort nur fragmentarisch konnte mitgetheilt [werden], vervollständigt ist, so wird man so ziemlich den Reichthum und Werth der einheimischen Volksmärchen beurtheilen können; schon jetzt lassen sich mancherlei Bilder und Gestalten erkennen, die man nicht ganz mit Unrecht einer deutschen Mythologie zueignen würde. An die genannte Sammlung schliesst sich sowohl seiner Idee nach, als auch in der äusserlichen Einrichtung gegenwärtiges Buch, indem es die Märchen des Auslands zusammenzustellen denkt. Mit einem Auszug derselben aus Straparolas Nächten wird hier nun der Anfang gemacht; ohne Zweifel hätte der Pentamerone des Basile den Vorzug verdient wegen grösseren Reichthums und frischerer Lebendigkeit der Darstellung, indessen wollte Hr. Schmidt anderen, die eine Übersetzung davon längst versprochen, nicht vorgreifen. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur hat es das Ansehen, als ob Hr. Schmidt den Pentamerone
683 aus eigener Ansicht (was bei der Seltenheit des Buchs in Deutschland leicht möglich ist) noch nicht gekannt habe; er würde ihn sonst in den Anmerkungen fleissiger benutzt haben. Achtzehn Stück sind ausgehoben; nur eins, meint Hr. S., würde man vermissen (Notte V. fab. 2), dessen Inhalt sich aber gegen jeden Übersetzungsversuch gesträubt. Davon überzeugt man sich leicht und, insofern das Buch unserer Lesewelt bestimmt ist, wird man nichts zu tadeln haben, obgleich dieses Märchen nur zu den sehr kecken und freien gehört, an sich ist es doch merkwürdig, besonders da die wunderliche Puppe, welche darin die Hauptrolle spielt, offenbar mit den deutschen Alraunen verwandt ist. Das Original bleibt also unentbehrlich, und hier zeigt sich überhaupt eine bedeutende Schwierigkeit des ganzen Unternehmens, welche vielleicht auch eine Übersetzung des Basile zurückhalten wird. Bei den freieren Sitten jener Zeit, überhaupt der noch jetzt oft bemerkten Natürlichkeit der Italiener in gewissen Dingen konnte manches erzählt werden, was bei uns mit Recht Anstoss macht, nicht einmal der wirklich unsittlichen, bei Straparola manchmal schamlosen Erzählungen und Räthsel zu gedenken. Sollten wir einen Rath geben, so wäre wohl das Beste, dergleichen Märchen im Anhang und nur

im Auszuge zu liefern, diesen aber überhaupt als eine Zugabe besonders zu verkaufen. Das zweite Märchen der ersten Nacht von den listigen Diebsstreichen des Cassandrino hätte Hr. Schmidt nicht übergehen sollen; doch viel bestimmter müssen wir ihn tadeln, dass er sich nicht sorgfältiger um die Litteratur seines Originals bekümmert und keine andere Ausgabe als die, aus welcher er übersetzte (Venetia 1608), nachgesehen. Eine leichte Vergleichung mit der gewiss nicht seltenen altfranzösischen Übersetzung (die vor uns liegende, von Hrn. Schmidt nicht bemerkte erschien zu Lyon 1611) hätte ihn schon überzeugt, wie nöthig das gewesen wäre. In seiner Ausgabe fehlt die 684
kurze Vorrede des Straparola zum zweiten Bande (vor der sechsten Nacht), in welcher aber eine sehr merkenswerthe Stelle vorkommt: dass nämlich diese Märchen nicht sein Eigenthum seien, sondern er sie nach den mündlichen Überlieferungen zehn junger Fräulein aufgeschrieben, weshalb ihn niemand des Stils wegen anklagen dürfe. Ferner enthält die französische Übersetzung mehr: Nacht 1, Erz. 2 einen dritten Streich des Cassandrino, wie er als Engel verkleidet einen Sack der Herrlichkeit darbietet und einen überredet, hineinzukriechen, gerade wie in dem Märchen, welches aus einer lateinischen Handschrift in der Grimmischen Sammlung (II, 60 Anm. XLVI) bekannt gemacht ist. — N. 8, Erz. 5 steht in der italienischen Ausgabe von 1608 ein unbedeutender Schwank von zwei Ärzten (hier in der Übersetzung St. 12), dafür in der französischen ein sehr schönes Märchen von einem Zauberer und dessen Lehrling, welches um so merkwürdiger ist, weil es deutliche Übereinstimmung mit einer Erzählung der (damals noch unbekannten) 1001 Nacht hat. — In der eilften Nacht zwei Erzählungen mehr: Fab. 2 und 5, die erste ist ein ganz artiges Märchen. — In der 12ten Nacht ist Fab. 4 verschieden, Fab. 5 fehlt im Italienischen ganz. In der 13. Nacht sind zwei Erzählungen mehr, einige verschieden. Rec. hat gerade auch keine andere italienische Ausgabe des Straparola als die von 1608 zur Hand und kann daher nicht bestimmen, ob sich diese Verschiedenheiten sämmtlich auf ein italienisches Original gründen oder ob sie vielleicht zum Theil von dem französischen Übersetzer herrühren; doch ist ihm das Letztere sehr unwahr-

scheinlich, weil dieser in der Vorrede seiner Abänderungen
würde gedacht haben. Und da Dunlop in seiner history of
fiction (wie Hr. Schmidt selbst, ohne dadurch aufmerksam ge-
685 worden zu sein, bemerkt) neun Erzählungen mehr angibt, als
in der genannten Ausgabe stehen, diese ferner in einzelnen
schlüpfrigen Stellen gegen die französische abgekürzt erscheint,
so leidet es fast keinen Zweifel, dass es eine absichtlich castrirte
ist. Wir bitten Hrn. Schmidt, diesen Punkt näher zu erörtern
und bei der Fortsetzung des Werks, welche wir wünschen,
einen Nachtrag für den Straparola zu liefern. Zur Erweiterung
der etwas dürftigen Litterarnotizen in der Vorrede empfehlen
wir ihm eine Übersetzung im Auszug, welche zu Wien (die
Nächte des Strapparola von Caravaggio, zwei Theile 1791) er-
schienen ist und ihm gleichfalls muss unbekannt geblieben zu
sein. Sie hat zwar an sich wenig Werth und ist schwerfällig
genug, aber sie theilt aus dem handschriftlichen Nachlasse des
Giambattista Rodella aus Brescia einen ausführlichen Artikel
über Straparola und dessen Schriften mit. Die Übersetzung
des Hrn. Schmidt lieset sich gut, eine genaue Prüfung derselben
können wir hier nicht anstellen.

Die reichlichen Anmerkungen, bei welchen dem Verf. „die
Sachbemerkungen der Philologen zu den griechischen und
römischen Schriftstellern vorschwebten", zeigen von Fleiss und
Liebe zur Sache und sind schätzbar. Wir wollen dabei nur
vor dem Abweg der zu grossen Ausführlichkeit warnen, nach
welchem sich der Verf. ein paarmal hinwendet. Nicht zwar in
wichtigen Dingen ist Ausführlichkeit zu tadeln, sondern in dem,
was allgemeiner, nicht dem engeren Kreis der Märchen anheim-
fällt; da ist eine Hindeutung genug, sonst entsteht eine unver-
hältnismässige Breite, wie z. B. in der Erörterung der Zauber-
pferde. Auch ist an dem, was spätere Dichter willkürlich er-
weiternd dichteten, z. B. Ariost, wenig gelegen, und es wird
dann nur mit Nutzen angeführt werden, wenn das ursprüng-
liche Element sichtbar durchschimmert. In der Anmerkung zum
686 dritten Märchen hat der Verf. Gelegenheit gehabt, seine An-
sicht über die Ausbreitung der Märchen überhaupt mitzutheilen.
Er nimmt an, dass diese nur „bei den genialen Erzeugnissen

einzelner schöpferischer Geister" stattfinde. Das eigentlich Volksmässige (von keinem bestimmten Dichter Erzeugte?) wird daher nach seiner Meinung niemals Eigenthum eines fremden Volks und bezeichnet sich durch „eine gewisse Einseitigkeit und bewusstlose Dürftigkeit bei innerer Vollendung". Jene Dichtung eines schöpferischen Geistes aber „macht sich gewaltsam Bahn, weil es in jedes Menschen Brust einen Anklang findet, und wie der Handel die getrennten Völker und ihre Erzeugnisse in Verkehr setzt und mit der Befriedigung das Bedürfnis schnell wächst, so ist es mit dem geistigen Bande, das besonders im Mittelalter die europäischen Völker verknüpfte und nicht bloss die wenigen Gelehrten in Berührung brachte. Das wahrhaft lebendige, harmonisch geformte Erzeugnis der Phantasie in der Gestalt des Märchens, der Novelle, der Fabel, des Schwanks ergriff den Hörer und pflanzte sich mit reissender Schnelligkeit von Mund zu Mund fort; das Äussere erlitt Veränderung, aber das Wesentliche der Sache blieb". Diese Ansicht hat ihre grossen Schwierigkeiten; eine solche ausserordentliche, reissend schnelle Fortpflanzung von Munde zu Munde bis in die einsamsten Berggegenden bleibt immer eine Art Wunder. Durch so verschiedenartige Sprachen gehen ja die Sagen hindurch, selbst hinüber zu geographisch getrennten Völkern; auch lässt sich nicht gut die an verschiedenen Orten sich findende, sehr abweichende und doch ursprünglich erscheinende Bildung derselben Sage erklären, so auch, dass manchmal gerade das Wesentliche in Sache und Form die Veränderung erleidet. — Wir empfehlen dem Verf. zunächst die unter dem Titel gesta Romanorum bekannte Sammlung vorzunehmen, welche zu mancherlei Untersuchungen Anlass gibt.

[anonym.]

1229 # STURLÚNGA-SAGA

edr Islendínga-Saga hin mikla. Nú útgengin á prent ad tilhlutun hins íslenska bókmentafélags eptir ſamanburd hinna merkileguſta handarrita er fengiſt gátu. Fyrra bindini. Kopenhagen 1817. 227 S. in 4 und XIX S. Vorrede. Fyrra bindinis ſidari deild. 1818. 260 S. in 4. (d. h. Geschichte von dem Geschlecht der Sturlungen oder die grosse Geschichte der Isländer. Auf Veranstaltung der Isländischen Litteraturgesellschaft nach den vorzüglichsten Handschriften jetzt in Druck gegeben. Des ersten Bandes erster und zweiter Theil.)

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 123. St., den 2. August 1819.
S. 1229—1230.

Eigentlich Jahrbücher der isländischen Geschichte, welche in einem gewissen Zusammenhang die Zwistigkeiten und Befehdungen der ersten Geschlechter unter einander darstellen. Sie begreifen einen Zeitraum von ungefähr 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfangen und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den König von Norwegen Hagen Hagensen im Jahr 1261 endigen. Da diese inneren Unruhen über die ganze Insel sich ausbreiteten, ja sie verwüsteten, so heisst die Sage mit Recht die grosse isländische Geschichte; indessen kommt ihr auch der Name der Sturlungen-Sage zu, weil dieses Geschlecht als das herrschende und mächtigste eine Hauptrolle darin spielt. Auch an äusserem Umfang ist es eine der grössten, und dieser starke Band ent-
1230 hält nur die erste Hälfte. Da sie zunächst für Isländer bestimmt ist und die Ausgabe sonst zu kostbar würde, ist man von der gewöhnlichen Sitte abgegangen und hat ohne Begleitung einer lateinischen oder deutschen Übersetzung bloss den Originaltext, aber diesen mit der gewöhnlichen Sorgfalt geliefert. Was den inneren Werth betrifft, so darf man an der historischen Wahrheit der Erzählung in modernem Sinne nicht zweifeln, und in dieser Rücksicht wird gegenwärtige Sage über alle anderen zu stellen sein; dagegen fehlt ihr, was die älteren, von einer poetischen Anschauung durchdrungenen auszeichnet: jene Frische und Lebendigkeit der Darstellung. Man lieset diese Annalen der ganzen Insel mit weniger Theilnahme, als jene

Lebensbeschreibungen Einzelner; doch damit soll die einer anderen Zeit nothwendig gewordene Richtung nicht herabgewürdigt werden, der rechte Gebrauch wird das Gute auch hier finden. Der Verfasser des späteren Theils ist Sturle Thordson, ein Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson und bei dem König Hagen Hagensen wohlgelitten, der ihm auch deshalb das Amt eines Laugmann in Island ertheilte. Der erste Theil bis zum Jahr 1201 wird hier zwar in der von B. Thorsteinson abgefassten Vorrede dem Bischof Brand Sämundson auf Holum nach einer von den meisten nordischen Gelehrten angenommenen Meinung zugeschrieben, allein P. F. Müller hat in der Sagenbibliothek (Originalausg. I, 245. 246) dagegen wohlbegründete Einwendungen gemacht. Der Stil ist sehr ungleich, überhaupt keinem Zweifel unterworfen, dass spätere Zusätze eingeschoben sind; auch geht keine der Handschriften, welche bei dieser Ausgabe benutzt wurden, über das 17. Jahrhundert zurück.

[anonym.]

HANS SACHS 51

(entweder: Sachs's oder besser: Sachsens) ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele, seltsame Fastnachtsspiele, kurzweilige Gespräch', sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln, sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joh. Gustav Büsching. Erstes Buch. Mit dem Bildnis des Hans Sachs und mehrern kleinen Kupfern zwischen den einzelnen Gedichten. Nürnberg, bei Schrag 1816. 355 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Erstes Halbjahr.
No. 7, am 8. Januar 1819. S. 51—55.

Der Herausgeber, welcher sein Ungeschick zu Erneuerungen (wofern dergleichen überhaupt statthaft sind) durch einen missrathenen Versuch an den Nibelungen*) hinlänglich erwiesen hat, macht sich nun gar hinter die Werke des ehrlichen Meistersängers. Das Unternehmen, wenn es nicht bei diesem oder dem zweiten Bande stecken bliebe, sondern sich zu fünfen ausdehnte, würde dem Geschmack und der Kritik Deutschlands

*) [Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von Dr Joh. Gust. Büsching. Altenburg und Leipzig: F. A. Brockhaus. 1815.]

keine Ehre bringen und bezeugen müssen, wie wir die Hinterlassenschaft unserer alten Dichter hochzuachten pflegen. Wäre Hans Sachs ein Eigenthum Englands, so würde seit 1612 gewiss mehr als ein vollständiger Wiederabdruck dieser Gedichte
52 sorgfältig und schön veranstaltet worden sein. Bei uns hingegen, nachdem über ein Jahrhundert lang ein so reichbegabter, wahrhafter Dichter verkannt und vergessen, endlich aber von Goethe und Wieland wieder eingeführt worden war, was ist nun seit funfzig Jahren zu seiner Verbreitung geschehen? Bertuch fasste den Vorsatz zu einer neuen Ausgabe sämmtlicher Werke, wollte aber Subscribenten haben, die sich natürlich nicht fanden; Häslein lieferte im Jahre 1781 einen Auszug aus dem ersten Buche, der inzwischen des rechten Eindrucks verfehlte. Theils ist die getroffene Auswahl nicht ganz zu billigen, theils sind die beigefügten Worterklärungen, obschon fleissig, jedoch bei weitem nicht von der Art, wie sie ein tüchtiger Herausgeber, der nur seinen Autor mehrmals und vollständig durchgelesen hat, ohne besondere Mühe hätte liefern können. Häufig aber waren die Erklärungen unnöthig oder schief; wir begnügen uns auf die „Mägdchen und Buben“ zu verweisen, die S. 283 aus dem „meiden und sehnen“ entsprungen sind. Mit der Correctheit des Textes hat man mehr Ursache zufrieden zu sein.

Der Bearbeiter des vorliegenden Versuchs liefert absichtlich gar keinen correcten Text, sondern eine klägliche Modernisirung, die es den heutigen Lesern leichter machen soll, den alten Dichter zu verstehen. Dieses in sich selbst nichtige und immerwährend schwankende Verfahren bestehet nun hauptsächlich darin, dass neben Umsetzung der Orthographie und Aussprache einige veraltete Wörter und Formen durch ähnliche neue (mitunter schlecht passende) ersetzt oder auch nach Belieben beibehalten und in Randanmerkungen erklärt werden. Zumeist betrifft die Veränderung den Reim, der sich bald anders drehen, bald ein elendes Flickwort gefallen lassen muss; Hans Sachs selbst nimmt es mit diesen Dingen nicht zu genau, würde aber schwerlich so läppische, sinnverstellende Reime gebraucht haben, wie man hier zu lesen bekommt: S. 149 „das thu gern ich“ (st. das thu ich gern), S. 352 „die Geiss war frölich und

mutig und in der Nähe hielt nicht sich“ (H. Sachs: die geisz war mutig iung und frech und blibe gar nit in der nech), S. 6 „dass er nichts könn' und vermag auch“ (das er nichts könn und vermüg), woselbst die indicative Form „vermag“ mit der conjunctiven „könne“ verbunden ist. S. 288 „ich hatt viel Fried' nit, sehr grossen Hunger ich erlitt“, warum nicht: „ich hett viel Unfried, s. gr. H. i. erlitt“, wie bei Hans Sachs steht? Wie leicht insgemein über das Original hingefahren werde, mögen folgende hin und wieder verglichene Belege darthun. S. 149 „weil er sich wolt' der Straf' nie geben.“ Das versteht gewiss niemand, H. S. schrieb: „weil er wolt vmb kein straf nie geben“, d. h. weil er auf keine Strafe achtete, nicht durch sie gebessert wurde. — S. 283 „niemand dich füllen kann, du glaubst das Erdreich wird zerrinnen“, welches ein heutiger Leser nicht anders nehmen wird als: das 53
Erdreich wird zerfallen, zerfliessen, auseinandergehen. Der Dichter sagt: „des gantzen erdrichs will dir zrinnen“, d. h. du thust, als werde es dir an Erde gebrechen, die Erde Dir ausgehen, in Bezug auf die habgierige Kröte, die nach einem alten Volksglauben nichts als schlechte Erde frisst und nicht daran genug haben kann. Das dir musste nothwendig ausgedrückt werden. Fischart im Gargantua Bl. 213[a] (ed. 1594): „vnd fressest erd wie ein krott, die sorgt die erd werd ihr entgehn, vnnd meint sie hab die Erd im Sündflut in ihrem bauch erhalten vnnd wölls noc thun.“ — S. 290. „Da die Alten bey ihn'n sagen, ich thu die bösen Dämpf einnagen.“ Wer hat je die Spinne zu den Nagethieren gerechnet! Im Text stehet: wie wol die alten bei ihn jahen (also: sagten, nicht: sagen), ich thu die bösen dempff auffahen. — S. 120 „wollt ihr mir erst ein Tränklein lassen“ (H. S. solt ich erst nit ein tränklein mügen, d. h. da ich so viel getrunken, sollt' ich nicht ein solches Tränklein, als eure Arznei, zu schlucken vermögen.) — S. 133 wird zwar garteten durch „bettelten“ richtig, aber gleich darauf, als S. Peter von den Landsknechten vor dem Himmelsthor erzählt: „sie wolten geren hinnen garten“ dies ganz falsch übersetzt: „gern schweiften sie herum im Garten“ (!) und die

nothwendig festzuhaltende Idee, dass sie auch im Himmel ihre Lebensweise fortsetzen, verwischt.

Dergleichen, wo nicht Missverständnisse, auf jeden Fall Entstellungen des ursprünglichen Textes lassen sich fast auf allen Blättern nachweisen. Dafür werden andere Hilfsmittel zum Verständnis des Alterthümlichen dem Leser gleichsam als Entschädigung geboten. Er findet S. 150 schmecken durch: riechen erklärt, S. 148 allesannt durch: allzusammen, S. 121 raumen durch: räumen, S. 285 holf durch hülfe, S. 288 gemachsam verschlechtert in: gewachsam, S. 285 wo im Text stehet: „nährest dich der schelmenstück vnnd darzu aller bösen Tück“, in der Erneuerung: „nährest dich von Schelmenstück und dazu aller bösen Tück.“ Er findet den Ausdruck „dest bass“ (desto besser) bald beibehalten, wie S. 124 und 148, bald übersetzt in „was bass“ S. 121; — S. 123 „vor zuletzt“ nicht übersetzt in den heutigen Sprachgebrauch: für zuletzt; — unerklärt gelassen aber: S. 124 geudisch; S. 121 Rosselwurst; S. 130 Wunderer; S. 285 „du bist mir nicht eben“; S. 146 hartselig; S. 9 „umrevieren“; S. 138 „unterdrungen“; S. 170 „dir soll die Schmach thun billig Zorn“ u. dgl. m. Dem Liebhaber der Hans Sachsischen Poesieen, der an dergleichen Dingen keinen Anstoss nimmt, ist sicherlich nicht der mindeste Vorschub geschehen, wenn „sicht“ in „sieht“, ruben in Rüben usw. verwandelt wird, oder das besser lautende „auff ein Tag“ S. 288 verändert in: auf 'nem Tag. In solchen Virgeln beruht oft der Geist der ganzen Erneuerung, z. B. S. 282 „ein's Tag's in einem alten Fuchs gross' Reu' von
54 seiner Sünd erwuchs“ (H. S. eins tages in eim alten Fuchs gross rew der seinen sünd erwuchs). Es müsste aber ebenso gut auch gesetzt werden „Sünd'“ statt „Sünd“ und S. 287 „grün', blüh' und wachs'“ statt: grün, blüh und wachs; oder: S. 118 „'nen guten Abend“ statt: ein guten Abend.“ Übrigens wird die jedesmalige Subscription um das „Anno Salutis“ und das Wort „Tag“ gekürzt, den einzelnen Stücken aber eine Randbezifferung zugegeben, welches den unverhoffentlichen Fall voraussetzt, dass H. S. Werke verloren

giengen und man gezwungen wäre, das gegenwärtige Bruchstück einer Erneuerung zu citiren.

Als Bruchstück nämlich würde es auch dann unbefriedigend bleiben, wenn es besseren Text, d. h. unschuldigen Abdruck des Urtextes lieferte. Hält man die 355 einspaltigen Octavseiten zu dem starken Folianten der Nürnberger und dem dicken Quartanten der Kemptener Ausgabe des ersten Buchs, so entfällt einem völlig der Muth, an dergleichen modernen Arbeiten etwas Nützliches aufzufinden. Was frommt eine so willkürliche, gleichgültige Auslese? Schon das erste Stück von der Erschaffung gehört zu des Dichters geringeren Hervorbringungen; zwar ist das Spiel von Evas ungleichen Kindern viel besser, aber derselbe Stoff in einem Schwank des zweiten Buchs bei weitem dichterischer und lebendiger aufgefasst und ausgeführt. Statt der Kinderlehre und der daran gereihten Ermordung Abels durch Cain wird der Ursprung und Gegensatz der edeln und bäurischen Geschlechter höchst anschaulich aus der Fabel entwickelt.

Was soll und kann nun in unserer Zeit, die den Wiederabdruck sämmtlicher, allmählich so selten gewordenen Werke unseres Dichters (d. h. also der früher schon gedruckten, nicht der ungedruckten, weit schlechteren Meisterlieder) kaum zu bestreiten vermag, am löblichsten geschehen? Guter Rath scheint hier gar nicht theuer. Man nehme aus jedem Buch die letzte, Fabeln und Schwänke enthaltende Abtheilung und drucke sie vollständig genau und getreu nach der ältesten Ausgabe und mit der in das Wesen der damaligen Sprache eingreifenden, alterthümlichen Schreibung ab. In diesen Poesieen liegt unleugbar die grösste Kraft des vielgewandten, unerschöpflichen, bürgerlichen, derben Meisters; hier bewegt er sich am freisten und vollkommensten und hier stecken zugleich mehr Aufschlüsse über Volkssage, Fabel und Volkssprache, als in allen übrigen Theilen zusammen. Verständig zeigt er sich zwar überall, jedoch in den geistlichen und weltlichen Geschichten zu sehr von dem gegebenen, nicht aus eigener Lebenserfahrung entsprungenen Stoff gebunden. Die dramatischen Spiele ernster Art

leiden nach dem damaligen Stand der Bühne (grossentheils zu wirklicher Aufführung bestimmt und auch aufgeführt) bei der raschesten Handlung mitunter an Weitschweifigkeit und Dürre. Vielleicht wäre mit kluger Auswahl eine, jedoch nicht starke Zahl verschiedenartiger Stücke aus den übrigen Abtheilungen beizufügen. Das Ganze würde sämmtliche Schwänke und Fabeln unverkümmert enthalten und, im Einzelnen nach der Zeit ihrer Abfassung geordnet (was noch nie ein anderer Dichter so leicht gemacht hat), einen guten Quartanten oder zwei starke Octavbände fassen. Ein, aber fleissig und grammatisch zu bearbeitendes gedrängtes Wörterbuch am Ende muss dem Leser, der mit ernster Lust an den nicht viel als Luthers Bibel alterthümlicheren Dichter geht, alles Nöthige gewähren und jedes Dunkel heben, dagegen Randglossen und böse Verdrehungen des durchweg ungezwungen frischen Ausdrucks ersparen, zugleich auch den Herausgeber über Bedenklichkeiten setzen, denen kein Erneuerer, weil er mit seinem eigenen Stil auftritt, ausweicht, oder er muss z. B. wie der gegenwärtige S. 123 den Teufel beissen lassen. Es wäre doch schön, wenn die Stadt Nürnberg, in welcher es noch viel gute, der alten Zeiten eingedenke Leute geben wird, nachdem ihr das letzte Mal, vor so lange schon, Kempten und Augsburg zuvorgekommen, für ihren eigenthümlichsten, wir zaudern gar nicht zu sagen: grössten Dichter etwas thun und ihn wieder in wahrer Gestalt unter die Leute bringen wollte. Der Aufwand wäre so unbedeutend, dass eine der kleinen Pegnitzbrükkern, wenn sie eingebrochen, mehr kosten würde. Im Hans Sachs ist aber auch eine vaterländische, dem gesammten Deutschland auferbauliche Gesinnung, und viele würden sich sein Buch gern kaufen. Will Hr. Dr Büsching, dessen Arbeitsamkeit und guter Meinung man alle gebührende Gerechtigkeit widerfahren lässt, zu solcher wahrer Herstellung des von ihm verehrten Dichters mitwirken, so wollen wir so gern aus seinen Händen als aus denen jedes anderen ein Buch empfangen, an dem man sich doch einmal freuen kann. Auch das hübsche Bildchen, welches des Meisters Haus vorstellt, darf dann nicht wegbleiben.

[anonym.]

HANS SACHS, VON F. FURCHAU. 1831

In zwey Abtheilungen. Erste Abtheilung, die Wanderschaft. Leipzig, bey Brockhaus. 1818. (1 Thlr. 8 Gr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 229, am 15. September 1819. S. 1831—1832.

Ein Roman in der jetzt schon ablebenden, bei Nachahmern vollends unerträglichen und über die Massen langweiligen Fouqué'schen Manier, ob sie gleich ein gewisses Talent, eine Schreib- und Denkfertigkeit voraussetzt, über deren Missbrauch man sich betrübt. Die wohlbekannten Gesinnungen und Lobpreisungen des altdeutschen Lebens sind hier an des (als zehn solcher Romanschreiber unendlich kräftigeren und poetisch rührigeren) Hans Sachsens Geschichte, wie wir sie aus den Gedichten und anderen Nachrichten her wissen, gesetzt und mannigfaltig verblümt. Der ehrliche Meister würde auflachen, wenn er gewusst hätte, was ihm hier für Feinheiten und gemüthliches Zeug untergeschoben werden; gescheidter nicht, aber gelehrter ist er gemacht, z. B. S. 104. 105 urtheilt er über die Nibelungen, die er ohne Zweifel niemals gelesen hatte. Bei einem „Herrn und Büchermeister" wird die altdeutsche Poesie durchgemustert und bekommt gewaltiges Lob, versteht sich. Da heisst es S. 100: „ein herrlich überaus vorzügliches Gedicht" und S. 98: „ein vorzüglich merkwürdiges und überaus angenehmes altes Gedicht, genannt der Krieg auf der Wartburg"; wahrscheinlich hat Hr. Furchau dieses dunkle, verworrene und nichts weniger als angenehme Lied niemals mit Augen erblickt,
er lese es gelegentlich in der überaus zierlichen und bequemen 1832
Jenaer Handschrift einmal nach. Wörter wie: Völligkeit, herzig, herzinnig, minniglich, gar arg, gar anmuthig, allerabenteuerlichst, allerunseligst, herzig, friedlicher und fröhlicher Herr, und hundert dergleichen schmelzen diese Poesie auf allen Blättern. — Jean Paul in der Vorrede zur dritten Auflage des Hesperus S. 10 bezeichnet den Missbrauch der Beiwörter treffend als schriftstellerische Austrommelsucht oder Vorsprecherei der Empfindungen, welche der Gegenstand haben und zeigen soll, aber nicht der Dichter.

Bei einem Romanschreiber des 18. Jahrhunderts (die zehnmal übelgerathene und einmal wohlgetroffene Heirath eines Mannes, Leipzig 1735, und die siebenmal übelgerathene und einmal sehr wohl ausgeschlagene Ehe eine Weibes, ebendas.) findet Rec. dieselbe Sünde in gleichem Unmass, nur dass die damals modigen Beiwörter etwas dünner und prosaischer sind, es heisst nie anders als: meine unvergleichliche Caroline, ihre wenige Gestalt, meiner liebsten Gemahlin erstaunenswürdige Anmuth, in sehr tiefen Gedanken sitzen, kurz, es steht kein Hauptwort ohne solche Zuthat.

Die Fortsetzung dieses historischen Romans von Hans Sachs wird im Messkatalog bereits verkündigt; Hr. Brockhaus hätte die bekannte Schrift von Ranisch (Altenburg 1765) umarbeiten und aus den Gedichten ergänzen lassen sollen, so wäre ein Buch von bleibenderem Werth entstanden.

[anonym.]

1830 FRAU HOLLE.

Ein hessisches Volksmährchen vom Meisnerberge. Kassel, bey Bohne. 1819. 72 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 229, am 15. September 1819. S. 1830.

Wir zeigen diese übrigens leicht und gewandt geschriebenen Erzählungen an, um dem (am Schlusse des Vorberichts Dr. K. Chr. Schmieder unterzeichneten) Verf. geradezu zu widersprechen, wenn er versichert, sie „theils auf dem Berge, theils in den Orten umher“ gesammelt zu haben. Rec. ist auf dem bekannten merkwürdigen Meisnergebirge selbst gewesen und hat sich sorgfältig so wie in den umliegenden Dörfern nach vorhandenen Volkssagen erkundigt, aber keine erfragen noch durch andere darum bemüht gewesene Reisende erfahren können, das Wenige abgerechnet, was man (aber fast in ganz Hessen und Thüringen) von Frau Holle zu erzählen weiss und das in vielen Büchern gedruckt steht. Die hier gelieferten Erdichtungen haben auch gar nicht das Ansehen, als ob ihnen lebendige

Volkstradition unterläge, sondern sie sind auf Namen und Autorität der Frau Holle hin aus spielenden Deutungen der örtlichen Namen erzeugt worden. Die Kutz- oder Kitzkammer wird hier mit Katzen bevölkert; der Sache und der hessischen Volksmundart angemessener wären aber wohl Eulen (Käuze). Dergleichen im Erfolg nothwendig schale und dünne Erzählungen mag nun schreiben und lesen, wer dazu Lust hat, allein man sollte sie nicht als wirkliche Sagen ausbreiten, auf deren sehr viel höheren poetischen und historischen Werth die Aufmerksamkeit unserer Zeit wieder gelenkt worden ist. Solche falschen Nachrichten können einmal in Zukunft schaden und verwirren. Münchhausens Abhandlung über den Meisner in Hinsicht auf mythisches Alterthum (Hess. Denkwürdigkeiten 2, S. 161—202) bleibt sehr unbefriedigend und trägt nordisches System (wie es denn auch in vorliegenden Erzählungen spukt) ohne Weiteres auf das deutsche Alterthum über, das in einem ganz anderen Zusammenhang zu jenem steht; man gefällt sich in unerwiesenen Namendeutungen und macht z. B. aus dem Schlagrasen (wo Holz geschlagen worden) alsbald einen Schlachtrasen, um den heidnischen Anstrich zu erhöhen. — Wer baare, unverfälschte Volkssagen dieser Gegend (wo sie gewiss vor Zeiten geblüht haben) noch ausspüren könnte und mittheilen wollte, darf des Dankes der Kenner und Liebhaber des vaterländischen Alterthums gewiss sein. [anonym.]

BARLAAM UND JOSAPHAT 2081

von Rudolph von Montfort herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Fr. Carl Köpke. Königsberg, bey Fr. Nicolovius. 1818. XII und 527 S. (wovon aber 1—402 nur Spalten sind). 8. (S. 421—436 finden sich kritische Verbesserungen von Dr Lachmann). (1 Thlr. 12 Gr.)

WIGALOIS DER RITTER MIT DEM RADE

getihtet von Wirnt von Gravenberch, herausg. von George Friedrich Benecke. Erster Druck. Berlin, bey Reimer. 1819. LXIV und 767 S. 8.

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1819. Zweites Halbjahr. No. 261, am 20. October 1819. S. 2081—2092.

Die Beurtheilung dieser beiden für die altdeutsche Litteratur sehr erfreulichen Erscheinungen wird hier zusammengefasst,

theils weil die abgedruckten Dichtungen aus der besten Zeit des 13. Jahrhunderts herrühren, theils aber auch weil auf ihre Herausgabe ein ähnliches sorgfältiges, von der seitherigen nachlässigen Behandlung anderer nicht minder wichtiger Denkmäler desselben Zeitalters vortheilhaft abstechendes Verfahren angewendet worden ist.

Barlaam und Wigalois waren noch nicht bekannt gemacht, keiner ihrer Verfasser findet sich unter der Zahl der auf die Nachwelt gekommenen Minnesänger. Rudolf (von Montfort benannt, weil er ein Dienstmann des Grafen von Montfort gewesen) gehört gleichwohl unter die fruchtbarsten und begabtesten Dichter jener Zeit; den vorliegenden Barlaam abgerechnet sind noch vier andere beträchtliche Werke von ihm erhalten, ein sechstes (die Legende des heiligen Eustachius) scheint hingegen verloren. Unter jenen vieren ist eins von grossem Umfang, die sogenannte Weltchronik, in vielen, wiewohl äusserst ungleichen und überarbeiteten Handschriften vorhanden, eine Art Weltgeschichte nach dem Plan des Gottfried von Viterbo. Über Rudolfs Alexandreis vermag Rec. nicht zu urtheilen, weil er noch keine der davon vorfindlichen Handschriften einzusehen Gelegenheit gehabt hat; dagegen steht er nicht an, den ihm bekannten Wilhelm von Orlenz für eine anmuthige, des vollständigen Abdrucks vollkommen würdige Dichtung zu erklären. Das sechste Gedicht, den guten Gerhard nämlich,
2082 welchen noch Hr. Köpke für gänzlich unbekannt hält und dessen auch die seitherigen litterarischen Hilfsmittel geschweigen, wollen wir hier wenigstens in einer Handschrift nachweisen. Sie liegt zu Wien No. 44 und wird als: poëma heroicum anonymi de Ottone rufo aufgeführt, Hauptheld ist aber der gute Gerhard zu Cöln, wiewohl auch Kaiser Otto darin auftritt. Dieser Dichtung erwähnt Rudolf selbst im Wilhelm von Orlenz:

der iu daz buoch getihtet hat,
wie dur unsers schepheres rat
der guote Gerhart loste
von grozeme untroste
ein edele kumberhafte diet.

und hier im Barlaam 402, 6 ff.

ich hatte mich vermezzen e,
do ich daz maere enbarte
von dem guoten Gerharte,
hatte ich mich daran versumet iht
daz lihte tumbem man geschiht,
daz ich ze buoze wolde stan,
ob mir wurde kunt getan
ein ander maere, dast geschehen.

Die Wiener Handschrift ist freilich auf Papier und aus dem 15. Jahrhundert; wenn wir ihren baldigen Abdruck wünschen, so geschieht es dem für die deutsche Sagengeschichte merkwürdigen Inhalt zu Gefallen; wer inzwischen die plane, verständige Schreibart des Dichters aus seinen übrigen Werken studirt, wird so ziemlich im Stande sein, den wahren Text überall herzustellen. Hier ist einmal (leider der seltenere Fall) Stoff aus der mythischen deutschen Geschichte geschöpft [1]), während Wilhelm von Orlenz der französischen Quelle nachgedichtet wurde, freilich veredelnd. Gleichwohl stellen wir nicht bloss diesen letzteren, sondern auch die Weltchronik unter den altdeutschen Gedichten, die sich demnächst zur Herausgabe eignen, oben an. Rudolf von Montfort ist kein glänzender Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, kein lieblicher, wie Gottfried von Strassburg, auch nicht so eindringlich, wie Hartmann von der Aue, allein Stil und Gedanke haben bei ihm
eine bescheidene Natürlichkeit und sehr gleichmässige Haltung. 2083
Sein heller Verstand neigt sich zur ernsthaften, frommen Betrachtung, daher auch zu geistlichen Stoffen. Die Legende von Barlaam ist eine stillbegeisterte Lobrede auf die Würde und Reinheit des innerlichen Christenthums im Gegensatz zur heidnischen Weltlichkeit. Den Inhalt dieser edelen, durch die passendsten Gleichnisse und Beispiele erläuterten Sage hat der deutsche Dichter höchst angemessen behandelt und wirklich nirgends weder zu viel noch zu wenig gethan. Man darf auf den Verfasser und seine Gabe selbst die schönen Worte anwenden, die er einer genügsamen Armen in den Mund legt (137, 38):

[1]) Einen vorläufigen Auszug der Fabel vom guten Gerhart vermisst man ungern im zweiten Bande der Grimm'schen Sammlung deutscher Sagen.

got hat nach gotlichem site
daz groste mir geteilet mite,
den notdurftigen rehten teil;
daz ist daz menscheliche heil,

seine Dichtungen lassen in dem Leser einen befriedigenden Eindruck zurück. In den Reimen sucht Rudolf keine Künste, aber sie strömen ihm zu ohne allen Zwang. Er ahmt niemanden nach, sondern steht auch in manchen Wendungen seiner Sprache eigenthümlich für sich allein.

Ein verschiedener Geist spricht aus Wirnt von Grafenberg, von dem nichts als dieser Wigalois übrig ist, doch vermuthlich hat er auch weiter nichts gedichtet. Der Ritter erscheint weltlicher, zierlicher und höfisch gebildeter, als der gute Dienstmann, er übertrifft diesen an Lebenserfahrung und weiss daraus manche feine Bemerkung anzubringen, die jenem bei einem ruhigeren und in sich gekehrteren Wandel schwerlich eingefallen sein würde, obschon Rudolf kein Geistlicher war und die Freuden der Welt nicht verschmähte (vgl. 305, 33 ff.). Für die Sitten des 13. Jahrhunderts liefert daher Barlaam gar keine, Wigalois aber manche wichtige Erläuterung. Der Stoff ist in beiden fremd und im Wigalois sogar ein altbritannisches, aber durch mehrfache Bearbeitungen[1]) von der ursprünglichen bis zu der welschen und deutschen ziemlich verwässertes Märchen. Die Fabel vom goldnen Glücksrad (1047 ff. 1865), das sich unaufhörlich umdreht und seinem Besitzer Glück und Friede bringt (eine merkwürdige Erinnerung an das eddische Mühlenlied und an die nur etwas anders gewendete Idee des Mittelalters von den hier auf dem Glücksrade sitzenden Menschen; vgl. auch Grimm deutsche Sagen No. 209 und 337), vermuthlich der Mittelpunkt der eigentlichen Sage, tritt hier
2084 völlig zurück und wird bloss nebenbei erwähnt. Diese Auslassung oder Verdünnung einfacher Bestandtheile des alten

[1]) Wirents Grundlage zum Wigalois war vermuthlich eine nordfranzösische Dichtung, wie schon aus dem kleinen Umstand hervorgeht, dass die Namen Iwein, Gavein auf ein (altfranzösisch Ivain, Gauvain) endigen. Dasselbe gilt von Hartmanns Quelle. Eschenbach aber, der einem Provenzalen folgte, setzt die Formen Iwan, Gawan (provenzalisch Ivans, Gavans).

Märchens und ihrer Verbindungen unter einander bewirkt, dass die vielen schweren Abenteuer, welche der Held auszurichten hat, ihm doch zu wenig Mühe machen und der für ihn günstige Ausgang beinahe jedesmal vorauszusehen ist. Der Dichter hat indessen den (in unseren Augen wenigstens) undankbaren Stoff mit seltener Geschicklichkeit zu behandeln verstanden und ihm so viel abgewonnen und von anderen Seiten her vergütet, dass gewiss, wer nur dieser alten Sprache kundig ist, das Ganze von Anfang bis zu Ende mit besonderem Wohlgefallen durchlesen wird.

Der Herausgeber des Wigalois bringt es durch die geschickte Zusammenstellung mehrerer Umstände (Vorrede VIII—XIV) zur höchsten Wahrscheinlichkeit, dass Wirnt (die ältere Form dieses Eigennamens Wirant ersehen wir aus einem Diplom bei Neugart No. 585 vom Jahre 889) von Grafenberg im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet hat, ungefähr um 1212 oder einige Jahre später. Gebürtig war er aus Franken, aus dem noch bestehenden, unweit Nürnberg und Erlangen liegenden Städtchen Grafenberg, damals wohl unter meranischer Botmässigkeit. Sehr gut wird gezeigt, dass eine merkwürdige Stelle des Gedichts (Z. 8061 ff.) von dem Tode des Fürsten von Meran, wobei der Dichter zugegen gewesen, auf Herzog Berthold IV. († 1206) bezogen werden muss, also mit der Volkssage von der Gräfin von Orlamünde (bei Grimm No. 579) oder einer anderen von dem Mörder Hager zu Plassenburg nicht zusammengestellt werden kann, wie denn auch das Gedicht nirgends auf einen Mord anspielt, sondern nur der klagenden Frauen gedenkt. Hiernach berichtigt sich Docens Vermuthung in den Marginalien zu Koch (Aretins Beiträge Bd VII, S. 316) und im altdeutschen Museum I, S. 165. Über Wirents weitere Lebensumstände ist nichts bekannt, ausser dass ihn der freilich weit spätere Conrad von Würzburg in eine sagenmässige (Beilage S. LV bis LXIV mit Recht hier abgedruckte) Erzählung verflicht. Die Geringfügigkeit der Nachrichten von des Dichters äusserem Leben (wir besitzen keine alten Biographieen der Minnesänger, wie die der provenzalischen Troubadours sind) vergütet Herr Prof. Benecke durch einen wichtigen Aufschluss

über sein inneres Wesen; Wirent hat sich sichtbar in Stil und Sprache den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, man vergleiche nur Z. 126 ff. des Wigalois mit dem armen Heinrich Z. 10, Z. 151 mit Iwein Z. 40—58, Z. 445 mit Iwein 4622, Z. 557 mit Iwein Z. 7091 usw., er möge nun persönlichen Umgang mit Hartmann gepflogen haben (nach einem Lied der Man. Samml. 1, 183 b scheint letzterer auch in Franken zu leben) oder durch öfteres Lesen und Anhören des Iwein und anderer berühmter Dichtungen Hartmanns mit dem Geist und der Weise derselben vertraut geworden sein. Dergleichen auffallende
2085 Familienähnlichkeit findet sich auch sonst zwischen anderen alten Dichtern; in demselben Sinn, wie wir Wirent einen Nacheiferer und Schüler Hartmanns, dürfen wir auch Reinbot von Doren einen Schüler Wolframs (vgl. S. Georg 4916 mit Parcifal 2045 [69, 16] und Wörter wie *hamit*, *phandes stên* etc.), den unbekannten Verfasser des Wigamur einen Schüler Gottfrieds nennen (vgl. Wigamur 1195 mit einer leicht aufzufindenden Parallelstelle im Tristan). Mehrere Stellen beweisen indessen, dass Wirent auch ausserdem Wolframs Parcifal in einzelnen Wendungen nachgeahmt habe. Der *dreifache Reim*, mit welchem seine Absätze schliessen, findet sich auch in Turlins Wilhelm dem Heiligen, doch so, dass in letzterem regelmässig 31 Zeilen zum Satz gehören, Wirent aber in diesem Stück keine Zahl hält; neben kleinen Abschnitten von 15, 13, 11 und selbst 9 Zeilen (S. 62. 69. 82. 104. 134. 97) finden sich viel längere, z. B. S. 66—68 einer von 77 Zeilen.

Das, wodurch sich die vorliegenden Ausgaben des Barlaam und Wigalois gemeinschaftlich auszeichnen, ist die kritische Behandlung des Textes. Es macht Freude und berechtigt zu Erwartungen für die Zukunft, wenn wir ein Verfahren, das bei der griechischen und römischen Philologie allgemein gültig ist, vielleicht noch mit glücklicher Vermeidung einiger hierbei wohl betretener Abwege, endlich auch auf die Denkmäler unserer einheimischen Litteratur angewendet sehen. Freilich geht es leichter und schneller, den merkwürdigen Inhalt altdeutscher Poesieen oberflächlich zu erfassen und ihre Schönheiten herauszufühlen; aber gründlich geschehen kann dieses doch niemals

ohne die innigste Bekanntschaft mit dem Buchstaben, d. h. mit allen ihren äusseren Formen. Erst dadurch gewinnt die Auslegung im Einzelnen gehörige Sicherheit, und aus dieser scharfen Betrachtung des Einzelnen gehen gleichwohl Lichtstrahlen aus, die dem Ganzen zu statten kommen. Was hier überall wünschenswerth scheint, führt sich hauptsächlich auf folgende Punkte zurück. Man strebe jeder Herausgabe eines bedeutenden Gedichts eine alte gleichzeitige oder dem Zeitalter des Dichters möglichst nahe kommende Abschrift zum Grunde zu legen; billig sollte keine, die über hundert Jahre jünger wäre, zugelassen werden. Spätere Handschriften dienen bloss nebenher zu Ausfüllung einzelner Lücken oder zu Muthmassungen über schwierige Stellen; ihre übrige Abweichung hat keinen Werth, d. h. für die Feststellung des herauszugebenden Textes. Für jemand, der die Sprache geschichtlich verfolgt, kann natürlich ihre Vergleichung sehr nützlich werden, aber um dieses Zweckes willen soll man keine solche Lesarten wirklich drucken lassen; auch versteht sich von selbst, dass bei offenbar fluctuirenden, mehr volksmässigen Dichtungen, wie die Nibelungen oder Theile des Heldenbuchs sind, spätere Abschriften ungleich bedeutender
werden und vielleicht der vollständige Abdruck aller Varianten 2086
wünschenswerth ist. Hat nun glücklicherweise der Herausgeber eine gute Handschrift aufgetrieben und stimmt diese hochdeutsch (denn es gibt auch *sehr frühe* im 13. Jahrhundert von niederdeutschen und halbniederdeutschen Copisten geschriebene, die man nicht zum Grund legen darf, obwohl sie sonst besondere Rücksicht verdienen), so muss er den Text nach den Regeln der damaligen Sprache prüfen und sichten, wird aber damit im Allgemeinen noch nicht ausreichen, sondern seine zweite Sorge muss dahin gerichtet sein, dass er die Eigenthümlichkeit des Dichters in Mundart und Stil theils aus dem vorliegenden Werke selbst, theils aus anderen vorhandenen Werken desselben zu erfassen und darnach den Text zu stellen suche. Ein treffliches und die grosse Mühe reichlich (auch in anderen Absichten) lohnendes Mittel sind hierbei umständliche und ins Kleinste gehende Wörterbücher, die sich der Herausgeber noch genauer für sich anlegen muss, als er sie etwa dem Publikum mitzu-

theilen denkt. Auf diesem einzigen Wege werden wir allmählich dahin gelangen, die Werke unserer ausgezeichneten Dichter des 13. Jahrhunderts in ihre wahre, ursprüngliche Gestalt kritisch herzustellen und demnächst sogar die Bekanntmachung einzelner, die sich nur in späteren schlechten Handschriften erhalten haben, sobald der Dichter aus anderen Quellen studirt werden kann, mit sicherem Erfolge zu versuchen. Einen Fall letzterer Art haben wir oben bei Rudolfs gutem Gerhart bezeichnet. Wie erwünscht und förderlich wäre eine Ausgabe der operum omnium dieses Dichters, und wie musterhaft könnte sie eingerichtet sein! Gelehrte Gesellschaften und Regierungen Deutschlands müssen aber die Erscheinung von 4 bis 5 Bänden unterstützen, wenn einzelne Verleger sich kaum zu einem Bande bewegen lassen.

Nach guten kritischen Grundsätzen ist inzwischen bei dem Barlaam und vornehmlich bei dem Wigalois verfahren, und wir sagen nicht ein vollkommener, aber ein ziemlich und beinahe vollkommener Text geliefert worden. Dem Barlaam hat Hr. Köpke eine Königsberger Handschrift zum Grund gelegt, eine zweite Königsberger und eine Berliner zugezogen. Genauere Untersuchungen über das wahrscheinliche Zeitalter der Handschriften mangeln, beide Königsberger scheinen schon aus dem 14. Jahrhundert, die Berliner ist noch später und schlechter. Allein auch die bessere Königsberger verdient keineswegs den Namen einer trefflichen (vgl. Lachmanns Bemerkung S. 428); unter solchen Umständen hat der Text, zumal in grammatischen Verhältnissen, nach den bisher erkannten Regeln der hochdeutschen Sprache des 13. Jahrhunderts im Allgemeinen berichtigt werden müssen, was zwar mit grossem Fleisse, jedoch keineswegs genügend geleistet worden ist. Dass sich der Herausgeber weder um die Hohenemser noch um die Münchener Hand-
2087 schrift (letztere von 1284 und in bairische Mundart umgeschrieben, jene wohl auch aus dem 13. Jahrhundert) bemühet hat, bleibt zu bedauern. — Dem Herausgeber des Wigalois stand eine Kölner, beinahe gleichzeitige aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, eine Leidener von 1392 (auf welche Hrn. Beneckes Auszüge in der Vorrede zu dem holländischen Abdruck

des Teutonista führten; noch häufigere hätte er schon in Huydecopers Erläuterungen des Melis Stoke finden können), eine Bremer von 1376 und eine Hamburger von 1451 (ausser anderen Bruchstücken) zu Gebote. Hier ist mithin alles besser bestellt und die Kölner natürlich zum Grund gelegt. Auch sind keine anderen guten Handschriften des Wigalois sonst entdeckt worden.

In Absicht auf äussere Einrichtung des Abdrucks bemerken wir, dass sie bei Barlaam ungleich gedrängter und sparsamer ist; 16060 Zeilen sind auf 402 Spalten, folglich 201 Blattseiten abgedruckt worden, während die 11708 Zeilen des Wigalois 429 Seiten (etwas kleineren Formats) einnehmen. Dieses erhöht freilich die Kosten des Verlags, wenn indessen nur lauter solche gediegene Arbeiten im Fache der altdeutschen Litteratur erschienen und die unreifen hinterblieben, so würde man doch sparen, und die Form des Wigalois gereicht zur Bequemlichkeit beim Gebrauch. Auch die neue Art von Bezifferung, welche beim Barlaam versucht worden ist, so dass nicht fortlaufend die Zeilen des Ganzen, sondern für jede Spalte bezeichnet werden, will uns nicht gefallen. Sie hat etwas Unsinnliches und erspart beim Citiren nichts. (Sp. 147—150 sind richtig beziffert, allein im Satz verrückt, man lese auf Sp. 146 die rechte Seite des folgenden und dann erst die linke des vorstehenden Blattes; auf die Worte: der tohter was er vil bereit folgt: diu wart im sa gegeben.)

Was wir grammatisch und orthographisch an den beiden Texten (am Wigalois fast bloss in letzterer Rücksicht) auszusetzen hätten, das theilen wir hier nicht mit, weil die Litteraturzeitungen dergleichen ins Einzelne und Umständliche gehenden Bemerkungen ungern den gebührenden Raum gestatten, überdem die Druckereien nicht mit den nöthigen Schriftzeichen versehen sind, und was das Schlimmste ist, der Abdruck nicht unter den Augen des Rec. geschehen kann, also unvermeidliche Druckfehler zu befürchten sind, die den Werth der Kritik schmälern. Vielleicht gehören auch dergleichen Dinge besser für die Herausgeber, als für ein gemischtes, sie leicht missdeutendes Publikum, und Rec. (um nicht in den S. 436 von Hrn. Lachmann aus-

gesprochenen Vorwurf zu fallen) begnügt sich, zu bemerken, dass er eine ausführliche grammatische Durchsicht vorgenommen, auch dem Herausgeber des Wigalois besonders mitgetheilt hat und Hrn. Prof. Köpke ebenfalls mitzutheilen bereit ist.

2088 Ein Gleiches gilt in Ansehung der Bemerkungen, welche wir der Natur der Sache nach etwas häufiger zu den beiden Ausgaben beigefügten Wörterbüchern zu machen hätten. Denn im Text stellen sich die einzelnen grammatischen Formen meistens von selbst richtig auf; in dem Wörterbuche hat die Angabe der vollständigen Verhältnisse jedes Worts schon grössere Schwierigkeit. Dem Publikum muss aber gesagt werden, dass, wiewohl beide Glossare sehr fleissig gearbeitet sind und dem Studium der alten Sprache gewiss förderlich sein werden, das Beneckische (auch mit dem besonderen Titel: Anmerkungen und Wörterbuch zum Wigalois S. 430—476 ausgegebene) vorzüglicher Auszeichnung werth ist. Rec. erinnert sich keiner gleich trefflichen Arbeit im ganzen Fache altdeutscher Litteratur. Die wahren Stämme und Ableitungen dunkler Wörter zu finden und anzugeben ist öfters sehr schwer; aber noch ungleich schwerer scheint es, Wörtern, deren Wurzel und Bildung durchaus klar ist, den Begriff nachzuweisen, den sie in einer verflossenen Zeit, häufig ganz verschieden von dem einer früheren oder späteren, gerade gehabt haben. Nicht bloss die Formen und Endungen der Wörter sind einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen; auch ihre Bedeutung und das, was ihre Seele heissen kann, ändert sich und hat Übergänge. Z. B. unsere heutigen Ausdrücke: fromm, klein, krank, mögen, können usw. finden sich auch in der alten Sprache, bedeuten aber ganz etwas anderes, und wörtliche Übersetzungen der veralteten Form in die neue würden den Sinn am meisten gefährden. Den damaligen Begriff äusserlich leicht aussehender, innerlich sehr verschiedener Wörter aufzuspüren scheint uns ein löbliches Ziel Hrn. Prof. B., und er ist darin ungemein glücklich. Man sehe die Wörter: *aventiure*, *beschrenken*, *buhurt*, *poinder* und viele andere, deren Erläuterung einen dem Wörterbuch vorgesetzten Spruch (plus habet operis, quam ostentationis) reichlich bewährt. Eine schöne Ausführung der

mehrfachen und schwankenden Bedeutungen liest man bei dem Worte palas, das zwar von palatium abstammt, alllein mit dem Begriff unseres heutigen Palast gar nicht zu verwechseln ist. Rec. will hier Einiges über die Geschichte dieses Ausdrucks, sowie über ähnliche für das Bauwesen im Mittelalter gültige Benennungen zufügen. Der Name palas wurde, scheint es, erst im 12. und 13. Jahrhundert aus dem französischen palas (palaz, später palais) eingeführt und statt der früheren echtdeutschen Ausdrücke: sal, hof, halle, auch wohl hus und burg gebraucht. Allein unsere Sprache hatte schon viele Jahrhunderte früher das Wort palatium in sich und zwar aus der griechischen Form παλλάντιον aufgenommen.

Bereits vom 7. Jahrhundert an findet sich das Femininum 2089
phalanza, phalinza, falanza, späterhin phalenze in mehrfachem Sinn, bald für basilica (gl. Mons. 331. 382), praetorium (daselbst 398), bald für aula, gleichbedeutend mit Hof und phorzih (Symbolae 194). Ottfried nennt Marias Wohnung palinza (I, 5, 17) und Pilatus Prätorium palinz-hus (IV, 20, 6), es unterliegt keinem Zweifel, dass man ein jedes ansehnliche öffentliche Gebäude, voraus Kirchen und Königswohnungen mit diesem Namen belegte. In engerem Sinn galt er vorzüglich von dem Hofe des Königs, es bildeten sich Dienste und Gewohnheiten der Pfalenz (Pfalz), leges palatinae (Lamb. schafnab. ed. Krause S. 159. 220. 245) und die Würde der Pfalzgrafen. Eine Glossensammlung des 12. Jahrhunderts (Symbolae 303), nachdem sie palas und palenze als zweierlei Ausdrücke aufgestellt hat, fügt hinzu: sed Francorum lingua eodem verbo significatur et aedificium et officium, cum dicitur palenze. Da man in neueren Zeiten die Geschichte unserer Architektur mit verdienter Aufmerksamkeit betrachtet, so ist der frühere Gebrauch der aus dem Byzantinischen mit der Baukunst selbst (seit dem 5. und 6. Jahrhundert?) eingeführten Benennungen palanza und kirihha (κυριακή, dominica) sicher zu beachten. Eben dahin gehört das gleichfalls alte phorzih (Masc., im Plur. phorzihha), angelsächsisch portic, aus dem lateinischen porticus stammend und zuweilen mit phalanza gleichbedeutend (Symbolae 194), gewöhnlich aber den Vorhof der

Kirche oder des Palastes (*aula*, *atrium*, *vestibulum*, *peribolus*, *pastophorium*, *doma*) bezeichnend (gl. mons 337. 341. 361. 362, Symb. 202. 231. 234). In diesem Sinn spricht Lamb. schafnab. (p. 128) von einem *atrium palatii*. Es war natürlich, dass in der Kirchenbaukunst die altdeutschen, vielleicht an das abgeschworene Heidenthum mahnenden Ausdrucke den fremden weichen mussten; einen solchen mag selbst *hof* (*atrium* bei Notker 95, 7) gehabt haben. Eine sorgfältige Untersuchung der deutschen Bauwörter nach Zeiten und Völkerschaften wäre gewiss fruchtbar; dergleichen sind *alh*, gothisch
2090 *templum*, altsächsisch *alah*; *rohsn*, gothisch *atrium*; *razn*, gothisch *domus*, isländisch *rann*; hochdeutsch folgende: *gadam* (Gaden), *flezzi* (*atrium*, isländisch *flet*), *zimbar* (Zimmer, *timbr*) und andere. *Keminate* ist weit jünger und entweder lateinischen Ursprungs (der Heizbarkeit wegen von *caminus*), oder slavischen (polnisch *kamienica*, steinernes Haus); seine damalige Bedeutung und Identität mit *gadem* setzt der Herausgeber des Wigalois ins Klare.

Zu den S. 433—510 enthaltenen, wichtige Varianten mittheilenden und besonders dunkele Stellen beleuchtenden Anmerkungen ist uns beim Durchlesen ein und das andere eingefallen, was wir hier mittheilen wollen. Z. 57 „*sit ich mich guotes alrerst versan*“ wiederholt sich 976. 6855 und heisst soviel als: von Kindesbeinen auf, sobald ich unterscheiden lernte, was Gut und Bös sei. Liechtenstein (Man. 2, 26 a) „*sit daz ich verstuont beidiu ubel und guot.*“ — Z. 341 „*biderbe und frumech*“ steht ebenso zusammen in Wernhers Maria 4133 und Wigamur 2517. — Z. 788. Bedenklich scheint die Auslegung der Worte: „*geworht ane zungen*“ durch: Dichtergebilde abgerechnet. Von einem Abrechnen, Ausnehmen hat der Text nichts, denn *ane* steht nicht vor *geworht*, sondern vor *zungen*, *ane* kann aber auch nicht soviel wie *an* und der Satz: gedichtet *mit* der Zunge, d. h. Poesie, Sprache bedeuten sollen, denn in dieser Construction wird *mit* erfordert (Z. 782. 4471). Entweder also müssen die Worte „*geworht ane zungen*“ aussagen: *nicht* mit der Zunge (durch die Zunge, nämlich Sprache, Poesie) geschaffen, folglich: wirklich lebend,

oder zungenlos erschaffen, d. h. als Bildsäule oder Gemälde, denen der Schein der Oberfläche, kein inneres Leben zusteht, folglich: sprachlos, unlebend. In keinem Fall dürfen die Worte eingeklammert werden. — Zu Z. 1605 wird die alte Bedeutung des Wortes rede: ratio, Rechenschaft angemerkt. In früherer Zeit galt redihaft für rationabilis, und noch im heutigen Holländisch steht redene für Rechenschaft. Dies alles ist in der Philosophie der Sprache tief gegründet, die Begriffe, welche sich im lateinischen ratio, oratio, numerus usw. begegnen, erscheinen auch im gothischen rathjo (Rechenschaft und Zahl), im althochdeutschen redia; Zahl (zala, tala) drückt numerus, lingua und solertia aus. — Z. 2319—24 klagt der Dichter über die Sitte seiner Zeit, den besiegten Ritter der Rüstung zu berauben; ebenso Reinmar von Zweter 2091
(Man. 2, 129b) „do hete man umbe eine deke ungerne erwurget guoten man.“ Allein dies Lob der besseren alten Zeit ist hier, wie so häufig, ungegründet, und das spolium (re-roup Parc. 14141. 14176 [473, 29. 475, 5], sonst auch wala-rauba, val-rán) war uralte Gewohnheit aller frühen Völker; vgl. Waltharius 1187: Caesos spoliarier armis, 205
tum super occisos ruit et spoliaverat omnes; Hildebrandslied Z. 50 und das homerische τεύχεα συλᾶν. Z. 2358 ff. wird wiederum Alt und Neu gegeneinandergestellt: eine Jungfrau dürfe nicht mehr allein reisen, ohne in Gefahr und übelen Ruf zu fallen. Man vgl. dazu Wigamur 5389 und Reinmar von Zweter (2, 152b). — Die Anmerkung zu Z. 2861 über Hoyer von Mansfeld dient zur Ergänzung von Grimm deutsche Sagen No. 487; man vgl. auch Helmold. chron. slav. S. 36. — Z. 3522 bei der Redensart „gan lan“ (gehen lassen) ist zu verstehen: diu ors oder daz ors, und mit dem Streitross ablenken oder herzureiten wird durch: von einander oder zuo einander gan lan (1993) ausgedrückt. Auf ähnliche Weise: lie hine gan (ritt fort) Tristan 8995. 9049. 9080. 15912. 16048 und: lie naher strichen Parc. 20308 [679, 25], Oranse 2, 146a [Will. 324, 20]. Zuweilen sind aber auch andere Substantive bei dergleichen Redensarten zu subintelligiren. — Aus Z. 6145 wird bewiesen, dass diese Gedichte für Zuhörer, nicht für stumme Leser be-

stimmt waren. Darum heisst es häufig in Beziehung auf das laute Vorlesen: munt nie gelas Z. 11569 und Parc. 9394 [315, 14], S. Georg 4993, Orlenz 16—20. Ein stilles Für-sich-Lesen kommt indessen auch vor, z. B. in Conrads Erzählung von Wirnt Z. 55—62. — Den sorgfältigen Nachweisungen der Fabel vom Salamander und Samanirit zu Z. 7435 wüssten wir gegenwärtig nur eine Stelle im Laurin (Symb. 68. 69) beizufügen. — Z. 7462. Die Wortfügung, welche den Nominativ vorausschickt und dann das Pronomen im nöthigen Casus folgen lässt, kommt überall in der altdeutschen Sprache vor und schon in Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts. Auch die zu Z. 8660 bemerkte Unterbrechung der Rede durch Fragen lässt sich durch eine Menge von Beispielen erläutern. Aber so vergessen ist die alte Syntax unserer Sprache, dass dergleichen Dinge den Grammatikern unerhört und neu dünken werden! — Z. 8920 wird gelac (endigte) von dem blossen lac (lag) richtig unterschieden. Der Nachdruck beruht auf der Vorsilbe ge- (κατα-), und gelag kommt unserem heutigen „lag dahin, danieder“ bei. Man muss daher sagen: „daz her lac uf dem velde“, aber: „er gelac tot oder sigelos“ — Z. 9089 „sper von angeran, angran“ heisst im Parcifal 10000. 11479. 21027 [335, 20. 384, 29. 703, 24] angram (im Reim auf: nam). Es ist der Name eines Ortes, wo besonders starke Speere verfertigt werden mussten, wie man aus sper von troys (Troyes in Campagne) Parc. 8586 [288, 16] entnehmen kann. Vermuthlich wird Agram in Croatien gemeint. — Z. 9525 „die sines ortes waren geil“
2092 kann sines schwerlich auf die Fürsten bezogen werden, weil es sonst nach der Grammatik heissen müsste: ir ortes, und ieslicher schwerlich als ausgelassen hinzugedacht werden darf. Hr. Benecke versteht unter Ort das Land, womit einer belehnt wird. — Sollte es nicht vielmehr die Spitze des Speers, Scepters oder der Fahne bedeuten, welche symbolisch von dem Lehnsherrn gegen den Vasall bei der Übergabe des Lehns gesenkt wurde? Sines ortes gienge alsdann auf den belehnenden König, die belehnten Fürsten waren seines Scepters oder seiner Belehnung froh, standen gern unter einem so mächtigen Oberherrn. Die ganze Stelle hat Wirent von Grafenberg aus dem

Parcifal 1527 [51, 28] entlehnt, wo auch 1528 [51, 29] folgt: doch beleip der bezzer teil gamurete, wie hier 9524 iedoch beleip im der beste teil. — Z. 10494 steht: ouch lagen im geliche zwey richiu kunechriche, welches erklärt wird: zwei mächtige Reiche grenzten an sein Land. Dieses Grenzen ist zu bezweifeln. Geliche (Adv.) ligen oder auch stehen heisst wohl nichts als: aequipollere, aequiparari (Nibel. 449 [113, 1]. Parcif. 13423 [449, 28]), in unserem Zusammenhang: sie kamen ihm gleich an Macht, und er wusste sich ihrer doch zu erwehren. Die Redensart: gelich (Adj.) sin (auch mit dem Dativ) findet sich bei den alten Dichtern weit häufiger und muss auf mancherlei Weise verstanden werden.

Der Herausgeber des Barlaam hätte dunkele oder merkwürdige Stellen seines Textes mit ähnlichen Erläuterungen ausstatten sollen, z. B. Spalte 79 die jüdische Fabel von dem ungeheueren Fisch Leviathan, dessen Wange Christi Tod mit der Angel durchbohrte, eine merkwürdige Anspielung auf die midgardische Schlange, welche in Thors Angel biss und dann wieder ins Meer versank (s. Hymisquida). Die Stelle von den fünf Kasteiungen Sp. 377—380 kann mit Notkers Auslegung der Psalmen 9, 1 verglichen werden, die lateinische Erzählung von Barlaam und Josaphat, wie sie in der legenda aurea steht, enthält nichts davon. Dergleichen wäre vieles anzubringen.

Die Namen der Örter und Personen (die man im Wigalois lieber in einem besonderen Verzeichnis, nicht unter den anderen Wörtern läse) hat Hr. Köpke gar nicht mit ins Glossar gebracht; es sind ihrer freilich nur wenige. Aber eine das Nachschlagen erleichternde Inhaltsanzeige ist dem Barlaam vorgesetzt, die wir beim Wigalois vermissen. [anonym.]

116
EDDA SAEMUNDAR HINNS FRODA.

Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars II. Odas mythico-historicas continens. Ex codice bibliothecae regiae havniensis pergameno nec non diversis legati arna-magnaeani et aliorum membraneis chartaceisque melioris notae manuscriptis. Cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario vocum, indice nominum propriorum et rerum, conspectu argumenti carminum et IV appendicibus. Hav. 1818 in 4to. XXXIV et 1010 pag.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur. [Zweiter Jahrgang.] Erstes Stück für das Jahr 1820. Nr. V. der ganzen Folge. Amsterdam in der Verlags-Expedition des Hermes. 1820. (Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus.) gr. 8. pag. 116—129.*)

Auf die mythischen Lieder, welche der erste Band, dessen Beurtheilung nicht hierher gehört, enthält, folgen in natürlicher Ordnung die epischen oder, wie sie nach der Ansicht der Herausgeber genannt sind, die mythisch-historischen. Sie sind auf folgende Weise eingetheilt: 1) Das Lied von Wölund. 2) Lied von Helge dem Haddingenheld (dem Sohne Hiorvards) oder das erste Lied von Helge. 3) Lied von Helge dem Hundingstödter oder das zweite
117 Lied von Helge. 4) Das andere Lied von Helge dem Hundingstödter oder das dritte Lied von Helge. 5) Von dem Tode Sinfiötles. 6) Gripers Weissagung oder das erste Lied von Sigurd dem Schlangentödter. 7) Zweites Lied von Sigurd, erste Abtheilung. 8) Zweites Lied von Sigurd, andere Abtheilung. 9) Das erste Lied von Brynhild oder Sigurdrifas Lied. 10) Drittes Lied von Sigurd. 11) Bruchstück aus dem zweiten Liede von Brynhild. 12) Todesfahrt von Brynhild. 13) Das erste Lied von Gudrun. 14) Mord der Niflungen. 15) Das zweite Lied von Gudrun. 16) Das dritte Lied von Gudrun. 17) Klage der Oddrun. 18) Das grönländische

*) [Die Red. bemerkt hierzu: „Aus Unachtsamkeit des Setzers erscheint diese Beurtheilung an dieser Stelle. Sie sollte unmittelbar dem ersten Aufsatze in diesem Stück über die altnordische Litteratur folgen, da sie mit diesem gewissermassen ein Ganzes ausmacht.“ Letzterer wird den dritten Band der Kleineren Schriften eröffnen.]

Lied von Atli. 19) Die grönländischen Lieder von Atli. 20) Das Lied von Hamdir. 21) Der Gudrun Aufreizung. Hierbei ist zu bemerken, dass Nr. 5 und 14 nur kurze prosaische Stücke enthalten und nicht mehr die Lieder selbst, so dass deren in der That nur 19 sind. Dagegen ist noch zugefügt 22) Gróu Galdr, Zauberruf der Gróa, der aber nicht hierher gehört, sondern als eine Zugabe zu den mythischen Liedern des ersten Bandes zu betrachten ist. Als Anhang ist Gunnars-Slagr (fidicinium Gunnaris), eine neuere, aber geschickte Nachahmung, mitgetheilt. — Das erste Lied von Wölund steht hier nur in einer entfernteren Beziehung auf den Fabelkreis, hätte aber, zumal da sich die nähere Verflechtung damit aus der Wilkinasaga ergibt, nicht fehlen dürfen. Die drei Helgenlieder und das Bruchstück von Sinfiötles Tod sind gleichsam die Vorgeschichte der Fabel, deren engeren Ring die sechszehn oder, nach obiger Bemerkung Nr. 14 nicht mitgezählt, die funfzehn Rhapsodieen Nr. 6 bis 21 bilden. Bei den Überschriften scheint uns das Zusammenfassen und die daher entstandenen Unterabtheilungen in Ziffern nicht günstig; so verwirrt man leicht Nr. 6. 7. 8 und 10, und es ist viel natürlicher, Nr. 6 bloss Gripisspá und Nr. 8 Fafnismál zu nennen.

Was zuerst den Text betrifft, so liegt die beste Handschrift von Pergamen auf der königl. Bibliothek zu Grund, eine noch vorzüglichere auf der Universitätsbibliothek besteht leider nur aus sieben Blättern; unter den papiernen, welche benutzt sind, ist die Suhmische anzumerken, weil sie eine andere Recension als die königliche enthält, wenigstens nach der Meinung des Gudmund Magnäus; man vergleiche deshalb S. 326 N. d. — Die Feststellung und Vergleichung des Textes und Ausarbeitung der Noten war zwei Stipendiaten des Arnamagnäanischen Instituts,
Gudmund Magnäus, der schon am ersten Bande gearbeitet 118
hatte, und John Johnson, dessen schon oben [Hermes S. 7] bei der Niála-Saga rühmlich gedacht ist und der gleichfalls beim ersten Bande thätig gewesen, aufgetragen; beide waren Isländer, um des grossen Vortheils, welche diesen die Muttersprache bei Erklärung der alten Gedichte gewährt, nicht zu entbehren. Jetzt zeigte sich jenes Schicksal, das die Herausgabe der altnordischen

Denkmäler auf eine so eigene Weise begleitet. Die langsam vorrückende Arbeit war im Anfange des Jahres 1793, also vor 25 Jahren beendigt, doch bei genauer Prüfung sahen sich die Ephoren des Instituts damit nicht völlig zufrieden gestellt: Gudmund war hin und wieder zu weitläuftig, in der Kritik aber und dem Commentar zu eilfertig gewesen. John Olafsen (von Svefnöe, Hypnonesiensis, von dem es in der Vorrede heisst: in poesi septentrionali facile princeps), einer der Ephoren, übernahm eine Durchsicht und Überarbeitung, so wie beim ersten Bande durch Gunnar Paulsons Commentar die Übersetzung des Gudmund Magnäus berichtigt war. Mancherlei Hindernisse, endlich Altersschwäche waren Schuld, dass er die Arbeit nur bis etwas über die Hälfte vollenden konnte. Das Unternehmen stockte jetzt lange Zeit. Als man endlich, nachdem John Olafsen und Gudm. Magnäus gestorben waren, John Johnson aber nach Island zur Verwaltung eines Amts zurückgekehrt, mit dem Drucke des einmal Vorhandenen beginnen wollte, zeigte sich eine neue Widerwärtigkeit: von den zwölf durch Olafsen zum Drucke ausgearbeiteten Liedern waren zwei, die beiden Lieder von Helge dem Hundingstödter, abhanden gekommen. Diesen Verlust zu ersetzen, die Indices und ein noch ganz fehlendes Glossarium abzufassen, wurde der durch gelehrte Arbeiten schon bekannte und im Herbst 1812 aus Island nach einem elfjährigen Aufenthalte zurückgekommene Finn Magnussen ausgewählt. Eine andere, aufs Neue von Hallgrim Scheving auf Island unternommene Bearbeitung der beiden Helgenlieder kam zu spät und konnte nur im Glossar und bei den Indicibus benutzt werden. Fünf Jahre waren zu dem Drucke nöthig.

Von einem Texte, an welchem vier und zumal darunter ausgezeichnete Kenner der altnordischen Sprache und Dichtung gearbeitet, lässt sich schon etwas Vorzügliches erwarten. Die Vortheile einer solchen Gemeinschaft sind so überwiegend, dass der Nachtheil derselben, wohin man die immer etwas verschiedene zu Grunde gelegte Ansicht von kritischer Behandlung rechnen kann, nicht in Betracht kommt. G. Magnäus scheint am geneigtesten zu Conjecturen gewesen zu sein. Im Ganzen also

betrachtet, haben wir einen sorgfältigen und lobenswürdigen 119
Text und eine fleissige und genaue Übersetzung erhalten, gleichfalls ist in den Anmerkungen viel Schätzbares, zum Verständnisse des Einzelnen Führendes enthalten. Eine auf diese Vorarbeiten sich stützende, aus einem Gusse gearbeitete, reinere Recension (welcher dann auch manches geringerer Art, z. B. eine folgerechte Orthographie von selbst zufällt) wird nicht ausbleiben. Manches für die höhere Kritik wird sich, wenn man Zeit und Stil der verschiedenen Lieder genauer zu unterscheiden gelernt hat, auch die Weise ihrer Auffassung näher kennt, ergeben; ferner muss die beständige Rücksicht aufs Metrum noch Verbesserungen herbeiführen. So hätten wir bei dem Wölundslied nach erster Durchsicht etwa folgende Anmerkungen zu machen, die, zumal da sie in dem manches Vortheils beraubten Auslande entstanden sind, auf Nachsicht Anspruch machen. Str. 1 und 3 *orlog drygia*, ut fata constituerunt, *orlog* hat aber hier gewiss die nähere Bedeutung von *Krieg*, wie auch im contextus p. 964 vermuthet wird; die Wahlküren wollten in den Krieg ziehen, das Schicksal der Schlacht zu bestimmen. Str. 2 *svanfiadrar dró*, hier scheint, wie wir schon bemerkt, eine Zeile zu fehlen, etwa: *er Slagfinni hendur um sleyngdi*. Str. 3 *thrádo*, desiderio tenebantur (Note 9 ist der zwar richtige Infinit. *threya* angegeben, aber *thrá* kommt nur im Glossar vor), dieses Wort scheint eigenthümlich das Treibende, die Unruhe der Wahlküren zu bezeichnen, daher heisst es auch in Hrafnagalldr (Edda I, p. 206): *thrá walkyrior*. — *naudr um skildi*, necessitas rem mutavit; Finn Magnussen erklärt necessitas hernach noch durch fatum, da aber die Wahlküren selbst das Schicksal bestimmen und von sonst einer Nothwendigkeit nicht die Rede sein kann, so empfiehlt sich eine andere Erklärung von *naudr* durch necessitudo, Verwandtschaft (wie in Atlamál naudmadr homo necessarius vorkommt), Band, Ehe; *skildi* wäre dann passive zu nehmen; auch ist in der Niála von skil und skilit bemerkt, dass dieser Ausdruck bei *Ehescheidungen* gebraucht wird. Der Sinn der Stelle also wäre: ihre Ehe ward aufgelöst. Str. 5 ist der Alliteration wegen statt liósar quanar zu lesen:

biártar. Str. 6 *vegreigr* und Str. 8 *vedreygr*, da jedesmal der Zustand des von der Jagd zurückkehrenden Schützen beschrieben wird, auch der vorangehende Halbvers derselbe ist, so müssen beide Worte wohl in Übereinstimmung gebracht werden, was auch dem epischen Stile nach nothwendig ist.
120 Periculis strenuus scheint aber hier passender als eundo alacer. Str. 6 *negldar bryniar*, dazu ist eine Stelle aus dem Nibelungenlied anzuführen „*von genagelten richen pfellen* vil der *schilde* breit“ (Hohen-Ems. Hs. zu Wien 5189 [1234, 2 C]). Vgl. auch *Wigalois* von Benecke v. genagelt. — Str. 14 die letzte Zeile: *era sá nu hyrr, er or holti ferr* bezieht G. Magn. auf Wölund, der in die Gefangenschaft abgeführt werde, das geht nun wohl den Worten nach (ob es gleich natürlicher hiesse: der *aus dem Hause* weggeführt wird), aber dann stehen die vorangehenden Zeilen ganz abgerissen. Finn Magnussen bezieht es daher auf Nidud und legt dem Wölund die Worte in den Mund, allein Nidud fährt ja nicht eben aus dem Holze, den Wölund zu besuchen, er ist längst da, war versteckt und Wölund weiss nicht, wo er herkommt. Der Sinn der ganzen Strophe bleibt also dunkel, wahrscheinlich ist sie verderbt, und sie nach der dritten zu setzen scheint doch noch das beste Auskunftsmittel. Wie sollte Wölund, der sich beklagen will, anfangen, dem Nidud von seiner Familie vorzuerzählen? Überhaupt lässt das Lied hin und wieder verderbte und zerstückelte Stellen vermuthen, z. B. bei der Wiederholung Str. 4 und 8: kom thar usw. Man sieht wenigstens nicht, warum Str. 4 nicht auch Wölund bei den von der Jagd Zurückkehrenden genannt wird, da er doch musste mit den beiden anderen ausgezogen sein. Str. 20 *yccr lât* für *lâtc*. Str. 22 *seldi* ist wohl, wie Str. 23 und 33, in *sendi* abzuändern, der epischen Einförmigkeit wegen. In Str. 24 fehlt wahrscheinlich eine Zeile, worin es heisst, dass Baudvild den Ring zerbrach. Str. 26 das schwere Wort *ividgiarn* ist hier durch *ividgrannr*, welche Leseart auch vorkommt, neutiquam tenuis erklärt (im Glossar fehlt es ganz). Olafsen schlägt in der Note vor *i vid giör*, im Walde vollbracht, und bezieht es auf jenen dem Wölund im Walde geraubten Ring; das ist scharfsinnig, allein die Übereinstimmung

mit dem *invidies-gern*, fraudulentus, in der altsächsischen Evangelienharmonie ist zu wichtig, um das Wort nicht zu erhalten; *ivid* ist altdeutsch: fraus, dolus malus, angelsächsisch *inwit*. Str. 27 wünscht Wölund, dass ihm seine Sehnen nicht zerschnitten wären und er noch auf seinen Füssen stehe, dann heisst es unmittelbar: lachend hob er sich in die Höhe. Dabei steht die unpassende Anmerkung: poeta Volundum mira quadam et supernaturali ratione voti compotem factum esse praedicat. Wir wissen aber aus der Wilkinasaga Cap. 20 bestimmt, dass er durch Hilfe eines kunstreich verfertigten Federkleides entfliegt; die Strophe, die dies erzählt, ist wiederum untergegangen. Str. 35 Nidud sagt, niemand sei so gross, dass er den Wölund 121
vom Pferde ziehen könne, d. h. dieser schwebt in der Luft, sein Pferd ist die Luft. Str. 39 bei *augurstund*, hora molesta, wäre doch wohl die andere Lesart *angurstund*, Angststunde, vorzuziehen, wie *angrliod* vorkommt. Str. 39 steht *Nidadr* wie sonst auch, dagegen Str. 29 *Nidudur*, diese Form aber, welche auch die bessere scheint, ist nur in den Index der Eigennamen aufgenommen.

Auf diese Weise fortzufahren, würde hier zu weit führen, wir heben daher aus den anderen Liedern nur einiges aus. S. 43 Str. 28 *mund* heisst Hand und *thrennar mundir meyia* heisst: dreierlei Jungfrauen. S. 51 Str. 40 *hug skalltu deila*, weder die Erklärung von G. Magnäus: animi affectum moderare passt zu den Worten, noch die von Olafsen: animi affectum dividas (inter me et fratrem) in den Zusammenhang. Theile meine Gedanken heisst hier: höre mich an, habe Acht auf meine Worte, was in der folgenden Strophe heisst: ef thu vill mino mali hlyda. S. 90 Str. 4 hvar her megir *heyia* eigudi, es ist ohne Zweifel wegen der in der folgenden Strophe entsprechenden Antwort zu lesen: *heima* eigudi. — S. 108 *at lithi lofdúngs*, super populum regis; es scheint aber dem Zusammenhang angemessener zu verstehen: *at hlithi*, an dem Grabhügel, wo der Verstorbene leuchtend erscheint. — S. 172 Anm. 13 soll *api*, Affe, als ein neueres Wort in den Text nicht passen, dennoch kommt es ganz auf diese Art und mit demselben Beiworte *osvidr* in Hávamál und Grimnismál vor. — S. 234 *soltnar* thyar hat

in dem Zusammenhange die alte Bedeutung: todte Mägde. Sie sagen: genug sind todt (werden mitverbrannt), wir wollen leben; vergl. Str. 65. — S. 243 miötudr ist hier bedeutender (wie es auch S. 347 Str. 14 vorkommt) der Weltschöpfer, das Schicksal, obgleich auch Schwert einen natürlichen Sinn gibt. — S. 300 Str. 13 heisst es, sie stickte: sali suthråna ok svani danska, deutsche Häuser und dänische Schwäne; hier scheint aber svanr für Frau zu stehen, was einen natürlichen Gegensatz zu den Häusern und einen besseren Sinn an sich gewährt. In Hrafnag kommt svanni für femina vor. — S. 334 Str. 10 ist sva übersetzt durch ita und angenommen, dass bót fehlt. sva bót Gudrún sinna harma, so rächte Gudrun ihre Leiden; es scheint aber sva hier von einem Verbum herzuleiten, das wie svåfa (unser altdeutsches entschweben) besänftigen, sopire bedeutet. So stillte sie ihren Kummer, freilich: indem sie sich
122 rächte. — S. 358 Str. 30 ist eine merkwürdige Stelle; es wird darin erzählt, dass Gunnar in der Höhle alle Schlangen durch sein Spiel eingeschläfert, nur eine sei nicht zu besänftigen gewesen. Sie drang zu Gunnars Herz, dies war die Mutter Atlis, móthir Atla. In der Note heisst es: nimirum in anguem transformata. Diese Mutter Atlis wird weder in den Liedern noch in anderen hierhergehörigen Sagen ein einziges Mal genannt oder nur auf ihr Dasein angespielt; eben so ist es auffallend, dass sie, ohne dass dieser Umwandlung gedacht wäre, gleich als eine Schlange erscheint. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie bloss durch ein Missverständnis oder einen Schreibfehler entstanden und modir nadra, Mutter der Nattern, zu lesen ist, d. h. die grösste, mächtigste Schlange. Beweisend ist, dass die Wolsungasaga, die doch eine andere Recension vor sich hatte, ganz in Sinn und Wort damit übereinstimmend liest: ein nadra mikil ok illeleg (Cap. 46). Dass alle Handschriften Atla lesen, ist nicht zu verwundern, da wir durch die gemeinschaftliche grosse Lücke wissen, dass sie alle zu einer Familie gehören. Noch sonst ist diese Stelle wichtig, weil sie dann die Neuheit von Gunnarsslagr, wo diese Mutter Atlis eingeführt ist, unwidersprechlich darthäte. — S. 377 Str. 14 Bicca greppar, feroces viri, sind ohne Zweifel treulose Männer in Beziehung auf den treulosen Bicci.

Der Ausdruck ist vorausgenommen, da der Verrath Biccis erst später in der Sage vorkommt, aber sehr passend, denn auch Atli hatte Verrath im Sinne. S. 382 ist der Alliteration wegen statt folginn zu lesen getinn. — S. 386 Str. 25. Die allein richtige Erklärung von Kumblasmidr ist im Glossar nachgetragen: tumulorum auctor. — S. 399 Str. 35 ut geck-at reifa giold raugnir, exiit exhibitum officia regi debita; giold ist aber hier natürlicher in der Bedeutung von poena zu nehmen. Gudrun gieng, um den Fürsten, d. h. Gunnar zu rächen. Statt bratha barnåsku brådor inn kapp-svinna ist zu lesen: brá tha barn-åsku brudur in kapp-svinna: da richtete die Kinder zu Grunde das listige Weib.

Das Glossar ist von Finn Magnussen mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit ausgearbeitet und zeichnet sich durch grössere Vollständigkeit vor dem des ersten Bandes aus. Auch ist hier im Etymologisiren weiter gegangen, namentlich sind die orientalischen Sprachen mehr herzugezogen. Die Vergleichung damit wird ihren Vortheil erst bei genauerer Kenntnis der Grammatik und Formen bewähren, bis jetzt kann man noch immer misstrauisch sein, da ein blosses Suchen nach der Wurzel leicht täuscht. Wir können bei nahe liegenden Sprachen die Beispiele dafür nehmen: ohne Zweifel ist der Verf. mit der deutschen recht 123
gut bekannt, dennoch bleibt es uns unverständlich, wie er bei kåra, klagen, unser kehren hat anführen können, bei sar, vulnus, unser Geschwür und die Partikel zer (wir haben altdeutsch diu sere und noch heute versehrt); bei sáttr, reconciliatus, unser sanft, was gar nichts damit zu schaffen hat; sich setzen brauchen wir dagegen noch von dem Beilegen eines Streits oder bei Anordnung eines verwickelten Verhältnisses. Dagegen war unser sänftigen bei sefa, sefia anzuführen. Bei vath lag unser altdeutsches wat viel näher als das heutige Gewand, welches sollte angeführt werden, es steht aber wahrscheinlich durch einen Schreibfehler Wand da, was nur paries bezeichnet. Bei vôxtr ist Wuchs nicht angegeben, sondern Wachsthum, was etwas anderes aussagt, und Wachsung, welches eine bei uns nicht übliche, sichtbar von einem Fremden gebildete Form ist. Bei thy, serva, lag Dieb völlig ab, Diener konnte zur Ver-

gleichung daneben gestellt werden, wenn wir nicht dasselbe Wort im Altdeutschen auch hätten: diu. Ebendaher war zu slod, via trita, unser sla zu bemerken, zu sim, simi aber Sime, was die Vogelsteller noch heute von ihren Seilen gebrauchen. Zu gagl, pullus avis, gehört unser Küchlein. Fehlende Wörter sind uns bisher nicht viel aufgestossen, es gehört dahin: acka ek AM. 13; angurliod H. II, 44; angurlauss H. II, 45; haufdi halda O. 20; halfo fremr HM. 2; koma in der Bedeutung von berühren; hefir hiorr komit hiarta H. I, 40; rúnar o-spiltar und o-vill tar B. I, 19; sprutto HM. I; thrimr Gh. 10. Das Zeitwort bregda verdient eine genauere Erläuterung seiner verschiedenen Bedeutungen. Bei dem schwierigen Worte hypia ist die ganz entsprechende Stelle tottrug hypia in Rigsmál Str. 16 übersehen, auch wäre heppa ein Bettlerweib in der Wilk. S. anzuführen. Bei as-kunnr fehlt Aq. 28, bei heyia H. II, 4, bei Kalkar S. III, 37., bei Jarknasteinn Vq. 23. 33. Wahrscheinlich ist unter Jarkna-steinn ein schwarzer Achat zu verstehen, und zwar, da er Augen, welche Wölund daraus macht, ähnlich sein muss, eiförmig, da Gudrun gleichfalls einen solchen Stein aus dem Kessel holt, hat er schon deshalb diese Gestalt haben müssen, denn nach dem Schwabenspiegel Cap. 37 musste der Stein beim Kesselgriffe die Form eines Hühnereis haben. Er ist also wohl der Rabenstein, von dem in der Hervararsage ein Räthsel steht. Auch darf man
124 an die in altheidnischen Grabhügeln bei uns nicht selten gefundenen ganz eiförmigen glatten Steine erinnern.

Nach dem Glossar kommt ein Index nominum propriorum, zuweilen mit etymologischen Erklärungen, die hier besonders schwierig sind und zu sehr gewagten Vermuthungen führen. (Heinrich z. B. stammt gewiss nicht von Heidrekr, wir haben noch denselben Namen: Heidenreich.) Es scheint gleichfalls vollständig (nur Sporvitnir aus H. I, 47 haben wir nicht darin gefunden). Der Anfang zu diesem Index liefert eine Übersicht der Sprachen, welche zur Vergleichung in dem Glossar gedient haben. Darauf folgt ein Contextus carminum, ein Index rerum memorabilium, endlich noch eine Aufzählung der einzelnen schwierigen Stellen. Sämmtlich Arbeiten von

Finn Magnussen, welche zeigen, dass dieser Band reichlicher als der erste ausgestattet worden, wo von allen diesen Stücken nur das vorletzte sich befindet. Von besonderem Nutzen, zumal bei dem epischen Charakter dieser Lieder, ist die genaue Übersicht des Inhalts, deren Werth noch dadurch erhöht wird, dass in den Anmerkungen zur Vergleichung manches Entsprechende aus den Sitten des Orients beigebracht ist. Die rechte Bedeutung davon wird sich gleichfalls erst offenbaren, wenn das ganze Verhältnis zu jenen Ländern, wo die Quellen liegen, die auch in unserer Poesie strömen, genau erörtert und bestimmt ist, eine grössere Arbeit, an welcher seinen Theil zu liefern der Verf. ohne Zweifel Beruf hat. Übrigens hat er in diesen Beilagen bei schicklicher Gelegenheit einzelne Stellen des Textes nach seiner Ansicht verbessert und anders ausgelegt; gewöhnlich ist dies angezeigt, doch nicht immer, namentlich bei kleineren Dingen, so dass man wohl im Contextus eine andere Erklärung als in der Übersetzung finden kann. Z. B. Aq. 28 heisst der Hort der den Göttern bekannte, dagegen im Contextus und Glossar wird der Fluss Rhein der göttliche genannt, je nachdem man nämlich as-kunnr auf arfi oder Rin bezieht; diese letztere Auslegung scheint den Worten nach vorzuziehen, macht aber das Beiwort ohne Zweifel wichtig. Es gehört also schon genauere Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um es nach seinem eigentlichen Werthe benutzen zu können.

Die wohl abgefasste Vorrede rührt wahrscheinlich von Birger Thorlacius. Sie gibt ausser den Nachrichten über die Entstehung und Einrichtung des Buchs auch einige Winke über die Natur dieser Lieder, wobei die aus P. E. Müllers Untersuchungen genommenen Resultate, deren wir bei dem zweiten Bande der Sagenbibliothek [Hermes S. 12—17] gedacht haben, zu Grunde liegen. Es leidet keinen Zweifel, dass wir diese 125
Lieder nicht sämmtlich besitzen, so auch konnten die bei der Verschiedenheit ihres Geistes, den Wiederholungen, den Abweichungen im Einzelnen, selbst Widersprüchen unmöglich einen und denselben Verfasser haben. Die Atli-Lieder, nach einer norwegischen Provinz die grönländischen genannt, zeigen innerlich und äusserlich eine andere Gestaltung der Saga und, wie schon bei den

dänischen Heldenliedern bemerkt ist, in verschiedenen Zügen eine Annäherung zu der deutschen; dennoch sind beide Gedichte in ihrer Grundlage wieder verschieden (vgl. auch das Glossar v. rynendr). — S. 489. Anm. 5 ist eine sehr wunderliche und ganz gewiss unbegründete Vermuthung (denn sie stützt sich auf eine falsche Erklärung von halfo fremr) vorgetragen: dass Eyvind Skaldaspiller Verfasser von Hamdismál und anderen eddischen Liedern sei. Der Text ist nicht selten verwirrt und verderbt, und manches Unvollständige, Abgebrochene, selbst das Einrücken prosaischer Zwischensätze, wo die Erinnerung nur noch dürftig den Zusammenhang behalten hatte, lässt sich durch die Auffassung aus mündlichen Überlieferungen erklären. Als später, wenn auch nicht verdächtig, wird das dritte Gudrunenlied und die Atlaquida bezeichnet. Zu der Wolsungasaga und der jüngeren Edda ergibt sich das merkwürdige Verhältnis, dass diese beiden mehr und weniger von diesen eddischen Liedern vor sich hatten, nämlich jetzt ganz verlorene gleich alte oder noch ältere; dagegen ist die Wolsungasaga an anderen Stellen kürzer oder hat den rechten Sinn nicht verstanden. Genau also dieselbe Natur und Eigenthümlichkeit, welche alle epischen Dichtungen zeigen. Die Mythologie ist (wie beim Homer) zurückgedrängt, blickt aber doch verschiedentlich durch; S. III der Vorrede ist einiges darüber zusammengestellt.

Eine eigentliche Erklärung der alten Saga ist nicht gegeben, konnte auch nicht wohl als eine zu weit führende Untersuchung in dem Plane liegen. Insofern hat der erste Band der Edda einen bestimmten Vorzug, wo Skule Thorlacius die Hauptpunkte der nordischen Mythologie berührt und erörtert hat; diese Abhandlung, wenngleich nicht erschöpfend, gehört doch mit zu dem Besten, was über diesen Gegenstand bis jetzt geschrieben ist, und man fühlt überall, selbst in der gar nicht leichten Schreibart den scharfsinnigen und gedankenreichen Geist. Hier ist bloss die vorhin besprochene Müller'sche Hypothese angeführt, dass die gemeinschaftliche, aus den asiatischen Stammsitzen mitgebrachte Grundlage in dem Norden sowohl als in Deutschland unabhängig sich ausgebildet; dort habe man

die Sage von Helge, bei uns die von Dieterich hinzugemischt. Man müsste also weiter schliessen: während im Norden der 126
Rhein und der Atli für nichts anderes als die asiatischen Namen (Rha und Atel) der Wolga gelten, wären dieselben bei uns in Deutschland auf einen bestimmten einzelnen Fluss und auf den historischen Hunnenkönig Attila angewendet worden.

Es ist schon oben bemerkt, was aus inneren Gründen gegen jene Hypothese streitet und warum sie uns an sich unzulässig erscheint. Wäre bei einem so vorurtheilsfreien Gelehrten, als P. E. Müller ist, so etwas erlaubt, so könnte man vermuthen, bei ihrer Erfindung habe der Wunsch Einfluss gehabt, die Originalität dieser Lieder recht sicher zu stellen, namentlich den Gedanken abzuwehren, sie hätten Einwirkungen deutscher Dichtungen erfahren. Dennoch ist bei unbefangener Betrachtung der Zusammenhang mit Deutschland nicht zu verkennen (übrigens nicht zu verschweigen, dass in der Vorrede bei der Atlaquida auf die Möglichkeit einer Übersetzung hingedeutet wird). Wir wollen nur einiges berühren. Vorerst ist ganz gewiss, dass unter dem Rhein in den Liedern (merkwürdiger Weise ist Rin ein Femininum, vielleicht in Rücksicht auf die Meergöttin Ran?) nichts anderes als unser deutscher, goldführender Strom verstanden wird, unter Atli aber Etzel unserer Lieder mit derselben Beziehung auf den historischen Hunnenkönig Attila. Das Letztere kann gar nicht abgeleugnet werden und ist auch hier Vorrede S. VIII anerkannt, selbst in Rücksicht auf Atlis Ehe und Tod stimmt die nordische Sage noch näher mit der Geschichte als die deutsche. Zwar ist ein Ausweg angegeben, nämlich die Vermuthung, dass durch die Gothen die Sagen von Attila zu den Deutschen sowohl als zu den Nordländern gekommen seien, allein anzunehmen, dass beide Völker unabhängig darauf verfallen seien, Athel, den Flussnamen, auf eine so analoge Weise in ein und derselben Sage zu einer historischen Gestalt umzuschaffen, das ist unter allen möglichen Fällen der unwahrscheinlichste. Aber auch manches andere in diesen eddischen Liedern weist auf Deutschland hin. Während ein Theil der Fabel auf dem nordischen Boden Wurzel gefasst hat, werden Atli und die Giukungen, wie ein altes Zeugnis in

der Heimskringla beweist, ausserhalb Skandinaviens in südliche
Länder, d. h. *nach Deutschland versetzt*; überhaupt wo
der Ausdruck *südlich* vorkommt, scheint er nichts anderes als
deutsch zu bedeuten. Frankenland, die Berge des Rheins,
Weinberg, Burgunden sind deutsche Namen. Die *Rechts-
gebräuche* der hier in die Fabel selbst tief eingreifenden
127 Mordsühne und des Kesselgriffs sind deutsch, d. h. kommen in
dem von Deutschland getrennten Norden nicht vor. Der merk-
würdige Umstand, dass in Gudrunarsvaut (S. 526) *Haugni
allein* der Mörder Sigurds genannt wird, kann nur auf eine
der deutschen ähnliche Gestaltung der Sage sich beziehen.
Selbst die *Einmischung des Dieterich von Bern*, wes-
halb das dritte Gudrunenlied angefochten wird, ist, wenngleich
später, doch nicht durch einen Zufall erfolgt; wer irgend einige
Kenntnis der deutschen Sage gehabt hätte, würde den alten
Hildebrand nicht neben jenem vergessen haben. Selbst einzelne
Ausdrücke sind hier merkwürdig: *berfiall*, Bärinfell, ist in
Hinsicht beider Wurzeln in den nordischen Sprachen nicht vor-
handen (man hat zwar biörn, aber berr oder beri findet sich
nicht), wohl aber bei uns, und zeugt nicht bloss, wie das
Glossar anmerkt, von der frühen Verwandtschaft der Sprache,
sondern hier auch wohl der Sage; ebenso ist *habeinn*, hoch-
bein, eine ganz deutsche Zusammensetzung, während *bein* in
der Bedeutung von pes wohl in der nordischen Sprache nicht
vorkommt. Auch das vorhin schon berührte *ividgiarn* scheint
hierher zu gehören. Eine genauere Ausführung dieses Ver-
hältnisses erfordert eine eigene Arbeit, die man am natürlichsten
von einem Deutschen erwartet. Wir würden dabei keineswegs
dahin streben, diese eddischen Lieder etwa als freie Über-
tragungen aus dem Deutschen oder irgend abhängig davon dar-
zustellen, sondern nach einer noch grösseren Bestätigung der
Ansicht, welche sie als ein Gemeingut beider Völker betrachtet,
und zwar nicht bloss aus dem asiatischen Mutterlande her,
sondern auch noch aus der Zeit, welche wir die germanische
nennen. Dann steht das Hildebrandslied nicht mehr allein, und
es wird begreiflich, dass man noch im 11. Jahrhundert in
Deutschland die Sage von Hamdir Saurli und Erpur (s. die

Stelle aus dem chronicon quedlinburgense in den Altd. Wäldern III, 261) kannte.

Über die Wichtigkeit der eddischen Lieder für das Studium des Alterthums kann kein Zweifel sein, sie sind die reinste Quelle, um die Sage, Sprache, die Sitten und Anschauungen, überhaupt die Lebensweise der Vorzeit kennen zu lernen, man kann behaupten, sie sind in dieser Hinsicht so gut unerschöpflich, als es der Homer für das griechische Alterthum ist. Ihr unabhängiger, geistiger Werth wird denen einleuchten, welche fähig sind, das Ursprüngliche darin, die Reinheit des Ausdruckes, das Gewaltige und Grossartige der Gesinnung, auf dessen Höhe auch das Zarte wie eine Blüthe ausbricht, zu erkennen. Es 128
wird wohl niemand eine Zeit, die so etwas hervorgebracht, roh und barbarisch nennen wollen. Durch das Ganze geht die Trauer über den Untergang eines Heldengeschlechts und jene Schwermuth, von der das Heidenthum, das überall im Hintergrunde ein eisernes unabwendbares Schicksal erblickt, musste niedergedrückt werden. Ton und Farbe dieser Lieder, obgleich im Ganzen übereinstimmend und ein gewisses Zeitalter bezeichnend, unterscheidet sich doch wieder in verschiedenen Abstufungen. Die Helgenlieder sind von einem eigenen Geiste durchdrungen. Mächtiger, wie in den Gedanken so im Ausdrucke, scheint eine höhere Bedeutung mehr als bei den übrigen durchzublicken, und sichtbar neigen sie sich zu dem Übernatürlichen und Märchenhaften. Sie verweilen auch mehr bei der inneren Gesinnung und lassen die Handlung zurücktreten, die Gleichnisse sind ausgeführter, so dass eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ossian sich zeigt. In den Gesprächen der Swawa mit Helge, den Verwünschungen der Sigrun, ihrer Unterredung mit dem Todten herrscht ein gesteigerter, veredelter Ausdruck, wozu der Zank zwischen Atla und dem Riesenweib Sinfiötle und Gudmund den Gegensatz bildet. Bei der inneren Verwandtschaft der beiden Helge mit Sigurd, die, gleichsam dessen Vorbilder, ihre ursprünglich innewohnende Göttlichkeit noch heller durchleuchten lassen, erhalten diese Lieder noch eine besondere Wichtigkeit: es ist möglich, dass wir darin den Grund einer noch älteren Bildung der Sage besitzen. Die

Lieder von Sigurd, von Brynhild, vom Hamder, Gudrunens Aufreizung, auch das Wölundslied haben völlig den epischen Charakter; sie erzählen schlicht, manchmal abgerissen, ohne besonderen Schmuck, aber mit eindringlicher Wahrheit. Nicht selten fällt die Rede der Handelnden ein, aber ein einzelner Moment wird nicht weiter hervorgehoben. Hier darf man am ersten Lücken und Verderbnis des Textes muthmassen, sowie auf der anderen Seite Wiederholungen und Abschweifungen. Deutlich unterscheiden sich davon die beiden grönländischen Lieder von Atle, sie sind schwerer und gewichtiger im Ausdrucke, feiner und gesuchter in den Gedanken und Wendungen und die ganze Darstellung fliesst nicht so schlicht und ruhig. Es gehörte schon grössere Sorgfalt dazu, sie im Gedächtnisse aufzubewahren, und es ist darum merkenswerth, dass das grösste von allen diesen eddischen Gedichten, die Atlamál, von 103 Strophen am vollständigsten sich erhalten ohne aushelfende prosaische Zwischensätze. Dagegen die zwei ersten Lieder von
129 Gudrun (denn das dritte ist unbedeutender) zeigen wieder den rein epischen Geist in vorzüglicher Ausbildung und sind durch den rührenden und zarten Ausdruck des Menschlichen vor allen ansprechend. Auch die Klage der Oddrun kann hierher gezählt werden. Die Erzählung geht gleichfalls einen einfachen, ruhigen Gang, hebt aber einzelne Punkte mehr hervor und entfaltet sie in besonderer Schönheit. — Gripers Weissagung unterscheidet sich durch die regelmässig durchgeführte dialogische Form, das Lied ist gleichfalls ohne prosaische Zwischensätze und eins der vollständigsten. Das Epische weicht darin zurück und die Betrachtung und Lehre tritt hervor; die Sage wird nur angedeutet, um das daraus entspringende Unheil und Verderben zu verkündigen. Auch kommt Griper selbst weiter nicht vor. Sollte man deshalb geneigt sein, das Lied für später zu halten, so ist zu bedenken, dass gerade diese Form, die Fragen eines Schülers und Antworten eines Sehers, für Darstellung von Geheimlehren eine der ältesten und natürlichsten ist, wie sie sich auch z. B. in Vafthrudnismál und Vegtamsquida findet. In ähnlichem Geiste ist auch das Lied von Fafner und Sigurdrifa gedichtet, in welchen geheime und prophetische Aussprüche,

Deutung der Runen und Sittenlehren vorkommen. Man könnte daher die Lieder überhaupt so eintheilen, dass in ihnen entweder das mythische, das epische oder das ethische Colorit vorherrsche.

Der dritte Band der Edda, welcher in 3—4 Jahren erscheinen soll, wird die von Resen bereits bekannt gemachten Lieder Voluspá und Hávamál enthalten, aber, wie sich von selbst versteht, in einer neuen kritischen Bearbeitung, wozu verschiedene schon vorhandene Commentare benutzt werden sollen. Hoffentlich wird auch Rígsmál dazu genommen und der Grotta-Saungr nach der Bearbeitung von Sk. Thorlacius wieder abgedruckt. Versprochen ist ein Nachtrag zu dem Glossar des ersten Bandes und, was ohne Zweifel ein sehr schätzbares Hilfsmittel sein wird, ein Lexicon integrum veteris Eddae mythologicum.

W. C. Grimm.

OPFERSTÄTTE UND GRABHÜGEL DER GERMANEN UND RÖMER AM RHEIN, 369

untersucht und dargestellt durch Dorow, Königlich-Preussischen Hofrath. Erstes Heft Amt Wiesbaden. Mit 22 Steindrücken und einer Karte. Wiesbaden. Bey L. Schellenberg. 1819. 66 S. in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 38. Stück, den 4. März 1820. S. 369—379.

Über die Eröffnung altdeutscher Grabhügel, die manchmal dem Zufall zu verdanken war, manchmal Liebhabern, welche oft nur die Absicht dabei hatten, Aschenkrüge in ihren Sammlungen als eine Zierde aufzustellen, gibt es seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Anzahl kleiner Schriften, die man noch am vollständigsten in dem Handbuch von Lawätz verzeichnet findet. Ausser der jedesmaligen Beschreibung und Abbildung, deren Werth von ihrer Genauigkeit abhängt, liefern sie fast immer auch weithin treibende, oft sehr wunderliche Hypothesen; eine der ältesten, die man Scherzes halber wohl erwähnen darf, wornach die alten Urnen als Naturerzeugnisse in der Erde ge-

370 wachsen sind, ist doch eine der unschädlichsten. Zu einer Nachgrabung von Umfang und Betrachtung dieser Alterthümer im Ganzen war es nicht gekommen, und auch hierin standen wir dem Norden nach, wo Sjöborg in seiner Nomenclatur der Alterthümer schon eine fruchtbare Übersicht der gewonnenen Resultate liefern konnte. Jenen Mangel an Grundlage sieht man auch der Abhandlung von Hirt an: sur les monumens sepulcraux des anciens peuples du Nord (Mém. de l'acad. de Berlin 1798). Je mehr Lücken da sind, desto geneigter wird man zu ausfüllenden Vermuthungen; so ist darin die gewiss unhaltbare Hypothese durchgeführt, dass slavische Völker solche Grabhügel nicht gehabt, während sie eben dadurch eine besondere Wichtigkeit und Bedeutung erhalten, dass sich in ihnen eine uralte, jenem grossen durch verwandte Sprache verbundenen Völkerstamm, zu welchem auch die Slaven gehören, gemeinschaftliche, bis in das tiefe Asien ausgebreitete Sitte zeigt. Den Griechen (Ilias 24, 786 ff.) und alten Etruscern war sie nicht fremd, dagegen in Ägypten, wo das Mumienwesen herrschte, in ganz Africa und America zeigt sich, so viel Rec. weiss, keine Spur davon. Die ernstlichere Bearbeitung der einheimischen Alterthümer scheint auch hier nachhelfen zu wollen, und neuerdings sind Nachgrabungen von Umfang angestellt worden: in Schlesien, worüber Friedrich Kruse in seinem Budorgis (Leipzig 1819) genaue Auskunft gibt, in Thüringen, wo schon Dalberg früher den Anfang gemacht und worüber Goethe bereits einiges Theilnahme Erregendes in dem neuesten Heft seiner Zeitschrift über Kunst und Alterthum angemerkt, verschiedentlich am Rhein und dem Vernehmen nach auch in dem benachbarten Hessen.

In vorliegendem Werk wird nun der Anfang gemacht, dem
371 Publikum den Gewinn mitzutheilen, den der umsichtige und mit sichtbarer Liebe zur Sache arbeitende Verfasser aus seinen Nachgrabungen in den Rheingegenden gezogen. Dieses erste Heft umfasst das Amt Wiesbaden, und eine beigefügte auch sonst schätzbare Karte dieser Gegend zeigt genau die Orte, wo unter seinen Augen und nach seiner Anleitung ist nachgegraben worden. Die Hügel sind dort und wahrscheinlich überall

der Form nach rund, nur in Höhe und Umfang verschieden,
von 4 Fuss Höhe und 10 Schritten Umfang bis zu 24 Fuss
Höhe und 160 Schritte Umfang. Im Dec. 1817 öffnete Hr.
Hofr. Dorow den ersten Grabhügel, da er die Winterzeit in
mancherlei Hinsicht dafür am zuträglichsten hält, er empfiehlt
zugleich die Methode, von der Spitze des Hügels beginnend
ihn nach allen Richtungen bis zum äussersten Rande abzutragen,
denn oft fanden sich da noch merkwürdige Gegenstände, vielleicht Nachbegräbnisse. Man hat sich gewöhnlich begnügt, den
Hügel in einer Richtung zu durchschneiden. Der auf dem
sogenannten Hebenkies und in der Geishecke geöffnete sind die
beiden merkwürdigsten. Bei diesem, von 160 Fuss Umfang
und 10 Fuss Höhe, stiess man anfangs auf sehr harte Branderde mit Holzkohlen vermischt; von Urnen und Knochen war
noch keine Spur zu sehen, aber es zeigte sich eine Menge rein
erhaltener Asche. Darin lagen Reste eines verrosteten Schwertes
(die noch erhaltenen stahlblauen Massen waren so stark, dass
kein Instrument, selbst eine Uhrmachersäge sie nicht angreifen
wollte), Ringe, darunter spiralförmig gewundene, zwei Heftnadeln, Stücke Speis, dem altrömischen Sandmörtel ähnlich, und
noch ein Sporn. Als man mit dem Abräumen der Erdmassen
beinahe zu Ende war, traf man am äussersten Rande der Erderhöhung nordostwärts auf einen platten, breiten Stein von 2 Fuss 372
10 Zoll Länge, 2 Fuss 8 Zoll Breite, welcher wie ein Tisch auf
vier Feldsteinen ruhte. Er war tafelförmig zugerichtet und behauen, und auf der Oberfläche zeigte sich eine unförmliche Vertiefung, welche in zwei Hauptrinnen auf verschiedenen Seiten
auslief. Auf der einen Seite der Tafel steckte ein eisernes
Schwert, welches zerfiel, auf der anderen aber lagen Scherben
eines zerdrückten Gefässes von der rohesten Arbeit und gröbsten
Masse. In der Nähe aber befanden sich zwei zum Dreieck
behauene Feldsteine, so wie noch andere mehr oder weniger
in diese Form gebrachte, nicht über ein Pfund schwere Steine.
Diese Tafel, wovon das Titelkupfer eine Ansicht liefert, hält
Hr. Dorow für einen einfachen germanischen Opfer-Altar
(das dabei eingeklammerte: Druiden-Altar könnte Irrthümer
erregen, da bekanntlich die Druiden den Galliern zugehören)

mit dem umher gestreuten Schmuck und Waffen gefangener und vielleicht geopferter Römer und Gallier. Und zwar vor Drusus Zeit sei er errichtet worden, weil nachher die Macht der Römer in dieser Gegend zu stark gewesen und Opfer und Priester in das tiefere Germanien getrieben. Vielleicht bei einem Vorrücken des Julius Cäsar, sagt der Verf., und der dadurch herannahenden Kriegsgefahr wurde diese Opferstätte, um sie zu erhalten und zu schützen, grabhügelmässig überschüttet, da den Römern die Gräber der Feinde heilig waren. — Der Hügel auf dem Hebenkies war nach der Volkssage das Grab eines vor der Römerzeit beerdigten Fürsten und lag einsam. Man fand darin Scherben von Urnen, die sich zusammensetzen liessen und eine besonders schöne Form mit geschmackvoller Verzierung zeigten. Sie sind Tafel I abgebildet. Ferner: viel Asche, verwitterte Knochen von einem Menschengerippe, die
373 auf kleinen Quarzkrystallen, welche mehr oder weniger vom Feuer gelitten hatten, lagen, Knochen von der oberen und unteren Kinnlade eines Pferdes (dies Beispiel ist nicht einzig, so hat man z. B. in einem Grabhügel bei Calbe Überbleibsel von den verbrannten Knochen eines Pferdes gefunden), endlich eine Streitaxt von Serpentinstein, deren Politur noch spiegelte. Die genaue Besichtigung der Grabstätte führte auf die Ansicht, dass solche in Form eines Kessels von 7 Fuss im Durchmesser und 5 Fuss Höhe in den Erdhügel mit keilförmig gesetzten Feldsteinen erbaut war, so dass von Abend her eine horizontale Öffnung blieb, welche zuletzt mit Steinen ausgefüllt wurde. Dann scheint auf diesem Kessel, der keine Spur von Überwölbung zeigte, ein 7 Fuss hoher Kegel von eben solchen Feldsteinen errichtet, das Ganze aber einige Fuss dick mit Erde überdeckt worden zu sein, in der gleich oben eine Menge zum Theil ganz zu Grünspan gewordener Metallringe gefunden wurden. Der Verf. glaubt, dass zuerst der Kessel gebaut worden, um darauf den Holzstoss zur Verbrennung des Todten mit Waffen und Streitross aufzuführen. Der horizontale Gang darin habe als Zugloch zur Beförderung des Brandes gedient. Die zum Schmuck um den Rand gestellten Urnen seien mit dem verbrannten Holzstoss in den Kessel hinabgestürzt und von der

Last des Steinkegels, der hernach das Ganze überdeckte, zerdrückt worden. Die übrigen in ziemlicher Anzahl geöffneten, hier sämmtlich einzeln und ausführlich beschriebenen Hügel zeigen keine verschiedene Construction, nur ist, wie es scheint, nach dem Range des Verstorbenen mehr oder weniger Sorgfalt dabei angewendet worden. Im Norden wenigstens, wo wir überhaupt alte, gemeinschaftliche Sitte reiner und deutlicher ausgedrückt finden, hatte man darüber bestimmte Unterscheidungen 374
und eigene Benennungen dafür: Haugr war für Edle, Kuml für Freie, beide oft mit Denksteinen geziert, Dys für Sklaven und Gefangene. Meist fand man hier verbrannte Knochen und Asche, doch auch unverbrannte Gerippe, beides oft sehr nahe zusammen (S. VIII), so dass die Meinung immer mehr Kraft erhält, wonach die verschiedene Sitte schon damals zu gleicher Zeit in Ausübung kam. Wo sich Pferdeknochen finden, kann man wohl auf das Grab eines Vornehmeren oder Heerführers schliessen, von anderen Thieren hat man, so viel wir wissen, noch keine Überbleibsel gefunden, obgleich (nach der Edda) Hunde und Habichte auch mit verbrannt wurden; doch können diese als schwächere vom Feuer ganz verzehrt sein, oder was sich erhalten, ist nicht mehr zu unterscheiden. — Die Tafeln aus der Müllerischen Steindruckerei in Carlsruhe nach Zeichnungen von Metzger und Hundeshagen liefern in schönen und sorgfältigen Abbildungen, die viel Lob verdienen, was sich sonst Merkwürdiges in den Hügeln gefunden. Man kann es in folgender Übersicht zusammenfassen. 1. U r n e n von verschiedenartiger sowohl zierlicher als unbehilflicher, roher Form. Die vorzüglichsten sind die in dem Hebenkies-Hügel gefundenen Taf. I abgebildeten, obgleich die Masse und Arbeit selbst grob ist. Sie sind mit eingezeichneten gefälligen Zieraten, wovon einige Tannenzapfen vorzustellen scheinen, versehen. (Eine in Norddeutschland gefundene Urne zeigt die bekannte Verzierung aus Linien, die im Viereck verschlungen sind (à la grecque), und ist in Meyers Darstellungen aus Norddeutschland S. 302 abgebildet.) Der Verf. wirft daher die Frage auf, ob die schöne Form noch Überbleibsel einer hohen Ausbildung asiatischer Colonisten sei? Die Masse an den deutschen Graburnen ist 375

überhaupt verschieden, manchmal sehr fein, gewöhnlich bricht der Thon schwarz oder gräulich und flimmernd, aber auch röthlich und ganz braun oder erdfarben. Die Urnen sind entweder mit den Überresten der verbrannten Knochen angefüllt oder mussten bloss als Zierde um das Grab gestellt sein, wo sie dann gewöhnlich nur Erde oder Sand enthalten. 2. Waffen. Die auf Taf. IX abgebildeten sind wohl die ältesten; Exemplare aus anderen Hügeln, die Rec. gesehen, waren diesen vollkommen ähnlich und von sehr feinem Kupfer. Vielleicht ist Fig. 3 die framea des Tacitus. Auffallend ist der Sporn in dem Hügel über der Opferstätte, an dessen Alter und Gleichzeitigkeit nicht darf gezweifelt werden. Der Verf. bemerkt, dass er wegen seiner langen Schenkel nur an Sandalen oder Stiefeln und Schuhen, wie sie im Mittelalter gebräuchlich gewesen, habe befestigt werden können. Im Mittelalter war die Fussbekleidung (bei den Vornehmen), nach den Bildern in Handschriften zu urtheilen, nicht plump, sondern anschliessend; doch wozu überhaupt jene Bemerkung, da hier von der Zeit, die wir unter dem Mittelalter begreifen, nicht die Rede sein kann. Der Sporn ist ganz gewiss nicht deutschen Ursprungs, sondern war eine Beute, auch würde sich sonst der zweite dabei gefunden haben. 3. Schmuck, Zieraten, die der Verstorbene wahrscheinlich getragen hatte. Allerlei Ringe von Bronze, oft nicht geschlossen, Fibeln, Armringe (Rec. sah gedrehte Ringe aus Grabhügeln, die für den stärksten Arm zu gross waren und an dem Schenkel hätten müssen getragen werden), Haarnadeln (ähnliche werden noch jetzt am Rhein getragen, in Sachsen hat man sie ganz von derselben Form ausgegraben, wie sie Taf. X abgebildet sind), Bernsteincorallen; beide Zieraten mögen eine
376 weibliche Leiche anzeigen. Hierher gehören auch wohl die verschiedenartigen kleinen Bronzeverzierungen, deren Zweck man nicht einsieht. (Vergl. S. 27 und S. 15.) Man hat in vielen Grabhügeln solche räthselhafte Dinge gefunden, z. B. durchbohrte, regelmässig geformte, kleine Steine, Thonkügelchen. 4. Andere Dinge, die man für schätzbar hielt. Dahin zählen wir die S. 16 beschriebene und Taf. 5 abgebildete Kanne und Schale aus Kupferblech von geschmackvoller, aber ohne

Zweifel römischer Arbeit; beide waren innen mit einem korkähnlichen Stoff überkleidet; der Verf. sieht darin eine Opferkanne und Opferschale. Wo steht aber Nachricht, dass solche Geräthe beim Opfer sind gebraucht worden? Im Norden hatte man einen Blutkessel (hlautbolli), in welchem das Blut des Opfers aufgefangen und aus dessen Tröpfeln geweissagt wurde. Und ferner: warum sollten diese Geräthe, wenn sie zu dem Opferdienst nöthig waren, in einen Grabhügel gelegt worden sein? Man gab sonst das Kostbarste dem Todten mit; wie es in nordischen Denkmälern ausdrücklich heisst, wurden deshalb Sklaven, Ross und Jagdthiere mit verbrannt, damit der Verstorbene nicht ohne Begleitung in Valhaul eintrete und das Thor ihm hinter den Fersen zuschlage. Deshalb wurden jene Gefässe, wahrscheinlich durch Tausch oder Beute erworben, mit in den Grabhügel gestellt; so ist auch wohl das vorgefundene prächtige Exemplar einer versteinerten Venusmuschel (S. 23) hineingekommen. Hierher gehörten auch römische Münzen, allein in allen hier beschriebenen deutschen Hügeln haben sich keine gefunden, eben so sind sie in den Grabstätten von Norddeutschland höchst selten vorgekommen. Da andere Bronzearbeiten sichtbar römische Arbeit sind, so scheint der Umstand auf ein hohes Alter der Gräber zu deuten, wo die römischen 377
Münzen bei den Deutschen noch nicht in Werth waren. Die, welche man findet (in der Abhandlung von Hirt werden ein Paar unbezweifelte Fälle angegeben), sind gewöhnlich Kaisermünzen aus den ersten Jahrhunderten. 5. Symbole. Wir nennen hier zuerst die steinernen Streithämmer, Steinpfeile und sogenannten Opfermesser, die nicht selten ausgegraben werden. Eine Streitaxt von Serpentinstein mit noch glänzender Politur fand sich im Hebenkies und ist Taf. I abgebildet. Von der Axt bemerkt der Verf. selbst, dass sie nicht zum Gebrauch habe dienen können, indem die Öffnung für einen hölzernen Stiel zu klein sei. Ein ähnlicher keilförmiger Stein, ganz undurchbohrt, dem blassen Serpentinstein nicht unähnlich, ist S. 30. 31 beschrieben und Taf. II abgebildet. Ein Stück von einem sogenannten Opfermesser scheint Taf. 2, Fig. 6 abgebildet, man kann es nicht wohl, wie der Verf. thut, für eine Säge halten. Die

sogenannten Steinpfeile haben sich in diesen Gräbern nicht gefunden. Nach der von Sk. Th. Thorlacius besonders ausgeführten Meinung sind diese drei auch im Norden häufigen Stücke blosse simulacra armorum und Symbole von der dreifachen Kraft des Blitzes oder Thors Hammer, welche dem Todten zum Schutz gegen die bösen Geister mit ins Grab gelegt wurden. Darnach ist zu berichtigen, wenn der Verf. S. 3 bemerkt: die Streitaxt sei Symbol von Thor, „um den Todten als einen Helden zu bezeichnen.“ — Merkwürdig sind die verschiedentlich gefundenen *Dreiecksteine* (vergl. S. 11. 19. 29), die als Symbole einer Trimurti angesprochen werden. Auch finden sich die Gerippe in ein Dreieck gelegt, in dessen Mitte die vorhin angeführten sogenannten Opfergeräthe standen; zu
378 den Füssen des einen lag ein asbestartiger Stein. Man müsste die noch häufiger gefundenen oft länglichen Kiesel von Milchquarz (S. 5. 10. 14. 16. 18. 24. 31. 32. 33. 34) damit in Verbindung bringen als ein Symbol der Einheit oder des Alls. In den bei Maden in Hessen [gefundenen], von Schminke beschriebenen Gräbern, so wie in einem schlesischen, wovon Kruse Nachricht gibt, hat man wenigstens völlig *eiförmige Steine* gefunden, die man sich auf keine Art zu erklären wusste. Bei einem an den Flächen abgeriebenen Quarzstück äussert der Verf. die Vermuthung, es könne zum Anzünden des Opferfeuers gebraucht sein, und durch jene Quarzstücke überhaupt würde der Hügel eines Priesters bezeichnet. — Von Inschriften hat sich keine Spur gezeigt, obgleich ein behauener Deckstein (S. 20) dazu Gelegenheit gegeben hätte.

Nach der Beschreibung germanischer folgt S. 35 ff. Nachricht von muthmasslich römischen Grabstätten in Wiesbaden. Man hat ganze Menschengerippe mit darauf liegendem Schmuck und Waffen, so wie mit Backsteinen gemauerte Gräber, in denen mehrere flaschenförmige Krüge mit Asche und Knochen, Lampen usw. standen, einige Fuss tief im Marschlande, als die Fundamente zum neuen Schloss gegraben wurden, gefunden. Der Verf. ist im Besitz aller Überreste eines solchen römischen Grabes und liefert genaue Beschreibung und Abbildung derselben. Eine grosse Glasvase zeichnet sich aus. In dem soge-

nannten heidnischen Berge vor Wiesbaden fand sich ein grosser Plattziegel mit der Inschrift: LEG XXII. PRPF, der wahrscheinlich zu einem Grabziegel gedient hat, da dabei eine Menge Asche und Kohlen war. Ein anderer war mit einem Stempel verziert und enthielt dieselbe Inschrift LEGXII P. P. F. Nämlich die zweiundzwanzigste Legion stand 250 Jahre zu Mainz, 379
wohin sie 80 Jahre vor Christi Geburt gelegt war, sie hiess primigenia, weil sie von Anfang ihrer Aufrichtung unvertheilt bestanden, ferner pia und fidelis, woraus obige Buchstaben zu erklären sind. — In einem Grabhügel auf der sogenannten Weinhohl lag der ganze Kessel, mit Scherben zusammengedrückter Urnen angefüllt, darunter ein sogenannter Donnerkeil. Ein Weg von zwei Stunden durch den Wald von einem römischen Lager in der Nähe des bekannten Pfahlgrabens bis nach dem Feldberg heisst noch jetzt der Hermannsweg. — Der Anhang liefert Nachricht von zwei römischen Bädern, wozu Grundriss und Durchschnittzeichnung gehört, und von dem benachbarten Nerosberg.

Wir wünschen eine günstige Aufnahme und baldige Fortsetzung dieses gewiss nicht ohne mehrfache Aufopferung zu Stand gebrachten Werkes. Sie wird uns wahrscheinlich auch Auskunft über die öffentlichen Nachrichten zufolge beim Festungsbau zwischen Ehrenbreitstein und dem Dorfe Rothenbahn gefundenen Gräber geben. Schliesslich müssen wir es noch ausdrücklich rühmend anerkennen, dass der Verf. seine Beschreibungen von jenen leicht aufzubringenden, oft nur auf einem flüchtigen Gedanken ruhenden Hypothesen freigehalten; nur hier und da ist eine Bemerkung, die sich natürlich dargeboten hatte, beigefügt.

[anonym.]

619 FÜRST WLADIMIR UND DESSEN TAFELRUNDE.

Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig bey F. A. Brockhaus. 1819. 160 S. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 62. Stück, den 15. April 1820, S. 619—621.

Zwar nur eine kleine, aber echte Sammlung russischer Sagen, aus dem Munde des Volks, wie es scheint, in der Nähe von Moskwa selbst, aufgefasst und darum sehr willkommen. Auch
620 mit der Bearbeitung, die der ungenannte Verfasser [von Busse] einer deutschen Fürstin bei ihrem Aufenthalt in Moskwa schicklich zugeeignet, hat man Ursache zufrieden zu sein; er hat sich, wie man sogleich fühlt (denn die Originale zu einer etwaigen Vergleichung sind noch nicht gedruckt), keine Zusätze erlaubt, nur ausgelassen, was ihm moderne Zuthat schien, und dabei ist, wie er versichert, nichts Eigenthümliches untergegangen. Das gewählte Mass, die vom Assonanzenzwang befreiten spanischen Redondillas, wie sie Herder in seinem Cid gebraucht, ist auch ganz passend, nöthigt wenigstens nicht zu Veränderungen und Verdrehungen. Auch hier, wie in allem echten Epos, kein Bilderschmuck, aber passende, naive Gleichnisse (z. B. S. 96. Leichter ist's in wollnen Säcken heisse Kohlen zu verwahren, als zwei Liebenden verwehren, sich zu begegnen), keine Pracht und Künstelei des Ausdrucks, alles schlicht, aber zutraulich und ansprechend, wenn man überhaupt nur für ruhige Naturdichtung zugänglich geblieben ist. In der Ausstattung der Sage ist eine gewisse, aus den serbischen Liedern schon bekannte Eigenthümlichkeit sichtbar; überhaupt zeigt sich darin die slavische Nationalität. Es fehlt jene zarte Frauenliebe und Achtung der Deutschen, und „die Sitte des abendländischen Ritterthums, Waffenwacht und Ritterschlag, die Waffenschilder und Sporendienste sucht man vergebens.“ Dagegen der Inhalt der Sagen selbst verkündet im Ganzen, wie in einzelnen Zügen jene merkwürdige Gemeinschaft. Es sind zwölf Stücke, ganz eigentliche Märchen, deren jedes für sich besteht, die aber in Wladimir dem Grossen, dem Gründer des christlichen Russlands, der hier den Beinamen „helle Sonne“ führt, ihren Mittelpunkt haben, wie andere Sagenkreise in Artus, Carl d. G. und Dietrich von Bern. Eben so erhalten

sie dadurch einen gewissen Anflug und Schein von wirklicher 621
Geschichte. In dem ersten Lied will der Bolgare Tugarin, Schlangensohn, Wladimirs Gattin Lepa mit Gewalt holen und kann von niemand besiegt werden, als von einem, der lebt, ohne geboren zu sein. Das Räthsel wird gelöset, wie in der Sage von Macbeth, Rodgai ist aus der Mutter Leib geschnitten und tödtet den Riesen. Ilja in dem 3. und 6. Lied ist der Dummling deutscher Märchen, eine verborgene, gewaltige Kraft, die erst spät zum Durchbruch kommt; dreissig Jahre sitzt er unthätig und unbehilflich, da erhebt er sich, tödtet den von allen gefürchteten Feind mit einem Pfeilschuss, der durch neun Baumäste schlägt, trinkt den Wein aus einem Eimer oder fasst seinen Gegner um die Hüften, wirft ihn in die Luft und fängt ihn wieder. Er ist im Charakter mit dem Siegfried des Nibelungenliedes verwandt, so auch der trotzige Knabe Wassily, der die Vögte, die ihn greifen wollen, fortjagt. In dem achten Liede kämpft der Sohn Mstislaw gegen Wladimir, seinen Vater, ohne ihn zu kennen, wie im Hildebrandslied. Tschurilo im dritten Liede gleicht einem jungen Riesen in dem deutschen Märchen (Grimm, Sammlung Nr. 90), er zerreisst sechs Häute, wie morsches Linnen, und bricht wie jener einen Eichbaum sammt den Wurzeln aus der Erde, um damit zu kämpfen. Sein Ross duldet ihn allein, wie das Ross Grane den Sigurd. Rodgai wirft mit solcher Kraft einen Stein, dass er wie ein Vogel fliegt und gar nicht wieder herabkommt, gerade wie dort in den deutschen Erzählungen (Nr. 20) prahlerisch einer dasselbe thun will, aber heimlich wirklich einen Vogel statt des Steins dazu nimmt. Für die Verwandtschaft der epischen Dichtung sind solche einzelne Züge auch von Werth.

[anonym.]

1876 # HANS SACHS ERNSTLICHE TRAUERSPIELE,

liebliche Schauspiele, kurzweilige Gespräche, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen. Herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Zweytes Buch. Nürnberg 1819, bey Schrag. 347 S. 8. (2 Thlr.)

Leipziger Litteratur-Zeitung für das Jahr 1821. Zweites Halbjahr. No. 235, am 21. September 1821. S. 1876—1877.

Rec. bezieht sich auf das Urtheil, das er Jahrg. 1819, No. 7 [= oben S. 227—232] über den ersten Band dieser unverdienstlichen Bearbeitung der Hans Sachsichen Gedichte abgegeben hat. Die gegenwärtige Fortsetzung des Werks ist noch dazu ungleich, indem sie sich etwas strenger an den Text hält; für den Schluss des Ganzen werden sogar wörtlich abgedruckte, noch unherausgegebene Gedichte verheissen. Soll nun, wer diese zu schätzen weiss, den ganzen Mischmasch mitkaufen? Viel Mühe und Studium kann weder die Auswahl noch die Zurichtung dem Herausgeber verursacht haben, er versteht nicht einmal seinen Autor gründlich, wo dieser zuweilen schwierig wird, und wer sich Register über Hans Sachsens Sprache aufsetzen will, kann Hrn B. missverstandene, unklar gefasste Stellen genug nachweisen. Seite 32 stehet vom redenden Gulden:

> dieselb (Bäuerin) mich unter die Erde grab
> und legt auf mich 'nen grossen Stein,
> in Sorg um mich, die war nicht klein.

Rec., ohne das Original nachzuschlagen, wettet, dass es heisse:

> ihr Sorg um mich die war nicht klein.

mit ganz gewöhnlicher Sprachwendung; wozu die nichts erleichternde, sprachverderbende Änderung? Der Sinn geht freilich nicht ganz verloren, aber was Hans Sachs natürlich und fliessend erzählt, stockt und hapert in den Sätzen des nacherzählenden Erneuerers. Dafür bekommen die Augen unzählige ihr'r, ihn'n, Apostrophen und ähnliche Hilfsmittel zur Überwindung von Schwierigkeiten dargereicht, welche von zehn Lesern, denen wirklich an dem alten Dichter liegt, zehn sicher

nach der ersten Viertelstunde besiegt hätten. S. 139 reimt der 1877
Dichter Tag auf Hag; zu irgend einer eingebildeten Erleichterung verfälscht Hr. B. den Reim und schreibt Haag; Seite 141 aber ausser dem Reim belässt er Hag; heisst das nun unnöthig oder leichtsinnig mit seinem Text umgesprungen? Auf derselben S. 139:

> die lichte Sonn' thut blicken,
> des Mondes Schein thut *sich* verdrücken

mit der Note zu verdrücken: verstecken. H. Sachs sagt aber: *sie* verdrücken, die Sonne (das reine Evangelium) verdrängt den Mondschein der papistischen Lehre; sich selbst zu verstecken hat diese keine Lust. Die Noten behandeln oft das Klarste; zuweilen irren sie; nach S. 264 soll „entwicht" bedeuten: *entwichen*! es bedeutet: *inane*, nichtig, und hat mit entweichen durchaus nichts zu schaffen. Solche Fehler sind kaum Anfängern in der altdeutschen Sprache verzeihlich. S. 150 der Reim „erklärten" (*erklärt ihnen*, hier wäre einmal der Apostroph erklärt'en am Platz) auf „Schriftgelehrten". Die Note gibt aber: *erklärte*, als sei erklärten dafür eigenthümliche Form H. Sachsens. S. 147 wird die Redensart „*mit Lichten* (warum nicht erleichternd: Lichtern?) *verschiessen*" zwar richtig durch excommuniciren ausgelegt (vgl. Frisch v. verschiessen und Häsleins Auszug p. 228), aber verdiente hier nicht der unberathene Leser eine wörtliche Deutung? Kurz Rec. sieht nicht ab, wem mit einer Modernisirung gedient ist, die unter drei Fällen im ersten wirklich hilft, im zweiten unnöthig, im dritten falsch. Obige Verstösse sind nicht herausgesucht, sondern zufällig aufgegriffen mit dem Gefühle, dass ihrer der ganze Band allenthalben und weit ärgere darbietet.

[anonym.]

887 RUNAKEFLI LE RUNIC RIM-STOC, OU CALENDRIER RUNIQUE,

avec l'explication des divers caractères, fêtes etc., qui sont gravés sur ces anciens bâtons, auquel est ajoutée une ode tirée de Edda saemundar, appelée Thryms-quida ou le rapt du marteau de Thor, composée dans le 11e siècle; traduit en français de la langue islandaise, suivi de quelques remarques sur la mythologie du Nord. — On y a joint quelques Planches représentant des monumens runiques dont on donne l'explication. Par Jens Wolff, cidevant consul de Danemark et de Norwège à Londres, membre de la société de la litt. d'Island à Copenhague. Paris 1820. De l'imprimerie de Nouzou. 59 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 89. Stück, den 4. Juni 1821. S. 887—888.

Voran geht die prosaische Übersetzung der Thrymsquida, dann kommen die Anmerkungen, die Urschrift zuletzt. Wer in der Vorrede schon die Genit. Sturla, Froda, Sämundar für die Nominat. Sturli, Frôdi, Sämundur und Skaldartal für Skâldatal bemerkt hat, auch den Dichter Olafr Hvîtaskâld als eine doppelte Person: Olaf und Hintaskald gefunden, der ist schon im Voraus überzeugt, was sich auch bald ausweiset, dass der Verfasser bloss nach der lateinischen Übersetzung in der Kopenhag. Ausgabe der Edda die seinige verfertigt hat. Die zugefügten Anmerkungen sind ohne Sachkenntnis aufgelesen und völlig werthlos. Bei Heimdallr (es steht Heimdallar da) wird bemerkt: „litteralement le plus blanc des Asi“ (so findet man auch Alfi, Thurssi, Birkibeini), das bedeuten aber im Text die Worte „Hvîtastr Âsa“ und Heimdallr heisst vielleicht so viel als Weltlicht, Weltbestrahler. Die einzige Note unter dem Text: „dazumal scheine das Silber mehr Werth gehabt zu haben als das Gold“, wozu nur die
888 oberflächlichste Ansicht verleiten konnte, würde ein anderer auch ohne Kenntnis der Edda weggelassen haben. Die Hauptsache kommt S. 30: Erklärung und Abbildung eines runischen Kalenders auf einem Holzstab, welcher dann das rûnakêfli sein soll. Man findet alles besser, genauer, reichhaltiger, mit Abbildungen der verschiedenartigen Runen-Kalender in einem besonderen Werk des Olaus Worm, Fasti Danici (Hafniae 1643), welches hier nicht einmal genannt wird. Zum Schluss sind

fünf Runensteine aus Ol. Worms monim. dan. wiederholt, und bei einem macht der Verf. sogar den Versuch, die Auslegung von Worm zu bessern. Wir können versichern, dass alles, was er vorbringt, völlig grundlos ist, und wollen uns nicht mit einer Widerlegung aufhalten. Die ganze Schrift wäre ohne Nachtheil ungedruckt geblieben, in keinem Falle aber hätte der Verf. Ciceros Worte auf den Titel setzen sollen: haec studia — pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

[anonym.]

UNDERSÖGELSE OM SNORROS KILDER OG TROVÄRDIGHED. 1561

Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate. Scripsit P. E. Müller. Latine vertit B. Thorlacius. Kopenhagen 1820. 24 S. in Folio.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1561—1566.

Die Geschichte der norwegischen Könige in der Heimskringla des Snorre Sturleson gilt mit Recht für ein ausgezeichnetes Werk. Die Darstellung ist natürlich, dabei doch eindringlich und lebendig und hält eine glückliche Mitte zwischen zu grosser Ausführlichkeit und trockner Allgemeinheit; die Sprache aus dem goldenen Zeitalter ist würdig und angemessen, so dass man sich, wenn man diese Geschichte liest, etwa wie bei dem Herodot, den man auch insofern damit verglichen hat, immer auf irgend eine Art angezogen fühlt. Neben Snorre zu nennen ist nur die der Zeitfolge nach sich anschliessende Sverres-Sage von Carl Abt, die an Geist und Gehalt nicht nachsteht; die späteren dagegen verfallen schon in die unfruchtbare Trockenheit der Annalisten. Die Frage, wie Snorre sein Werk zu Stande gebracht, was für Quellen und wie er sie benutzt, war
bis jetzt noch nicht genügend beantwortet. Dass er Skalden- 1562
gesänge, welche die Thaten der Könige überlieferten, vor sich gehabt, war, da er sie theils wörtlich, theils dem Inhalte nach anführt, gewiss; auch dass er Vorarbeiten anderer benutzt, verschiedentlich geschlossen, allein so lange dies Verhältnis nicht

deutlich aufgeklärt und auseinandergesetzt wurde, konnte man aus jenen Bemerkungen nicht den rechten Nutzen ziehen. Und doch war es wichtig, für die Kritik der norwegischen Geschichte und für die Geschichte der menschlichen Bildung überhaupt zu wissen, wie ein bedeutendes historisches Werk, das nicht bloss seine Zeit befriedigte, sondern auch noch in der Folge als ausgezeichnet anerkannt wurde, entstanden war. Die nöthige Untersuchung hat Prof. P. E. Müller vorgenommen, dem die altnordische Litteratur schon so vieles verdankt, und die Aufgabe mit Fleiss, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, kurz auf eine durchaus tüchtige Art gelöst. Diese Arbeit sollte ursprünglich einen Abschnitt in dem dritten Bande in der so verdienstlichen, nach ihrem Werth noch nicht hinlänglich bekannten Sagenbibliothek ausmachen, allein da dort nicht Raum genug war, so entschloss sich der Verf., sie besonders in dem Format der grossen Ausgabe der Heimskringla herauszugeben, und Birger Thorlacius hat sie durch eine fliessende lateinische Übersetzung auch für die zugänglich gemacht, welche die dänische Sprache nicht verstehen. Nur in Copenhagen selbst konnte übrigens diese Untersuchung angestellt werden, da sie sich vorzüglich auf die gleichzeitigen handschriftlichen Sagen von den norwegischen Königen, worunter die Sammlungen im Flatôbuch und in der Handschrift, Fagurskinna genannt, die hauptsächlichsten sind, stützen musste. Der Verf. schlägt dabei folgenden Weg ein, er nimmt die Sagen, aus welchen die Heimskringla besteht, einzeln vor, untersucht erst die Glaubwürdigkeit aus inneren Gründen, forscht dann nach den Quellen und bestimmt das Verhältnis derselben zu Snorres Arbeit.

1563 Die Ynglînga-Saga von Cap. 14 an war schon früher vorhanden, wie aus Snorres eigenen Worten folgt, dieser hat bloss eins und das andere zugefügt, namentlich aus den Gesängen Thiodolfs, die dort nicht wörtlich mochten angeführt sein. Die Sage selbst war entstanden eben aus Thiodolfs Gedichten und anderer ausdrücklich genannten Skalden, endlich aus den Nachträgen kenntnisreicher Männer. Die dreizehn ersten Capitel, die von der Einwanderung der Asen handeln, sind Snorres eigene Arbeit. Sie enthalten einmal Erzählungen, die sich in

den Edden wiederfinden. Wenn sich hier Verschiedenheiten zeigen, so rühren diese von Snorren, und dort ist das Ursprüngliche, denn Snorre legte das Mythische nach seiner Ansicht historisch aus; eben darum aber konnte er auch nicht die Skalden als seine Gewährsmänner anführen, weil sie niemals auf diese historische Weise von den alten Göttern geredet hatten. Was wir demnach in der Heimskringla lesen, sind nichts, als falsche Erklärungen der Mythen und ein Beitrag zu der Behandlung der nordischen Mythologie. Sodann enthalten die dreizehn Capitel Erzählungen, die ein mythisches Gepräge haben, sich aber nicht mehr nachweisen lassen, von ihnen gilt dasselbe. Endlich Nachrichten von der Zeit, in welcher Odin einwanderte, und den Gegenden, aus welchen er kam. Snorre sagt nämlich, es sei etwa 1300 Jahr vor seiner Lebenszeit geschehen und gekommen sei er aus den Gegenden des Tanais. Der Verf. leugnet nun, dass so bestimmte historische Nachrichten bis dahin im Munde des Volks sich hätten erhalten können, und erklärt die Abkunft aus Asien für eine blosse Conjectur, veranlasst durch die Namen Asen und Asgard und durch die Nachrichten bei Jornandes und Paulus Diaconus, die Snorre wahrscheinlich gekannt habe. Die Zeitbestimmung sei aber theils eine theologische Meinung, theils genealogische Combination. Das alles lässt sich wohl hören, da aber die Abkunft aus Asien, wie der Verf. selbst anmerkt, aus anderen Gründen sich bestätigt, so wäre die Frage, ob nicht Snorre in noch unentdeckten 1564
Quellen eine deutliche Hinweisung auf jenen Zug gefunden. Der Verf. schliesst diesen Abschnitt mit der Bemerkung, dass auch damals schon eine Mischung der eigenen Meinungen mit der überlieferten Sage für Geschichte sei ausgegeben worden. — Halfdan Svartes Saga. Auch hier war Snorre kaum der erste, der sie aufschrieb, vielmehr bestätigen es innere und äussere Gründe, dass er eine ältere vor sich gehabt. Sie ist immer Einleitung zu der folgenden gewesen. — Harald Haarfagers-Saga. Snorre hat das Wunderbare in der Jugendgeschichte Haralds etwas gemindert, aber dadurch nur unverständlicher gemacht. Es wird des Gelübdes gedacht, das Harald gethan, sich nicht eher das Haar zu kämmen und zu schneiden,

bis er sich ganz Norwegen unterworfen; dies ist wohl nicht so unwahrscheinlich, als der Verf. glaubt, da es in einer uralten germanischen Sitte begründet scheint. (Schon in der Völuspâ wäscht sich Balders Rächer nicht die Hand und kämmt sich nicht das Haar, bis er Balders Feind in die Flammen getragen, und Tacitus Germ. 31 erzählt von den Catten, dass sie erst, wenn sie einen Feind getödtet, Bart- und Haupthaar geschnitten.) Übrigens kann auch Snorre nicht der Erste gewesen sein, der die zerstreuten Nachrichten von Harald gesammelt hat; in Fagurskinna und im Flatôbuch finden sich schon Sagen von diesem König, die älter sind und wovon die letztere mehr enthält als Snorre und doch manchmal wörtlich mit ihm übereinstimmt. — Hakon des Guten Sage. In Fagurskinna eine Darstellung, die bald abweicht, bald wörtlich mit Snorre zusammenfällt und deren Verfasser entweder Snorres Quelle selbst gewesen ist oder sie benutzt hat. Die Erzählung im Flatôbuch enthält dagegen einen Auszug aus Snorre. — Sage von Harald Graafeld und Hakon Jarl. Eine besondere Sage gab es kaum unter diesem Namen, sie ist aus dem Inhalt von Skaldengesängen zusammen-
1565 gefügt. — Oluf Tryggvesens Saga. Diese haben auch der Mönch Gunlaug und Mönch Oddur ausführlich behandelt; sie stimmen meist mit Snorre. Der Verf. in Fagurskinna ist kürzer, zeigt aber, dass er von Snorre unabhängig ist. Dieser hat ausser jenen Werken und was Are und Sämund gewährten eine oder mehrere zusammenhängende Erzählungen von Oluf gehabt, wie etwa jene in Fagurskinna. Am Ende der Schrift liefert der Verf. noch eine tabellarische, sehr nützliche Übersicht von dem Verhältnis Gunlaugs, Snorres und Oddurs unter sich. — Sage von Oluf Harald oder dem Heiligen. Snorres Quellen könnten wohl, ausser Are und Sämund, auch eine Erzählung in Fagurskinna, die jedoch im Ganzen kürzer ist, gewesen sein. Eine andere im Flatôbuch ist weitläuftiger, aber aus verschiedenen Gründen unabhängig von Snorre, und da sie wiederum nicht selten wörtlich mit diesem stimmt, so kann man annehmen, dass er sie vor sich gehabt und dann seine Arbeit bloss im Ausstreichen bestanden hat. — Sage von Magnus dem Guten. Ein mit Urtheil und Geschick gemachter Auszug aus anderen Erzählungen, dem einiges zugefügt ist. Was Snorre ausliess, waren

bis auf zwei Begebenheiten Fabeln. — Sage von Harald Haardraade. Manches in dieser Sage ist ungewiss, Snorre hat mit Vorsicht aus dem Vorhandenen ausgewählt. — Oluf Kyrre. Die Darstellungen in Fagurskinna, Morkinskinna und Hrockinskinna sind weitläuftiger und haben mehr Wunderbares. — Magnus Barfuss, Sigurd der Jerusalemfahrer, Eistein und Oluf — Harald Gille und seine Söhne — Hakon Herdebred und Magnus Erlingsen. Diese zuletzt genannten Sagen gehören schon in das Ende des 11. Jahrhunderts, wo die isländischen Geschichtschreiber selbst lebten, so dass es nicht nöthig ist, ihren Quellen nachzuforschen. Die Darstellungen in den Handschriften stimmen oft wörtlich mit Snorre überein.

Wie uns scheint, ergibt sich aus diesen Untersuchungen Folgendes. Snorre hat die vorhandenen Quellen der norwegischen Geschichte mit Sorgfalt gesammelt und mit umsichtiger Be- 1566
nutzung daraus das grössere Werk zusammengesetzt. Er hat sich erkundigt und umgesehen, wo etwas für seinen Zweck zu finden war, auch mündliche Überlieferung wohl benutzt, doch im Ganzen daher wenig genommen; meist stützt er sich auf schriftliche Denkmäler. Das Vorhandene hat er theils ausgezogen, theils erweitert, er hat es aber auch wörtlich beibehalten und bloss abgeschrieben. Ihm bleibt also nur das Verdienst einer verständigen Redaction, man muss aber jener Zeit dies höher anschlagen, wo es nämlich bei dem Reiz der lebendigen Erzählung schwerer war, das rechte Mass zu treffen. Snorre hat seinen Gegenstand übersehen und beherrscht und dem Ganzen eine gewisse Eigenthümlichkeit, der Darstellung eine gleiche Farbe und Haltung gegeben. In einer anderen, späteren Zeit würde eine solche Zusammenstellung bunter aussehen; die Bildung aber pflegt in jenen frühen Perioden ebenmässiger und übereinstimmender zu sein, so dass ein gemeinschaftliches Werk, auch ohne Verabredung, wohl zu Stande kommen kann. Wäre nicht jenes frische Gefühl da, das sich in diesen Erzählungen ausspricht, so würde auch ein solches historisches Werk nicht möglich sein; späterhin drücken es die Zweifel und Bedenklichkeiten der Kritik nieder oder es wird mit tadelnswürdigem Leichtsinn unternommen. [anonym.]

1566 # ANZEIGE DER SCHLESISCHEN BEMÜHUNGEN

für Sammlung und Kunde einheimischer Alterthümer.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1566—1568.

Die germanischen und slavischen Alterthümer Deutschlands und seiner einzelnen Provinzen sind im vorigen Jahrhundert öfter im Einzelnen und Ganzen betrachtet worden, doch schien der Eifer allmählich erkaltet. Jetzt fängt man aufs Neue an, Nachforschungen anzustellen, und erkennt auch in den ältesten Denkmalen unseres Vaterlandes eine gewisse eigenthümliche Cultur, die nicht auf der untersten Stufe des Bedürfnisses steht. Aus geöffneten Gräbern oder Sandlagern gehen Urnen und Gefässe hervor, die von einem nicht verwahrloseten Ge-
1567 schmack zeigen, und eine Menge kleiner Anticaglien reizen die Forschbegierde nicht minder als die Lust zu sammeln, obgleich freilich die kritische Untersuchung auf keinem Felde weniger sicheren Grund findet als hier.

Unter den deutschen Ländern, in denen der Eifer für ihr Alterthum erwacht ist — am meisten an den beiden Enden in Osten und Westen — dürfen wir Schlesien mit Auszeichnung nennen. Von jeher bemerkte man unter den Einwohnern eine Lust, Urnen, Münzen und andere Denkmale ihrer Provinz zu sammeln: allein das in Privatsammlungen Zerstreute wirkte nie kräftig zusammen und wurde auch leicht wieder versplittert, indem nur zu oft den Erben des Sammlers die stille Beschäftigung des Alten als lächerliche Thorheit erschien. Daher es ein erfreuliches Ereignis war, als das Ministerium des öffentlichen Unterrichts auf Ansuchen des Hrn. Prof. und Archivar Büsching zu Breslau Erlaubnis und Unterstützung zu einer Alterthumssammlung für Schlesien verwilligte. — Überdies hat sich auf die Aufforderung desselben Gelehrten ein Verein von schlesischen Alterthumsfreunden zusammengefunden, die durch einen jährlichen Beitrag den Abdruck der wichtigsten Urkunden und Chroniken, so wie die Bekanntmachung der bedeutendsten Alter-

thümer ermöglichen, und deren Zahl sich auf erfreuliche Weise fortwährend vermehrt.

Auf Kosten dieser Gesellschaft sind nun schon im Druck erschienen:

1. Budorgis, oder etwas über das alte Schlesien vor Einführung der christl. Religion von Fr. Kruse, nebst zwey Abbildungen und einer Charte. Leipzig 1819, bei Hartknoch. S. 179. Budorgis ist nämlich der Ort, wo — wenn man Ptolemäus Angaben in Reiserouten auflöst, sich zwei Strassen durchschneiden — also ein alter Hauptort Schlesiens, den man im briegschen Kreise beim Dorfe Laskowitz, wo noch gepflasterte Strassen und grosse Steinhaufen im Walde zu sehen sind, aufgefunden zu haben glaubt. In dieser Schrift führt der Verf. den Gedanken durch, dass durch Combination der Ptolemäischen Angaben mit der Lage der Orte, wo besonders viel Urnen aufgegraben worden sind, sich bedeutendes für die alte Geographie 1568
Schlesiens ergeben müsse: ein Gedanke, der allerdings von fruchtbarer Anwendung sein muss, obgleich sich freilich gegen Methode und Einzelnes der Forschung manches Gegründete einwenden lässt.

2. Der noch ungedruckte Theil der Jahrbücher Pols, der die Geschichte Breslaus im 16. Jahrhundert erzählt. Nächstens soll auch die für Schlesiens ältere Geschichte höchst wichtige Chronik von Eschenloer, die auf der Elisabethbibliothek in Breslau liegt, an die Reihe kommen.

3. Die Alterthümer der heydnischen Zeit Schlesiens. Herausgegeben von Büsching. Bd 1. Breslau 1820. Heft 1. Dies enthält 3 grosse Steindrucktafeln von guter und gewissenhafter Ausführung. Auf der ersten 12 verschiedenartige kleinere Gefässe. Die Formen sind zum Theil (z. B. von No. 9) gefällig und ansprechend. Die Verzierungen bestehen in Strichen, welche man eingrub, da die Masse noch weich war, und welche theils die beliebte Dreieckverzierung à la grecque, theils Palmschnüre, theils eine Art Zweige darstellen.

[anonym.]

1568 CORRESPONDENZ

der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Bd 1. Mit 7 Steindrücken und 7 Tab. Breslau bey W. G. Korn. 1820.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 157. Stück, den 1. October 1821. S. 1568.

Wir fügen der obigen Anzeige sogleich die einer anderen Sammlung bei, die zwar einen weit grösseren Umfang hat, aber die einheimischen Alterthümer doch ebenfalls als ein Hauptaugenmerk betrachtet. Die seit 16 Jahren bestehende Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur hatte vorzüglich durch von ihr bewirkte Ausstellungen der vaterländischen Kunst- und Handelserzeugnisse und durch die Eröffnung eines umfassenden Briefwechsels durch die ganze Provinz über alles, was in den Bereich der Gesellschaft gehört, eine neue Epoche eifriger und lebhafter Thätigkeit begonnen. — Aus den Briefnachrichten und Arbeiten der einzelnen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder ist das vorliegende Werk zusammengesetzt: und wie mancherlei Verfasser dafür und daran gearbeitet haben, so können auch mancherlei Leser, was ihnen anmuthet, daraus entnehmen. Für die Alterthümer Schlesiens sind die Aufsätze S. 109. 125. 168. 191. 234. 246 schätzbare Beiträge.

[anonym.]

1596 ROLANDS ABENTHEUER

in hundert romantischen Bildern. Nach dem Italiänischen des Grafen Bojardo. Herausgegeben von Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Theil. Berlin und Leipzig bey G. C. Nauck. 1819. Zweyter Theil. 1820. Dritter Theil. 1820. Dieser hat noch den besonderen Titel: Über die italiänischen Helden-Gedichte aus dem Sagenkreis Karls des Grossen. Von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Poesie.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1596—1599.

Die Übersetzung des Orlando innamorato rührt nicht von Hrn Schmidt her, der sie nur in das Publikum einführt, sondern von einer Ungenannten, welche er insofern mit der verstorbenen Frau Naubert vergleicht, als auch diese ihr erstes

Werk von ähnlichem Inhalt ohne ihren Namen erscheinen liess. Das Andenken an das Gedicht des Bojardo, welches durch Ariosts Fortsetzung unbilliger Weise zurückgedrängt ist, verdient wohl wieder aufgefrischt zu werden, und bei uns kann es leicht mit mehr Erfolg geschehen, als bei den Italienern selbst. Diese werden dem Ariost, der ihren Forderungen auf das Geistreichste Genüge thut, nicht den ersten Platz entziehen wollen, während wir gegen die gewöhnliche Meinung ohne Bedenken 1597
dem Bojardo den Vorzug geben, weil er mit Ernst und Treue sich an die alte Überlieferung hält; die Ironie des Ariosts, eben weil sie grundlos ist und auf keinen Ernst und ein wirkliches Leben zurückdeutet, kann ein natürliches Gemüth nicht auf die Dauer erfreuen. Wie leicht es sein mag, ein zierliches, reizendes, mit den leuchtendsten Farben ausgeschmücktes Stück herauszuheben, diese Bravourarie mit ihren künstlichen Läufen und Trillern in sechsundvierzig Variationen anzuhören, bleibt immer ein starker Entschluss. Bojardo hat Phantasie, Behendigkeit und Geschick in Verflechtung der Begebenheiten und weiss lieblich auszumalen, indessen ein vollkommenes Gedicht würde er, auch wenn er es vollendet hätte, nicht geliefert haben; man fühlt zu bald, dass dem Ganzen ein Mittelpunkt, ein durchgehender Faden fehlt, und man hat ungefähr die Empfindung, als würde ein reiches Gemälde in der Nacht mit der Blendlaterne gezeigt, die jedesmal nur einen kleinen Theil hell erleuchtete, das andere aber in der Dunkelheit zurückliess. Dagegen diese einzelnen Bilder sind oft ausgezeichnet schön, völlig märchenhaft und verdienen grosses Lob. Die vorliegende Bearbeitung in Prosa liest sich leicht und angenehm, doch verträgt diese Art von Poesie weniger als eine andere eine solche Auflösung, da sie zu feingespitzten Wendungen sich hinneigt und zwar Ausführlichkeit genug bis ins Geschwätzige, aber nicht die epische Breite und Rundung hat, die in der Prosa nun vollends nicht kann entbehrt werden.

Der dritte Band, ganz zu litterarischen Untersuchungen bestimmt, enthält einen Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie, der für uns mehr Werth hat, als manche philosophisch-ästhetische Erörterung, und mit einer dem Verfasser eigenen,

auch in seinen übrigen Arbeiten sichtbaren Treue und Fleiss ausgeführt ist. Der erste Abschnitt als Eingang enthält die alte Sage von der Königin Bertha und König Pipin nach einer (leider lückenhaften) altfranzösischen Handschrift der königlichen Bibliothek zu Berlin, dann eine Darstellung aus dem
1598 Turpin und den Reali di Franza. Jedesmal, wie auch im Folgenden, sind geschichtliche, kritische, ästhetische und litterarische Untersuchungen angefügt. Der zweite Abschnitt begreift die älteren Gedichte aus diesem Sagenkreis. Buovo d'Antona, von einem ungenannten Dichter nach 1313 verfasst. La Spagna wird gegen die Schmähungen der neueren italienischen Kritiker in Schutz genommen und ein altes volksmässiges Gedicht darin erkannt. La regina Anchroja, gleichzeitig mit den beiden vorhergenannten; so selten, dass sich der Verf. hier nur an Ginguenés flüchtigen Auszug halten musste. Leandra, beinahe unbekannt und nur von Quadrio erwähnt, doch dieser Vergessenheit würdig. Dama Rovenza dal Martello, völlig werthlos. In dem letzten Abschnitt wird von den späteren Gedichten gehandelt. Morgante maggiore von Pulci, Orlando innamorato von Bojardo, Mambrino von Francesco cieco (der Blinde) da Ferrara, Orlando Furioso von Ariost, Rinaldo von Torquato Tasso, Ricciardetto von Nic. Fortiguerra. Die zugefügten litterarischen Notizen sind genau und von Werth, weil sie nicht das Bekannte wiederholen, sondern Neues enthalten. In der kritischen und ästhetischen Beurtheilung der Gedichte äussert sich ein richtiges, natürliches Gefühl, auch wir sind der Meinung, dass man in Ariost nicht die höchste Vollkommenheit, sondern den Anfang des einbrechenden Verderbens erkennen müsse; er hat, wie hier völlig wahr gesagt wird, „die Poesie zu einem Amusement gemacht“. Auf den eigentlichen Kern gesehen, nicht auf die Nebendinge, kann er kein grosser Dichter heissen. — Auch der Anhang ist mit Dank anzunehmen: ein Verzeichnis italienischer Gedichte in achtzeiligen Stanzen aus dem Sagenkreis Karls des Grossen, welche im Obigen nicht ausführlich behandelt worden. Der Zusatz gibt den Inhalt eines Caldaronischen Schauspiels (und zwar des letzten dieses fruchtbaren Dichters), das jenem Fabelkreis sich anschliesst, es heisst: hado

y divisa de Leonido y de Marfisa (Loos und Spruch von Leonido und Marfisa); sogar Verbesserungen des gebrauchten spanischen Textes hat der sorgsame Verf. noch zugefügt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um eine verspätete An- 1599
zeige von einem ähnlichen Werk des Verfassers nachzuliefern:

BEYTRÄGE ZUR GESCHICHTE DER ROMANTISCHEN POESIE

von Dr. Fried. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1818. In der Maurerschen Buchhandlung.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 160. Stück, den 6. October 1821. S. 1599.

Die erste Abhandlung ist die wichtigste: über den Decameron des Boccac[c]io. Untersuchungen über das Geschichtliche darin, über Quellen und Nachahmungen, besonders in Beziehung auf Dante, Hans Sachs und das altenglische Theater. Der Verf. benutzte dabei das Werk von Manni (Istoria del Decamerone) und noch mehr John Dunlop (the history of fiction), die beide noch nicht ins Deutsche übersetzt sind, doch über die Hälfte der Arbeit ist sein Eigenthum. Bei Ginguené fand er nichts Neues. Hierauf folgt das fünfte Beispiel der Kaiserin aus den sieben weisen Meistern, dabei eine mühsame und dankenswerthe Zusammenstellung der Sagen vom mythischen Virgil. Die Abhandlung des Theophrastus Paracelsus von Undinen, Sylphen, Gnomen und Salamandern scheint uns nicht so wichtig, als Hrn. Schmidt. Es ist hier ohne Zweifel der Glauben verschiedener Völker untereinandergeworfen und auch wohl manches aus eigener Phantasie eingemischt. Den Schluss machen einige vermischte Bemerkungen im Gebiete der romantischen Poesie.

[anonym.]

1659 # BIDRAG TIL NORDISK ARCHÄOLOGIE MEDDEELTE I FORELÄSNINGER

ved Finn Magnussen. Kopenhagen 1820. Trykt paa Hofboghandler Beekens Forlag. 208 S. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 166. 167. Stück, den 18. October 1821. S. 1659—1664.

In den Schriften der skandinavischen Litteratur-Gesellschaft hatte Werlauff eine Übersicht von der Geschichte der nordischen Archäologie bis auf Ol. Worm geliefert; reichhaltiger und weiter ausgeführt ist Nyerups Übersicht von den vaterländischen Denkmälern der Vorzeit (Oversyn over Fädernelandets Mindesmärker fra Oldtiden. Kjöbenh. 1806, zugleich der 4te Band von der historisch-statistischen Schilderung von Dänemark und Norwegen). Schweden besitzt die geschätzten Arbeiten Sjöborgs in diesem Fache: eine Einleitung und eine Nomenclatur der nordischen Alterthümer. Der Verf. der vorliegenden Schrift erhielt vom Könige den Auftrag, Vorlesungen über die altnordische Mythologie bei der Akademie der schönen Künste in Kopenhagen zu halten, und es schien ihm Pflicht, bei dieser Gelegenheit die ziemlich verbreiteten falschen Meinungen über die Cultur, Kenntnisse und Denkungsweise der
1660 alten Nordbewohner zu berichtigen; hauptsächlich war es ihm darum zu thun, den Vorwurf abzuwenden, dass sie ohne alle Kunstfertigkeit und allen Kunstgeschmack gewesen. Diese wirklich gehaltenen (doch hier ohne Abtheilung in Einem fortlaufenden) Vorlesungen, welche auf jene Grundlagen von Nyerup, Sjöborg u. a., aber auch auf die eigenen Untersuchungen des Verf. sich stützen, werden nun hier dem grösseren Publikum zu weiterer Belebung der Alterthumswissenschaft mitgetheilt.

Zuerst allgemeine Betrachtungen und Blicke auf die älteste Geschichte, die Abkunft, die gemeinschaftliche Sprache der Skandinavier (1—16). Wie von den kleinen Königen sich die Gewalt auf Einen gesammelt, in Dänemark Gorm der Alte, in Norwegen Harald Haarfager (19). Der Ackerbau nach Saxos Zeugnis im alten Dänemark blühend (22). Die ältesten Woh-

nungen, zwar gewöhnlich Rauchstuben, waren doch auch von Stein und hiessen dann hallir, sie bestanden auch wohl aus mehreren Etagen (darüber wären deutliche Zeugnisse erwünscht). Die Tempel werden in den alten Denkmälern prächtig beschrieben; sie waren gross, weil sie zugleich zu Versammlungsörtern dienten (25). Nicht minder prächtig die Wohnungen der Grossen: sie waren den Beschreibungen nach mit Gemälden und Bildhauerarbeit geziert. Als Beispiel das Haus des Olaf Höskuldsen, wegen seiner Prachtliebe Pfauvogel genannt (26—36). Ein Hof (gardr) bestand aus lauter einzelnen, zu verschiedenen Zwecken eingerichteten Gebäuden (so wie wir es in altdeutschen Gedichten beschrieben finden). Einige hatten Herd mit Rauchfang in der Mitte, andere waren zum Schlafen bestimmt, selbst Badhäuser befanden sich darunter (37—41). Von den sogenannten Riesenkammern, in denen sich eine rohe, aber gewaltige, ungeheure Kräfte erfordernde Bauart zeigt. In ähnlichem Stil die Steinkreise, Bautasteine, Grabstätten (42—66). Unterirdische Gebäude, deren Bestimmung man nicht kennt; dabei, wie auch anderwärts, nimmt der Verf. Rücksicht auf Schottland. Ver- 1661
glaste Mauern, Glasburgen, vitrified forts (71—73). Rokkesteine, die sonst mit der druidischen Lehre zusammenhängen, in Norwegen und Schweden (74). Jetzt die schwierige Frage: warum haben sich von jenen prächtigen Tempeln und Gebäuden gar keine Überreste erhalten? Unter anderen wird auch die Vermuthung angeführt, es könnten christliche Kirchen darauf gebaut worden sein (82).

Der Verf. kommt auf die Kunstfertigkeiten der alten Skandinavier. Die Malerei sei ja auch in Deutschland alt, wird behauptet und auf eine Stelle über eine kölnische Schule im „Heldenbuch“ (es ist die bekannte Stelle im Parcifal gemeint) hingewiesen. Sogar die Malerei auf den Schildern bei Tacitus wird mit aufgeführt (89. 90). Beschreibungen von Gemälden aus den alten schriftlichen Denkmälern (93—96); darnach wären sogar die Wohnungen mit historischen Malereien geziert gewesen (97). Bildhauerei (99). Zeugnisse darüber. Beschreibungen von fünf Bildsäulen Thors nach den Sagen (113—129). Von weiblichen Bildsäulen weiss man wenig (130). Resultate:

die Bildsäulen waren nicht colossal, doch auch von menschlicher Grösse, aus Holz gehauen, innen hohl, zusammengesetzt oder durch mechanische Kunst so eingerichtet, dass ihre Glieder sich bewegen liessen, der Kopf hin- und herzudrehen. In die Statue eines Freyr, die sich in Schweden befand, konnte sich ein Mensch stecken und ihre Glieder bewegen. Die von menschlicher Grösse waren, hatten Gesicht und Hände bemalt und wirkliche Kleider an. Andere scheinen mit Silber oder Gold überzogen gewesen zu sein (132—134). Thors Bildsäulen nach den Beschreibungen späterer Schriftsteller, Adams von Bremen u. a. Götterbilder benachbarter Völker, der Russen und Wenden (139—141). Von anderen Kunsterzeugnissen, den Goldhörnern (143). Schiffbaukunst. Kriegsschiffe von ansehnlicher Grösse; die alten Skandinavier waren ausgezeichnete Schiffahrer (145
1662 —148). Nidstange. Banner. Freyers Eber. Spuren von Portraitzeichnung. Kivike Monument von Münter als Opferung gefangener Feinde erklärt (156—160). Eingegrabene Figuren auf Felsenwänden, Runensteinen (161). Stickereien mit der bekannten Stelle aus der Gudrûnarquida (163). Waffen; eiserne sind in der Erde verrostet, von Kupfer und Metall werden sie gefunden, auch vom feinsten Stahl (174). Aber woher kam all dieser Reichthum in den Norden? Es wird geantwortet: durch Handel, Fischfang, Kriegsbeute und fremden Sold (176—186). Zuletzt ein Auszug aus dem alteddischen Rîgsmâl, worin die Entstehung der drei Stände im Norden beschrieben wird.

Wie schon bemerkt ist, der Verf. hat vorzugsweise die Absicht gehabt darzuthun, dass auch die Kunst im Norden bekannt gewesen. Es ist recht und löblich, das Einheimische gegen Herabwürdigungen in Schutz zu nehmen; dagegen fruchtet es auch nicht, wenn man über die Linie hinausgeht, zu viel thut und, was sich nur irgend erhaschen lässt, so aufstellt, dass es mehr scheint, als es wirklich ist. Den grössten Gewinn von dem Studium des Alterthums wird man haben, wenn man es unbefangen nach seiner Natur und seinem Wesen zu erläutern und aufzustellen sucht ohne irgend eine Nebenabsicht. Es wird genug übrig bleiben, welches unsere Achtung, selbst unser Erstaunen erregt. Rec. gehört gewiss nicht zu denen, die in eitler

Vornehmthuerei den alten Norden gering schätzen, aber eine eigentliche Kunst, versteht man darunter eine freie und schöne Entwickelung und ein leichtes und lebendiges Bewegen in den natürlichen Gesetzen derselben, muss er doch dem Norden absprechen; eine Fähigkeit oder ein Streben, einen Trieb zur Kunst will er gern zugeben. Die edle Natur des Volks wird sich auch hierin nicht verleugnet haben, stumpfsinnnig hat es sich niemals gezeigt. Die alten Steinbauten sind merkwürdig und charakteristisch, sie deuten auf jenen gewaltigen Geist, welchen die Denkmäler der Poesie so tief und herrlich aus- 1663
sprechen; was aber von Tempeln und anderen Gebäuden in den Sagen beschrieben und gerühmt wird, wir wollen es nicht verwerfen noch weniger unbeachtet lassen, doch zweifeln wir, dass es so wörtlich für wahr dürfe gehalten werden. Wir denken dabei nicht an ein absichtliches Lügen, aber es gehört ein Auge dazu, welches Vergleichungen hat anstellen können, um über die Pracht eines Gebäudes ein wirkliches Urtheil zu fällen, sonst hilft die Phantasie das Unbedeutendste als das Grösste ausmalen. Wer ist nicht schon auf diese Art getäuscht worden oder hat sich selbst getäuscht? Es müsste noch etwas übrig geblieben sein, um uns durch eigenen Anblick zu überzeugen, und da ja unbezweifelt alte Bauten sich erhalten haben, so sieht man, dass die von dem Verf. angegebenen Gründe, unter welchen auch die eigene Beschaffenheit des Bodens in Dänemark vorkommt, nicht hinreichend sind, um diesen gänzlichen Mangel zu erklären. Nicht günstiger urtheilen wir über die Zeugnisse von Werken der Bildhauerkunst und Malerei, schon die Beweglichkeit der Holzbilder verräth den geringen künstlerischen Werth; es mögen rohe Arbeiten gewesen sein, welche gleichwohl einen gewissen Geist kund gegeben oder angeborene Fertigkeit offenbart haben, aber schwerlich war von einer wirklich gebildeten, überlieferten Kunst eine Spur darin. Was sich von Zeichnungen auf Felsenwänden, Runensteinen usw. erhalten, zeigt in den besten Fällen von einer gewissen Fertigkeit, aber durchaus keine Kenntnis der ersten Regeln. Sind die Goldhörner, wie am Ende doch das Wahrscheinlichste ist, nordische Arbeit, so können sie den besten Beweis davon abgeben; das

kostbare Material forderte gewiss die Anwendung der grössten Geschicklichkeit, und doch wie roh, im höchsten Grade elend ist die Zeichnung aller darauf vorkommenden Figuren ohne Ausnahme. Dagegen wo eine wirkliche gebildete Kunst vorhanden ist, da deutet auch die gemeinste Pfuscherei noch darauf hin und zeigt, dass man von etwas Besserem weiss.

1664 Um über das vorliegende Buch billig zu urtheilen, muss man nicht vergessen, dass es bloss anregende Vorlesungen sein sollen; an eine irgend ausführliche oder gründliche Behandlung des Gegenstandes ist daher nicht zu denken. Der sonst durch fleissige und gelehrte Arbeiten bekannte Verfasser will dies auch wohl selbst sagen, indem er S. 74 manches als zu weitläuftig abweist und S. 86 verspricht, eine ausführliche Übersicht über die nordische Archäologie zu liefern.

[anonym.]

401
CRITISK UNDERSÖGELSE

af Danmarks og Norges Sagnhistorie eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved Peter Erasmus Müller. Saerskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabers Selskabs Skrifter. Kopenhagen 1823. In Commission in der Gyldendalischen Buchhandlung. 314 Seiten in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 41. 42. Stück, den 11. März 1824. S. 401—410.

Die zweite von den beiden vorliegenden Abhandlungen, welche Snorres Quellen und Glaubwürdigkeit untersucht, haben wir bereits im Jahre 1821 Stück 157 [= oben S. 279—283] angezeigt und nach Verdienst gerühmt. Sie ist auf Beschluss der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen neu abgedruckt, weil sie in jenem Format und mit einer lateinischen Übersetzung versehen, die hier natürlich fehlt, bestimmt war, in die grosse Ausgabe der Heimskringla eingerückt zu werden, und dieses Werk seiner Beschaffenheit nach nicht in jedermanns Hände gelangen kann.

Wir haben also hier nur über die erste, aber später ge-
402 schriebene Abhandlung Bericht zu erstatten. Gleichfalls eine Frucht von des Verf. Studium über die altnordische Sagengeschichte, erörtert sie Glaubwürdigkeit und Quellen der ersten

neun Bücher des Saxo Grammaticus, welche nämlich die dänische Fabelzeit, wie Snorre die norwegische, begreifen. So ähnlich die Arbeit mit der vorigen ihrer Idee nach ist, so musste doch die Ausführung sehr verschieden werden, da Snorres Quellen, denen er oft wörtlich gefolgt ist, sich so ziemlich nachweisen lassen und eigentlich nur die vierzehn ersten Bücher sein Eigenthum sind; dagegen über Saxos Grundlage konnten nur mehr oder minder gewisse Vermuthungen stattfinden, ausserdem rührt Anordnung und Einkleidung ganz von ihm her, hat nichts mit anderen Gemeinsames und zeigt vielmehr eine scharf bestimmte Eigenthümlichkeit.

Im Ganzen betrachtet ist die historia danica des Saxo sowohl in Beziehung auf die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, als auf ihren Inhalt und ihre Sprache eine ausgezeichnete Erscheinung. Diejenigen, welche sich dem ersten und natürlichen Eindruck überliessen, wurden ebenso von dem freien, ungewöhnlich ausgebildeten Geist als von dem reichen Inhalt und der lebendigen Anschauung überrascht, die sich in einer fremden, damals noch nicht so leicht zugänglichen Sprache mit solcher Eindringlichkeit und zierlichen Kunst ausdrückte, und legten dem Werk einen grossen Werth bei, ohne sich mit kritischen Sorgen über den Inhalt zu belästigen. Dieses Gefühl veranlasste schon ziemlich früh die dänische Übersetzung von Wedel (1575), und vor kurzem (1818) hat Grundtvig das Werk neu und, wie uns scheint, nach jenem Gesichtspunkt sehr glücklich ins Dänische übertragen, dabei mit dem ihm eigenen Eifer in einer sonst auch lesenswerthen Vorrede seinen Landsleuten empfohlen. Den schwierigen Punkt der Glaubwürdigkeit übergeht er zwar nicht ganz, berührt ihn aber nur und wendet ihn, wie es im Sinne jener Ansicht wohl zulässig ist, mit der 403
Bemerkung ab, dass der Grund von Saxos Erzählungen ohne Zweifel Wahrheit enthalte, da aber die Überlieferung schon unvollständig und verwirrt zu ihm gekommen sei, er nichts mehr habe thun können, als sie nach seiner besten Einsicht benutzen; was nicht geschichtliche Wahrheit enthalte, erfreue sich doch einer geistigen, weil es aus dem Leben selbst geschöpft sei. Bei dieser oder einer ähnlichen Erklärung kann sich aber die Kritik,

die auch ihr Recht hat, nicht beruhigen; die Zeit des vollen Glaubens an die Sagengeschichte geht bei den Völkern wie bei einzelnen Menschen vorüber, und es ist ein Glück, wenn der Gegensatz nicht allzuscharf schneidend auftritt, alles Gute und Achtungswürdige der früheren Periode zernichtend. Jeder, der die Quellen der altnordischen Geschichte selbst nachsah, musste bei der Betrachtung des Saxo zu Bedenklichkeiten und Zweifeln nothwendig angeregt werden: manches konnte mit der beglaubigten Geschichte sichtbar nicht bestehen, anderes war an sich nicht wohl möglich oder stand mit weiteren Behauptungen im Widerspruch. Von diesem Standpunkt aus gab es aber sehr verschiedenartige Urtheile. *Suhm* in seiner dänischen Geschichte betrat die erste Stufe der Kritik, die gleichwohl auf den verderblichsten Weg führt (man darf dies sagen und kann doch seine Gelehrsamkeit und seine grossen Verdienste hochachten), indem er die Wahrheit der alten Sagen, die er in der That fühlte, zu entdecken, gleichsam als Gold aus dem Sande herauszuwaschen glaubte, wenn er den Erzählungen ihren Schmuck, den Begebenheiten selbst ihr Wunderbares abnähme. Er übersetzte also nur die Poesie des Saxo in Prosa. Gegen diese in der That viel zu gläubige Ansicht hatte die überkritische Schule, deren Häupter wir nicht zu nennen brauchen,
404 gewonnen Spiel; was ist leichter zu zeigen, als dass keine wahrhafte Geschichte entsteht, wenn man z. B. den Odin als einen gewöhnlichen Menschen, etwa nur als einen Betrüger handeln lässt? Von ihr ward im schärfsten Gegensatz Saxo so gut wie jede andere Sagengeschichte in Bausch und Bogen verworfen; von ihm sollte nicht die Rede sein, und man beschuldigte ihn noch dazu absichtlicher und muthwilliger Verfälschung, ja man bedauerte die Mühe, die man auf die Betrachtung leerer Träumereien und gehaltloser Märchen wendete. Frei von dieser Starrheit, mit einem besseren und belebten Geist ist die neueste deutsche Abhandlung von *Dahlmann* (Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark, in den Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, 1. Band 1822) geschrieben. Er hat eigene Untersuchungen über den Saxo angestellt*) und ist weit

*) [Dieses Wort ist im Handexemplar zugesetzt.]

davon entfernt, dessen geistige Kraft und poetischen Werth zu verkennen, gleichwohl ist auch er zum Verneinen geneigt und gelangt zu einem Resultat, welches den acht ersten Büchern des Saxo allen geschichtlichen Werth raubt. Er nimmt an, Saxo habe echte, schriftliche Quellen nicht nur nicht gesucht, sondern sogar von sich gestossen, seine Quellen seien alte Abenteuer und Gedichte gewesen, die er von Dichtern und vom Volk geborgt und nach Sage und Volksmeinung und, wo diese schwiegen, nach Gutdünken und Willkür zusammengesetzt habe. Quellen dieser Art hält er aber in Beziehung auf die Geschichte für völlig werthlos. Recht charakteristisch ist der Ausspruch, dass der Untergang jener von Carl dem Grossen gesammelten deutschen Gedichte, wenn auch ein grosser Verlust für die Poesie, als ein Gewinn für die Geschichte zu betrachten sei.

Hr. P. E. Müller gehört zu keiner von beiden Parteien; mit anderen Worten: er erkennt in jeder Richtung das Wahre neben dem Falschen. Er gibt zu, dass die Quellen, aus welchen Saxo schöpfte, durch Zusätze und Veränderungen von Jahrhunderten 405
bereits getrübt waren und mehr oder weniger ihre Wahrheit von der geschichtlichen sich entfernt hatte; ihm ist daher das Dasein mancher dänischen Könige, die Saxo anführt, zweifelhaft oder völlig unbegründet, so wie er Ordnung und Folge derselben nicht anerkennt. Er nimmt ferner an, Saxo habe die Sagen nach seiner nothwendig beschränkten Ansicht eingetheilt und zusammengestellt und diese Ansicht könne leicht falsch und unstatthaft gewesen sein. Dagegen behauptet er auf der anderen Seite, dass Saxos Quellen nicht durchaus eines geschichtlichen Grundes entbehrten und, weil nicht alles, was er aus der heidnischen Zeit erzähle, wahr sein könne, man deshalb nicht*) einer jeden seiner Angaben den Glauben absprechen müsse. Er leugnet eine absichtliche und willkürliche Verfälschung und erkennt sogar Spuren von Kritik, zwar einer an sich schwachen und haltungslosen, die aber Zeugnis von einem redlichen Willen gibt. Er sieht in Saxos Werk eine Anzahl echter altdänischer Sagen erhalten, deren Zeitalter gewisslich nicht kann angegeben werden, die aber aus inneren Gründen

*) [Zusatz im Handexemplar.]

sich in verschiedene, immer erkennbare Epochen der heidnischen Heldenzeit ordnen und zusammenstellen lassen. Diese Quellen hält er zum Theil für glaubwürdig und spricht ihnen damit einen geschichtlichen Werth und einen wahrhaften Inhalt zu.

Eine solche Ansicht kann ihre rechte Bedeutung erst durch die Ausführung gewinnen, und diese erhält sie in vorliegender Abhandlung nach einem einfachen und natürlichen Plane. Schritt für Schritt untersucht der Verf. die einzelnen Erzählungen in den neun ersten Büchern des Saxo, jede für sich nach ihrer inneren Beschaffenheit und nach den äusseren Zeugnissen, und bringt die Arbeit ebenmässig zu Ende mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und dem schon früher gewonnenen
406 Geschick in der Handhabung dieser immer vorsichtig zu berührenden Gegenstände. Ein Auszug scheint uns etwas Unfruchtbares, wir laden zum Lesen, vielmehr zum Studium der Schrift selbst ein, denn es versteht sich, dass über manchen einzelnen Punkt weitere Untersuchungen zulässig, sogar nothwendig sind und abweichende Resultate sich ergeben können. Vielleicht ist Eins und das Andere mythisch bedeutender und älter, als es hier dargestellt wird, dagegen auch manches Mythische in Beziehung auf Geschichte von geringerem Werth. Wir wollen einiges berühren, um Beispiele von dem Verfahren des Verfassers und dem Vortheil zu geben, den solche Untersuchungen der Wissenschaft gewähren. Gleich im ersten Buche wird nachgewiesen, dass ein Wechselgesang zwischen Hadding und seinem Weibe derselbe ist, wovon Snorres Edda den Anfang enthält und welchen sie den Göttern Niord und Skade zuschreibt; hier hatte also Saxo ein sehr altes Lied aufgenommen. In der Sage von Frode zeigt sich gerade das Fabelhafte älter und mehr gegründet, als das historische Element, da das eddische Mühlenlied sich schon auf Frode und die goldene, saturnische Zeit, die unter ihm soll geblüht haben, bezieht. Dass die deutschen Dichter des Mittelalters den milden König Fruote von Dänemark, und gewiss nicht aus dem Saxo, gekannt haben, scheint dem Verf. entgangen zu sein. Die Stellen, die sich darauf beziehen, sind gesammelt in der Zeitschrift Askania von Wilhelm Müller 1820 S. 156. 157. Bei Helge dem Hundingstödter gibt das Zeugnis der beiden Eddalieder, deren ganzen

Inhalt doch Saxo nicht benutzte, eine alte Sage unzweifelhaft kund. Zu der Erzählung von Hrolf, Helges Sohn, lässt sich eine isländische Sage vergleichen; worin beide übereinstimmen, das gehört zu dem uralten Inhalt, sonst aber ist die isländische Sage theils älter, theils jünger als Saxo. Sehr merkwürdig ist der Beweis, dass das alte Biarkamâl hier in einer Paraphrase 407
sich erhalten hat. Von diesem berühmten, durch den ganzen Norden verbreiteten Gesang lässt sich das Zeitalter mit einiger Sicherheit ausmitteln, schon im 11. Jahrhundert hiess es ein altes Lied und rührt leicht aus dem 7., spätestens aus dem 9. Jahrhundert. Zugleich werden die Dunkelheiten der lateinischen Bearbeitung glücklich erläutert durch die Bemerkung, dass Saxo zwei verschiedene dialogisirte Gesänge unrichtig vermischt hat. In Snorres Heimskringla sind einige Bruchstücke des alten Liedes erhalten, die sich nun mit Saxos Worten vergleichen lassen. Wir wollen hier nur eine Strophe anführen (Olaf des Heil. Sage S. 348):

vekat ek ydor at vîni
ne at vîfs rûnom,
helldr vek ek ydor at hördom
Hilldar leiki.

Nicht weck' ich euch zum Wein,
nicht zum Gespräch mit Jungfrauen;
ich wecke euch zum harten
Spiele der Hilldur (Kriegsgöttin).

Bei Saxo:

non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
nec teneras tractare genas aut dulcia nuptis
oscula conferre, et tenues adstringere mammas.
Non liquidum captare merum, tenerumque fricare
femen et in niveos oculum jactare lacertos;
evoco vos ad amara magis certamina Martis.

Welch ein Contrast zwischen der schlichten alten Sprache und Saxos zierlichen Gedanken und kunstreichen Worten! Nichts kann uns lebhafter eine Anschauung von seiner Behandlung der Sagen und Lieder gewähren. Hothers Streit mit Balder enthält eine der ältesten Mythen von Baldurs Tod durch Hödur, welche die Edda in ihrer Bedeutung und in richtigem Zusammenhang erzählt, die von Saxo aber ohne Sinn und ungeschickt als eine historische Begebenheit dargestellt ist. Dagegen was von Amleth erzählt wird, scheint nicht alt und eine Dichtung des Isländers Arnold, der sie dem Saxo geliefert haben 408

mag. Bei Dan Mikillati wird gezeigt, dass Saxo unter drei austheilt, was Snorre einem Einzigen zulegt; Suhm hat mehr von ihm, aber das beruht auf späteren, unbegründeten Zusätzen und kann als völlig unhistorisch verworfen werden. Die Geschichte von Erik Ragners Sohn ist eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten und ungereimten Dingen und sieht ganz aus, als sei sie zu blosser Unterhaltung gedichtet worden; hingegen gehört die Sage von Hogne und Hethin abermals ganz erweislich zu den ältesten Denkmälern: die alten Skalden spielen darauf an, und Snorres Edda erzählt sie, nur einfacher und darum besser. Bei der Geschichte von Stärkodder, einer der schönsten voll Kraft und Leben, wird die Vermuthung geäussert, dass deutsche (freilich ganz spurlos verschwundene) Gedichte könnten benutzt worden sein; es ist nur die Frage, ob im 11. Jahrhundert schon deutsche Gesänge in Dänemark bekannt waren? Späterhin gewiss, wie durch Zeugnisse kann bewiesen werden. In dem 7. Buche wird eine neue Quelle Saxos entdeckt, indem er sehr wahrscheinlich vier epische Volkslieder oder Balladen, dergleichen die Kjämpeviser enthalten, und gerade bei den anziehendsten Geschichten zu Grunde gelegt hat, unter diesen auch das über den ganzen Norden verbreitete Lied von Signe und Habor. Da diese Lieder aus alter Überlieferung stammten, gleichwohl keine Zeitbestimmungen enthielten, so glaubte Saxo klug zu thun oder nach seiner Weise kritisch zu verfahren, wenn er sie an das Ende der mythischen Zeit setzte. Im 8. Buch wird das Alter des Gedichts von der Brawallaschlacht vertheidigt, auf welches sich Saxos Beschreibung derselben gründet. Ein schlagender Beweis liegt in dem Umstand, dass die Namenliste noch den alten Reimbuchstaben gemäss geordnet ist. Ausserdem stimmt Saxo mit einem von ihm unabhängigen
409 isländischen Denkmal, Sǫgubrot genannt, und das Gedicht, welches er benutzte, rührte aus der heidnischen Zeit, wiewohl es mit der Brawallaschlacht selbst nicht gleichzeitig ist, die in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts fällt; Saxo, durch falsche Voraussetzungen verleitet, schob sie in das 6. Jahrhundert zurück. Die Geschichte von Jarmerich und Bicke, glaubt der Verf., sei nicht aus isländischen Denkmälern, sondern aus Volks-

sagen genommen, die in dem 12. Jahrhundert aus einer Mischung von deutschen Gedichten und alten dänischen Erinnerungen sich gebildet hätten; das Ganze aber sei dem Norden fremd gewesen. Eine Angabe, die genauere Prüfung und weitere Untersuchung erfordert, weil sie nicht ohne Einfluss auf die Ansicht von der Originalität der eddischen Lieder, die den deutschen Fabelkreis und eben auch diese Sage von Jôrmunrekr berühren, bleiben kann. Eine Sage von König Snio, die andere Chroniken doch erzählen, hat Saxo nicht, war sie ihm bekannt, so hat er sie aus einer Art von kritischem Gefühl ausgeschlossen. Was die Auswanderung der Longobarden betrifft, so hält der Verf. Saxos Beschreibung davon, obgleich Paulus Diaconus, selbst ein Longobarde, etwas Ähnliches berührt, insoweit für unbegründet, als sie nicht aus echten nordischen Quellen geschöpft sei; dagegen scheint es ihm auch nicht ausgemacht, was zumal deutsche Schriftsteller behaupten, dass man den Auszug der Longobarden aus Scandinavien, namentlich aus dem nördlichen Jütland bestimmt leugnen müsse. Da in dieser Angabe an sich selbst nichts Ungereimtes liege, so dürfe sie nicht verworfen werden. Saxo, glaubt der Verf., habe die Nachricht aus deutschen, eben durch Paulus Diaconus veranlassten Sagen erhalten, die im 11. oder 12. Jahrhundert nach Dänemark eingedrungen wären. Thorkills Reisen nennt der Verf. ein wahres Gegenstück zu den Reisen des Arabers Sindbad; indem er darin theils eine moralische, theils eine religiöse Absicht erblickt, be- 410
trachtet er sie als eine Dichtung, aus welcher auch nicht ein Zug für die Geschichte zu gewinnen sei. Bei Ragnar Lodbrok wird gezeigt, dass Saxo aus vier verschiedenen Quellen seine Erzählung zusammengesetzt, die er vergeblich zu einem Ganzen hat verbinden wollen. — Wir haben nur ausgehoben, was am deutlichsten das Verfahren erkennen lässt, welches der Verf. angewendet hat. Sowohl die bejahende als verneinende Partei wird manches für sich finden, ebensoviel gegen sich; möchten beide durch diese Schrift zur Einsicht geführt werden, dass man Saxos Werk nicht beurtheilen kann, wenn man sich nicht genau die Lage vorstellt, in welcher er schrieb. Fast jede der Sagen, woraus es zusammengewebt ist, hat ihr eigenthümliches

Wesen und verlangt nach besonderen Gesetzen beurtheilt zu werden; unter einen Hut, wie man sagt, lassen sie sich nicht bringen. So viel ist gewiss, man wird den Saxo, wenn man die altdänische Vorzeit zu untersuchen gedenkt, nicht bei Seite legen dürfen; wer ihn aber gebrauchen will, muss ausser der Unbefangenheit und dem Scharfsinn auch die reiche Kenntnis von den übrigen Denkmälern des nordischen Alterthums besitzen, die Hrn. P. E. Müller eigen ist.

[anonym.]

513 SYMBOLAE AD GEOGRAPHIAM MEDII AEVI EX MONUMENTIS ISLANDICIS SCR. E. CHR. WERLAUFF.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 52. Stück, den 29. März 1824. S. 513—517.

Wir holen noch die Anzeige eines akademischen Programms des Hrn. Prof. Erich Christian Werlauff nach, welches bereits im Jahr 1821 erschienen ist und symbolas ad geographiam medii aevi ex monumentis islandicis 61 S. in 4 enthält.

Die historischen und mythisch-poetischen Werke des alten Nordens sind vorzugsweise, wie sie es verdienen, bearbeitet und durch den Druck bekannt gemacht worden; jetzt ist es wohl an der Zeit, die übrigen aufgesammelten isländischen Handschriften, welche anderen Wissenschaften angehören, genauer zu untersuchen, mögen sie auch von geringerem Gehalt sein. Einiges ist dort für die lateinischen Classiker und die Geschichte des Studiums der griechischen und römischen Litteratur zu holen, reichere Ausbeute für die Theologie zu erwarten und manches für die Geschichte der Poesie aus den isländischen Übersetzungen romantischer Dichtungen zu gewinnen, wovon uns Pf. Müller in dem 3. Bande der Sagenbibliothek S. 480—484 wenigstens
514 ein Register geliefert hat. Ein geographischer Tractat veranlasste Hrn. Prof. Werlauff zu einer Untersuchung über die Kenntnisse des Nordens in diesem Fache. Die Geographie konnte bei ihrer Verbindung mit der Geschichte nicht vernachlässigt werden; wirklich finden sich auch in den historischen

Werken, wo sich Gelegenheit ergab, und um die Begebenheiten
selbst besser zu erläutern, mehr oder minder ausführliche geo-
graphische Beschreibungen, z. B. von Schweden, Norwegen und
Russland, worüber der Verf. genauere Angaben liefert. Es lässt
sich nachweisen, dass die Isländer verschiedene geographische
Werke des Mittelalters benutzten; sie hatten ausserdem be-
sondere Gelegenheit, entfernte Völker und Länder kennen zu
lernen. Als Dichter besuchten sie die nordischen und eng-
lischen Königshöfe, als Kaufleute Britannien und Frankreich, als
Seefahrer drangen sie nach den Polargegenden, als Krieger
giengen sie nach Russland und Griechenland, der Wissenschaften
wegen nach Erfurt, Cöln und Paris, als Geistliche nach Rom
und als Wallfahrer noch weiter bis in das heilige Land. Es
waren auch besondere Reisebeschreibungen von namhaften Ver-
fassern vorhanden, worüber man hier nähere Nachricht findet.
Leider sind sie verloren gegangen, doch haben sich einige
Tractate mit einer Beschreibung der drei Welttheile erhalten,
worin das Geographische, wie sich aus mehreren Gründen
schliessen lässt, der Ertrag wirklich unternommener Reisen sein
mag. Proben daraus sind schon in den Scr. Rer. Dan. II, 25
und in der Rymbegla S. 340 bekannt gemacht. Reichhaltiger
sowohl für die fabelhafte als wahre Geographie sind aber ver-
schiedene in der Arnamagnäanischen Sammlung aufbewahrte,
bis jetzt noch ungedruckte Pergamentcodices, welche der Verf.
hier äusserlich und nach ihrem Inhalt genau beschreibt; einer
darunter, von reinlicher Hand, gehört in das 13. Jahrhundert.
Das ganze Werk besteht aus drei Theilen: der erste enthält 515
eine Geographie der damals bekannten Welt; der zweite, welcher
den meisten Werth hat, eine Reisebeschreibung von Dänemark
aus durch Deutschland, die Schweiz, Italien nach Rom, von
da nach Unteritalien und Griechenland bis nach Palästina.
Die Stationen der Reisenden werden aufgezählt, die Städte, wo
sich ein bischöflicher Sitz oder Reliquien eines Heiligen be-
finden, Klöster und sonst irgend eine Merkwürdigkeit; dabei
ist die Entfernung der Orte von einander angegeben. Als Ver-
fasser, das heisst als derjenige, nach dessen mündlichem Be-
richt dieses Itinerarium aufgeschrieben ist, wird Abt Nicolaus

genannt. Es wird wahrscheinlich gemacht, dass er der in den isländischen Annalen erwähnte Abt Nicolaus, ein Sohn Sämunds, ist, der im Jahr 1154 von einer Reise zurückkam und bald darauf 1159 starb. In jedem Fall aber gehört diese Schrift in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der dritte Theil ist am wenigsten wichtig und enthält allerlei historische und geographische Nachrichten, z. B. eine Beschreibung der Kirchen zu Rom, Aufzählung der Städte in Italien, Spanien, Frankreich und dergleichen.

Den zweiten Theil hat Hr. Prof. Werlauff vollständig nach der besten Handschrift abdrucken lassen, aus dem ersten nur, was Europa betrifft, und aus dem übrigen, was zur Ergänzung des Ausgewählten dienen konnte. Für diejenigen, welche den isländischen Text nicht verstehen, ist eine lateinische Übersetzung danebengestellt; unter dem Text sind abweichende Lesearten oder Zusätze der anderen Handschriften angegeben, und alles ist mit der Sorgfalt behandelt, an die wir bei der Herausgabe altnordischer Denkmäler gewöhnt sind. Wir hätten also hier eine Übersicht von dem, was die Isländer von der Geographie im Mittelalter wussten, und da diese an und für sich
516 noch dunkel genug ist, wir auch aus dieser Abhandlung nähere Einsicht von der Art, wie sie ihre Reisen einrichteten, und von ihrem Verkehr mit entfernten Völkern erlangen, so hat uns Hr. Prof. Werlauff gewiss ein annehmbares Geschenk gemacht.

Nach Rom gab es damals aus dem Norden zwei Wege, einen westlichen und einen östlichen; ebenso werden von Stade bis nach Mainz zwei Strassen bezeichnet. Die eine gieng über Verden, Minden und Paderborn. Bei Minden wird die Anmerkung gemacht: „nû skiptaz tûngur", hier verändern oder scheiden sich die Sprachen. Es könnte nur von der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache die Rede sein, aber die Angabe befremdet, da sie völlig unbegründet ist. Merkenswerth ist folgende Stelle: „Thar imilli (zwischen Paderborn und Mainz, deren Entfernung auf vier Tagereisen angegeben wird) er thorp er Horus heitir, annat heitir Kiliandr, ok thar er Gnitaheidr (? Gnitaheidi), er Sigurdur vâ Fafni." Das Dorf Horus und Kiliandur ist völlig unbekannt, auch klingen die

Namen seltsam; wenn Suhm in seiner kritischen Geschichte darunter Herborn und Dillenburg vermuthet, so hat das nichts für sich, als die sehr entfernte Ähnlichkeit im Klang und den Umstand, dass beide Orte nicht weit von einander zwischen Paderborn und Mainz liegen. Die Gnitaheide, wo Sigurd den Fafner tödtete, ist aus den Liedern der Edda hinlänglich bekannt, aber nicht wo sie lag und was der Name an sich bedeutet, denn Nussheide, wie die grosse Kopenhagener Ausgabe der Edda (II, 871) erklärt, ist gewiss falsch. An sich mag jene Stelle, der alten Fabel nach, richtiger sein, als bei der Stadt Luna in Italien (S. 20) die Bemerkung: „I Lunu söndum kalla sumir menn ormgard er Gunarr var i settr.“ In dem Sand bei Luna, sagen einige, sei die Schlangenhöhle gewesen, in welche Gunarr gesetzt wurde. Gleichwohl ist weder diese 517
Beziehung auf den Untergang des Helden, wie er in der Edda erzählt wird, noch der Umstand zu übersehen, dass schon im 12. Jahrhundert Isländer die alte Sage ins Ausland und selbst in die weite Ferne versetzten. — Der andere Weg von Stade nach Mainz hält sich östlich. Valfoburg ist dunkel, und Hanabruinburg kann seiner Lage nach sehr wohl Hanover sein: aber wie ist das Wort selbst zu verstehen? Der Verf. macht aus der Erklärung von Hanover (in den Urkunden Hanovere) durch hohes Ufer alta ripa den isländischen Namen deutlich, als eine blosse Übersetzung: Hanabruinburg, nimmt er an, bestehe aus hâr, altus, und brûn, crepido, was immer eine scharfsinnige Vermuthung bleibt. Soviel als Beispiel, was aus der Schrift zu lernen ist, und dass auch nach den zahlreichen und gelehrten Erläuterungen des Hrn. Prof. Werlauff, welche S. 32–34 einnehmen, noch Dunkeles zurückbleibt. Als Anhang folgt eine alte Ichnographie von Jerusalem nach dem Original sauber in Kupfer gestochen; dabei eine Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten des heiligen Landes, dergleichen Meusel bibl. hist. I, P. II, S. 174 ff. anführt. Sie steht in zweien der oben angeführten Handschriften. In den Anmerkungen kommen auch noch Auszüge aus der Kyrialaxsage vor.

[anonym.

689 VERHANDELING

ter beantwoording der Vrage: welke volkeren hebben de zoogenoemde Hunebedden gesticht? in welke tyden kan men onderstellen, dat zy deze oorden hebben bewoond? door Nicolaus Westendorp, Predikant by de Hervormde Gemeente te Losdorp, en Lid der Commissie van onderwys in de Provincie Groningen, an wien, door de algemeene jaarlyksche Vergadering van de Hollandsche Maatschapy der Wetenschappen te Haarlem, op den 20. Mei 1815, de gouden eerprys benevens eene premie van vyf en twintig gouden dukaten is toegewezen. Tweede druk. Gröningen. Bei J. Oomkens 1822. XVI und 326 S. Text. 49 S. Anm. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 70. 71. Stück, den 1. Mai 1824. S. 689—711.

Eine holländische Preisschrift über die Hünenbetten, von einer gelehrten Gesellschaft in Haarlem gekrönt und von dem Publikum so günstig aufgenommen, dass hier schon eine zweite Auflage mit mannigfachen Verbesserungen dargereicht wird, verdient gewiss Aufmerksamkeit; um so mehr, da eine
690 nahverwandte Frage bei uns zur Beantwortung öffentlich ist gestellt worden. Uralte Denkmäler eines unbekannten, vielleicht untergegangenen Volkes, welche die Vorzeit schon mit Verehrung betrachtete und in denen das Volk noch heute Wundersames, wie etwa den versteinten Hochzeitzug einer in den Tod betrübten Braut oder nächtliche Wohnungen der Geister erblickt: sie regen jeden sinnenden Menschen an. Beides, ihre Rohheit und ihre Grossartigkeit, überraschen und fesseln unser Auge, sie scheinen halb wie Naturwerke und aus einer Zeit herübergekommen, von der wir uns schwer ein Bild zusammensetzen und gleichwohl durch eine solche Beschauung eine Ahnung gewinnen. Diese gelehrte, mit sichtbarer Liebe zur Sache unternommene Nachforschung leitet vielleicht einen zwar feinen und dünnen, aber doch hellen Strahl in die Finsternis unserer ältesten Geschichte, der uns, wenn auch nicht deutlich zu sehen, doch Manches zu unterscheiden gestattet. Eine solche Arbeit trägt schon in sich Belohnung und bleibt höchst achtungswerth, wenn auch der Gewinn nicht mit Händen zu greifen wäre.

Der Verf. hat die Hünenbetten von ähnlichen Denkmälern getrennt, und diese scharfe Sonderung, während sie für die

Untersuchung selbst vortheilhaft ist, kann bei dem Abschluss und für die Resultate nachtheilige Folgen haben. Wissen wir nicht, von welchem Volk jene anderen Denkmäler herrühren, ob von demselben, einem nahverwandten oder ganz fremden, welches später daselbst seinen Sitz hatte, kurz, kennen wir nicht das gegenseitige Verhalten, so wird unsere Einsicht nicht recht wahr und lebendig werden können. Dies soll kein Vorwurf gegen den Verf. sein, der seine Aufgabe sehr wohl bearbeitet hat; wir wollen nur damit sagen, dass eine jede Art dieser Alterthümer erst muss gründlich untersucht sein, ehe es vortheilhaft sein kann, für die Geschichte allgemeine Schlüsse zu 691
ziehen oder Hypothesen zu begründen.

Also sondert Hr. Westendorp ab: die aufgeworfenen Grabhügel, die bei uns, d. h. im nördlichen Deutschland so häufig sind und gleichfalls Hünenbetten genannt werden; die Grabkammern, die eine Art Übergang machen; die Dolmens in Frankreich; die Altäre und dergleichen Denkmäler, die der skandinavische Norden in der mannigfaltigsten Abwechselung zeigt. Ihre Betrachtung und Untersuchung schiebt er ganz zur Seite und hält sich bloss an die eigentlichen Hünenbetten. So aber nennt er jene über der Erde zwar freistehenden, aber doch niedrigen Felsenblöcke, die in ein längliches, am Westende etwas breiteres Viereck von verschiedener Grösse geordnet und von gleichen Felsenstücken oben bedeckt sind, neben [?] freie Zwischenräume haben, aussen von einem jetzt nur selten noch sichtbaren Steinkreis umgeben sind. Der einzige Unterschied besteht in der grösseren und geringeren Anzahl der Felsenstücke und der daraus folgenden verschiedenen Grösse des Ganzen, das sich von 18—60, 80 Fuss Länge und 5—10, 11 Fuss Breite findet; ebenso ist auch die Grösse und Schwere der Felsenblöcke selbst verschieden; sonst sind sich die Hünenbetten überall vollkommen gleich. Ihre Richtung ist gewöhnlich von Osten nach Westen (bis auf einige feinere Unterscheidungen, die in den Anmerkungen S. 33 angegeben werden). Innen findet man, wenn man aufgräbt, gewisse Dinge, von welchen hernach die Rede sein wird und die überall dieselben sind.

Mit Recht wird zuerst das Bereich der Hünenbetten aus-

gemittelt. Zieht man von dem schwedischen Lappland ausgehend eine Linie über den bothnischen Meerbusen, die Ostsee, die Mündung der Oder durch Böhmen, Baiern, Savoyen bis
692 zum Ausfluss der Rhone in Frankreich, so liegen die Länder alle westlich, in welchen sie vorkommen. Also im skandinavischen Norden, den brittischen Inseln, Norddeutschland, Holland und Frankreich; in Gallicien sind sie vielleicht noch vorhanden, in Portugal waren sie ehedem, sind aber jetzt zerstört. Hierzu einige nähere Bestimmungen: geht man in Frankreich von dem Ursprung der Garonne zu dem der Loire über Nevers und Sens bis an die Seine, so hat man zur linken Hand die Gegenden, welche allein im Besitz dieser Alterthümer sind; von Deutschland aber gehört nur hierher, was nördlich über der Linie liegt, die an der Oder herab über Berlin, Dessau, Cassel und Wesel läuft. Südlicher hinunter findet sich kein Hünenbett mehr, und die Cap. 6 angeführten Spuren eines solchen am Rhein können getrost ganz gelöscht werden. Das Denkmal, dessen Johannes Müller in einem Brief gedenkt, hat nichts mit einem Hünenbett gemein, sondern ist der bekannte, jetzt verwüstete Königsstuhl zu Rense oder Rees in der Nähe von Coblenz, worüber man schon in Büschings Geographie Auskunft finden kann. — Der Verf. hat sich noch weiter umgesehen, aber sonst nirgends, auch nicht in anderen Welttheilen, kommen solche Hünenbetten vor; am meisten Verwandtschaft zeigen noch jene durch Pallas bekannt gewordenen Denkmäler am Jeniseistrom in Sibirien, zugleich aber auch wesentliche Verschiedenheiten.

Die Beschreibung der Hünenbetten in den vorhin genannten Gegenden füllt 10 Capitel (S. 13—81), sie ist sehr schätzbar, indem die Nachrichten darüber mit Fleiss und grosser Belesenheit zusammengetragen sind. Daselbst ist auch der Bericht einer Reise eingerückt, die Hr. Westendorp unternommen hatte, um die Alterthümer in seiner Nähe zu untersuchen. Dort, in Drenthe nämlich und den Grenzen von Ober-Yssel, befinden sich Hünenbetten in vorzüglicher Menge und noch am meisten
693 erhalten, ja eins zu Tinarlo, wovon die erste Kupfertafel eine willkommene Abbildung liefert, steht noch bis auf den äusseren

Steinkreis, der verschwunden ist, ganz in seinem ursprünglichen, wahrscheinlich Jahrtausende alten Zustand.

Die in den aufgegrabenen Hünenbetten vorkommenden Dinge betrachten wir wohl am besten an den Exemplaren, die in Drenthe ausgegraben sind, eben weil sie hier am genausten und vollständigsten aufgezählt werden. Zuerst kleine Urnen, worin die Asche des Verstorbenen aufbewahrt wurde; wir wünschen, der Verf. hätte ausdrücklich gesagt, dass er oder andere glaubwürdige Zeugen die Asche und verbrannten Knochen noch selbst darin gesehen; in den deutschen Grabhügeln wenigstens hat man Urnen gefunden, die mit nichts als reinem Sand angefüllt waren. Sie sind von gelbbrauner oder aschgrauer Farbe, theils mit, theils ohne Henkel, sowohl mit engem als weitem Hals. Einige haben gerade und gekrümmte, rings um die Urne laufende Striche, bei anderen fehlen sie. Sie sind allzeit nicht nur kleiner (denn die grösste ist nicht über einen halben Fuss), als die, welche man in den Grabhügeln findet, sondern auch feiner und besser gearbeitet. Fälschlich hat man geglaubt, sie seien in dem Wind oder der Sonne getrocknet, sie sind gebrannt; ferner sagt Hr. Westendorp, sie seien in einer Form gemacht (?) und nicht aus freier Hand, dagegen fehlt ihnen Glasur. Sodann runde, glatte Steine, in der Mitte durchlöchert und mit einigen Kreuzen bezeichnet. Sie sind aus gebranntem Thon, der manchmal schwarz ist, glimmernd und zerbrechlich; Waffen können es deshalb unmöglich gewesen sein, und der Verf. scheint der Meinung den Vorzug zu geben, welche darin ein Bild der Sonnenscheibe erblickt. Ferner runde Steine in der Grösse eines Hühnereis, doch nicht oval, darauf zwei oder drei Kreuze in einem Cirkel, sehr sauber eingegraben. Ohne Zweifel haben sie eine religiöse Bedeutung 694
gehabt, der Verf. sieht Talismane darin und äussert die Vermuthung, dass jenes Kreuz im Ring ein celtiberischer Buchstabe sei, mit dem griechischen Θ verwandt und eine Hieroglyphe der Gottheit, welches wir dahingestellt sein lassen. Endlich Äxte, Streithämmer und Keile von Stein. Die beiden ersten sind beständig aus einem schwärzlichen Stein ge-

arbeitet, der in Drenthe nicht vorkommt, jedoch in Savoyen und den Schweizer Bergen gefunden wird. Einige Streitäxte sind breiter und ohne Öffnung. Die Keile von verschiedener Grösse und Steinart sind manchmal glatt und geschliffen. Einmal ist ein Wetzstein ausgegraben worden. In deutschen Hünenbetten hat sich, wie aus dem Bericht in den Anmerkungen S. 23 erhellt, auch Bernstein von verschiedener Grösse und Gestalt, in der Mitte gewöhnlich durchlöchert, gefunden. Ausserdem zeigten sie noch eine Eigenthümlichkeit: ausserhalb des Denkmals, rundherum (wahrscheinlich doch immer noch innerhalb des ehemaligen Steinkreises), grub man noch eine grosse Menge zerbrochene Urnen aus der Erde. Wir vermissen von allen diesen Dingen Abbildungen; sind sie auch in anderen Werken vorhanden, so würde es doch sehr bequem und nützlich sein, jeden dieser Gegenstände, wenn auch nur in einem Umriss und in seiner häufigsten Gestalt, beim Gebrauch dieses Werkes ansehen zu können. Noch ist anzumerken, dass der Stein an den Felsenblöcken selbst in Drenthe, wie fast überall, grober Granit ist und in der Nähe angetroffen wird.

Die Hünenbetten sind nach Hrn. Westendorps Meinung nichts Anderes als Grabstätten. Dies zeigt der unregelmässige Bau der Steinblöcke, die zu Altären nicht können gedient haben, und die innen ausgegrabenen Aschenkrüge und Steingeräthe. Sie sind aber verwüstet; zu der Zeit, wo das
695 Christenthum eingeführt werden sollte, wurden sie absichtlich, wo nicht völlig zerstört, welches zu viel Mühe erfordert hätte, doch beschädigt, um einer fortdauernden und abergläubischen Verehrung derselben entgegenzuwirken. Staubsand scheint das einzige zu Tinarloo geschützt zu haben. Man schreibt dem Bonifacius diese Verwüstung in Holland zu, die, wenn sie auch damals einen löblichen Zweck hatte, jetzt nur einen rohen und barbarischen Sinn zeigen würde, weshalb auch die Regierung in den Niederlanden diese Alterthümer ausdrücklich in Schutz genommen und jede Beschädigung derselben streng verboten hat.

In welchem Zustand lebte das Volk, das diese Geräthe in seine Gräber legte, welche Folgerungen lassen sich aus der Betrachtung derselben ziehen? Diese Fragen werden zunächst

(S. 99 ff.) erörtert. Das Brennen des irdenen Geschirres war zu der Zeit, wo die Hünenbetten errichtet wurden, schon bekannt, eine Kunst, von der viele Stämme in Amerika noch jetzt nichts wissen, und diese Urnen scheinen, die Glasur ausgenommen, nicht schlechter, als unser heutiges Küchengeschirr. Die Striche und Linien darauf sind sauber gezogen. Metall war noch nicht bekannt, kein Stückchen Kupfer (so häufig in den deutschen Grabhügeln), noch weniger Eisen ist je zum Vorschein gekommen. Die Waffen sind von Stein und geben Anlass zu der auffallenden Bemerkung, dass sie vollkommen den Steinwaffen der neuen Welt gleichen, also überall dieselben sind. Es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, dass diese Steingeräthe seien nicht wirklich gebraucht worden. Das Volk, dem sie angehören, schliesst Hr. Westendorp, verstand demnach einen irdenen Topf zu brennen, einen Stein zu einer Waffe zurecht zu schleifen und allenfalls mit bewunderungswürdiger und anhaltender Arbeit zu durchbohren, eine Hütte zu bauen und schwere Felsenstücke mit Menschenkraft fortzuschaffen; dabei möge es Jagd und Fischfang getrieben haben, Landbau 696
aber sei ihm fremd gewesen. Im Ganzen weist er ihm keine höhere Stufe von Cultur an, als jene der Hottentotten und herumziehenden amerikanischen Stämme. Etwas mildert er diesen Ausspruch und lässt das Volk wieder einige Grade hinaufsteigen, indem er ihm eine grössere gesellschaftliche Verbindung und eine religiöse Vereinigung zuschreibt. Ohne Priester und höher stehende Geschlechter lässt sich die Errichtung solcher Grabstätten, Felsendenkmäler nicht wohl denken, daher dürfen wir uns keine eigentlichen Nomaden vorstellen. Tauschhandel muss schon stattgefunden haben, eben der Steinwaffen wegen, die aus entfernten Gegenden kamen. Die Verbrennung der Todten (denn unverbrannte Knochen und Gerippe fanden sich unter den Hünenbetten nicht) ist an sich ein religiöser, geheimsinniger Gebrauch, der ohne die Leitung von Priestern nicht ausgeübt werden konnte. Hr. Westendorp glaubt, man habe wohl die Idee einer Reinigung damit verbunden, einer Scheidung des Nichtigen und des Unvergänglichen, um dadurch zur Vereinigung mit einem höheren Wesen zu gelangen. Eben

deshalb dürfe man nicht den Glauben an Seelenwanderung vermuthen, wohl aber an Unsterblichkeit der Seele, indem man Sorge für einen glücklichen Zustand nach dem Tod getragen habe. Nicht bloss arm und bedürftig muss aber das Volk gewesen sein, auch gewohnt in Krieg und Streit zu leben, das beweisen die Waffen, die dem Todten noch mit ins Grab gegeben wurden und ein Zeugnis von seiner wichtigsten Beschäftigung im Leben sind.

Diese Resultate hat der Verf. durch aufmerksame Betrachtung gewonnen. Rec. wünscht, er hätte jede Vergleichung mit Nomaden, den Hottentotten und wilden amerikanischen Stämmen, auf die er öfter zurückkommt, aufgegeben.

697 Mögen Nomaden, Hottentotten und wilde amerikanische Stämme ihre Leichen eine Zeit lang bewahren und dabei von religiösen Ansichten und Gebräuchen geleitet werden, diese grossen, mühsam vollbrachten Steinbauten über der Asche eines geehrten Todten zeigen einen ganz anderen geschichtlichen Sinn, der nur Völkern einer höheren Bildung eigen zu sein pflegt. Wie sie der Nachwelt das Andenken ihrer Helden, Anführer oder Priester zu erhalten gedachten, ebenso war von ihnen die Vergangenheit in Denkmälern geachtet und in Sagen und Liedern bewahrt. Welcher Schluss ist natürlicher, als dass dies Volk, welches die Hünenbetten errichtete, einer eben so geistigen Ausbildung sich erfreute, als jenes, dessen Thaten Ossian besingt und dessen Denkmäler und Grabstätten, wenigstens nach seiner Beschreibung, an rauher Einfachheit diesen gleich standen. Spricht nicht das berühmte Stonehenge in England gegen des
698 Verf. Ansicht, indem es zu viel Bildung und Verstand in Anlage und Ausführung zeigt, als dass man es einem wilden und rohen Volke zuschreiben dürfte? Es mag leicht einer etwas späteren Zeit angehören (denn man glaubt, die Steine seien mit dem Meissel bearbeitet, und noch jetzt fühlbar sind die Zapfen auf den aufrechtstehenden Felsen, in welche die Decksteine von oben, gewiss mit künstlichen Vorkehrungen, eingesenkt wurden), aber ganz sichtbar ist es in dem Stil der Hünenbetten und von demselben Volk erbaut, wiewohl viel prächtiger und grossartiger, und diese Verwandtschaft erkennt Hr. Westendorp auch an.

Hier wäre eine nähere Vergleichung gewiss vortheilhaft gewesen. Auch der Norden leitet auf andere Folgerungen, seine Altäre und Riesengräber sind auf gleich rohe Weise mit unbearbeiteten Felsenstücken erbaut, dennoch lassen die ältesten Gesänge einen Geist erkennen, der auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit der abgestumpften und ins Thierische herabgesunkenen Seele der amerikanischen Wilden zeigt. Freilich muss die Bildung solcher Zeitalter mit ihrem eigenen Massstabe gemessen werden, ganz nah bei edlen und erhabenen Gefühlen hat oft grosse Härte und Grausamkeit gestanden. Was die Geräthe von gebrannter Erde betrifft, so wünschen wir eine genaue Untersuchung, ob sie nicht den Gebrauch der Töpferscheibe verrathen; Rec. ist es wahrscheinlich, denn aus freier Hand, roh geformt sind sie nicht, wie ausdrücklich angemerkt wird, und wie sollen runde, enghalsige Gefässe „in einer Form“ gemacht sein. Es ist nicht wohl möglich; die Anwendung der Töpferscheibe aber würde gleichfalls ein in festen Wohnsitzen lebendes, mit bestimmter Handarbeit sich beschäftigendes Volk vermuthen lassen.

Warum das Verbrennen der Leiche den Glauben an Seelenwanderung ausschliessen solle, sehen wir nicht ein. Im Widerspruch damit berichtet Cäsar (de B. G. VI, 14) von den Druiden, 699
sie hätten jene Lehre den Galliern vorgetragen (non interire animas, sed ab aliis post mortem transire ad alios), und bald darauf (VI, 19) beschreibt er die Feierlichkeiten beim Verbrennen der Leichen. Diese Folgerung würde also besser ganz unterdrückt.

Die Frage, wie brachte man die schweren Felsenblöcke, die über die anderen als Decke gelegt wurden, ohne künstliche Maschinen in die Höhe? beantwortet der Verf., wie uns scheint, befriedigend. Man füllte den Grund mit Erde und arbeitete dann mit Hebebäumen ohne andere Werkzeuge durch die blosse Kraft von Menschenarmen den Abhang hinauf. Freilich war eine erstaunlich grosse Anzahl von Menschen dazu nöthig; eben darum scheinen solche Denkmäler auch nur Auszeichnungen für den höheren Stand gewesen zu sein. Die Richtung der Hünenbetten von Osten nach Westen wird durch eine Verehrung der

Sonne erklärt. Die Höhe von dem Deckstein bis auf den Grund ist nach einer festen Regel zu bestimmen; fügt man nämlich noch den Raum von dem Grunde bis zu dem untersten Steinboden hinzu, so erhält man gerade Menschenhöhe.

Die zweite Abtheilung des Buchs (S. 109—156) beschäftigt sich lediglich damit, die Völker nach der Reihe vorzuführen, von welchen die Hünenbetten *nicht* herrühren können. Es ist zugleich eine Geschichte der verschiedenen Meinungen; denn welchem alten Volke sollte sie nicht dieser oder jener nach einem augenblicklichen Einfall oder aus Liebhaberei an einer Hypothese aufgebürdet haben! Wir begnügen uns hier, diesen Abschnitt anzuzeigen, der an sich so sorgfältig ausgearbeitet ist, als das ganze Buch. Würde bei dieser Gelegenheit jemand zu viel Umständlichkeit und Breite überhaupt tadeln, so müsste er auch die aufgewandte Gelehrsamkeit und reiche Belesenheit, die oft da Früchte trägt, wo man sie nicht erwartet, dankbar anerkennen.

700 Regelmässig schreitet die Untersuchung in der dritten und ausführlichsten Abtheilung weiter: nachdem die Völker sämmtlich abgewiesen sind, welchen die Hünenbetten nicht dürfen zugeschrieben werden, so muss endlich dasjenige übrig bleiben, welchem sie in der That zugehören. Ehe dies aber genannt und sein Recht erörtert wird, sucht eine vorbereitende Abhandlung (S. 160—197) das hohe Alter der Denkmäler an sich zu begründen. Das Resultat lautet: die Hünenbetten gehören in die allerälteste Zeit, ja in die Kinderjahre der Menschheit; sie sind von den ersten Bewohnern Europas errichtet, als sie noch abgeschieden von allen gebildeten Völkern lebten. Ref. darf hier, wo alles sorgfältig zusammengetragen, selbst ungewisse Spuren nicht übergangen sind, nur die Hauptsätze berühren, worauf jener Ausspruch ruht. Dass die Stellen der Alten, die sich hierher deuten lassen, zuerst angeführt und erläutert werden, versteht sich von selbst; am merkwürdigsten sind die bei Tacitus und Strabo (aus dem Ephorus), welche von Denkmälern reden, welche den Dolmens oder den Hünenbetten scheinen ähnlich gewesen zu sein; dabei denken beide an ein Heiligthum des Herkules. Seine Behauptung aber ferner zu begründen, führt

Hr. Westendorp folgende Punkte aus. 1. Die von jeher herrschende Ansicht, welche die Hünenbetten als Werke undenklicher Zeiten betrachtet, auch in der Volksmeinung ausgesprochen, wornach Riesen die Erbauer derselben waren. (In der S. 168 angeführten Stelle aus dem Otnit heisst rîs in keinem Falle gigas, und in der aus Melis Stocke ebendaselbst heisst ries nichts Anderes als stultus; beide gehören also durchaus nicht hierher.) 2. Die Roheit der Arbeit, es sind rauhe unbewerkte Felsenblöcke; nirgends Spur einer Inschrift. 3. Die äussere Form gibt Zeugnis von hohem Alter. Die Hünenbetten, glaubt der Verf., seien Häuser, dem abgeschiedenen Geist erbaut, weshalb das Volk 701
noch jetzt wähne, sie würden Nachts von Geistern bewohnt. Die meisten Völker hätten ein solches Haus für den Geist als etwas sehr Nothwendiges betrachtet, und so gelangt er zu dem Satz, dass alle Völker, die sich einigermassen aus der Wildheit herausgearbeitet, die Grabstätten ihren Wohnungen nachgebildet hätten. Dieser Satz wird viel Anfechtung erleiden, und es ist schwer darauf bauen, weil man nicht weiss, bei welchem Grad von Cultur diese Eigenthümlichkeit aufhört, den Verf. aber leitet er zu dem weiteren Ausspruch, dass sich in den Hünenbetten eine Nachahmung fremder und seltsamer Bauart kund gebe. Indem sie nämlich die platten Dächer Asiens und Afrikas zeigten, fielen sie dem grauen Alterthum anheim, das in die ersten Zeiten von Europas Bevölkerung hinaufsteige. Wie geneigt Rec. überhaupt ist, den Hünenbetten ein hohes Alter zuzugestehen, so scheinen ihm diese Schlüsse doch sehr gewagt und zu bedenklich, als dass er etwas darauf stützen möchte. Die Idee, einen verbindenden Stein als Decke über zwei andere aufrechtstehende zu legen, bietet sich so natürlich dar, dass wir deshalb nicht an die platten Dächer südlicher Himmelsstriche zu denken brauchen. Auch kommt hier einiger Widerspruch mit früheren Behauptungen vor: baute das Volk den Geistern Wohnungen den seinigen ähnlich, so lebte es auch selbst in festen, solid gebauten Häusern und war kein nomadisch-wildes. 4. Die Vergleichung mit anderen alten Denkmälern dieser Art verleiht den Hünenbetten das höhere Alter. Einleuchtend scheint uns in den Drenthischen Monumenten die Unterscheidung von

vier Zeitaltern. Die jüngsten sind die gemauerten und eben
gepflasterten Keller mit unverbrannten Leichen, wobei sich
einige Ähnlichkeit mit christlichen Gebräuchen zeigt. Älter als
diese eine grosse Menge runder Grabhügel von Erde und Steinen,
702 die von der Zeit der Einführung des Christenthums bis in den
früheren Zeitraum zurückgehen. Kennzeichen von noch höherem
Alter tragen die Grabkammern von grossen Steinen an sich,
die in runden Hügeln angelegt sind. Am allerältesten sind endlich die Hünenbetten. 5. Einen Hauptgrund gibt die Armseligkeit der ausgegrabenen Geräthe ab, die gleichwohl das Kostbarste scheinen gewesen zu sein, das man besass. Hier kommt der Verf. wieder auf seine Lieblingsansicht: „zekerlyk zyn de Hunebedden van de Wilden in Europa“ und lässt sie noch unstät in ganzen Landstrecken herumschwärmen. Wir glauben nicht, dass es jemals in dem mit Asien stets in Verbindung gebliebenen Europa Wilde gegeben hat, wie sie in dem isolirten, geistig versunkenen Amerika sind gefunden worden. Der grössten Aufmerksamkeit werth ist gewisslich der Umstand, dass man unter den Hünenbetten noch nie ein Stückchen Kupfer angetroffen hat, und der Schluss des Verf., dass das westliche Europa damals noch kein Metall kannte, ist, wo nicht ganz sicher, doch sehr wahrscheinlich. Weniger ist es die weitere Folgerung, dass die Errichter der Hünenbetten mit keinem anderen gebildeten Volke in Verbindung gestanden hätten; muss doch gleich der Steinwaffen wegen, die aus den Gegenden herstammten, wo die besondere Streitaxt zu Hause war, eine Ausnahme gemacht werden. Da bereits vor der christlichen Zeitrechnung Bergwerke in Spanien und Gallien geöffnet waren, so musste eine des Metalls unkundige Periode viel früher gesetzt werden, dagegen lässt sich nichts einwenden; der Verf. behauptet aber, sie sei noch früher, als die Zeit, wo Celten und Iberier in der persischen Reiterei dienten, welches bereits im 4. Jahrhundert vor Christus geschah. Es gibt einen Einwurf gegen die Schlüsse des Verf., nämlich dass man gar wohl andere
Waffen, vielleicht selbst von Metall, gekannt, aber diese von
703 Stein in die Grabstätten gelegt habe, als blosse simulacra armorum, böse Geister abzuwehren. Wiewohl dem Rec. dieser

Einwurf nicht genügend scheint, weil sich doch einmal ein Beispiel von Metallwaffen würde gezeigt haben, so wird er doch von Hrn. Westendorp zu schnell und hart abgewiesen; wahrscheinlich kennt er des fein und scharf blickenden Sk. Th. Thorlacius Abhandlung, die er anführt, weiter nicht, sonst würde er eingesehen haben, dass sie eine genaue Widerlegung wohl verdient. Viele in den nordischen Gräbern gefundene Steinwaffen konnten weder im Kampf noch beim Opfer gebraucht werden; das ist wenigstens Thatsache. 6. Als letzter Stützpunkt dient die grosse Ähnlichkeit der Steinwaffen mit denen der wilden Völker anderer Welttheile; so merkwürdig dieser Umstand an sich ist, so führt er doch zu sehr ins Weite, wenn der Verf. fragt: wird man nicht genöthigt anzunehmen, dass man dergleichen Waffen damals gebrauchte, als die Väter aller dieser Völker noch in Asien lebten? haben sie diese Kunst nicht mit aus der Wiege gebracht? Diese Ähnlichkeit müsste erst genau untersucht und davon abgezogen werden, was sich ohne Überlieferung aus der Natur der Sache selbst ergibt; ein Hammer scheint in seiner ersten und rohen Form überall sich gleichen zu müssen.

Nachdem der Verf. bis dahin sich den Weg gebahnt, glaubt er das Volk nennen zu dürfen, welchem nach seiner Meinung die Hünenbetten allein müssen zugeschrieben werden. Es sind, wie zu erwarten stand, die Celten, die einzigen, die bis jetzt noch nicht vorgeführt waren. Hierin folgt er der gewöhnlichen, sich leicht darbietenden Meinung, weil in den anerkannten Sitzen der Celten, zwischen der Seine und Garonne in Frankreich und in den brittischen Inseln, die meisten Hünenbetten gefunden werden. Es ist aber zu erklären, wie diese Monumente in Gegenden kommen, welche nach bisheriger Ansicht 704
niemals von Celten bewohnt wurden, also in das nördliche Deutschland und noch weiter hinauf in den skandinavischen Norden. Deshalb entwickelt der Verf. (S. 202—309) eine neue Hypothese. Neben den Liguriern oder römischen Galliern nimmt er als einen besonderen Volksstamm die Celten an, welche das ganze westliche Europa vom Süden bis zum Norden bewohnt hätten. Von Cadix an durch Portugall und dann nach Unterbrechung durch die Cantabrier wieder von der Ga-

ronne die Seeküsten entlang bis nach dem Norden sollen sie sich ausgestreckt, kurz in allen den Ländern Sitze gehabt haben, in welchen wir die Hünenbetten antreffen oder sie ehemals vorhanden waren. Diese Celten, wozu ausdrücklich die Cimbern gezählt werden, hält Hr. Westendorp für die Urbewohner jener Gegenden: in Deutschland hätten sie sich bis zum Harz herab verbreitet und wären dann später hier und im skandinavischen Norden von den Germanen überwunden und unterjocht worden. Sie sind ihm „die Wilden von Europa“, welche vor Ankunft der Römer schon besiegt waren, und mögen, wenn man alles erwägt, schon zu Moses Zeit in Deutschland herumgeschwärmt sein; machte doch bereits im 6. Jahrhundert vor Christus die Übervölkerung den Auszug des Belloves und Sigoves nöthig. Sie also, die celtischen Cimbern, haben in Deutschland die Hünenbetten errichtet, und die runden Grabhügel rühren von ihren Feinden her, von den Germanen, die später ihre Sitze einnahmen und Verehrer Odins waren.

Die Sorgfalt und Gelehrsamkeit, womit diese Hypothese ausgeführt ist, verdient schon Anerkennung, wäre auch nicht nebenbei manches Beifallswürdige bemerkt und Manches scharfsinnig unterschieden. Günstig ist ihr allerdings das hohe Alter
705 und die anfänglich weite Verbreitung des celtischen Stammes, und wie er in Gallien und auf den brittischen Inseln unterdrückt und westlich in einen kleinen Raum zurückgedrängt wurde, so hätte ein ähnliches Schicksal ihn in Germanien und dem Norden treffen oder dort sein Missgeschick anfangen können, falls er diese Gegenden ursprünglich bewohnte. Ferner spricht dafür (freilich die Veranlassung) das Dasein der Hünenbetten, so eigenthümlicher und überall vollkommen ähnlicher Denkmäler, in den genannten Ländern. Endlich konnten noch angeführt werden (was Hr. Westendorp nicht thut) jene Rokkesteine, welche mit druidischer Lehre zusammenhangen und nicht bloss in Frankreich, sondern, gewiss sehr merkwürdig, auch im Norden, am häufigsten auf der Insel Bornholm vorkommen, aber freilich noch nirgends in Deutschland entdeckt sind. Nachzusehen ist darüber Münters Abhandlung im zweiten Bande der antiquarischen Annalen und Finn Magnussen nor-

dische Archäologie S. 74. 75. Die allgemeinen und ungewissen Bemerkungen der Alten, die einmal Celten und Gallier unterscheiden, dann bloss den Ausdruck Celten anwenden, die Cimbern bald Celten, bald Kimmerier, bald Gallier, bald Germanen nennen, gestatten die verschiedenartigsten Auslegungen, und man kann es dem Verf. nicht verdenken, wenn er herausnimmt, was seiner Meinung zuträglich ist. Allein in der Hauptsache sieht es doch, wie uns deucht, bedenklich aus; wir glauben nämlich, dass der eigentliche Beweis durch die Sprache müsse geführt werden. Mangelt dieser, so bleibt das Ganze nur eine Vermuthung. Der Verf. behauptet zwar folgerichtig, in den von den Germanen unterjochten, ursprünglich celtischen Gegenden habe sich ein Mischvolk und eine gemischte Sprache gebildet; allein diese Behauptungen sind durch nichts begründet. Solche entgegengesetzte Elemente müssten noch jetzt in der niederdeutschen und in den nordischen Sprachen können nachgewiesen 706
werden, eine Forderung, die an sich natürlich und um so billiger ist, als das Celtische noch in Wallis sowohl als der Bretagne fortlebt, also eine Vergleichung sich gar wohl anstellen lässt. Wie es scheint, hat Hr. Westendorp die Untersuchung über den Ursprung der altnordischen Sprache von Rask nicht gekannt, er würde sonst gerade, was er vernachlässigt, eine Erörterung des Verhältnisses der celtischen und germanischen Sprache daselbst gefunden haben. Eine Einmischung des Germanischen auf das Celtische ist schon früher bemerkt und anerkannt, sie betrifft aber nur den Wortvorrath und hat keinen Einfluss auf den inneren organischen Bau der Sprache, der doch eigentlich die Hauptsache ist; im Gegentheil darin sind beide grundverschieden. Jene Berührung erklärt sich hinlänglich aus der alten Vermischung der Germanen (Cimbern) und Celten in Belgien, ausserdem ist sie hier, d. h. für das System des Verf., ohne Einfluss, wo der umgekehrte Fall zu beweisen steht, dass die germanische Sprache Elemente aus der celtischen empfangen habe. Wird aber dieser Beweis nicht geführt, so offenbart sich gleich eine sehr schwache Seite des ganzen Gebäudes. Es hätte können dafür gesagt werden, was Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen S. 114) vorbringt, dass die

Namen der cimbrischen Heerführer gallisch klängen, aber das ist etwas an sich sehr Schwankendes und könnte in keinem Fall eine Stütze des Systems werden. Näher steht schon die Bemerkung bei Rask (S. 188): „einige Wörter“ aus der celtischen Sprache seien in die germanische übergegangen, ja er äussert dabei (auch S. 82) den übereinstimmenden Gedanken, die Ursache könne darin liegen, dass der germanische Stamm nach dem celtischen in den Besitz einiger Länder gelangt sei, wiewohl er auch einen anderen sehr natürlichen Weg zeigt, nämlich
707 diese einzelnen Wörter seien durch die Kriege der Nordbewohner mit den Celten herübergekommen. Rask hat das Verzeichnis dieser Wörter nicht geliefert, und wollte jemand zu Gunsten des Westendorpischen Systems es aufstellen, so müsste er bedenken, dass, wenn es etwas beweisen soll, zugleich diese celtisch-germanischen Wörter lediglich in der niederdeutschen und nordischen Sprache, nicht auch zugleich in einer süddeutschen oder der gothischen vorkommen dürften. Was Hr. Westendorp selbst für die vorausgesetzte Mischsprache anführt, ist ohne Gewicht und enthält nur Andeutungen, wo etwa Beweise aufzufinden seien. Er sagt S. 231 und kommt S. 289 darauf zurück: die Namen von Bergen, Flüssen, Landschaften, Wäldern, Bächen und Dörfern in Germanien liessen sich aus dem Celtischen erklären, aber die in der Note als Gewährsmänner angemerkten Schriftsteller beweisen von diesem Satz nicht das Geringste. Der neueste darunter, Barth in Deutschlands Urgeschichte, hat auch nicht entfernt so etwas im Sinn gehabt, wie man sich aus dessen angeführten Worten überzeugen wird; Adelung, den Rec. nachgeschlagen, sagt eher das Gegentheil oder etwas durchaus nicht hierher Gehöriges und ganz Triviales, nämlich dass man an der Übereinstimmung des ältesten Deutschen mit dem neueren nicht zweifeln dürfe, und im Bragur endlich sind bloss Adelungs Worte wiederholt. — Die nordische Edda spricht von einem Volk, welches die Asen bei ihrer Ankunft vorgefunden hätten und von ihnen besiegt und verdrängt worden sei; es sind die Riesen, Joten, Feinde der Götter. Ob eine historische Wahrheit in dieser Angabe liegt, wollen wir dahingestellt sein lassen oder auch einmal als wahrscheinlich annehmen, wo fände sich

aber der Beweis, dass diese Joten nichts Anderes als Celten ge-
wesen wären, wie der Verf. seinem System gemäss annimmt?
Wenn er (S. 254) fragt, ob die dänische, schwedische und
friesische Sprache nicht einen fremdartigen Bestandtheil er- 708
kennen lasse, und wenn er (S. 245) geradezu annimmt, es
schimmere im Skandinavischen und Niederdeutschen viel Cel-
tisches durch, so müssen wir beides ganz entschieden verneinen.
Das Höchste wären ein Paar einzelne (erst noch zu erweisende)
celtische Wörter, die gar nicht in Betracht kommen könnten,
da ja die reinste und eigenthümlichste Sprache aus einer anderen
einzelne Wörter erhalten hat; und gerade der altnordischen,
von der doch als Mutter der schwedischen, dänischen und nor-
wegischen allein die Rede sein sollte, kann man Reinheit, so-
weit diese einen Sinn hat, gewiss zuschreiben. Hr. Westen-
dorp hat nicht wohl gethan, dass er (S. 296) die gelegentliche,
ohne Zweifel flüchtige Bemerkung eines deutschen Gelehrten:
das Altnordische zeige eine höhere Ausbildung der Formen,
als das Gothische des Ulfilas, die an sich völlig ungegründet
ist, für wahr angenommen und nun darauf bauend sich diese
höhere Ausbildung durch den Einfluss des Celtischen, das über-
haupt eine höhere Geistesbildung erkennen lasse, erklärt. Wäre
jener Satz auch wahr, so würde er gerade die Abwesenheit
eines jeden fremden Einflusses beweisen, da die Geschichte der
Sprachen hinlänglich darthut, dass bei einer jeden Mischung
eben die Formen Schaden leiden und sich abstumpfen.

Überhaupt ist der Verf. da nicht am glücklichsten, wo er
Sprachdenkmäler in seinen Vortheil ziehen will. Er theilt
(S. 207) ein Gelübde mit, das die Sachsen zu Carls des Grossen
Zeit dem Wodan sollen abgelegt haben, und zwar als „ein
echtes“ Beispiel der celtisch-deutschen Sprache in jener Mischung,
die er sich denkt. Allein dieses angeblich alte Stück ist als
ein moderner Betrug anerkannt und verräth sich sogleich durch
die elende Nachahmung der alten Sprache; schon Kinderling
(Geschichte der niedersächsischen Sprache S. 196) hat es sehr
verdächtig gemacht. Gewisslich hat der Verf. desselben kein 709
Wort Celtisch verstanden. Dagegen gibt es ein echtes und
sehr ausgezeichnetes Denkmal der altsächsischen Sprache, die

Evangelienharmonie, welches, da bis jetzt nur Bruchstücke davon gedruckt sind, wahrscheinlich Hrn. Westendorp noch nicht bekannt geworden ist, in welchem er indessen nicht das geringste Celtische wird entdecken können. — S. 255 macht er die an sich richtige Bemerkung, man müsse die Sprache Isidors, Otfrieds usw. nicht die fränkische nennen, es ist die althochdeutsche, wenn er aber die bekannten Malbergischen Glossen als das Einzige erklärt, was Licht über die eigentliche fränkische Sprache gebe, und eine Anzahl daraus gezogener Wörter anführt zur Überzeugung, dass es weder Niederdeutsch noch Hochdeutsch noch Niedersächsisch sei, so muthet er den Lesern zu viel zu, da aus diesen völlig entstellten, vereinzelten Wörtern schwerlich jemand einen Sinn bringen, noch weniger einen Begriff von einer Sprache bekommen wird. Muss die deutsche Grammatik diese Malbergischen Glossen ganz aufgeben, so werden sie schwerlich für historische Untersuchungen ein Resultat liefern können.

Wir schliessen mit einem Einwurf gegen des Verf. Hypothese, der uns äusserst natürlich vorkommt. Sollen die runden Grabhügel von einem ganz anderen Volk, das den Odin verehrte, herrühren und einen Gegensatz zu den Hünenbetten bilden, was wäre einfacher als der Schluss, dass sie sich überall, wo wir Sitze der Germanen mit Sicherheit annehmen, vorfinden müssten? Davon zeigt sich aber gerade das Gegentheil und eine sehr merkwürdige Analogie mit den Hünenbetten, indem die Grabhügel etwa innerhalb derselben Linie in Norddeutschland vorkommen, dagegen in Süddeutschland (in den Anmerkungen S. 19 steht, ohne Zweifel durch einen Schreib-
710 fehler, der aber durchaus verbessert werden muss, nördlich für südlich) selten und die Paar Beispiele noch ungewiss sind. Wäre nun die Vermuthung nicht viel ansprechender, dass beides, Hünenbetten und Grabhügel, von einem und demselben oder einem verwandten Volke herrührte und einen Unterschied der Zeit oder des Standes anzeigte? wie ja auch im Norden anerkannt nach Verschiedenheit des Standes die Grabstätten verschieden eingerichtet wurden; nur für Höhere z. B. waren ausgemauerte Grabkammern. Noch mehr Gewicht erhält die Ver-

muthung durch den Umstand, dass viele geöffnete Grabhügel
ebenso wenig ein Stückchen Metall geliefert haben, als die Hünen-
betten, dagegen gleichfalls Steinwaffen, einen runden Eistein
und die Aschenkrüge, nur, wie es scheint, roher und grösser.
Würde ein späteres, feindlich gesinntes Volk eine so gleiche
Sitte bei seinen Todten angewendet haben? Nach dem S. 23
in den Anmerkungen mitgetheilten Bericht waren die Urnen in
deutschen Hünenbetten zum Theil „sehr elegant“, den etrurischen
Vasen ähnlich; warum sollen die gröberen und unförmlicheren
in den Grabhügeln jünger sein? Übrigens wollen wir ausdrück-
lich anerkennen, wie viel Schwierigkeiten sich beiden Ansichten
entgegenstellen, der einen, welche die Hünenbetten aller Gegen-
den einem und demselben Volke zuschreibt, das sich durch das
ganze westliche Europa von Süden bis in den tiefen Norden
müsste ausgestreckt haben, oder der anderen, welche diese
überall ganz ähnlichen Denkmäler verschiedenen Völkern zu-
theilen möchte. Sollte es unter diesen Umständen nicht ge-
rathener sein, vorerst sämmtliche alten Monumente und Grab-
stätten sorgfältig zu untersuchen und nach ihren Eigenthüm-
lichkeiten und Verschiedenheiten genau zu beschreiben, ehe wir
daran gehen, Hypothesen über ihr Alter, ihre Bedeutung und
die Völker, die sie errichtet haben, auszuarbeiten und mit allen 711
Kräften zu unterstützen? Der freie Blick und die Unbefangen-
heit der Betrachtung wird dadurch nur gefesselt; nach den
nöthigen Vorarbeiten würde die Zeit der Entscheidung auch
kommen.

Der Anhang enthält einen Bericht von Hrn. P. Hofstede über eine bei Emmen in Drenthe im Jahr 1809 geöffnete Grabkammer, in welcher man eine Anzahl zerscherbter Urnen und drei kleine graue und rothe Gefässe ausgegraben hat. Da man die Wandsteine inwendig behauen fand, so wird auf ein jüngeres Denkmal geschlossen. Die zweite Kupfertafel, die davon eine Abbildung liefert, fehlt in unserem Exemplar.

[anonym.]

1017 OM RUNESKRIFTENS OPRINDELSE.

Af Jakob Hornemann Bredsdorff. Kopenhagen. Bei Andreas Seidelin 1822. 19 S. in 4. Mit einer Kupfertafel.

PERICULUM RUNOLOGICUM.

Dissertatio inauguralis quam pro summis in philosophia honoribus rite impetrandis publicae disquisitioni subjicit Gislius Brynjulfi fil. Isl. Pastor ecclesiae Holmensis in Islandia orientali, respondente Thorleifo Gudmundi Repp Islando. Kopenhagen. Bei Hartw. Friedr. Popp. 1823. 147 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 103. Stück, den 26. Juni 1824. S. 1017—1032.

Auch für die Runen scheint sich im Norden ein frischer Eifer zu regen. Wir zeigen hier zwei Schriften darüber an, die kurz hinter einander erschienen sind, eine dritte von Liljegren zu Lund, für die wir ein günstiges Vorurtheil hegen müssen, da sie von der königl. Akademie zu Stockholm ist gekrönt worden, haben wir uns noch nicht verschaffen können und wir behalten uns vor, darüber demnächst zu berichten. Wie erschwert muss der Bücherverkehr in Schweden überhaupt sein, da
1018 diese Preisschrift noch nicht einmal in das benachbarte Dänemark gedrungen war, wie wir hier ausdrücklich angemerkt finden.

Man kann es dem Verfasser der letztgenannten Schrift, Hrn. Brynjulfsen, nicht vorwerfen, dass er von der Wichtigkeit der Runen zu gering denke oder mit einer allzukühlen Kritik seinen Gegenstand behandle. Während auf der einen Seite die Meinung noch ihre Anhänger hat, welche in den Runen nichts Anderes als verderbte lateinische Buchstaben erblickt (eine Meinung, der Rec. zwar nicht zugethan ist, die aber gewiss Rücksicht verdiente, wenn sie mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigt würde und nicht wie von vielen nur aus Bequemlichkeit beibehalten, um die Sache schnell abzuthun), äussert sich auf der anderen Seite, um hohes Alter und Originalität behaupten zu können, Hr. Brynjulfsen mit einer Kühnheit, die seit Rudbeck in der altnordischen Litteratur schwerlich ist gehört worden. Nicht genug, dass man zugibt, das runische Alphabet zeige mit dem phönicischen, altgriechischen, celtiberischen, gothischen und

anderen eine gewisse Verwandtschaft, welche ihm gleichwohl etwas Eigenthümliches und Unabhängiges lasse und auf einen früheren gemeinschaftlichen Ursprung hindeute; nein, er will die Bande dieser Verwandtschaft genau angeben und nichts Geringeres beweisen, als dass die Runen bei einem über alle Geschichte hinausgehenden Alter als die Grundlage aller übrigen Buchstabenschrift von Europa und Asia, mithin als der wichtigste Theil der Paläographie beider Welttheile zu betrachten seien. Hier kann es nun nicht ohne eine Musterung der menschlichen Racen und ihrer Verbreitung auf der Erde abgehen. Demnach besteht die Untersuchung eigentlich aus zwei Theilen: in dem einen, den wir den *phantastischen* nennen wollen, wird Erfindung und Ursprung der Schrift und ihre Vertheilung auf der Welt abgehandelt; erst in dem anderen,
wo von den wirklichen Runen die Rede ist, gelangen wir zu 1019
unserem Gegenstand.

Rec. will sich bei der ersten, gleichwohl den meisten Raum wegnehmenden Abtheilung (denn die beiden Abschnitte: de comparatione inter Runas et alia alphabeta und de Runarum origine et prima propagatione gehören hierher) kurz fassen; dies ist nicht leicht, da eine Behauptung die andere drängt. Hr. Brynjulfsen nimmt drei Menschenracen an: Neger, Mongolen und Caucasier. Die Neger, als die geringste, besitzen keinerlei Art Schrift; die etwas höher stehenden Mongolen, unter welchen die Chinesen die vornehmsten sind, haben Bilderschrift (kyriologische), aber keine Buchstaben, diese wurden erst von der edelsten Race, den Caucasiern, und zwar durch Verwandlung der Bilderschrift erfunden. Dabei werden vorübergehende, nicht dauernde Völker vorausgesetzt, wie die Finnen, Celten und Semiten. Auf den Höhen des Caucasus bildete sich aus den beiden letztgenannten, den Celten und Semiten, der gothisch-caucasische Stamm, welcher, bestimmt zum Herrn der Welt, auszog, Besitz von seinem Eigenthum zu nehmen. Nun entstanden „asiatische und europäische Gothen“. Jene zertheilten sich abermals mannigfach (indem sie sich mit früher vorhandenen, von ihnen besiegten Nationen mischten) in Chaldäer, Ägypter und Indier; und aus der caucasisch-gothischen

und semitischen Vereinigung bildeten sich Mischsprachen, dergleichen die ägyptische und das Sanskrit sollen gewesen sein. Die nach Europa gewanderten caucasischen Gothen aber werden in drei Völker getheilt: in die Gothen (die der Verf. die eigentlichen nennt), welche den skandinavischen Norden in Besitz nahmen, in die Germanen und in die Thracier, aus welchen dann die Hellenen, Etrusker, Pelasger hervorgiengen. Noch andere Völker, wie die Slaven, sind aus gothischem Zusammenfluss (ex colluvie gothica) aufgewachsen.

1020 Die Erfindung der Buchstaben, die der Verf. überhaupt Runen nennt, ist bei den gothischen Caucasiern durch einen scharfsinnigen Geist, wohl in einer glücklichen Stunde, gemacht worden. Dieser Übergang aus der rohen Bilder- in die Buchstabenschrift (der anderen fast unbegreiflich ist) dünkt dem Verf. natürlich und ziemlich leicht; man kann § 23 nachsehen, wie er sich den Hergang der Sache vorstellt. Er scheint den Unterschied zwischen einer Tonschrift, die auch wohl eine unregelmässige Silbenschrift werden kann und leicht aus Zeichen oder Bildern entspringt, und einer Buchstabenschrift, die ein organisch gegliedertes Alphabet voraussetzt, nicht bedacht zu haben. Auffallend ist die Behauptung, die S. 58 vorkommt, dass gleich anfangs verschiedene Namen und Zeichen für einen und denselben Laut vorhanden gewesen wären. Wozu dieser zwecklose und verirrende Überfluss? und zwar bei einem Geist, der Scharfsinn genug besass, die Sprachlaute, die sich der ersten Beobachtung in einer beinahe unerfasslichen Verschiedenheit darstellen müssen, in ihren Grundelementen richtig aufzufinden? der ferner im Stande war, die kyriologischen Zeichen, deren wir doch eine verhältnismässig grosse Anzahl voraussetzen dürfen, auf 16 oder wie der Verf. will gar auf 14 zu reducieren? Ort und Zeit der Erfindung sind freilich nicht zu bestimmen, aber in der allerältesten Periode muss sie doch gemacht sein, bevor die Caucasier sich in die Welt vertheilten, noch in ihren ersten Wohnsitzen.

Man sollte meinen, wo diese Caucasier sich ausgebreitet hätten, sei es im Orient oder Occident, immer müsste die Grundlage der von ihnen erfundenen Buchstaben sichtbar sein.

Da dies bei den meisten semitischen Alphabeten augenscheinlich
nicht der Fall ist, so nimmt Hr. Brynjulfsen an, diese seien durch
Zusätze und Veränderungen so sehr entstellt worden, dass man
den runischen Ursprung nicht mehr entdecken könne; mit anderen 1021
Worten, es sind Runen, die nichts mehr mit den Runen gemein
haben. Diese Bemerkung beschränkt gar sehr die Anwendung der
Hypothese. Die übrigen aber, also das phönicische, persische,
armenische, die nicht semitischen: das altgriechische, celtiberische,
lateinische usw. sind in dem ersten Abschnitt aufgeführt und
mit den Runen verglichen. Hier gibt es abermals Bedenken:
warum stimmen nicht wenigstens jene Buchstaben aller Orten
überein, bei deren Lauten Übergänge und Veränderungen nicht
stattfinden? Dies zu erklären, hat der Verf. den vorhin erwähnten
seltsamen Satz von einer ursprünglichen Verschiedenheit
der Zeichen für denselben Laut nöthig, ausserdem ändert
er auch seine Meinung von einer einzigen Grundlage dahin ab,
dass er behauptet, man müsse die verschiedenen Alphabete betrachten
als Flüsse, zwar aus einer einzigen, aber chaotischen
Quelle entsprungen.

Wir haben wohl über diesen Bestandtheil des Buchs schon
unsere Meinung geäussert, indem wir ihn vorhin den phantastischen
nannten. Was ist hier nicht zusammengesponnen,
welche verschiedene Fäden sind nicht in einander gedreht! Gleicht
das System des Verf. nicht einer illuminirten Landkarte, die
nass geworden ist und deren Farben aus einer Gegend in die
andere, aus einem Welttheil in den anderen geflossen sind? An
eigentliche Beweise konnte nicht gedacht werden, sondern alles
ist, wie es der Verf. für seinen Zweck nöthig fand, dogmatisch
vorgetragen. Damit Rec., der an solchen Arbeiten seiner Natur
nach keine Freude hat, nicht ungerecht werde, will er gern
zugeben, dass Eins und das Andere witzig ausgedacht und
manche Bemerkung sinnreich ist. Überhaupt fehlt es Hrn.
Brynjulfsen weder an gelehrter Belesenheit noch an Leichtigkeit
in der Behandlung seines Gegenstandes. Rec. ist an sich gar nicht 1022
abgeneigt, Verwandtschaft und Zusammenhang aller wirklichen
Buchstabenschrift anzunehmen, denn schwerlich ist die Erfindung
auf der Welt zweimal gemacht worden; sollen wir aber auf

eine fruchtbare Art zur Einsicht davon gelangen, so würde er lieber den fast entgegengesetzten Weg anrathen: von dem Sicheren und Einzelnen ausgehend langsam und mit Mühe aufwärts Bahn zu brechen. Eine allseitige und genaue Erklärung eines einzigen Denkmals, die im Dunkel lässt, was sie nicht aufhellen kann, wird dennoch mehr Licht in die Vorzeit werfen, als hundert einander ablösende Vermuthungen und sinnreiche Ideen über den Mittelpunkt, von welchem man alles überschauen könne. Was sollen nun die allgemeinen und oberflächlichen Vergleichungen, die im ersten Abschnitte angestellt sind? Es kommt hier alles darauf an, Mittelglieder und Übergänge aus Denkmälern darzuthun, Rec. zweifelt gar nicht, dass die verschiedensten Zeichen eines Buchstaben dennoch von einander abstammen können, es muss nur auf jenem Wege bewiesen werden, wie es der gelehrte Paläograph Kopp bei den semitischen Alphabeten gethan hat. Kein Mensch kann bis jetzt, soviel Rec. weiss, eine einzige Inschrift der celtiberischen Münzen mit einiger Sicherheit lesen, warum ein unzuverlässiges Alphabet neben das runische aufstellen? Mehr als den längst erkannten, in die Augen leuchtenden Satz von Verwandtschaft der Züge gewinnt niemand dadurch; dasselbe gilt von dem § 18 angeführten sogenannten phrygischen Alphabet. Wem nützt es, dass das sichtbar erfundene ogumitische, bloss der Möglichkeit wegen, etwas Echtes darin noch zu entdecken, herbeigeholt wird? Irgendwo steht ein Alphabet, das ein saracenisches genannt ist, dem Verf. fällt es nicht schwer, damit fertig zu werden: „vielleicht irre ich gar nicht, sagt er, wenn ich es für ein hunisches oder alanisches halte“, und bringt es § 12 zu erbaulicher Ver-
1023 gleichung neben das runische; dabei gibt er die angelsächsisch-deutsche Rune M für B aus. Das russische Tscherf wird S. 32 mit dem runischen S zusammengestellt, und bald darauf kann man dasselbe Zeichen als phönicisches K neben dem runischen Kaun erblicken. Wer vermag auch nur einige Ähnlichkeit zwischen dem persischen und runischen A und N (S. 40) aufzufinden, und wenn nun gar noch ein Zeichen aus der persepolitanischen Keilschrift (S. 41) und Figuren aus den Hiero-

glyphen herzugetragen und mit Runen verglichen werden, so verliert man alle Geduld.

Erst § 35 kommen wir auf Grund und Boden zu stehen, wo die Untersuchung bei den eigentlichen Runen anlangt. Die nordischen stellen nach des Verf. Meinung unter allen asiatischen und europäischen Alphabeten am reinsten, wiewohl auch nicht ohne Veränderung, die alte gothisch-caucasische Erfindung dar. Wir begegnen gleich einer Hypothese über die ursprüngliche Zahl derselben. Zugesetzt sollen sein: das dem lateinischen ähnliche Zeichen für R und ursprünglich echt nur das andere R-Zeichen, welches jetzt das R finale anzeigt und von den Isländern auch für Y gebraucht wird; sodann die Osrune als ein zweimal gestrichenes runisches A, denn wie der spätere Vocal E kein runisches Zeichen habe, so müsse dasselbe auch von dem späteren Vocal O gelten. Wir wollen dies als Vermuthung bestehen lassen, weiter ist aber damit nichts anzufangen, da in den ältesten Denkmälern, wie Hr. Brynjulfsen selbst bemerkt, beide Runen schon gebraucht werden. Sonst möchte er gerne noch den Satz durchführen (wovon auch § 25 und 26 die Rede ist), dass in dem Runenalphabet kein überflüssiger Buchstabe und ausser den Vocalen und Liquiden für jede andere Reihe nur ein einziges Zeichen vorkomme, dies ist aber insoweit nicht richtig, als die Linguallaute zwei Zeichen haben: T und TH; denn dass in der nordischen Sprache allein die aspirata TH
sich finde, ist theils nicht wahr, theils bleibt es immer ein 1024
Linguallaut. Eine andere Hypothese betrifft die hieroglyphische Gestalt der Runen, welche § 36 abgehandelt wird. Da die Runen aus Bilderschrift sich sollen entwickelt haben und der ursprünglichen Erfindung noch ziemlich nahe stehen, so muss sich das Bildliche darin wohl deutlich erkennen lassen. Man denkt, diese Folgerung aus seinem System setze den Verf. in Verlegenheit, weil die Runen sich als die einfachsten Zeichen von der Welt darstellen, aber dies ist der Fall nicht, er geht frisch ans Werk. Einige Beispiele wollen wir anführen, wie er das, was der Name der Rune aussagt, auch in der Gestalt wieder findet. Das runische F bedeutet ein Stück Vieh, mit den zwei Quer-

strichen werden die Vorder- und Hinterfüsse bezeichnet. N ist ein Seil mit einem Knoten und erinnert an die Quippus der Peruaner, und diese sind § 22 zu den Anfängen der Zeichenschrift gerechnet worden. Die Yr-Rune ein Mann, der zu Pferde sitzt, dagegen das M (dasselbe Zeichen umgekehrt) einer, der die Hände gen Himmel streckt. B (dem lateinischen gleich) ein Birnbaum; I ein Eiszapfen; L Meer, in das ein Fluss sich ergiesst. Ähnliches, zum Theil dasselbe schon bei Ol. Worm. Rec. glaubt weder an hieroglyphische Entstehung der Runen, noch von allen hier gegebenen Erklärungen ein Wort; er wüsste kaum etwas, das man auf diese Art nicht in den Paar Strichen finden könnte.

Bei dem angelsächsischen und deutschen Runenalphabet stellt der Verf. die Behauptung auf (S. 99, vgl. 103 Note 2), es sei nach dem lateinischen aus Liebe zur Neuerung verändert und die Buchstaben, die es mehr habe als das nordische, seien dorther entlehnt, ihnen jedoch dabei etwas Runisches beigemischt worden. Beides ist völlig ungegründet, wie sich jeder, der eine Vergleichung anstellen will, überzeugen kann (sie sind
1025 bloss zierlicher auf Pergament geschrieben, als sie in Stein konnten gehauen werden); die Runen aber, die es mehr besitzt, sind ganz in dem Charakter der übrigen. Bloss sein System verführte Hrn. Brynjulfsen zu der Behauptung, da die Caucasier von diesen dem Norden fehlenden Runen nichts können gewusst haben. Das E soll ein umgekehrtes lateinisches E sein, wollte sich der Verf. bloss an das Zeichen halten, so hätte er gesagt: ein umgekehrtes griechisches Σ. Allein, will man doch eine Vermuthung wagen, das Zeichen ist eher aus einem doppelten, gegen einander gestellten nordischen A entstanden; wenn man sich dort zur Bildung neuer Buchstaben des Punkts bediente, so scheint man hier Verdoppelung der Zeichen gewählt zu haben. Die Tag-Rune ist z. B. sichtbar aus zwei gegeneinander gestellten Dorn-Runen entstanden, so wie auch in der Gibu-Rune sich eine Verdoppelung kund gibt.

An dieser Stelle wollen wir einen besonderen Tadel einrücken. Nämlich der Verf. hat in der Ausarbeitung seiner Schrift nicht die Genauigkeit gezeigt, wozu ein solcher Gegen-

stand doppelt anmahnt. Beispiele zu geben, sehen wir nur einige Blätter durch. S. 104 wird den Deutschen ein Verbum *gewriten* zugeschrieben, was sie niemals gehabt und Hr. Brynjulfsen aus Verwechselung mit dem angelsächsischen wrîtan mag gebildet haben; das Richtige wäre rîzan gewesen. Auf derselben Seite in der Note fehlen in der Stelle des Hraban. Maurus die Worte „infra scriptas habemus“. S. 105 zweifelt der Verf. gar nicht, dass die Zeichen auf dem Klingenberger Thurm in Böhmen zu den deutschen Runen gehören; Rec. meint, das Gegentheil falle ziemlich klar in die Augen. Es ist ferner von einer Abzeichnung *Millins* die Rede; die Sache ist, dass *Grossigs* Abbildung und Beschreibung durch eine Übersetzung von Kraft in Millins annales encyclopédiques gekommen ist, der weiter nichts dabei gethan hat. Ausserdem befand sich ja, wie wir 1026
aus den Antiquarischen Annalen III, 392 wissen, eine berichtigte Abzeichnung von Hammer zu Kopenhagen, die Hr. B. billig hätte nachsehen sollen. S. 106 wird von der Urne bei Bayer gesprochen, da die Zeichen rund um den Bauch laufen, so sind sie, damit man sie im Zusammenhang betrachten könne, auf einem Ring neben dem Gefäss besonders abgebildet. Hr. Brynjulfsen hat nur den flüchtigsten Blick darauf geworfen, sonst würde er nicht von zwei Dingen, einer Urne und einem Ring, reden und die Identität der Zeichen sogleich erkannt haben.

§ 42 wird die Inschrift auf dem einen der beiden bei Gallehuus gefundenen Goldhörner vorgenommen; hier haben wir es also mit einem wirklichen Denkmal zu thun. Darin stimmt Rec. mit Hrn. B. überein, dass die Buchstaben darauf Runen und zwar angelsächsisch-deutsche sind und die Hypothese von dem celtiberischen Ursprung dieser Hörner, die P. E. Müller gelehrt ausgeführt hat, sich nicht erhalten kann. Bis jetzt kennen wir sieben Erklärungen dieser Inschrift, jede völlig verschieden und jede mühsam herbeigeholt und wenig ansprechend. Die achte hier ist gleichfalls ganz neu: Tovido ek (ok) Hlevo gortim hol tisom horno (Tovidus et Hlevur fecimus tumulum his cornibus). Wir übergehen der Kürze wegen ein Paar Abweichungen, die der Verf. noch vorschlägt. Das S wird nach einer blossen Vermuthung gelesen. Die Formen der Worte sind

bis auf hôl (den Accus. von hôll) unrichtig oder ungewöhnlich: horno müsste hornom lauten, indessen finden sich in den Runeninschriften nicht selten Beispiele, wo das M am Ende ausgelassen ist, das wäre also wohl statthaft, ebenso gördim für gördum; aber wo sind Belege dafür, dass auch das R am Ende fehlen dürfe, also Tovido und Hlevo für Thorvidur und Leifur stehen könne? Rec. weiss keine, finden sie sich irgendwo, so sollten sie von Rechtswegen beigebracht sein. Und nun der
1027 Sinn des Ganzen: mit zwei Hörnern einen Hügel errichten! Wenn es noch hiesse, sie wären in einen Hügel gelegt worden. Es gehört aber, damit der Sinn verständlich werde, noch eine Erzählung dazu: wahrscheinlich waren diese kostbaren Goldhörner ehemals Eigenthum eines kleinen jütländischen Königs; bei einer herannahenden Gefahr oder aus irgend einem anderen Grund verbarg er sie in einen Hügel und fügte zum Andenken auf eins die Inschrift hinzu. Woraus denn folgt, dass die Hörner selbst viel älter sind. Dem Rec. deucht nicht nur diese ganze Voraussetzung äusserst gezwungen, sondern er meint, es sei noch ein Anhang zu der Erzählung nöthig: der Eigenthümer der Hörner müsse nämlich hernach mit all den Seinigen in der Gefahr umgekommen sein, so dass niemand etwas mehr von den vergrabenen Kostbarkeiten habe wissen können, sonst wären sie wahrscheinlich wieder hervorgeholt worden. Wollte man nun alles zugeben, so bleibt immer unwahrscheinlich, dass bei einer bevorstehenden grossen Gefahr noch Lust und Zeit zu einer Inschrift übrig gewesen wäre. Endlich widerlegt die Art, wie die Goldhörner sind gefunden worden, den Verf. völlig, und man begreift nicht, wie er das hat übersehen können. Keineswegs in einem Hügel haben sie gelegen, sondern auf flachem Boden und nicht beisammen, sondern 25 Schritte von einander. Das erste konnte kaum unentdeckt bleiben, denn die Finderin hat zwei Mal mit dem Fuss daran gestossen, ehe sie es aufhob; und das zweite lag nur einen halben Schuh tief in dem Lehm. — Warum ist Hr. Brynjulfsen nicht auf den einfachen Gedanken gekommen, die Inschriften anderer Hörner nachzulesen und zu vergleichen? Dass nicht jede verschieden war, sondern man dabei einer gewissen Sitte und Überlieferung folgte,

scheint eine sehr natürliche Vermuthung. So findet man den Spruch: o mater Dei, memento mei! nicht bloss auf dem bekannten Oldenburger, sondern auch auf einem anderen Horn, welches bei Ol. Worm monum. dan. p. 395 abgebildet ist. In 1028
den Antiquar. Annalen III, 279 wird eins beschrieben, worauf in nordischer Sprache steht: „trinket mit Frieden, vergesset nicht des lebendigen Gottes!“ Dazu bemerkt Nyerup aus Humboldts Reise eine deutsche Inschrift mit alten Buchstaben, die dieser auf einem irdenen, nach Quito gekommenen und dort in einem Kloster aufbewahrten Topfe las: „wer aus mir trinkt, vergesse seines Gottes nicht!“ Also beinah wörtlich mit jener nordischen übereinstimmend. Darf man nun nicht muthmassen, auch die Inschrift des Tondernschen Hornes beziehe sich am wahrscheinlichsten auf den Gebrauch desselben? Wenn nun darauf stände: „ich bin die Lust der Gäste“ oder dergleichen und dann eine Ermahnung zum Trinken? Das wäre doch ein sehr passender Sinn. Ausser Zweifel ist uns nur das Wort horne, das Hr. Brynjulfsen fälschlich horno liest, die letzte Rune ist hier (wie in dem schleswigischen Stein und anderen Denkmälern) kein O, sondern ein E. Damit aber Rec. nicht ganz mit leeren Händen erscheine, will er eine Vermuthung über das letzte oder, wie man abtheilt, das erste Wort äussern, dessen feinere oder dünnere Buchstaben (vgl. die Abbildung bei P. E. Müller), wodurch es sich von dem Übrigen auszeichnet, vielleicht einen geschlossenen Sinn andeuten und welches Hr. B. Tovido oder auch tovimo liest. Rec. hält die zweite Rune für ein E, die dritte für ein TH und bekommt demnach das Wort tethimo; darin, glaubt er aber, habe eine Versetzung der Runen stattgefunden, eine Annahme, die nur dem zu gewagt und kühn erscheinen wird, welcher nicht weiss, wie häufig sie bei der Runenschrift stattfindet und wie verschieden z. B. die Buchstaben von dem einfachen Wort steinn gestellt sind. Er liest ohne Veränderung eines Buchstaben temitho, nach genauer Orthographie toemi thû! welches bedeutet: leer' aus! trink aus! der Imperat. toemi für das gewöhnliche toem ist ein Archaismus, den man in der alten Edda (II, 316, Note 122) angemerkt 1029
und durch weitere Beispiele erläutert findet. Toema, evacuare,

steht bei Biörn Haldorson (nicht ganz genau taema geschrieben), und die Anwendung des Ausdrucks beim Leeren des Bechers verbürgt das noch heute übliche dänische toemme glasset. Und so wäre zugleich eine bestätigende Übereinstimmung mit den vorhin angeführten Inschriften und am nächsten mit den auf dem Oldenburger Horn gleichfalls vorkommenden Worten: drinc al uit! gefunden.

§ 45 soll durch die Geschichte des Amleth bei Saxo Grammaticus das hohe Alter von dem Gebrauch der Runenschrift bewiesen werden, indem Amleth im 5. oder 6. Jahrhundert gelebt habe. Wir glauben, ein solches Zeugnis beweise fürs erste nur Saxos Kenntnis der Runen und daher eigentlich nichts. Wer wie dieser Geschichtschreiber das Einzelne ausschmückt, wird kein Bedenken tragen, die Verfälschung eines runischen Briefs hinzuzudichten. Zum Überfluss hat P. E. Müller soeben in seinen Untersuchungen über Saxos Quellen die ganze Erzählung vom Amleth als eine spätere Dichtung dargestellt.

Bei Betrachtung der nordischen Runen theilt der Verf. einiges Neue und Merkwürdige aus isländischen, sonst noch nicht benutzten Handschriften mit, wofür wir ihm Dank wissen. Dahin gehört S. 134. 135 die Anmerkung über künstliche Runen, deren es dreissig und mehrere Arten gab. Das runische Alphabet wurde in drei Theile getheilt (daher thrîdeilur), nämlich in die Fê-Reihe oder Geschlecht, welche die Buchstaben F U TH O R K, in die Hagal-Reihe, welche H N I A S, und in die Tyr-Reihe, welche T B L M R enthielt. Sollte nun ein Buchstabe bestimmt werden, so wurde immer nur F geschrieben, aber durch vor- und nachgesetzte Zahl bestimmt, aus welcher Reihe er war und welchen Platz er darin einnahm. Sigurdr hätte also folgendergestalt müsssen geschrieben werden:
1030 $2F^4$ (S) $2F^1$ (I) $1F^5$ (K für G) $1F^1$ (U) $1F^4$ (R) $1F^2$ (D) $3F^4$ (uR). Das Merkwürdigste dabei ist, dass diese freilich äusserst unbeholfene Geheimschrift schon geradeso in einem St. Galler Codex des 10. Jahrhunderts vorkommt, woraus sie in dem Grimmischen Buche über Runen S. 110. 111 mitgetheilt ist.

Eine andere schätzbare Anmerkung über die magischen Charaktere der Isländer steht S. 140. 141 und S. 125 die Nach-

richt, dass zwei Steine mit angelsächsisch-deutschen Runen neuerdings in Norwegen entdeckt sind und nächstens von Klüwer sollen bekannt gemacht werden.

Was in der anderen Schrift Hr. Bredsdorff über Abstammung der Runen vorbringt, ist nicht von Bedeutung. Er macht den unglücklichen Versuch, sie aus der gothischen Schrift des Ulfilas abzuleiten. Dass über die Verwandtschaft beider Alphabete bereits ist verhandelt worden, mag ihm unbekannt geblieben sein, wie er überhaupt seines Gegenstandes noch nicht hinlänglich mächtig erscheint. Selbst die nöthigste Grundlage zu einer solchen Arbeit hat er entbehrt, indem er sich an die schlechte und völlig unbrauchbare Abbildung der gothischen Urkunden zu Neapel, welche in Hrn. Gräters Bragur vorkommt, hält; darin gleicht z. B. das A der umgekehrten Ziffer 4, während in der genauen und schönen Nachbildung von Sierakowsky es eine ganz andere, der altgriechischen, wie wir sie etwa in der Sigeischen Inschrift sehen können, sehr ähnliche Gestalt zeigt, wodurch denn Hrn. Bredsdorffs Vergleichung des gothischen A mit der Arrune sogleich zerfällt. Wie gezwungen und unnatürlich er das runische H L M N und die Osrune aus den gothischen Buchstaben entstehen lässt, mag man in der Schrift nachsehen. Angenommen einmal, die Abstammung habe Grund, so gäbe es zur Überzeugung keinen anderen (als den hier verschlossenen) Weg, Übergänge in Denkmälern selbst nachzuweisen. Hr. Bredsdorff sucht sich noch auf eine andere Weise zu schützen; er sagt: wenn nun auch diese Buchstaben aus
dem Gothischen nicht abzuleiten wären, so bewiese dies in Be- 1031
ziehung auf die übrigen (übereinstimmenden) nichts. Rec. denkt, es beweise genug, um die Unstatthaftigkeit der ganzen Hypothese darzuthun; sonst dürfte man ja die Runen von jedem Alphabet, mit dem es Buchstaben gemein hat, abstammen lassen. Der Grund für den obigen Schluss ist auffallend: das griechische Alphabet enthalte Zeichen, die nicht in dem phönicischen vorkämen, und doch falle es niemand ein, die Herkunft von daher zu leugnen. Als wenn man dafür keine anderen Gründe hätte, als eine theilweise Übereinstimmung und Abweichung, keine ausdrücklichen Zeugnisse. Dann hat der Verf. noch den Einfall:

das gothische H und O habe man deshalb nicht beibehalten können, weil es für die nordische Art zu schreiben nicht wohl möglich gewesen wäre, sie nachzubilden, ohne dass eine grosse Ähnlichkeit mit anderen Buchstaben entstanden wäre, weshalb man ihnen habe eine andere Gestalt geben müssen. Dass in den Buchstaben U und TH das gothische und runische Alphabet gegen das griechische und lateinische übereinstimmen, ist von anderen schon dargethan; auch sonst haben wir unter den richtigen Bemerkungen des Hrn. Bredsdorff keine neue gefunden. Die Verwandtschaft aber des gothischen O und V mit der deutschen Othil- oder Wânrune hat er nicht gekannt, überhaupt nichts von den angelsächsisch-deutschen Runen. — Einen schlagenden Beweis gegen seine Hypothese, welcher in der grösseren Vollständigkeit des gothischen Alphabets liegt, berührt Hr. Bredsdorff kaum und hält es für unnöthig, dabei weitläuftig zu sein. Man habe fortgeworfen, was man nicht gebraucht, und die unvollkommene Art zu schreiben (das Einschneiden der Buchstaben in Holz) nur mit wenigen Zeichen sich zu befassen erlaubt. Als hätte man sich nicht das E G P V, wofür doch Ulfilas Zeichen liefern konnte, durch punktirte Runen, die bereits auf einem der ältesten Steine vorkommen, verschafft! Und dann, warum unter den Runen für das R sogar zwei Zeichen? Das zweite R, die Yrrune, meint Hr. Bredsdorff, habe man deshalb neu hinzu erfunden, weil das andere, die Reidrune, dem B zu ähnlich gesehen und sonst leicht eine Verwechselung vorfallen können. Beide werden aber neben einander
1032 gebraucht und sind in der Bedeutung nicht völlig gleich; auch glaubt der nicht an solch eine Sorgfalt, Missverständnisse abzuwenden, der sich erinnert, wie nachlässig so mancher Runenstein geschrieben ist. An die eigenthümliche Ordnung der Runen, von welcher das gothische Alphabet nichts weiss, wird nirgends gedacht.

Hat also vor Ulfilas der Norden keine Schrift gehabt? Das möchte Hr. Bredsdorff nicht gerne annehmen, auch nicht gerne die Tradition verstossen, wornach Odin die Runen selbst mitbrachte. Den Odin erst zu des Ulfilas Zeit, am Schluss des 4. Jahrhunderts, ankommen zu lassen, ist abermals bedenklich;

also entschliesst er sich zu dem Ausweg, dass Odin zwar Runen könne mitgebracht haben, aber nicht diese, von welchen hier die Rede ist, sondern andere von unbekannter Art, wie z. B. jene auf dem Leerager und Tuner Steine. Holten sich also die Nordländer ein Alphabet beim Ulfilas, während sie schon längst eins besassen? während das frühere vollständiger war und in seiner Grundlage dem anderen ähnlich? Denn auf den beiden genannten Denkmälern ist gerade das angelsächsisch-deutsche Alphabet zu erkennen, wie in der Schrift über deutsche Runen ausgeführt ist. Wir wollen es bei diesen Einwänden gegen des Verf. Hypothese bewenden lassen.

Möchte bald ein umfassendes Werk über die Runen erscheinen, welches die Forderungen befriedigte, die man heut zu Tage machen darf. Seit Ol. Worm, dessen monumenta danica und litteratura runica sich ebenso selten gemacht haben, als Göranssons Bautil und andere schwedische Schriften jener Periode, sind eine Anzahl Runensteine und darunter sehr merkwürdige neu entdeckt und im Einzelnen gelehrte und schätzbare Untersuchungen angestellt worden. Skule Theodor Thorlacius hatte eine Abhandlung über Runen mehrmals angekündigt, aber sie ist nicht erschienen, und von einer, wie es scheint, sehr inhaltsreichen und ausführlichen, aber auch nicht vollendeten Arbeit des John Olafsen von Grunnevik erhalten wir hier erst durch Hrn. Brynjulfsen Nachricht. Die Handschrift davon, welche auf der königl. Bibliothek aufbewahrt wird, hat dieser bei seiner Abhandlung benutzt, wo er auch (S. 10. 11) ältere isländische Manuscripte anzeigt, aus denen mancherlei zu schöpfen ist. Es wäre also wohl an der Zeit, dass dieser Theil der altnordischen Litteratur mit den anderen, die bereits weit fortgeschritten sind, in eine Linie vorrückte; die dänische Regierung, die ohne Prunk, aber auf eine grossartige und edle Weise die Wissenschaften befördert, würde auch einem solchen Werke die nöthige Unterstützung nicht versagen.

[anonym.]

1417 FÄRÖISKE QUÄDER OM SIGURD FOFNERSBANE OG HANS ÄT.

Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian Lyngbye, Sognepräst i Gjesing. Med en Indledning af P. E. Müller, Dr. og Prof. i Theol. Udgivne ved kgl. allernaadigst Understöttelse. Randers. Bei Elmenhof 1822. XXII S. Vorrede und 592 S. in Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1417—1428.

Zwischen dem 61. und 62. Grad nördlicher Breite liegen die Färöer, von den schetländischen Inseln 45 Meilen, von der nächsten norwegischen Küste 84 Meilen entfernt. Der Mangel an Holz erlaubt nicht Schiffe zu bauen, und die geringen Erzeugnisse des Landes locken keine Fremde herbei; somit leben auf 23 Quadratmeilen etwa 5000 Menschen wie in völliger Abgeschiedenheit, und an manchen Orten wird oft in Jahrzehnten kein fremdes Gesicht erblickt.

In der Heidenzeit waren diese Inseln ein bequemer Aufenthalt für Seeräuber. Als dieser Erwerbzweig in Abnahme gerieth, blieb Viehzucht und Fischerei das Wichtigste, denn Kornbau war immer unbedeutend. Unter einem warmen Himmel trennen
1418 diese Beschäftigungen die Menschen, hier, wo es so kalt ist, dass an einigen Orten der Schnee manchmal den ganzen Sommer über nicht völlig wegthaut, sind sie ein Mittel der Vereinigung. Seefischerei kann so hoch im Norden, wenn sie Vortheil bringen soll, nur in Gesellschaft getrieben werden; Viehzucht leitet zum Ackerbau, denn um hinlänglich Futter zu schaffen, muss das Land sorgfältig bebaut, das Heu in Scheunen eingesammelt werden. Die Schafe, welche den grössten Reichthum der Bewohner ausmachen (daher ohne Zweifel der Name Färöer, Schafinseln) suchen sich selbst im Winter wie im Sommer ihre Nahrung; aber die Verarbeitung der Wolle zu Kleidungsstücken beschäftigt die Bewohner in den Wintermonaten und hält sie in den Häusern, wo ganze Familien in den Rauchstuben oder den allgemeinen Arbeitsstuben vereinigt

sind. Hier so wenig, als ehemals in den Trinkstuben der alten Nordbewohner findet sich ein Ofen oder eine Zimmerdecke, sondern der Rauch steigt durch eine Öffnung des Dachs hinaus. Auf diesen westlichen Endpunkten des Nordens mögen Lebensweise und Sitten aus alter Zeit sich erhalten haben, wie auch die Sprache, über welche Rask in der dänischen Ausgabe seiner Grammatik einen besonderen Abschnitt geliefert hat, der altnordischen sehr nahe steht. Das Stammland, fremden Einflüssen zugänglich und von den Begebenheiten der Jahrhunderte bewegt, veränderte nach und nach Sitten und Sprache; wo aber ein Volk ohne Geschichte und ohne Berührung mit der Welt fortdauert, da sind oft ein Paar Menschenleben nöthig, um die geringste Veränderung einzuführen.

Das grösste Vergnügen auf den Färöer besteht im Tanz. Alt und Jung nimmt Theil daran, denn bei der stillsitzenden Arbeit und dem feuchten Wetter ist er eine Nothwendigkeit. Von Weihnachten bis Ostern ist eigentliche Tanzzeit, allein auch sonst, an Feiertagen und auf Hochzeiten, wird getanzt.
Bald ist der eine, bald der andere Vorsinger, aber alle, die 1419
singen können, stimmen bei dem Refrain mit ein. Der Tanz besteht darin, dass Männer und Frauen gemischt einander bei den Händen fassen und drei Schritte taktmässig voran und zur Seite thun, worauf sie entweder etwas balanciren oder einen Augenblick still stehen. Wer dabei nicht Acht gibt, verwirrt den ganzen Tanz. Der Gesang aber dient nicht bloss, wie Tanzmusik, die Schritte zu ordnen, sondern auch durch seinen Inhalt den Geist anzuregen. Man kann es den Tanzenden ansehen, dass sie nicht gleichgültig dabei bleiben, sie bemühen sich vielmehr in ihren Mienen den verschiedenen Inhalt des Liedes auszudrücken. Dies bringt in den Tanz, so einförmig er an sich ist, eine eigene Lebendigkeit; Jung und Alt bleibt den ganzen Abend, fast ohne Unterbrechung, in den Reihen. Bei den Hochzeiten werden bestimmte Lieder gesungen, wovon die beiden ersten so langsam sind und der Tanz selbst so anständig und ernsthaft ist, dass sogar die älteren Prediger ihn in ihrer Amtskleidung mitzutanzen pflegten. Die Beschreibung davon, sowie eine anschauliche Darstellung der alten und

merkwürdigen Hochzeitsgebräuche von Hrn. Lyngbye befindet sich in Nyerups Reisejagttagelser I, 202—221.

Die Zahl der Tanzlieder ist so ansehnlich, dass in den grösseren Bauernhöfen derselbe Gesang in einem Winter kaum wiederholt wird. Die meisten sind von sehr bedeutendem Umfang, demohngeachtet ist auch nicht ein einziges je auf den Inseln aufgezeichnet worden, sondern sie werden lediglich im Gedächtnis aufbewahrt. Natürlich weiss nicht jeder alle Gesänge, an dem einen Ort hat man Vorliebe für diese, an dem anderen für jene.

Es gibt ein schon hundertundfunfzig Jahre altes Zeugnis von dem Dasein dieser Lieder, ihrer gedenkt nämlich Lucas
1420 Debes in seiner Faeroa reserata Kopenhagen 1673. Ein noch
jetzt lebender Färöbewohner, Jens Chr. Svabo, war der Erste, welcher im Jahre 1781 und 1782 einen Theil derselben aufzeichnete. Von seiner in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Sammlung wird hier S. 10. 11 das Verzeichnis mitgetheilt: zum Theil alte, zum Theil neuere Lieder, im Ganzen 52 Stück. Im Jahre 1817 unternahm Hr. Pf. Lyngbye eine Reise nach den Inseln, in der Absicht, Beiträge zu seiner Hydrophytologia danica zu sammeln. Er fand Svabos Besorgnis über den Untergang der alten Lieder ungegründet, sie waren noch so frisch im Andenken und Gebrauch, dass er nicht zweifelte, Svabos Handschrift würde sich noch jetzt aus der mündlichen Überlieferung ergänzen lassen. Bei Regenwetter, welches botanische Excurse nicht gestattete, nahm Hr. Lyngbye aus dem Munde eines alten Mannes, der dafür Tagelohn empfieng, die Lieder von Sigurd Fofnerstödter auf, denn diese schienen bei ganz richtigem Takt ihm besonders merkwürdig und befanden sich nicht in der Svaboischen Sammlung. Sie sind wie die ältesten, so den Einwohnern die liebsten, und keine werden so häufig gesungen, ja nicht selten hört man Redensarten, welche daraus in das tägliche Leben übergegangen sind; z. B. „Du bist nicht besser, als Reigin!“ Mit einer Übersetzung ins Dänische ausgestattet, kamen sie hernach in die Hände des Hrn. Prof. P. F. Müller, der davon bereits in der trefflichen Sagenbibliothek (II, S. 420—430) Gebrauch

machen konnte. Da er den Werth dieser Überlieferungen wohl erkannte, bemühte er sich deshalb noch weiter und, um die Lieder, deren jener Alte sich nicht mehr vollständig erinnerte, vervollständigen zu können, wendete er sich mit schriftlicher Bitte an Hrn. Pfarrer Schröter auf Süderö und Hrn Amtsprobst Hentze. Beide ergänzten nicht nur bereitwillig das 1421
Fehlende, sondern schickten auch ganz neu Aufgefasstes und endlich ein Verzeichnis aller noch jetzt gangbaren, aus alter Zeit herrührenden Lieder. Dieses ist hier S. 16—20 abgedruckt und besteht, wenn man die einzelnen Stücke, aus welchen ein Fabelkreis zusammengesetzt ist, wie billig mitzählt, aus 178 Liedern. Welch ein Reichthum von Poesie lebt hier auf engem Raum unter einem kleinen Volk! Wie thut sich das natürliche Verlangen des Menschen darnach kund! Dabei muss man bedenken, dass einige von grossem Umfang sind, wie z. B. das Lied von Brynhild allein 220 vierzeilige Strophen enthält.

Auch neue Lieder dichten die Bewohner der Färöer auf Begebenheiten, die ihnen merkwürdig scheinen, besonders Spottlieder. Soll ein solches Lied öffentlich gemacht, d. h. als Tanzmelodie eingeführt werden, so richtet man es ein, dass der Held davon, ohne es zu wissen, gegenwärtig ist. Zwei handfeste Bursche fassen ihn dann, wenn der Tanz anhebt, bei den Händen, und so muss er das ganze Lied, er mag wollen oder nicht, durchmachen. Findet es Beifall, so wird es dann allgemein aufgenommen. Die alten Lieder heissen Qveâir (Quäder), die neuen Taattir, welches von dem isländischen Thâttr, Bruchstück, abstammend ein kürzeres Lied bedeutet.

Gewiss wäre ein Abdruck sämmtlicher bereits aufgefasster Lieder erwünscht, indes erkennen wir es dankbar an, dass königliche Unterstützung es möglich gemacht, das Wichtigste vorerst durch den Druck zu sichern und zu verbreiten. Demnach erhalten wir die Lieder von Sigurd und dessen Geschlecht, einen Theil nach Hrn. Lyngbyes, einen anderen nach Hrn. Schröters Aufzeichnungen; doch die von letzterem nachgesendeten Stücke hat Hr. Lyngbye erst sorgfältig und nicht ohne Mühe geordnet und gereinigt. Von ihm allein rührt auch überall die dänische Übersetzung, die ohne Zweifel ein bedeu-

1422 tendes Hilfsmittel zum Verständnis des Originals ist. Übersetzungen dieses Art haben mehr Schwierigkeit, als man glaubt, da es gerade nicht leicht ist, bei dem schlichten und ganz kunstlosen Ausdruck ohne Zwang die Reime herbeizuschaffen. Der Verf. hätte wohl besser gethan, diesen ganz aufzugeben und sich auf wörtliche Treue zu beschränken, doch hat er vielleicht billige Rücksicht auf Leser genommen, die sich mit dem Original gerade nicht befassen wollen oder können. Im Ganzen hat er sich ziemlich rein gehalten von fremdartigen und modern zierlichen Ausdrücken; Beispiele davon wären folgende: S. 49 „jeder sank in des Todes Arm", wo im Original steht: keiner kam von dem Kampf zurück. S. 136 „so lautet des Skalden Gesang" für: so ist mir gesagt. Dies stört, weil man gleich fühlt, dass es dem natürlichen Ton und der eigenthümlichen und reinen Farbe der Lieder widersteht.

Ganz vollständig besitzen wir indessen den Sagenkreis von Sigurd, zugleich den grössten unter allen auf den Färöern, noch nicht, denn Rec. findet in dem Schröter'schen Verzeichnis S. 16 als hierhergehörig noch angemerkt: Angankaari, Grujms Rujma und Dvörgamoijnar, das letztere besteht aus vier einzelnen Liedern und handelt von Zwergenmädchen, welche dem Sigurd Geschenke gegeben haben, in dem Riesen von Letraberg S. 470, V. 93 kommt sogar eine Beziehung darauf vor. Diese Lieder (wovon das erstere, so viel sich aus der Ferne schliessen lässt, schon in der Svaboischen Sammlung Th. II, Stück 7 vorzukommen scheint) sollte Hr. Lyngbye noch als einen Nachtrag zu liefern suchen, damit seinen Verdiensten um die Poesie nicht das Geringste abgienge.

In der wohlgeschriebenen Einleitung verweilt die Betrachtung bei dem, was eine solche Überlieferung Merkenswerthes darbietet. Hier wird auch, wie sich von Hrn. P. E. Müller erwarten liess, das Verhältnis derselben zu der nordischen und
1423 deutschen Sage berücksichtigt. Letztere ist in ihrer besonderen Bildung (wir sehen dabei nicht auf das Gemeinsame, auch nicht auf einzelne Züge, wie z. B. der ist, dass Sigurd in der Edda schon inn sudraeni der Südliche, d. i. der Deutsche heisst) schon früh in den Norden gedrungen, ausgemacht schon im

zwölften Jahrhundert; der Sammler der Eddalieder gedenkt ihrer ausdrücklich. In diesen färöischen Gesängen zeigt sich zuvörderst ein offenbarer Zusammenhang mit der nordischen Sage, daraus erklären sich allein die jetzt unverstandenen Namen Malmaring für Rînar mâlmr, Våoluo für Vafurlogi und andere, die man in der Vorrede S. XVI Anm. zusammengestellt findet. Nur ist überall ein Bestreben sichtbar, das Heidnische und Mythische zu unterdrücken. Die Fabel selbst hat anfangs, in den Liedern von Reigin und Brynhild bis zu Sigurds Mord, im Ganzen ziemliche Übereinstimmung mit der Volsungasaga, aber auch manches ihr allein Zugehörige. Dies bezieht sich nicht bloss auf einzelne Züge, sehr merkwürdig trifft man hier eine Episode, die sonst nicht bekannt ist, gleichwohl in den Kreis der Begebenheiten passt und welcher, wie P. E. Müller anmerkt, ein eddisches, jetzt verlorenes Lied gar wohl zu Grunde liegen kann. Es ist der Gesang von Ismal, aus 61 Strophen bestehend, welcher die Hochzeit zwischen Ismal uud einer Schwester Sigurds, die den Namen Schwanhild Sonnenblume führt, beschreibt; Sigurd sieht hier zum ersten Mal die Brynhild und betroffen von ihrem Anblick zerbricht er den goldenen Becher in seinen Händen. Ähnliche Züge, Erstaunen und Selbstvergessen anzudeuten, könnten aus anderen Sagen daneben aufgestellt werden. Um so eher aber darf man hier ein eddisches Lied vermuthen, als das, welches in der Edda diese Stelle einnehmen sollte, verloren ist, die Volsungasaga aber in der Art, wie Sigurd die Brynhild kennen lernt, einen Widerspruch enthält. Schwanhild ist zwar nicht als Sigurds Schwester in 1424
der Edda bekannt, wohl aber als seine Tochter, und einen Zusammenhang zwischen beiden scheint dem Rec. der Name S o n n e n b l u m e anzudeuten, denn von der Schwanhild heisst es zweimal ausdrücklich in der Edda: „sie war weisser als der klare Tag und den S o n n e n s t r a h l e n gleich“ (Kopenh. Ausgabe II, S. 236, Str. 52 und S. 532, Str. 14); auch in der Volsungasaga wird sie mit der Sonne verglichen. Der Brynhild Mutter wird hier G u n i l d genannt (S. 118 und 360), welcher Name sich in der Edda nicht findet.

Bei der Erzählung von Sigurds Tod folgen die färöischen

Lieder dagegen der deutschen Sage, und zwar wie sie die Vilkinasaga enthält. Ebenso im Fortgange der Geschichte, von der Vermählung der Gudrun mit Atle, dem Zuge der Giukungen, Hagens Gespräch mit dem Meerweib bis zu dem letzten Kampfe. Auch Dieterich von Bern tritt auf, und sein Feuerathem ist in Gift verwandelt, das er als Drache ausspeit. Die Giukungen rächt Aldrian, gleichfalls der deutschen Sage gemäss, aber die That selbst wird hier mit Umständen erzählt, die Ähnlichkeit haben mit der Darstellung der hvenischen Chronik, welches beweiset, dass auch diese keine willkürliche Umdichtung enthält. Abermals der nordischen Sage folgen die Lieder von Ragnar und Aslaug. Mit diesen endigt der zusammenhängende Kreis und die letzten drei Stücke: der Riese von Holmgard, das Lied von Quörfin und der Riese von Letraberg erzählen besondere Begebenheiten von Sigurd, Wittig und Dieterich, von welchem sonst nichts bekannt ist. Wittig zieht hier in Gesellschaft mit Siegfried auf Abenteuer aus. Besondere Rücksicht verdient ein Zug in dem Liede von Quörfin: Dieterich nämlich ist furchtsam und flieht vor dem Kampf nach Haus. Gerade so erscheint er mehr als einmal in den deutschen Gedichten. Hildebrand muss ihn erst auf-
1425 muntern, ausschelten, selbst mit ihm kämpfen, ehe er einen Entschluss fasst und einen gewissen natürlichen Widerwillen vor der Gefahr überwindet, ja im Rosengarten gebraucht der Alte die List, sich für todt ausgeben zu lassen, um seinen Herrn in Zorn und Eifer zu bringen, in welchem er dann alles besiegt; „mir ist erwarmet nû daz bluot!“ ruft er selbst im Biterolf (V. 8159) aus, als er sich zum Kampf mit Siegfried entschlossen hat. Ohne lebendige Kenntnis von der deutschen Sage wäre dieses färöische Lied nicht entstanden, denn eine solche Übereinstimmung im Charakter beweiset nicht weniger als Übereinstimmung in der Fabel.

Aber wir müssen etwas von Art und Weise dieser Lieder reden. Äussere Form, Gang der Erzählung haben sie mit den dänischen Kjämpeviser gemein, sonst aber sind sie diesen an poetischem Werth und innerem Gehalt nicht gleichzustellen. Sie haben nicht jene Tiefe der Anschauung, die Freiheit und

Kühnheit der Gedanken und das Überraschende der Wendungen. Die Erzählung ergiesst sich hier in einem ruhigen, gleichmässigen, etwas breiten Fluss, und man scheint so sehr des Eindrucks der Fabel selbst auf die Gemüther sicher zu sein, dass man auch nirgends das Bestreben bemerkt, zu überraschen oder die Neugierde zu spannen; jedoch ist die Darstellung überall natürlich und angemessen. Das Lied von Quörfin unterscheidet sich von den übrigen durch eine gewisse Lebhaftigkeit, und wahrhaft poetisch ist darin die Beschreibung der nächtlichen Wirthschaft der Riesen und Zwerge. Auch manche epischen Anklänge haben sie mit den Kjämpeviser gemein. Z. B. die Jungfrau lächelt unter dem weissen Linnen; ehe die Helden eingehen, ziehen sie ihr Kleid über die Schulter; der Trauernde wird schwarz wie die Erde; die Berufung: „das ist mir in Wahrheit gesagt!“ oder „so geht die Sage!“ Auch der
Name Sjûrur snêare (S. 139) ist das dänische Sivard snaren- 1426
svend. Eddisch ist der Spruch (S. 32): „die Nornen (Nodnar) haben mir das bestimmt!“, „niemand kann dem Tod entfliehen!“ und der tiefpoetische Ausdruck (S. 464): „die Zwergensprache (das Echo, in den Kenningar) sang bei den Schwertschlägen in jedem Berg“. Überraschend dabei eine Übereinstimmung in unserem deutschen Gedicht von Ecken Ausfahrt, wo es Str. 149 heisst: „ihr Schlagen war so stark, dass es Berg und Thal Stimme gab“. Jene Warnung: „der junge Wolf (Rächer des getödteten Vaters) wächst auf mit scharfem Zahn im Munde!“ scheint im ganzen Norden verständlich gewesen zu sein, nicht nur hier (S. 62) und häufig in den Kjämpeviser, auch in der alten Edda (II, 217) und in der Volsungasaga (Cap. 30) kommt sie vor. — S. 458, Str. 63 heisst es von Sigurds Mannen: „sie wussten nicht, wo sie waren, im Himmel oder auf Erden“; ähnlicher Weise sagt Sigurd zu Reigin (Volsungasaga, Cap. 28): „du wusstest (vor Schrecken) nicht, was Himmel oder Erde war“. In dem entsprechenden Eddalied fehlen diese Worte. Das Gleichnis: „froh, wie der Vogel beim hellen Tag“ (S. 122) haben wir gerade so in der Vilkinasaga (Cap. 39) auf Vidga angewendet wiedergefunden, aber auch einer unserer Minnesänger des 13. Jahrhunderts kennt es: „vröuwet sich mîn

gemuete sam diu kleinen vogellîn sô sie sehent des tages schîn" (Man. S. II, 102[b]). Dagegen gewiss eigenthümlich färöisch ist Folgendes: „Ismal hatte Wangen roth wie eine Hummerscheere und Augen wie eine Taube", d. h. blaue, erklärt Hr. Lyngbye, denn die wilden Tauben auf den Färöer sind blau, wenn nicht wirklich das sanftblickende Taubenauge gemeint ist. Der Ausdruck: „ein Kind schön, wie ein Tropfen Blut im Schnee" (S. 128 Anmerkung) lässt das Dasein jener alten Sage
1427 vermuthen, die im Parcifâl so bedeutend wirkt und noch in deutschen Märchen fortdauert.

Auch über die Herkunft dieser Lieder hat P. E. Müller Untersuchungen angestellt. Schon Svabo bemerkte in der Einleitung zu seiner Sammlung und Hentze bestätigte eine auf den Färöer umgehende Sage, wornach diese Lieder aus einem Buche herrühren, welches durch ein gestrandetes isländisches Schiff nach Sandö gekommen und so gross gewesen sei, dass ein Saumross es nicht habe auf einer Seite tragen können. Von einem solchen Buche findet sich aber keine Spur, weder auf den Inseln noch in Kopenhagen, wohin es soll gekommen sein und wo es unmöglich der Aufmerksamkeit der Sammler entgangen wäre. Mit Recht nimmt Hr. P. E. Müller an und führt es aus, dass die Färöbewohner gerade diese Lieder von Sigurd weder von Dänemark aus durch die Kjämpeviser, die von sehr abweichendem Inhalte sind, noch von den Isländern haben erhalten können, sondern sie aus dem Norden, wo von den ältesten Zeiten her diese Sage der Hauptgegenstand der Dichtung gewesen ist, mitgebracht haben. Sie zeigen auch überall Selbständigkeit, und während sie die altnordische Darstellung in der Hauptsache beibehalten, haben sie sich aus sich selbst erweitert. Die deutsche Sage ist hier so gut, wie in den Kjämpeviser und der hvenischen Chronik, mit der nordischen lebendig vereinigt, und es kann gar wohl sein, dass sich hier noch Züge aus jener erhalten haben, die bei uns verloren sind. Überall hat hier die Schrift nichts gewirkt, sondern lediglich mündliche Überlieferung.

Noch eine einzelne Spur von hohem Alter hat der scharfsichtige Herausgeber entdeckt. Einige Mal kommt hier eine

Beziehung vor auf ein Lied, welches Bragdar Thaat genannt
wird und worin Schicksale der Gudrun und eine von ihr aus-
geübte List müssen erzählt worden sein, welches aber die
jetzigen Bewohner nicht mehr kennen. Wir besitzen auch kein 1428
eddisches Lied darüber, aber in der Nornagestssage wird er-
zählt, dass Nornagest vor Oluf Tryggvason gesungen habe
Gunnarsslagr und Gudrûnar brögd in fornu, das alte Lied von
der List der Gudrun. Ohne Zweifel wird an beiden Orten
dasselbe verlorene Lied gemeint. Wahrscheinlich ist es dem-
nach, dass diese Gesänge über Sigurd schon ein Jahrtausend
durch mündliche Überlieferung sich erhalten haben, wenn auch
mannigfach Inhalt und Sprache nach verändert, ein für die
Geschichte der Poesie wichtiger Satz, der ohne die abgeschie-
dene Lage der Färöer schwerlich so einleuchtend sich darthun
liesse.

In dem Anhang S. 480—564 wird aus der Sammlung der übrigen Lieder noch eine Auswahl und dann eine Anzahl von Refrains mitgetheilt. Diese Stücke sind sämmtlich von dichterischem Werth, den Vorzug verdienen aber die beiden ersten von Skrymner und Loke. Besonders das letztere ist ausgezeichnet schön und an sich merkwürdig genug, da die drei Götter Odin, Häner und Loke, die wir schon in der Edda in Gesellschaft finden, hier gemeinschaftlich einen Riesen überlisten. Wahrscheinlich haben wir eine alte Dämisaga vor uns, denn selbst der Umstand, dass dieses Lied sonst zu singen verboten war, beweiset die Abstammung aus der Heidenzeit. Ein anderes Beispiel fortdauernder Erinnerungen von Loke gibt eine Anmerkung in der Einleitung S. 21. Als Beilage erhalten wir von Hrn. Lyngbye, der für die Liebe und Sorgfalt, womit er dieses Buch gepflegt hat, den grössten Dank verdient, noch ein Verzeichnis jütländischer Wörter und eine färöische Melodie zu Sigurds Lied.

[anonym.]

1428 BIOGRAPHISCHE DENKMALE.

Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin. Bey G. Reimer 1824. 408 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 143. Stück, den 4. September 1824. S. 1428—1431.

1429 Drei Cabinetsstücke von der besten Arbeit. Der Held, der uns entgegentritt, weiss unsere Augen gleich zu fesseln, seine Züge sind gemässigt und aufgeheitert, seine Haltung ist gefällig und ungezwungen, während die mit Sorgsamkeit und versteckter Kunst um ihn her geordneten Gruppen den vortheilhaften Eindruck des Ganzen erhöhen. Der Verf. hat zu reinen Geschmack, um durch gesteigerte Farben, künstliche Beleuchtung, unverhältnismässig ausgeführte Beiwerke, und was es sonst noch für Mittel gibt, Eindruck machen oder gewöhnliche Beschauer blenden zu wollen. Alles ist in gleichmässiger Behandlung wohl temperirt und lädt zu einer ungestörten Betrachtung ein. In dieser Ausbildung steht er höher als andere Schriftsteller seines Fachs, z. B. der französische Lacretelle, der seinen Gegenstand schon mehr brillantirt, glänzende Gegensätze, Sentenzen, überraschende Wendungen sucht und manchmal glücklich findet. Dies kleine Buch scheint dem Rec., um nicht zu sagen, ganz vollkommen (weil das ein gar zu grosses Lob sein würde), doch ganz fertig gearbeitet: vielleicht ist der Verf. im Stand, von jeder Zeile Rechenschaft zu geben. Ein Urtheil, das an dieser glatten Oberfläche hier und da nagen wollte, würde etwas Unpassendes und Ungeschicktes sein, lieber will Rec. eines Unterschiedes gedenken, der auch sonst, doch vorzüglich bei Werken dieser Gattung zum Vorschein kommt, die neben dem nicht mühelosen Studium des Materials zugleich einen schaffenden Geist fordern, der, was in der Seele sich gebildet hat, vor unsere Blicke heraufzuheben Stärke genug besitzt. Es gibt Schriftsteller, welche in steter Übung nach und nach ihrer sämmtlichen Kräfte und Gaben sich bewusst werden und sie endlich völlig in ihre Gewalt bekommen. Dagegen andere können den Genius, der ihnen verliehen ist, nur zum

Theil bezwingen: halb leiten sie ihn, halb werden sie von ihm 1430
gelenkt und getrieben. Gelingt jenen die Arbeit, so verdient sie gewiss grosses Lob, alles, wohl durchdacht, wohl geordnet, gestattet ein vollkommenes Verständnis, und ohne Anstoss zu fühlen oder durch etwas Widerstrebendes aufgehalten zu werden, eilen wir mit Vergnügen hindurch. Die Werke der anderen sind nicht so zugänglich, vielleicht fallen gleich Unvollkommenheiten und Missverhältnisse in die Augen, oder uns hemmt etwas Unverständliches, wenigstens Befremdendes; dagegen das Herrliche, das unerwartet uns begegnet, der frische Hauch des Lebens, der auf uns einströmt, erfreut uns auf das Höchste und versetzt uns in eine Stimmung, in welcher wir das Übrige gern verzeihen, selbst geneigt sind, es als etwas Nothwendiges und dem Menschenwerk Anklebendes zu betrachten. Jene erfüllen im besten Fall jede billige Erwartung, diese gewähren etwas über aller Erwartung Liegendes. Auch darin zeigt sich der Unterschied, dass wir zu einem verstandenen und überschauten Werk, das für den ersten Eindruck alles gesammelt zu haben scheint, nicht leicht zurückkehren, wie uns ein gelöstes Räthsel nicht weiter reizt und die Wiederholung eines Witzes fast verdriesst. Wo aber der Genius mit eingesprochen hat, vielleicht zur Überraschung des Verfassers selbst, da fühlen wir uns zu wiederholter Betrachtung angetrieben und kehren niemals zurück, ohne einen neuen Blick in die Tiefe des menschlichen Daseins gethan zu haben; solche Werke haben wie die Natur etwas Unerschöpfliches.

Ob die Manier des Hrn. Varnhagen der Geschichte nachtheilig werden könne, mögen andere beurtheilen, uns kommt es fast undankbar vor, diese Frage in Anregung zu bringen, gleich nach der Unterhaltung, die uns das Buch gewährt hat. Auch ist in keinem Falle die Gefahr gross, denn solche kunstgeübten Hände bilden sich so schnell nicht aus. Ein geistreicher
Mann hat dem Verfasser vorgeworfen, er sei schalkhaft und 1431
sage Eins und das Andere mit ernster Miene, was er selbst nicht glaube. Das sollte niemand irre führen und ist nur eine List, der Tadler ist der Schalk und weiss recht gut, dass es für einzelne Punkte keine Ausnahme gibt und Eins so wahr

sein muss, als das Andere. Haben doch Maler längst bei ihren historischen Compositionen die Erlaubnis gehabt, das Widerstrebende und Widerwärtige in den Schatten zu stellen oder auf eine ungezwungene Art zu bedecken und dem Auge zu entziehen. Dergleichen und wäre es ein Klumpfuss kann geschickt weggeschafft werden, ohne dass man es, wenn darnach gefragt würde, ableugnen wollte; auch in guter Gesellschaft spricht man ja nicht davon oder nur mit mildernder Wendung. Kommt es denn hier auf etwas Anderes an, als die eigenthümliche Lebendigkeit oder kecke Beweglicheit einer nicht gemeinen Natur, so ansprechend als möglich zu schildern? Auf ein Urtheil ist es gewiss nicht abgesehen. Auch den Diplomaten thut jener Mann Unrecht, wenn er ihnen noch eine besondere, der geäusserten etwa entgegengesetzte Meinung zuschreibt; wir denken besser von ihnen und halten sie für vollkommen von derjenigen überzeugt, welche zu äussern sie sich veranlasst fühlen. Der Grundton, den sie etwa aus sich selbst mitbringen, ist jenes sanfte Grau, von dem schon Goethe in der Farbenlehre behauptet hat, dass es die schreiendsten Farben vermittle.

Wir müssen aber nicht vergessen anzuzeigen, dass dieser Band das Leben des Grafen Wilhelm zur Lippe, des Grafen Matthias von der Schulenburg und des Königs Theodor von Corsica enthält. Dass es unser Ernst sei, wenn wir um die in der Vorrede angedeutete Fortsetzung bitten, wird der talentvolle Verf. selbst nicht bezweifeln.

[anonym.]

36 ## DEN AELDRE EDDA.

En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön kaldet hin Frode. Oversat og forklaret ved Finn Magnusen. Kopenhagen. In der Gyldendalischen Buchhandlung. Erster Band 1821. LI und 274 S. in 8. Zweyter Band 1822. VI und 319 S. Dritter Band 1822. VI und 312 S. Vierter Band 1823. IX und 349 S.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 3. und 4. Stück, den 6. Januar 1825. S. 36—39.

Einer schwedischen, gleichfalls die ganze Sämundische Edda begreifenden Übersetzung von Afzelius, welche

im Jahr 1818 bereits erschienen ist, haben diese Blätter schon
(1820, S. 1443—1445) Erwähnung gethan. Gegenwärtige
dänische ist in ähnlichem Sinne ausgearbeitet, das heisst, sie
trachtet vor allen Dingen nach einem genauen, selbst feinen
Verständnis des Originals. Nachdem in der Vorrede die ver-
schiedenen Übersetzungen berührt sind, sagt der Verfasser:
„jeg har straebt efter, at min bliver saa nöjagtig og oplysende,
fom det nu er mueligt.“ Mit Recht hat er deshalb auch
keinen Werth auf regelmässige Beibehaltung der Alliteration
gelegt, noch auch ist er von dem schlichten und doch so
poetisch gewaltigen und kraftvollen Ausdruck des Originals
abgewichen. Beruf zu einer solchen Arbeit wird ihm niemand
abstreiten, da er durch seine Theilnahme an der grossen Kopen- 37
hagener Ausgabe (denn von ihm rührt, die lateinische Über-
setzung und Vorrede ausgenommen, der sämmtliche gelehrte
Apparat des zweiten Theils) Bekanntschaft und vertrauten Um-
gang mit der Edda hinlänglich bewährt hat. Das Geringste
also, was wir hier erwarten dürfen, ist ein eben so genaues
Verständnis des Textes, als dort; aber bei einem so eifrigen
Gelehrten versteht sich von selbst, dass er Berichtigungen und
neuerworbene Aufklärungen einzutragen hatte.

Einen bedeutenden Vorzug vor der schwedischen Übersetzung (die freilich auch nur einen einzigen Band, nicht stärker als einer von diesen vieren, ausmacht) gewähren reichliche Zugaben. Erstlich die einleitende Vorrede, welche eine kurze, aber klare Auskunft über die beiden Edden gibt, worin unter anderen wahrscheinlich gemacht wird, dass Snorre die jüngere Edda nur nach Sämunds Sammlungen redigiert, nicht eigentlich verfasst habe (so wie ihn P. E. Müller in Beziehung auf die Heimskringla darstellt); ferner zu jedem Lied eine besondere Einleitung und genaue Inhaltsanzeige (die man ungern an der grossen Ausgabe vermisst); endlich am Schluss ein dreifaches Register, dessen Nützlichkeit wir nicht weiter rühmen wollen, da sie in die Augen leuchtet. Das alles ist mit lobenswürdiger Sorgsamkeit und sichtbarer Neigung ausgeführt und verdient dankbar anerkannt zu werden. Nur hätten wir dem Verfasser hier und da etwas mehr Enthaltsamkeit gewünscht,

er schweift gern nach verschiedenen Richtungen aus und kann einer blossen Vermuthung oder einem wenn auch sinnreichen Gedanken, wozu besonders die mythischen Lieder bei ihrer dunkelen Bedeutsamkeit leicht Anlass geben, nicht widerstehen. Hätte er den Kreis der Betrachtung enger abgeschlossen, so würde das Ganze gleichförmiger und reinlicher ausgefallen sein, gewiss auch ansprechender, zumal für das Publikum, das Hr.
38 Finn Magnussen im Sinne hat. Mehr als eine schwache Vermuthung ist es zum Beispiel nicht, wenn er annimmt, dass die Völuspâ bei dem Sonnenfest und Johannisfeuer sei vorgesungen worden, oder dass Vidar eine Wasserhose, Typhon, bedeute, bei welcher Gelegenheit drei enggedruckte Seiten mit Beschreibungen dieses Meteors angefüllt sind. Zu Grimnismâl wird ein poetischer Kalender der Heidenzeit aufgestellt, und Rûnacapituli begleitet eine 20 Seiten lange Abhandlung, welche des Verfassers Ansicht über Entstehung und älteste Bildung der Runen vorträgt. Am meisten und liebsten verweilt er bei Vergleichungen der Edda mit asiatischen Mythen und Sitten, und wiewohl das alles viel Raum einnimmt, muss er doch über Mangel daran klagen und auf ein besonderes Werk verweisen, welches, als Seitenstück zu vorliegendem, die Eddalehre in ihren mannigfaltigen Beziehungen darstellen soll. Hätte er nicht besser gethan, alles dafür zurückzuhalten, dagegen aber die beiden Lieder Rîgsmâl und Grottasaungr, welche ganz eigentlich zur Edda gehören, aufzunehmen? Wir müssen die Auslassung derselben tadeln und wissen sie nicht zu erklären. Die Anmerkung in der Vorrede des ersten Bandes S. XVIII gibt doch eigentlich keine Auskunft darüber, auch steht Rîgsmâl in der schwedischen Übersetzung.

Werth und Einfluss gegenwärtiger Arbeit erkennen wir in dem Nutzen, den sie dem Studium des Originals gewähren wird. Es sind Stufen in den Felsen gehauen, auf welchen wir zu der reinen Quelle mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit hinabsteigen können. Ein allgemeineres Eindringen dieser Poesie und eine Theilnahme des grösseren Publikums erwarten wir nicht. Wir denken gewiss nicht geringer über ihren inneren Gehalt, als Hr. Finn Magnussen, einige dieser Edda-

lieder dürfen sich kühn mit dem Besten vergleichen, was andere Völker aus ihrem Alterthum besitzen; aber Sinn und Gefühl 39
dafür, wie sollte es unsere Zeit erlangt haben? Diese Lieder können nur historisch verstanden und gewürdigt werden. Sie gleichen einer Alpenpflanze, die in den Thälern nicht gedeiht, in welchen das jetzige Geschlecht seine Wohnungen aufgeschlagen hat. Ebenso wenig können an sich immerhin wohl ausgeführte Werke der Malerei und Bildhauerkunst, die dorther ihren Stoff genommen, verständlich werden und Eingang finden, auf welche Lieblingsidee Hr. Finn Magnussen auch hier, in der Vorrede zum vierten Bande, zurückkehrt.

Wird der dritte Theil der Kopenhagener Ausgabe, woran nach der Versicherung des dabei thätigen Verfassers bereits gearbeitet wird, vollendet sein*), so bleiben für die Edda keine grossen Wünsche mehr übrig. [anonym.]

VAN HET LETTERSCHRIFT, 49

door Mr. Willem Bilderdijk. Rotterdam. Bei J. Immerzeel dem jüng. 1820. X und 208 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. Stück, den 8. Januar 1825. S. 49—64.

Herr Bilderdijk, als Dichter und Gelehrter seinem Vaterlande ein Stern erster Grösse, macht hier durch den Druck zwei Abhandlungen**) einem weiteren Kreise bekannt, die er in den Sitzungen des holländischen Instituts vorgelesen hatte. Sie betreffen einen schwierigen schon mehrmals, man kann aber nicht sagen, mit Glück berührten Gegenstand. Der in seinen Ansichten und seinem Urtheil immer unabhängige Verf. verspricht dagegen die Frage so zu beantworten, dass für Gelehrte und Ungelehrte sie als völlig gelöst könne betrachtet werden. „Schlagen wir einen ganz anderen Weg ein," ruft er, „verlassen wir alle Vermuthungen und Voraussetzungen, von welchen unsere Vorgänger ausgegangen sind!" Es ist wahr, eigen ist dem Verf. alles, was er vorbringt, und das Meiste ist zugleich originell.

*) [Vgl. unten S. 396 f.]

**) [Änderung für „Vorlesungen" im Handexemplar.]

50 Die erste Abhandlung betrifft die *Gestalt der Buchstaben*. Zuvorderst werden die bisherigen Meinungen abgefertigt: verderbte und entstellte Hieroglyphen können sie nicht sein, denn dies setzt die falsche Ansicht voraus, dass den Hieroglyphen ein höheres Alter zukomme, als der Buchstabenschrift. Einen Zufall darf man bei ihrer Bildung nicht annehmen, denn es gibt keinen Zufall, und die Berufung darauf ist, nach Leibnitzens Ausdruck, nichts Anderes als ein argumentum pigritiae. Deutet man auf einen mystischen Grund, so sagt man eigentlich nichts, was diese Sache näher angeht, denn alles, was ist, hat einen mystischen Grund. Abbildung der Gegenstände, von welchen sie den Namen führen, sind es endlich auch nicht, wiewohl es bei einigen allerdings den Schein hat, vielmehr, um uns am Eingang zu überraschen, behauptet Herr Bilderdijk, „die Gegenstände seien nach der Gestalt der Buchstaben genannt und nicht umgekehrt diese nach den Gegenständen.“

Von diesen vier Abwegen, auf welchen die zahlreichen Vorgänger sämmtlich wandelten, will der Verf. keinen betreten. Man kennt *Helmonts* Einfall, welcher in den Muskeln der Wange und des Mundes die Gestalt der Buchstaben fand; man hat darüber gelacht, „und in der That“, sagt Hr. Bilderdijk, „wenn man seine Abbildungen ansieht, kann man sich kaum des Lächelns enthalten.“ Dennoch ist er der Einzige, an den sich Hr. Bilderdijk gewissermassen anschliesst: „Helmont hat von der Wahrheit etwas gesehen, aber umnebelt, und eben dieser Nebel hat ihn falsch geleitet.“

Nach diesem Wink stellt er nun die eigene Behauptung auf, von deren Wahrheit er vollkommen überzeugt ist: nämlich die Buchstaben seien nichts Anderes, als *Abbildungen der Sprachwerkzeuge*; was den Sprachlaut hervorbringe, diene
51 zugleich ihn sichtlich zu bezeichnen. Die Labiallaute werden also durch die Lippen, die Gutturallaute durch die Kehle und die Linguallaute durch die Zunge angedeutet; und diese Unterscheidung musste dem Alphabet vorangegangen sein. Für die Vocale, da bei ihrer Bildung die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind und sie in einem blossen Aushauchen bestehen, kann es

nach dieser Ansicht eigentlich keine Buchstaben geben, weshalb denn auch der Verfasser jener (historisch unbegründeten) Ansicht zugethan ist, welche die ältesten Alphabete nur aus Consonanten bestehen lässt. Natürlich nimmt er nur ein einziges Alphabet an, von welchem alle übrigen abzuleiten sind. Diese aber haben häufig das Ursprüngliche entstellt, woran theils die Flüchtigkeit der Schreiber, die, von einem Zug zum anderen übergehend, die Feder nicht absetzen wollten, theils die Neigung zur Verzierung Schuld hat. Die Keilschrift z. B. betrachtet der Verf. als aus einem solchen Streben nach Gleichförmigkeit entstanden.

Die Behauptung selbst wird an zwei Alphabeten, dem hebräischen und lateinischen, ausgeführt, weil sie Hrn. Bilderdijk die ältesten und ursprünglichsten scheinen. Das lateinische stelle das altgriechische reiner und vollkommener dar, als das griechische, wie wir es kennen. Mit den Gutturalbuchstaben wird der Anfang gemacht. Da die Kehle eine Höhlung ist, so bildet das C am einfachsten das Sprachwerkzeug ab, das hebräische כ kehrt das Zeichen nur um, so wie das K dadurch entsteht, dass der Stab (Standarte sagt der Verf. im Holländischen) vor das C gestellt wird. Gleichfalls ist ק dasselbe Bild der Kehle, jedoch mit zugefügtem Stab. Bei dem G wird nur die Wurzel der Zunge angehängt, und das hebräische ג besteht aus einem כ, mit welchem ein kleines ל als Zeichen der Zunge verbunden ist.

Es folgen die Zungenbuchstaben. Hier ist ל die Grund- 52
gestalt und bildet die Zunge ab, als einen langen, biegsamen, sich schlängelnden Körper; nur oben und unten ist der Strich etwas stärker gezogen. Mit dem lateinischen L wird Hr. Bilderdijk auch fertig: unten der Querstrich ist die Hauptsache und natürlich nichts Anderes, als die Zunge selbst, oben der Strich gilt nichts und ist bloss der zugesetzte Stab. Bei dem R krümmt sich die Zunge, das stellt Resch vor: ר, wozu im lateinischen Buchstaben nur die Standarte kommt. Späterhin wird noch angemerkt, dass L und R eigentlich nur ein Buchstabe seien. Durch den Stoss der Zunge gegen die Zähne entstehen die Zahnlaute, die Abbildung davon ist deutlich in dem lateinischen T, dem hebräischen Daleth ד und dem kleinen

griechischen τ; bei dem D, einer blossen Nüance des Lautes, ist der Strich nur, ohne die Feder abzusetzen, herumgezogen; dieselbe Erscheinung im hebräischen ט. Das S zeigt die beim Zischen gekrümmte Zunge nicht bloss in dem lateinischen und griechischen s, auch im hebräischen ס, wovon das griechische σ nur die umgekehrte Figur ist. Das spätere griechische Σ ist durch Zufügung, das griechische C durch Auslassung eines Theiles des ursprünglichen Zeichens entstanden, als man in den Buchstaben die Bedeutung nicht mehr sah. Das Z ist nichts als ein umgekehrtes S. Das hebräische ו und צ abermals dieselbe Figur.

Endlich die Labiallaute. Das B Abbild beider Lippen, die Unterlippe dicker, nur der Stab ist hinzugefügt. Ein Holzschnitt, die Lippen in groben Umrissen darstellend, macht alles noch viel anschaulicher. Das hebräische ב soll dieselbe Abbildung liefern, nur ohne Stab und ausgefüllt. Das P schliesst die Lippen zusammen, vielleicht ist es auch nur eine Verschiedenheit von F. Was aber das F betrifft, so bildet es ab (und
53 ein Holzschnitt versinnlicht das abermals noch mehr) die Ausblasung, wobei die Unterlippe eingezogen wird; das hebräische ף stellt dasselbe nur umgekehrt vor, und gibt man das zu, darf man sich auch nicht weigern, im arabischen ف wieder den blasenden Mund zu erkennen. Das M zeigt die Lippe von vorne, nämlich die Stäbe von beiden Seiten fallen weg, und was in der Mitte bleibt, der Winkel, wird sanft gekrümmt; damit soll man den althebräischen Buchstaben vergleichen. Bei dem N gilt auch nur der Querstrich, welchen man sich gekrümmt vorstellen muss, der dann ein Bild der Zunge ist, wie sie gegen den Gaumen drückt.

Vocale können, wie schon vorhin bemerkt ist, nach diesem System nicht bezeichnet werden, weil bei einem blossen Aushauch die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind. Indessen zeigt uns Hr. Bilderdijk einen Ausweg, den man gefunden habe. Ein Strich bezeichnet die Ausathmung, und zwei Striche, entweder parallel laufend oder sich mehr und weniger erweiternd, bilden den allgemeinen Vocal. Bei dem A zeigt sich dies deutlich, noch mehr, wenn man an die liegende Gestalt im

phönicischen Alphabet denkt, das H liefert die beiden gerad auslaufenden Linien, welche bei dem V (denn beide gehören als Spiranten zu den Vocalen) von einem Punkt ausgehen. Das scheinbar dieser Ansicht so sehr widerstrebende hebräische א beseitigt Hr. Bilderdijk auf folgende Art: die beiden krummen Züge gelten allein und sind ursprünglich die beiden geraden, der Querstrich drückt nur die Verbindung aus. Auf ähnliche Art wird denn auch das griechische η erklärt.

Dies wäre das Zeichen für den allgemeinen Vocal; zwar kann nun durch verschiedene diakritische Zusätze, Vocalpunkte genannt, das E I O U angedeutet werden, aber es gibt noch eine sinnlichere und weniger willkürliche Art: es wird nämlich 54
die Vorbereitung, die Beschaffenheit der Röhre, durch welche der Laut des Vocals geht, dargestellt. Man merkt hier schon, welche Hilfe Hr. Bilderdijk gefunden hat. A bezeichnet demnach die einfache Ausathmung; E das platt gegen einander gestellte Ober- und Untertheil des Mundes; I den dünnen, schlichten Laut; O den gerundeten Mund; U hat etwas vom O und I wie im Laut, so auch in der Gestalt. Im Y ist das I unter das U gestellt. — Das W wird zwar angesehen als diakritische Verdoppelung von V, aber mehr in Übereinstimmung mit dem Übrigen als Abbildung der Lippen, welche die umgekehrte Gestalt von M haben. — Was noch über die doppelten Buchstaben gesagt wird, mag man im Buche selbst nachsehen, wir dürfen es hier übergehen, indem dabei keine Nachbildung von Sprachwerkzeugen vorkommt, die wir nicht schon bei den einfachen Buchstaben kennen gelernt hätten. Es kam uns nur darauf an, die Hypothese des Hrn. Bilderdijk so deutlich darzustellen, als es ohne die vielen Holzschnitte möglich ist; an diese schliesst sich die am Ende zugegebene Kupfertafel, worauf das ursprüngliche Alphabet des Hrn. Bilderdijk mit den ältesten, wirklichen Alphabeten zusammengestellt ist.

Wer etwa Hrn. Bilderdijk vollen Beifall geben sollte, wird doch, wenn er unbefangen ist, eingestehen müssen, dass Manches sehr widerstrebt und nur mit Noth und starkem Zwang in Übereinstimmung gebracht wird. Bei dem L z. B. wird der Stab für unbedeutend gehalten, um in dem Querstrich unten

die Zunge zu erkennen (der eben so deutlich noch tausend andere Dinge bezeichnen könnte), während jener in allen semitischen Alphabeten, wie wir aus der vergleichenden Tafel bei Kopp (Bilder und Schrift II, 388) ersehen, vorhanden ist und
55 offenbar zum wesentlichen Charakter des Buchstaben gehört; ja gerade in der ältesten babylonischen Schrift ist der Haken unten ganz klein. Dagegen beim T gilt dem Verf. der Stab viel, weil das gerade zu seiner Meinung passt. Wie kann man auf diesem Wege erkennen, dass das lateinische B und hebräische ב nur eine und dieselbe Figur sind! Bei dem A und H machen die Stäbe wieder die Hauptsache aus, dagegen beim א wird der Querstrich für Nebensache gehalten, wiewohl er offenbar einer von jenen Hauptstrichen ist.

Ob nun, ungeachtet solcher der einfachsten Betrachtung in die Augen fallender Bedenklichkeiten, diese neue Ansicht von der Gestalt der Buchstaben vielen ansprechend und einleuchtend (wir wollen nicht sagen überzeugend, wie Hr. Bilderdijk selbst glaubt) sein wird, mag dahin gestellt bleiben. Soll Rec., der diesen Erfolg gar sehr bezweifelt, seine Stimme abgeben, so scheint ihm wohl Rücksicht zu verdienen, was in einer so dunklen, ungewissen Sache ein geistreicher und gelehrter Mann für eine Meinung hegt, aber diese Meinung selbst hat so wenig Ansprechendes für ihn, deucht ihm so fremd und seltsam, ja unnatürlich, dass er das Ganze für nichts als etwa einen artig und witzig durchgeführten Einfall halten kann. Man muss sich aber verwundern, wenn man sieht, wie Hr. Bilderdijk als ausgemachte, zweifellose Wahrheit vorträgt, was ihm höchstens eine wahrscheinliche Vermuthung sein sollte, zumal wenn man sich an die heftigen, fast bitteren Äusserungen in der Vorrede erinnert. Nur etwas davon, was er gleich im Eingang sagt, wollen wir anführen: „in einer Zeit, wo die allgemeine Sucht, in den Wissenschaften zu glänzen, die alles verdüsternde und betäubende Schwärme von Halbwissern und ihren Nachbetern nothwendig ins Unendliche und in allerlei Gestalten vervielfältigen muss, sah ich es von Jugend auf für eine Pflicht an, der Benebelung eines blinden Eigendünkels
56 und ihres abgeschmackten Anhangs entgegenzuarbeiten, und all

mein Bestreben gieng dahin, die Wahrheit aufzudecken, die rein und unparteiisch ist und sich mit keinen Hirngespinsten und Willkürlichkeiten vereinigen lässt.“ Er allein scheint sich gleichsam aus einer Sündfluth gerettet zu haben.

Der Verf. ist unerschöpflich im Lobe der von ihm entdeckten Erfindung und betrachtet sie in jeder Hinsicht als vollkommen. Diese Buchstaben thun alles, sagt er: sie belehren, sie zeigen, bilden ab, drücken aus. Das R spricht zu dem Lesenden: lass deine Zunge beim Ausathmen erzittern! das S: lass sie gegen die Zähne zischen! das T: stosse sie gegen die Zähne! das F: ziehe bei dem Ausgang des Lauts die Unterlippe ein! das B: schliess die Lippen! usw., ordentlich ein militärisches Exercitium. Eine Erfindung, sagt er weiter, die, einmal verloren, jeder richtig und hell sehende menschliche Kopf wieder erfinden musste. Wie lange hat die blinde Welt einen solchen entbehrt! Denn Hr. Bilderdijk hätte doch daran denken sollen, dass ein Paar tausend Jahre und länger, so lange wir mit Sicherheit den Gebrauch der Schrift annehmen dürfen, sie verloren gewesen und wahrscheinlich gleich nach ihrer Geburt auch wieder abgestorben ist. Wo findet sich nur der leiseste Wink, dass man die Buchstaben je anders als blosse Zeichen betrachtet und ein einziger Mensch den Befehlen gemäss gelesen hätte, die nach Hrn. Bilderdijk das Alphabet beständig ergehen lässt? Sind nicht auf den ältesten Inschriften, die wir kennen, die Züge so gestaltet, dass man sicher sein kann, der, welcher sie eingehauen oder eingeritzt, habe auch nicht entfernt daran gedacht, sie als Abbildung der Sprachwerkzeuge zu betrachten. Diese neue Ansicht erläutert uns daher nichts und wird auch jetzt bei niemand, der sich der Schrift bedient, den geringsten Einfluss haben. Man hat durch sorgfältige Beobachtung gefunden, dass bei Bildung einiger 57
Buchstaben die Kehle, bei anderen Zunge und Lippe einwirken, und darnach sie eingetheilt, aber das gilt doch nur von vorzüglicher Thätigkeit; alle Sprachwerkzeuge nehmen auf eine lebendige und schwerlich ganz genau nachzuweisende Art Theil. Warum ist es so schwer, oft völlig unmöglich, gewisse Laute fremder Sprachen zu erlernen, obgleich die Werkzeuge überall

dieselben sind? Ist dem Erfinder des Alphabets ausser der Einsicht in die Sprachlaute zugleich eine genaue Einsicht in die Art und Weise, wie sie hervorgebracht werden, zuzuschreiben, so vergrössert sich das Wunderbare der Erfindung noch mehr. Und wie soll man sich denken, dass auf diese Weise jemand das Lesen lerne? Erst müsste ihm die Theilnahme der Sprachwerkzeuge deutlich gemacht und die ganze Organisation der Kehle, Zunge, Zähne in anatomischen Vorlesungen auseinandergesetzt werden. Und das würde der Lernende doch sogleich wieder vergessen; er würde sich gewöhnen mit einem bestimmten Zeichen einen bestimmten Sprachlaut zu verbinden und gewiss nicht der Abbildung und dem Commando des Buchstaben gemäss seine Werkzeuge in Thätigkeit setzen. Das ist der Grund, warum dem Rec. die Erfindung des Hrn. Bilderdijk, als eine überflüssige und unpraktische, auch so unnatürlich erscheint.

Endlich die Stützen der ganzen Hypothese, wie gebrechlich sind sie! Die hebräische Quadratschrift, welche Hr. Bilderdijk als die älteste ansieht, ist, wie Kopp in der semitischen Paläographie (Bilder und Schrift II, 177) bewiesen hat, sehr jung und etwa erst im vierten Jahrhundert nach Chr. aufgekommen. Also mit dem phönicischen Alphabet hätte von Rechtswegen der Beweis geführt werden müssen. Das lateinische aber behandelt der Verf. ganz willkürlich, indem er, wie es ihm gut-
58 dünkt, den Stab bald gelten lässt, bald da wegnimmt, wo er sichtlich einen wesentlichen Theil des Lautzeichens ausmacht, und das alles nach blossen Voraussetzungen, ohne den geringsten geschichtlichen Beweis.

Die andere Abhandlung hat es mit der Ordnung der Buchstaben zu thun. Warum fängt gerade A, B an, warum folgt Γ, Δ oder C, D usw.? Noch niemand hat bis jetzt den Grund davon eingesehen, und dadurch, dass die Alphabete, welche von dem phönicischen abstammen, wenn sie auch im Ganzen dieselbe Ordnung beibehalten, doch mehr oder weniger im Einzelnen abweichen und Veränderungen eingeführt haben, wird jede Untersuchung sehr erschwert. Hr. Bilderdijk glaubt indessen die Regel der Folge entdeckt zu haben und zeigt sie

an dem hebräischen Alphabet als dem vollständigsten und ursprünglichsten, da auch schon im griechischen und lateinischen Buchstaben fehlen. Er theilt es in sechs Reihen:

1)	א	ב (b)	ג	ד
2)	ה	ו	ח	ט
3)	י	ב (w)	כ	ל
4)		מ	נ	ס
5)	(ע)	פ	ע	צ
6)		פ	ק	ר
				ש
				ת

Hier, behauptet er nun, herrsche folgende Ordnung: Der Vocal gehe jedes Mal voraus, und ihm folge ein Labial-, dann ein Guttural-, endlich ein Lingualbuchstabe, so dass immer viere mit einander verbunden seien. Die erste Reihe passt vollkommen zu der Regel. In der zweiten wird ה als Vocal betrachtet, und gewaltsame Hilfe ist es, wenn Sajin, welches hinter ו seinen Platz hat, ganz herausgeworfen und, weil es in das System nicht passt, als ein 59
später eingefügter Buchstabe betrachtet wird. In der dritten Reihe wird Beth wiederholt und als W hinter Jod eingerückt, dafür hat es als B in der ersten Reihe einen Punkt erhalten. In der vierten fehlt der Vocal, doch Hr. Bilderdijk betrachtet dies nicht als einen Mangel. Die Buchstaben dieser Reihe, sagt er, erfordern einen geschlossenen Mund, und ein solcher kann keinen Vocal hervorbringen. Ferner wird Nun נ unter die Gutturallaute, als ein ng, gebracht, obgleich die hebräischen und griechischen Grammatiken den Buchstaben unter die Linguallaute stellen. In der fünften Reihe wird ע als Vocal O betrachtet, dann noch einmal als Consonant hinter פ unter den Gutturalen wiederholt. In der sechsten Reihe, für welche es nun keinen Vocal mehr gibt, muss der fehlende Labialbuchstabe durch ein punktirtes פ der vorigen Reihe angeschafft werden. Endlich ש und ת sind als Varietäten der Lingualbuchstaben angehängt.

Das griechische (sonst aber der Regel ausser in der ersten Reihe sich nicht fügende) Alphabet hat eine Reihe mehr:

Υ Φ Χ Ψ

Sodann gibt Hr. Bilderdijk auch noch die Gründe an, warum jedes Mal diese und keine anderen Buchstaben in einer Reihe zusammengestellt seien wodurch der Platz, den jeder einnimmt, so nothwendig erscheint, dass auch die geringste Versetzung unzulässig wäre und ursprünglich alles müsste aufs Genaueste bestimmt worden sein. In der ersten Reihe nämlich zeige sich die einfache Wirkung der Stimme und Sprachwerkzeuge, in der zweiten die blasende, in der dritten die fliessende,
60 in der vierten die schliessende und klemmende, in der fünften die stark angesetzte, in der sechsten die stossende.

Von den übrigen Alphabeten, die aus dem hebräischen (sollte heissen phönicischen) sich entwickelt, bemerkt der Verf. nur, dass, hauptsächlich weil sie nicht alle Buchstaben aufgenommen hätten, ihre Regelmässigkeit verloren gegangen sei.

Rec. setzt mehr Werth in diese Abhandlung, als in die vorige, gleichwohl scheint ihm, wenn man die Sache kühl und ohne Vorliebe betrachtet, noch sehr wenig gewonnen. Eigentlich nur die erste Reihe passt ordentlich zu der Regel, bei den übrigen gibt es grössere oder geringere Schwierigkeiten, die auf allerlei Art aus dem Wege geschafft werden. Der Vocal fehlt dreimal, und diese Noth wird einmal als eine Tugend ausgelegt, zweimal wird er durch Consonanten ersetzt. Ganz ausgeworfen wird der Buchstabe ז. Drei werden verdoppelt: בּ, פּ und ע, und einer wird aus einem Lingual- zu einem Gutturallaut gemacht, das נּ. Wie bedenklich ist aber das Vertilgen von Sajin, da nun auch das griechische Z muss weggenommen werden, so wie das Einrücken eines Buchstaben nach Jod und Lamed, da im Griechischen und Lateinischen dieselben Lücken vorauszusetzen wären. Endlich zwei Buchstaben bleiben übrig, ש und ה, und müssen als ein Anhang sich mit fortschleppen.

So höchst ungewiss durch dies alles, wenigstens nach unserer Meinung, die Entdeckung des Hrn. Bilderdijk wird, so müssen wir doch anerkennen, dass sein Scharfsinn uns gestattet,

eine gewisse Ordnung in dem Alphabet, die an sich nicht unnatürlich scheint (die freilich abermals das Wunder der ersten Erfindung steigern würde), wenigstens zu ahnen oder durchschimmern zu sehen. Die Beobachtung, dass in der 1., 2., 3. und 6. Reihe jedes Mal ein Lingual- nach einem Gutturalbuch- 61
staben kommt, wollen wir immer mit Dank annehmen, wenn wir sie stets fürs erste auch noch nicht zu gebrauchen wüssten. Ebenso verdient Berücksichtigung, dass das griechische Υ, Φ, Χ, Ψ der aufgestellten Regel folgt.

Weiter ausführende Anmerkungen sind den beiden Abhandlungen reichlich zugegeben (S. 135—194); den Schluss macht ein Anhang über die signa diacritica. Man findet hier auch eine Untersuchung über die Charaktere in der Sternkunde und (S. 179—183) ein ausführliches Urtheil über das Alphabet raisonné von Moussaud, welches 1803 erschienen ist und nach Hrn. Bilderdijks Meinung einiges Gute enthalten soll, wovon Rec. aber nicht überzeugt ist. S. 142—145 wird jene im Text schon berührte, dem Verf. gewiss ganz allein zugehörige Behauptung sogar durch Beispiele auseinandergesetzt, wornach von der Gestalt der Buchstaben selbst viele Benennungen und zwar in allen Sprachen sollen entlehnt sein, die dann zugleich den Laut des Buchstaben in der Wurzel haben müssen. Man denkt immer falsch gelesen zu haben oder Hrn. Bilderdijk nicht zu verstehen, aber es ist nicht anders; von dem runden O hat z. B. den Namen erhalten: Ohr, Hof, hortus, oculus; von dem P die birnförmige Perle; von Q das holländische Kolf (Keule) und französische queue usw. Wer hätte sich so etwas, wie man sagt, auch nur im Traume vorgestellt, aber es gehört Phantasie dazu oder vielmehr Phantasterei (dweepery auf Holländisch), um solche Ableitungen zu erfinden. Und welch ein Glück, dass (wie wir daraus abnehmen) das fertige Alphabet schon gleich zur Hand war, so vielen Dingen ihren Namen zu geben, die sonst lange darauf hätten warten können oder (man erlaube den Ausdruck) namenlos herumgelaufen wären. Gleichwohl mögen einige nach dem O benannte ein solches Schicksal 62
gehabt haben, als dieser höchst wahrscheinlich spätere Vocal noch nicht existirte und in dem U schlummerte.

Wenn man in vorliegenden Untersuchungen den Gedanken und Ansichten des Hrn. Bilderdijk aufmerksam nachgefolgt ist, mit welchem Erstaunen liest man eine zu gleicher Zeit ausgegebene Abhandlung über Dweepery [1]). Er macht anderen darin schonungslos die härtesten und ungerechtesten Vorwürfe, er will nichts als die einzige, unwandelbare Wahrheit und sonnenklare Vernunft, ja er schreit gleichsam darnach, wie ein heftig Durstender, und dann labt er sich selbst mit Einfällen, so seltsam und phantastisch als möglich, die zu keiner Wahrheit werden, wenn sie mit Gelehrsamkeit und einem gewissen unfruchtbaren Scharfsinn ausgeziert erscheinen. Was würde von seiner Arbeit übrig bleiben, wenn jemand Lust hätte, ihn nachzuahmen und sie mit jener ärgerlichen Heftigkeit und dem vornehmen Blick von oben zu beurtheilen? Uns gefallen in dem Munde eines jeden, wenn er auch nicht Homer wäre, die Worte: οὔτοι ἔγωγε ἧς γαίης δύναμαι γλυκερώτερον ἄλλο ἰδέσθαι [ι, 27], und Hr. Bilderdijk mag mit Recht das alte Holland preisen; wir haben mit Theilnahme gelesen, was er gelegentlich über die echte Aussprache der Amsterdamer und ihren allmählichen Untergang sagt, und wenn er erzählt, dass ihm das Herz aufgegangen sei, als er einen Alten im reinen Klang noch einmal habe reden hören. Aber die Herabwürdigung eines nahverwandten Volkes ist nicht ein Theil jenes vaterländischen Gefühls.
63 Gewiss, das Urtheil geistvoller, frei und lebendig beobachtender Fremden hat besonderen Werth, ihr Auge ist nicht durch Gewohnheit abgestumpft, die Betrachtung nicht gehemmt von Zuneigung und Abneigung, die sich auf dem Boden, dem wir einmal angehören, für die nächsten Umgebungen und Verhältnisse zu entwickeln pflegt; ein Fremder belehrt immer, selbst wo er irrt, wenn er nur wohlwollend und gerecht ist. Allein was soll man zu der Weise sagen, womit Hr. Bilderdijk Deutschland, seine Gelehrten und Dichter beurtheilt? Welcher Deutsche möchte durch Beantwortung und nähere Beleuchtung Vorwürfe und Schmähungen ehren, die Hr. Bilderdijk ganz in

[1]) Sie steht in dem ersten Bande seiner Taal-en dichtkundige Verscheidenheden, Rotterdam 1820. Eine Sammlung philosophischer und geschichtlicher Untersuchungen über Sprache und Poesie. Der vierte Band erschien 1823.

dem gemeinen Ton gereizter Parteilichkeit vorbringt? Wir wollen nur einige Stellen ausheben und zwar in der Originalsprache, damit sie nicht sogleich von den Tagesblättern zu ihren pikanten, leerer Unterhaltung dienenden Artikeln weggerafft werden. „Duitschland, dat — in zich al de gruwelen vereenigde, die het laagste gebrek aan de eene, en de dartelste uitsporigste weelde an de andere zjide wist uit te broeden; men zond dar zjine kindren ter opvoeding, en men kreeg hen te rug, dom als Duitschers, onwetend als zwijnen.“ — „Schiller, wiens beste bladzijde hem en plaats in het dolhuis verdienen zou, en wiens slechtste dan verdraaglijk is, als zy hem, zonder aan't gene hy schreef te denken, ontslipte.“ Am deutlichsten spricht sich wohl die Ansicht in dem Urtheil über die Verehrung aus, die Shakspear bei uns findet. Nachdem es ihm eingefallen ist, zu behaupten, bei den phantastischen Deutschen sei Homer verachtet, Sophokles unverstanden oder verworfen, fährt er fort: „Shakespear is hun held: maar alleen voor zoo verr' hy beneden alle ordeelkunde, en de tegenvoeteling van waarheid en goeden smaak is. Zijn onzijn alleen, zijn belachlyke wildzang, en zijn 64
tegendruischen tegen al wat gezond verstand heet is hun welkom; 't is het onkruid op den akker der poëzy (dat het koren verstikt), waar zy prijs op stellen.“

Dergleichen zu beschönigen oder dem Verf., der unter uns gelebt hat, liebreich nachzusehen, finden wir durchaus keinen Grund. [anonym.]

VERZEICHNISS DER IN DÄNEMARK 1824 NOCH VORHANDENEN RUNENSTEINE. 825

Von R. Nyerup. Nach dem dänischen Manuscripte des Verfassers übersetzt. Kopenhagen, bey Brummer 1824. 52 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 83. Stück, den 23. Mai 1825. S. 825—830.

Als Rec. vor noch nicht lange bei Gelegenheit der Brynjulfischen Schrift über Runen (s. Jahrg. 1824, St. 103, S. 1032 [oben S. 337]) den Wunsch äusserte, dass bald ein umfassendes Werk

über diesen Gegenstand erscheinen möchte, dachte er nicht, dass eine Erfüllung desselben, wenn auch nur eine theilweise, bereits nahe wäre. Es wird uns hier die bevorstehende Erscheinung eines Werkes angekündigt, welches von allen in Dänemark noch vorhandenen Runensteinen genaue Abbildungen sammt Erklärungen liefern soll. Ist die Abbildung eines Denkmals, die hier beiliegt, zugleich ein Probeblatt, so verdient es alles Lob: Charakter des Steins und der Schrift scheint getroffen, jede überflüssige und bei diesen rohen Felsenstücken zumal lächerliche Eleganz der Ausführung vermieden, und da wir nicht zweifeln, dass für die Hauptsache, nämlich
826 für ein treues und richtiges Lesen der Runenschrift selbst, hinlängliche Sorge wird getragen werden (das verbürgen schon die Namen der Gelehrten, welche an dieser Ankündigungsschrift Theil haben), so glauben wir im voraus die Befriedigung jeder billigen Erwartung versprechen zu dürfen. Die Runensteine, die Ol. Worms bekannte Sammlung enthält, können leider nicht sämmtlich, nicht einmal dem grösseren Theile nach, wieder vorkommen; denn nicht blos fallen, was sich von selbst versteht, nach dem Verlust der dänischen Provinzen in Schweden und der politischen Ablösung Norwegens von Dänemark alle dort vorhandenen Denkmäler weg, sondern es sind auch viele seitdem verschwunden, und zwar sind sie im seltensten Falle verwittert, meistentheils absichtlich zerstört. So ist von den fünfen, die sich auf Fühnen zu Worms Zeiten befanden, auch nicht ein einziges mehr übrig. Unter Aufsicht können sie kaum gestellt werden, da sie meist auf dem Felde liegen und der gemeine Mann einen Runenstein nur darauf ansieht, wie er gespalten oder zersprengt etwa in eine Mauer oder Gartenhecke zu verwenden sei. Einer Sammlung dagegen und Anhäufung auf einen Platz, die immer kostbar ist, drohen andere Gefahren; davon haben die Runensteine, die bei der Trinitatis-Kirche in der Hauptstadt lagen, ein betrübtes Beispiel gegeben: der Küster liess von den zwölfen nicht weniger als neune spalten und in sein Haus verbauen; um ihn nur einigermassen zu entschuldigen, nimmt man an, sie seien vorher durch das Feuer, welches im Jahre 1728 die Kirche verzehrte, schon beschädigt

worden. Man sieht also, wie sehr es an der Zeit ist (das soll hier S. 6 der einem Deutschen unverständliche Ausdruck: „die Fülle der Zeit scheint jetzt gekommen zu sein“ sagen), die noch vorhandenen Runensteine durch treue Nachbildungen dem Studium zu erhalten. Ihrer sind ungefähr funfzig, und da hierin die seit Ol. Worm, d. h. seit etwa 200 Jahren entdeckten mit 827
begriffen sind, so kann man berechnen, wie sich die neue Ausgabe der Monumenta Danica zu der alten verhalten wird, in welcher etwa hundertundfunfzig abgebildet sind, wiewohl man zum Vortheil jener auch in Anschlag bringen muss, dass sich unter den neuentdeckten verhältnismässig viel mehr wichtigere befinden. Diese funfzig Runensteine werden von dem überall thätigen und das Studium des Alterthums fördernden Nyerup in gegenwärtiger Schrift nach den Gegenden, wo sie sich befinden, aufgezählt; die zu Kopenhagen vor dem Museum der nordischen Alterthümer mit nöthiger Sorgfalt aufgestellten gehen billig voran. Die Steine auf der Insel Bornholm beschreibt Thomsen und die auf Island Finn Magnussen; diese letzteren darf man um so weniger übersehen, als noch vor wenigen Jahren (1812) in Deutschland behauptet und wiederholt wurde, es seien gar keine mit Runen beschriebene Denkmäler auf Island vorhanden. Finn Magnussen zählt vierzehn her und glaubt zwei davon mit Sicherheit in die heidnische Zeit stellen zu dürfen. Nebenbei theilt er die Nachricht mit, dass Klüwer jene norwegischen, von Brynjulf schon erwähnten Runensteine in Grabhügeln über Todtenurnen gefunden habe, eine, so viel wir wissen, ganz neue Erscheinung, die vielleicht mehr zur Aufklärung der für die Geschichte der Runen wichtigen Fragen beiträgt, als ein neulich in dem fremden Grönland entdeckter Stein.

Mögen die Schweden der Aufforderung, welche in der Herausgabe der dänischen Denkmäler liegen wird, nicht allzuspät Folge leisten! Dort ist die Heimath der Runensteine, und im Bautil allein sind 1173 abgebildet. Norwegen hat wenigstens eben so viel als jetzt Dänemark zu bearbeiten.

Der Anhang rührt von Rask und bespricht den schon oft
abgezeichneten, erklärten und jetzt nach Kopenhagen geschafften 828

Thirstedstein, wovon eine neue und genauere Abbildung beigegeben ist. Diese Inschrift, die zu den schwierigsten gehört, besteht aus sieben langen Zeilen, welche von unten nach oben zu lesen sind und von der linken zur rechten Hand laufen; es wird, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, das Gegentheil behauptet: sie liefen von der rechten zur linken. Eine kurze Zeile von vier oder fünf Buchstaben ist jetzt erst zum Vorschein gekommen und fehlt in den früheren Abschriften. Die dritte und vierte Zeile liest Rask:

aeft Frôtha fraendi sin
sinian . han vas thâ fâink,

sinian erklärt er oder vielmehr stellt er hin als den acc. sing. eines mit dem vorhergehenden Frôtha in Apposition stehenden Adjectivs, das ihm übrigens unbekannt sei und soviel als den theuern, unvergesslichen bedeuten müsse. Auch fàink, faeink, faeing, wie man lesen will, bleibt ihm unverständlich. Sollte aber sinian nicht zu trennen und sin ian zu lesen sein? Das letztere Wort ian stände dann, gerade wie es in der nächsten Langzeile vorkommt, für die Partikel enn; sin wäre durch Versehen des Runenschreibers aus der letzten Zeile wiederholt und zweimal unmittelbar hinter einander geschrieben; mithin nicht mehr zu berücksichtigen, als der Zusatz eines überflüssigen und unnöthigen Buchstaben oder Verdoppelung eines anderen, welche beide Fälle in den Runeninschriften bekanntlich nichts Seltenes sind. Um fâing zu erklären, nimmt Rec., was gleichfalls öfter vorkommt, die Umstellung einer Rune an und bringt das i aus der Mitte ans Ende, wodurch er das Subst. fângi, captus, erhält. Wenigstens wird man zugeben, dass diese Erklärung an sich einen guten Sinn liefert und in den Zusammenhang wohl passt: „Asrath und Hilde errichtete diesen Stein für (Rask übersetzt das nordische aeft wörtlich durch nach, aber man kann
829 im Deutschen unmöglich sagen, nach jemand einen Stein errichten) Frode, ihren Verwandten. Und er war Gefangener (soll durch die Runen der kleinen Zeile eine Jahrzahl ausgedrückt werden, wie Rask von dem unverständlichen Wort behauptet? Es fügte sich ganz gut, dann würden die Jahre der Gefangenschaft angedeutet), aber er starb (ian han varth dauthr).“ Das

zunächst folgende asuaethiauthu hat man erklärt: â Svithjôdu,
in Schweden. Die Bemerkung von Rask dagegen: man habe
thiauthu und nicht thjôdu geschrieben, während es vorher richtig
Frôtha, nicht Frautha heisse, scheint nicht erheblich, da an
Consequenz in der Orthographie bei den Runen nicht zu denken
ist; und wenn z. B. gewöhnlich stain raisti und stin risti
beisammen sich finden, so wüsste doch Rec. Beispiele genug
aus dem Bautil, wo risti stân, resa stin und resa stân neben
einander steht. Rask indessen weicht ab und liest: â svâthi
authu, auf dem wüsten Svode, versteht aber selbst dies Sub-
stantiv weiter nicht und nimmt es für einen jetzt unbekannten
Ortsnamen. Also Dunkelheiten bleiben auch in diesem neuesten
Erklärungsversuch, in welchem sich gleichwohl des Verf. natür-
licher Scharfsinn nicht verleugnet, genug übrig. Vielleicht
gewährt der Runenstein No. 23 im Bautil, wenn er neu unter-
sucht wird, Aufklärung für den Thirstedstein; jetzt liest Rec.
darin Folgendes: han var thauthr i huitauathum. Am willkom-
mensten ist die Bemerkung, dass das Wort vîkingar, welches
am Schlusse ganz deutlich steht, dem Stein ein hohes Alter
zusichere und man bei ihm deshalb bis 1060—1050 zurück-
gehen müsse. Rask meint, er könne leicht noch älter sein,
wenigstens in dem Jahr 1160, in welches ihn Liliegren setzt,
habe man von den alten Vîkingen aus der Heidenzeit nichts
mehr gewusst. Rec., der sonst wohl gegen eine allzugrosse
Verehrung des hohen Alters der Runen Einwendungen macht,
will dergleichen Zeugnisse jetzt denjenigen zu Gemüth führen,
welche es für erlaubt oder gar für scharfsinnig halten, alle 830
Runendenkmäler in das 13. und 14. Jahrhundert zu setzen, und
die Sache schnell abzufertigen denken, wenn sie annehmen, erst
durch das Christenthum habe der Norden die Schrift empfangen
— vas für var hat übrigens Rec. auch auf Steinen aus christ-
licher Zeit gefunden. Hier ist wohl der rechte Ort, den Wunsch
zu äussern, dass dem neuen Runenwerk ein vollständiges Ver-
zeichnis aller auf den Steinen vorkommenden Wörter, zugleich
in ihren verschiedenen Formen, beigefügt werde.

Vor dem Schluss besinnt sich Rec. noch auf eine Pflicht
und rügt die Fehler der Übersetzung (ohne Zweifel von jemand

verfertigt, deren Muttersprache die deutsche nicht ist), deren mehr sind, als man nachsehen darf. Einige Beispiele: Verzeichnis der Runenmonumenten; Beschreibung des Stein; der Hypothes; auf Räthseln stossen; unleidlich lautet: „das Forschen eines Paar Sekeln, ein halbes Stieg Runen“ u. dgl.

[anonym.]

49 FAIRY LEGENDS AND TRADITIONS OF THE SOUTH OF IRELAND.

London, bei John Murray. 1825. 363 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 49—53.

Dieses kleine Buch verdient einige Aufmerksamkeit. Schon das Äussere ist einladend, womit wir nicht so wohl das glatte Papier und den eleganten Druck meinen, weil wir daran bei englischen Werken gewöhnt sind, als geistreich gedachte, äusserst reinlich ausgeführte, auf den Inhalt bezügliche Vignetten von Brooke, welche überhaupt für Bücher die passendsten Zieraten sind und die wir bei dieser Gelegenheit für gefällige Ausgaben deutscher Werke wieder empfehlen wollen. Die Engländer kehren auch hierin zu dem Festen und Charakteristischen zurück und geben die verblasenen, unbestimmten Nebelgestalten auf. Etwas Manier können sie kaum los werden, und diese schadet auch den jetzt so berühmten Bildchen von Cruikschank, die sonst an das in den kleinen Formaten untergegangene, an sich bewunderungswürdige Talent unseres Chodowiecki erinnern.

50 Wer blosse Unterhaltung sucht, wird sie hier so gut finden, wie etwa in der 1001 Nacht; freilich sind es nur 27, jedoch sehr verschiedenartige Stücke, wovon jedes auf eigene Weise die Theilnahme anregt. Aber noch in anderer Hinsicht lassen sie sich mit den arabischen Erzählungen vergleichen: sie schildern nämlich mit vollkommener Wahrheit den häuslichen Zustand, Denkungsart, Lebensweise und Sitten eines gerade nicht sehr bekannten Landes. Irländer werden die dargestellten

Scenen, einzelne Züge, sprichwörtliche Redensarten, dem Volk zugehörige Scherze und Gleichnisse, unübersetzbare Bulls schneller und mit einem besonderen Vergnügen wiedererkennen, doch auch Fremde pflegen dergleichen zu fühlen und zu schätzen. Was man an Geisteswerken oft vermisst, ein neuer und eigenthümlicher Beigeschmack findet sich bei diesem Gegenstande von selbst ein. Dem Irländer ist eine gewisse Beschränkung des Verstandes, aber innerhalb dieser Grenzen viel List und Gewandtheit angeboren: er ist nicht offenherzig, aber seine Verstellung ohne Bosheit.

Sämmtliche Märchen beziehen sich auf die Elfen und stellen oft anmuthig, lebendig und überraschend die Sagen dar, welche in Irland darüber bis zu dieser Stunde gehört werden. Wunderbare, halb geisthafte, halb menschliche Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften, beides schön und hässlich, mild und boshaft, zeigen sie sich den Menschen bald wohlthätig, bald verderblich. Sie locken sie in ihre Gesellschaft oder fliehen vor ihnen in Einöden zurück. Immer aber wird ihnen grosser Einfluss zugestanden, und sie wirken auf die wichtigsten Ereignisse des Lebens bedeutend ein. Dieser Aberglaube erweitert bald die Seele des Irländers und treibt ihn zu guten Handlungen, welche den Unterirdischen gefallen, bald beschränkt und umklammert er ihn mit Angst vor ihrem Zorn, den er zu erregen 51
sorgfältig vermeidet. Der ungenannte Verfasser [T. Crofton Croker] hat die Überlieferungen an Ort und Stelle mit sichtbarer Treue erfasst und auf die Darstellung nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet; es sind kleine wohlgearbeitete Bilder, auf welchen auch die Beiwerke mit Fleiss ausgemalt sind. Der erste Abschnitt enthält Sagen von dem guten Volk (Shefro), so nennt man die Elfen, die gesellig das Innere von Bergen, Felsenklüften, Riesengräbern bewohnen und ein grosses, weit ausgedehntes Reich bilden. Sie sind von einer Pracht und einem Glanz umgeben, mit dem alles, was man auf der Oberwelt sieht, keinen Vergleich aushalten kann. Begünstigte haben sie zuweilen dort oder bei ihren nächtlichen Tänzen im Mondschein erblickt oder die Musik gehört, die zu einem endlosen Taumel der Lust erschallt; anderen ist es gefährlich gewesen, mit ihnen in Berührung zu

kommen. Gleichwohl scheint das Reich der Elfen nur ein
Abbild des menschlichen zu sein, sie haben die Sterblichen
unter sich getheilt und feiern ihren Tod wie ein Fest, weil
sie einen der Ihrigen dann in ihre Gesellschaft aufnehmen.
Auch keine seligen Geister sind sie, von Leidenschaften und
Begierden frei; schönen Kindern und Jünglingen stellen sie
nach, ja, sie theilen sich selbst in Parteien und bekriegen sich
auf das Heftigste. — In dem zweiten Abschnitt wird von dem
Hausgeist (Cluricaune) erzählt, der einsam lebt, oft sich an
einen Menschen anschliesst und geschenktes Vertrauen mit den
eifrigsten Dienstleistungen belohnt. Der Elfe ist hier körper-
licher geworden und empfindet menschlichere Bedürfnisse, gleich-
wohl stehen ihm alle Kräfte eines Geistes zu Gebot. Artig
und ergötzlich ist der Contrast, welchen in den Märchen von
ihm die kleine, winzige Gestalt, eine gewisse Abhängigkeit und
Furcht vor dem Menschen, seine Beschäftigung mit kleinlichen
52 Dingen und auf der anderen Seite die Macht, womit er Felsen
erschüttern und in einem Augenblick über Länder hineilen
kann, beständig bildet. — Die Banshi im dritten Abschnitt
entspricht der bei uns bekannten weissen Frau; an gewisse,
edle Familien gebunden, erscheint sie bei bevorstehenden Todes-
fällen traurig und klagend. Phuka heisst ein nächtliches
Traumgespenst, das die Menschen zu abenteuerlichen, wilden
Fahrten verlockt. Ausgezeichnet ist hier das Märchen von dem
Mann im Monde und auf eine alte, weitverbreitete Idee ge-
gründet; es lässt sich den besten Sagen an die Seite setzen,
welche andere Völker von wunderbaren unglaublichen Fahrten
besitzen. Der letzte Abschnitt beschreibt das Leben der Geister
in der Tiefe der Seen und das glückselige und reizende Land,
welches sie dort bewohnen.

Wer Lust hätte, Shackespeares Elfenwelt mit dieser zu vergleichen, würde der Geschichte der Poesie einen nicht sehr schwierigen, gewiss angenehmen Dienst erzeigen. Sie ist in allen Hauptzügen darauf gebaut, und man könnte sehen, wie ein Dichter die vorhandene Sage (wir nehmen hier an, dass in England dieselbe herrschte) nach seinem Bedürfnis verändert, umgebildet und weiter geführt hat. Wichtiger würde eine

Untersuchung sein, welche den Glauben an Elfen überhaupt zum Gegenstand hätte und seine frühesten Spuren so wie sein Bereich auszumitteln suchte. Er ist fast über ganz Europa in nicht abzuleugnender Übereinstimmung verbreitet und ohne Zweifel früher als das Christenthum vorhanden gewesen; es käme darauf an, dies in fruchtbarer Ausführlichkeit darzuthun, dann hätten wir ein Zeugnis mehr von jenem eigenthümlichen Zusammenhang der Völker. Es würde nicht weiter überraschen, wenn man in diesen irischen Überlieferungen mehrere fände, welche in den einsamsten Gegenden anderer entfernten und durch Meere getrennten Länder gleichfalls zu Hause sind. Das
Christenthum verdrängte diesen Glauben nicht, wie hätte es 53
auch die vielfachen darauf gegründeten Sagen vernichten wollen! Es erniedrigte ihn nur und stellte ihn als einen heidnischen in Schatten. Man näherte sich von nun an mit einer gewissen Scheu, und die weissen und schwarzen Elfen, welche die Edda noch kennt und die ursprünglich dem Tag und der Nacht, dem Sonnenlicht und der Finsternis angehörten, wurden als gute und böse unterschieden; da man jedoch einen Theil ihrer Wohlthaten fortwährend anerkannte, so fand man eine Vermittelung und hielt sie für gefallene, aus dem Himmel verstossene Engel, die ungewiss über ihre Zukunft und ob sie Verzeihung erhalten auf der Erde rastlos umherschweifen: eine Sage, die nicht bloss hier, sondern auch in Schottland, Dänemark und Schweden vorkommt.

[anonym.]

THE POPULAR SUPERSTITIONS AND FESTIVE AMUSEMENTS OF THE HIGHLANDERS OF SCOTLAND. 53

Edinburg bei Archibald Constable und Comp. und London bei Hurst, Robinson und Comp. 1823. XVIII und 293 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. Stück, den 12. Januar 1826. S. 53—55.

Wäre dieses Buch in dem Geist und Sinne des vorigen abgefasst, so würde es vielleicht wegen eines reichhaltigeren

und vielseitigeren Inhalts den Vorzug verdienen. So wie es ist, lässt es sich nicht vergleichen. Ein gewisser halberzwungener Humor mit einer beständigen Anstrengung zum Witz, der in England weniger auffallen mag, weil er mit einem längst dort üblichen, gleichsam nationalen Stil Zusammenhang hat, stört, zumal in diesen Dingen, deutsche Leser vielleicht mehr als billig ist. Wie sehr würde das Buch durch ruhige, ungesuchte Darstellung und einfache Erzählung gewinnen, sollte es
54 auch die Hälfte seines Umfangs verlieren. Gleichwohl hat es auch in dieser Gestalt einen Werth, den wir nicht verkennen, im Gegentheil rühmend anerkennen wollen. Der Verfasser (W. Grant Stewart) hat mit Fleiss und Sorgfalt gesammelt. Verbindet man damit, was Walter Scotts auch in dieser Hinsicht reichhaltige Dichtungen und David Stewarts schon mehrmals aufgelegtes Werk: Sketches of the character, manners and preseut State of the Highlanders of Scotland gewähren, so sind wir im Stande, uns einen anschaulichen und lebendigen Begriff von dem Leben eines der merkwürdigsten Gebirgsvölker zu machen.

Der erste Abschnitt redet von dem Geist, der jeden Menschen nach dem Glauben der Hochländer begleitet, gleiche Gestalt hat, dieselbe Kleidung trägt, sich mit ihm ins Grab legt und gleichwohl auch gesondert sich zeigt und handelt, mächtiger als der Mensch und zugleich ihm dienend. Man hört, wie unsichtbare Hände Hammer und Säge gebrauchen, einen Sarg für den Geist zu verfertigen. Wenige Tage, ehe der Mensch begraben wird, hält jener seinen Leichenzug. Wer diesen nächtlich erblickt, kann hernach dasselbe noch einmal wiederholt sehen, denn alle Geister ziehen mit, deren sterbliche Genossen hernach die menschliche Leiche begleiten. Es ist eine vollkommene grausenhafte Vorgeschichte: nicht bloss die Gestalten, auch die Reden und Bewegungen sind dieselben, und überhaupt scheint in dem Dasein des Menschen nichts, das nicht in einem aus einer übersinnlichen Welt herübergehaltenen Spiegel seinen Widerschein und Abglanz habe. Nach dem Tode ist der Geist mit dem Menschen noch inniger verbunden, er bringt seine irdischen Geschäfte zu Ende, doch zu reden vermag er nicht, bevor er in die Höhe gehoben wird, dass der

Wind unter seinen Fusssohlen herstreichen kann; seine Stimme klingt aber dumpf, als komme sie aus dem Grabe. — Die zweite Abhandlung über die Elfen ist nicht weniger reichhaltig und 55
vielleicht die werthvollste. Sie stellt den Glauben an diese Wesen, wenn auch in seltsamer und gesuchter Ordnung, doch mit grosser Vollständigkeit dar, und das muss für den Mangel einer natürlichen und lebendigen Erzählung der an sich mannigfaltigen Sagen entschädigen. Grosse Übereinstimmung zeigt sich, wie zu erwarten, zwischen den irischen und schottischen Elfen, und nimmt man dazu, was dänische und schwedische Werke über diesen Gegenstand enthalten, so kann man zu einer ziemlich klaren Einsicht über diesen Glauben gelangen. — Dann folgen kleine Abschnitte über einzelne Geister: Brownies, Waterkelpies, Spunkies. Hierauf ein grösserer über Zauberei und Hexenwesen. Man sieht durch, wie ein milderer Glaube entstellt worden ist und eine an sich gute Absicht erst ein Reich des Teufels gestiftet hat, das ursprünglich nicht vorhanden war. Das Entsetzliche, das sich daraus aller Orten entwickelte, zeigt sich auch hier in der rührenden Sage von einem unschuldigen Kinde, das sein Vater durch einen gewaltsamen Tod von dem ewigen Verderben glaubt retten zu müssen. — Den letzten Abschnitt über Sitte und Gebräuche an feierlichen Tagen nehmen wir gleichfalls dankbar an, wiewohl er uns weniger reichhaltig als die vorigen scheint. Merkwürdig, dass von den Hochländern zu Weihnachten das hölzerne Bild einer alten Frau in das Feuer geworfen wird, ohne Zweifel in demselben Sinne, in welchem man in Deutschland hier und da am Lätare-Sonntag den Tod in einem Strohbild ins Wasser wirft oder in Spanien die allerälteste Frau entzwei sägen will. Es soll damit der besiegte Winter und die neuaufsteigende Sonne angedeutet werden.

[anonym.]

361 # NORDISKA FORNLEMNINGAR, UTGIFNE AF J. G. LILJEGREEN OCH C. G. BRUNIUS.

Stockholm, bei Zacharias Häggström. 1823. Zwei Bände. 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 37. Stück, den 6. März 1826. S. 361—366.

Ein lobenswerthes Unternehmen. Die Herausgeber haben sich vereinigt, unbekannte nordische Alterthümer theils aus Sammlungen, theils wie sie neu entdeckt und ausgegraben werden oder sonst zum Vorschein kommen, in einfachen, unverschönerten, zugleich wenig kostbaren Abbildungen mitzutheilen, wozu der gewählte Steindruck in jeder Hinsicht bequem und dienlich ist. Daher enthalten die hundert Tafeln, welche in 12 Heften von 1819—1823 erschienen sind (eine wahrscheinlich vorhandene Fortsetzung ist noch nicht angelangt), die Hauptsache, und der zugegebene, nicht einmal paginirte Text gibt nur Nachricht, wo das abgebildete Stück gefunden ist oder aufbewahrt wird, sodann die nöthigsten Erläuterungen, damit Liebhaber und Sammler wenigstens einen Begriff von
362 der Sache bekommen. Lobenswerth deucht den Rec. das Unternehmen, weil auf diese Art ein dem Studium nützliches Magazin gebildet und der festere Gang der künftigen Forschungen nicht durch voreilige Hypothesen und Vermuthungen gestört wird. Ein Register bei dem Schlusse des Werks würde den Gebrauch sehr erleichtern. Man findet in diesen beiden Bänden schon Gegenstände der verschiedensten Art, wichtige und merkwürdige ebensowohl als unbedeutende. Was jene eigenthümlichen und seltsamen Steinsetzungen und Steinlagen in runder, schiffförmiger und viereckiger Form (z. B. No. 25. 26. 27. 61. 65. 68) betrifft, so werden hier schon genauere Abbildungen nöthig, und sie sind auch viel besser geliefert in einem demnächst anzuzeigenden Werk von Sjöborg. Eine Anzahl neu entdeckter oder noch nicht abgebildeter Runensteine (No. 3. 4. 31. 32. 40. 54. 64. 72. 79. 87. 88. 94. 98. 99) würde allein dieser Sammlung schon Werth verleihen. Sie sind meist aus späterer

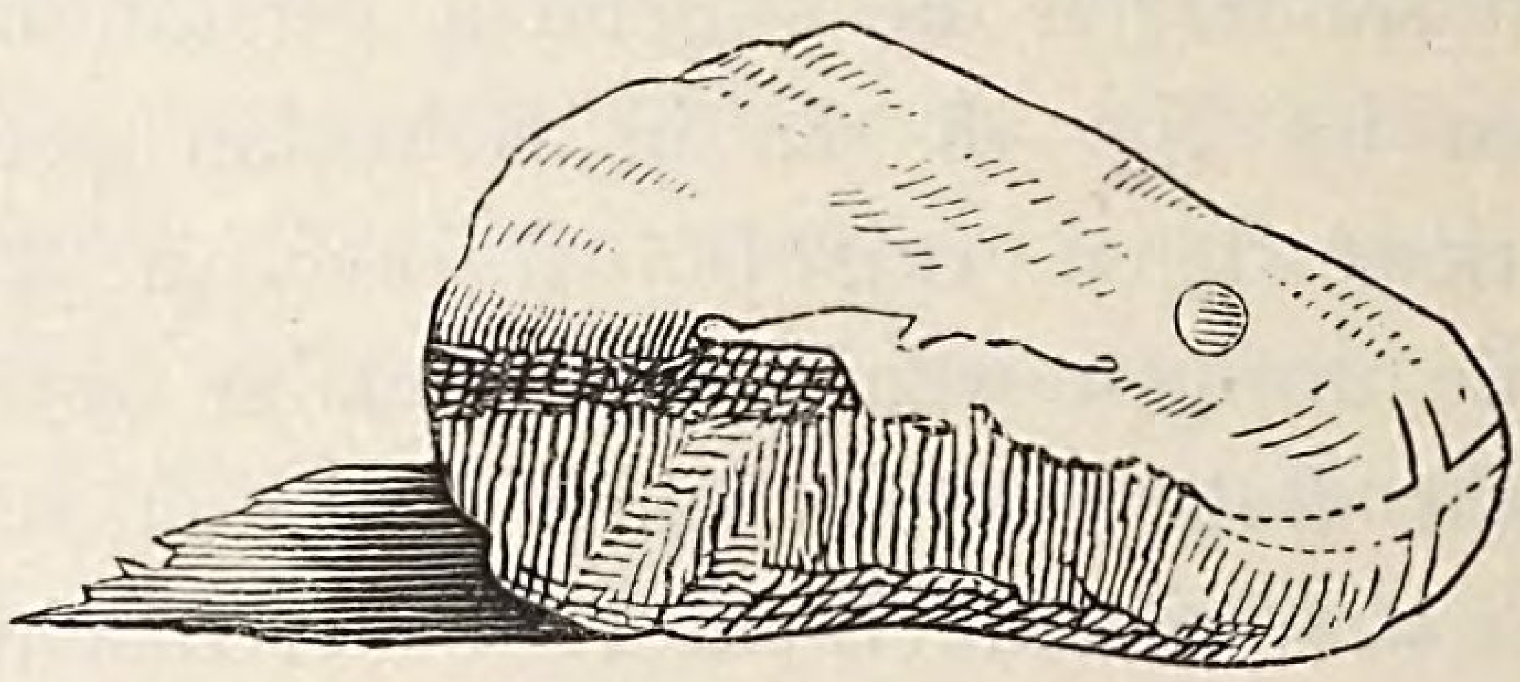
Zeit, einige in ungewöhnlicher Gestalt. Auf No. 4 findet man
eine Glocke und ein Taufbecken mit Runen. Auf No. 32 neben
lateinischer Inschrift mit sogenannter Mönchsschrift von 1350
eine runische Zeile, die denselben Inhalt kurz ausdrückt. Auf
No. 87 sogar dieselben Worte, an der einen Seite des Steins
mit Runen, an der anderen mit Mönchsschrift, wovon schon
ein Paar andere Beispiele im Bautil vorkommen; die Runen
sollen ohne Zweifel das Lesen der unbekannten Mönchsschrift
erleichtern und sie waren die allgemein verständlichen Zeichen.
Am wichtigsten ist No. 45 ein in Bohuslän gefundener Stein
mit jenen merkwürdigen angelsächsischen Runen; er ist
wie fast alle die übrigen wenigen Denkmäler dieser Schrift von
der rechten zur linken beschrieben und um so schwerer zu
enträthseln, als wahrscheinlich ein Theil der Inschrift zu Grunde
gegangen ist. Die Herausgeber sind also wohl zu entschuldigen, 363
wenn sie ihnen unverständlich geblieben, dagegen darf man
auch behaupten, dass, was sie darüber vermuthen, gewiss falsch
ist. — Unter den übrigen Stücken merken wir noch die Abbildung eines Halsbandes und einer Spange von Silber an
(No. 7), sowie eines Schmuckes, der wahrscheinlich vergoldet
war (No. 71). Würfel von Knochen, ganz wie die heutigen
gezeichnet, sind in einem norwegischen Grabhügel gefunden
worden. Alte Schilde auf No. 63 und eine auf einen Schild
gehörige, aber abgelöste ziemlich grosse „buckel“. — Endlich
an Abbildungen von Waffen aller Art, theils aus Stein, theils
aus Metall, ist kein Mangel; man findet Hämmer, Schwerter,
Spitzen von Pfeilen und Lanzen und dergleichen. Angehängt
ist eine kleine Abhandlung über das Schleifen und Schärfen
der Waffen bei den alten Nordbewohnern. Möge in Deutschland bald ein ähnliches, anspruchloses Magazin, von dem man
hoffen darf, dass es nicht stecken bleibt, weil kein unnöthiger
Luxus es theuer macht, zu Stande kommen; an Materialien
fehlt es gewiss nicht.

Ich benutze die Gelegenheit dieser Anzeige zu einer in
dieses Fach einschlagenden Mittheilung.

Bekanntlich werden in Hessen an verschiedenen Orten
alte Grabhügel gefunden. Genauere Nachrichten darüber habe

ich in dem Anhange zu der Schrift über deutsche Runen gegeben. Seitdem sind südöstlich bei Cassel auf dem sogenannten Forst bei zufälliger Aufgrabung des flachen Bodens gleichfalls Scherben einer zerbrochenen Urne und zwar in geringer Tiefe zum Vorschein gekommen. Merkenswerther ist ein anderer Fund. Durch die Güte des Herrn von Schwertzell erhalte ich eben aus einem bei Willingshausen geöffneten Hügel einen Hammer, welcher folgende Gestalt hat:

364



4 Zoll lang und unten $2^1/_2$ Zoll breit ist. Dergleichen hat man siebene bei eben so viel Urnen gefunden. Nähere Umstände kann ich nicht angeben. Das an dem spitzen Ende flach eingedrückte Kreuz habe ich sonst noch nicht bemerkt, und es könnte eben so wohl bedeutend, als ein blosser Zierat sein, das Letztere ist insofern wahrscheinlicher, als es sich nicht auf allen befindet. Aber, und das ist das Auffallendste, dieser Hammer besteht nicht aus Stein oder etwa einer harten Masse, sondern aus *blossem*, an der Luft getrocknetem, durch Wasser auflösbarem, feinem *Lehm* oder *Letten*. Gebraucht ist er niemals worden, weder als Waffe noch als Geräth, davon überzeugt man sich leicht, denn nicht nur ist die Öffnung so enge, dass sich höchstens die Spitze eines kleinen Fingers hineinzwängen lässt und der Stiel nur aus einem Stäbchen hätte bestehen können, sondern er würde auch bei dem geringsten Widerstande in tausend Stücke zersprungen und selbst für einen hölzernen Pflock zu kraftlos gewesen sein.

So viel, glaube ich, darf man mit einiger Gewissheit schliessen: er *repräsentirt* nur einen Hammer, und der Umstand, dass man sonst, namentlich in nordischen Gräbern, Steinwaffen und Hämmer gefunden hat, deren Tauglichkeit zu wirklichem Gebrauch aus verschiedenen Gründen zweifelhaft ist, z. B. weil sie zu klein sind, könnte durch diese neue Erschei-

nung unerwartetes Licht erhalten. Entweder man besass keinen echten Hammer oder wollte ihn nicht gern verlieren, und da 365
man sich scheute, die herkömmliche Sitte zu verletzen, so legte man ein blosses Bild davon zu der Urne des Todten.

Aus der heidnischen Zeit mögen diese Hämmer von Lehm sein, gleichwohl scheinen sie mir verhältnismässig nicht sehr alt. Sorgfältige Beachtung der Sitten und Ceremonieen geht der Vernachlässigung derselben voran, und in den Hünenbetten, welche die ältesten Gräber zu sein scheinen, findet man die schönsten Waffen, die in ihrer Zeit ohne Zweifel von dem höchsten Werth waren. Als man dieser plumpen, roh geformten, an sich widersinnigen Nachbildungen sich bediente, war die Achtung vor der Feierlichkeit des Begräbnisses schon sehr vermindert, und während man früher alles Kostbare, was der Todte besessen hatte, mit ihm verschwinden liess, hat man späterhin immer mehr davon zurückbehalten, und am Ende sollte ein blosser Schein genügen.

Doch das ist nur Eine Vermuthung, auf weitere will ich mich nicht einlassen, da es bei Gegenständen dieser Art eben so leicht ist, eine nach der anderen aufzubringen, als schwer, eine einzige zu beweisen. Ich wollte nur diese seltsame Erscheinung, von der ich wenigstens kein anderes Beispiel weiss, sogleich bekannt machen, weil gerade eben jetzt zu Nachforschungen über die Grabhügel Veranlassung gegeben ist.

Ich merke bei dieser Gelegenheit an, dass bei keinem Dichter des Mittelalters, so weit ich sie kenne, eine Anspielung auf diese Denkmäler vorkommt; der Zufall wird doch damals, so gut wie jetzt, dann und wann eine Urne an den Tag gebracht haben, denn des Begräbnisses, des Sarges gedenken sie. Vrîdanc sagt:

> ein hûs von siben vuezen,
> dâ kan man suhte buezen;
> der vrîthof ist ein saelic wirt,
> dem manic gast zeteile wirt.

Und ganz ähnlich, so dass man sieht, es ist sprichwörtliche 366
Redensart, ein Minnesänger (I, 98^{b}):

> unt enwirt mir danne niht wan siben vueze lanc.

Wilh. Grimm.

1642 ## PETRI ALFONSI DISCIPLINA CLERICALIS.

Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Literatur. Berlin, bey Theod. Christ. Enslin. 1827. 172 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 165 Stück, den 15. October 1827. S. 1642—1647.

Moses, ein spanischer Jude aus Huesca in Aragonien, empfieng 1106, in einem Alter von 44 Jahren, die Taufe und den christlichen Namen Petrus mit dem Beinamen Alfonsi, weil der König Alfons, dessen Arzt er war, Pathenstelle bei ihm vertrat. Er schrieb hierauf dialogi contra Judaeos, welche bekannt und mehrmals, auch in der bibl. max. patr. abgedruckt sind. Ein zweites Werk, disciplina clericalis genannt, enthält etwas ganz Anderes, als der Titel vermuthen lässt, nämlich eine Sammlung von Sprüchen, Fabeln und kleinen Erzählungen. Obgleich im Mittelalter viel gelesen, ins Französische übersetzt (Chastoiement du père au fils), in den Gestis Romanorum, dem Steinhöwelschen Aesop und anderwärts benutzt, gerieth es doch hernach in Vergessenheit und wird hier zum ersten Mal abgedruckt. Gewiss eine dankenswerthe Gabe, denn ob wir gleich dem Inhalt nach wenig Neues erfahren, da diese Apologe in andere mehr oder minder bekannte Sammlungen übergegangen sind, so ist es doch nicht bloss angenehm, sondern kann in einzelnen Fällen wichtig sein, zu wissen, woher sie genommen sind, und
1643 dies um so mehr, als wir zugleich die Quelle erfahren, aus welcher Petrus schöpfte. Er übersetzte nach seinem Geständnis aus dem Arabischen, und man erkennt auch leicht, wie der Herausgeber bemerkt, den orientalischen Ursprung an der Einkleidung. Ein Vater ertheilt seinem Sohn vor dem Eintritt in die Welt Ermahnungen und gute Lehren und flicht, um sie desto eindringlicher zu machen, Beispiele und Fabeln ein. Ohne gerade ausgezeichnet zu sein, ist die Darstellung doch schlicht und angemessen. Orientalisten mögen nun untersuchen, aus welchen noch älteren Quellen der arabische Verfasser seinen

Stoff holte; nur sehr unbefriedigend ist, was selbst Sylvester de Sacy darüber zu sagen weiss.

Hr. Prof. Schmidt hat eine von ihm selbst in Breslau entdeckte Handschrift zu Grund gelegt, von einer zu Paris in der königl. Bibliothek befindlichen durch Vermittelung der Preuss. Regierung Abschrift, aus einer anderen in der Bibliothek St. Germain durch die Güte des Hrn. Hase Vergleichungen schwieriger Stellen erhalten. Er hat die ganze Ausgabe mit dem löblichen Fleiss, den man an ihm gewohnt ist, behandelt, mit einer sorgfältigen und ausführlichen Einleitung über den Petrus Alf. und reichlichen Anmerkungen (S. 89—169) ausgestattet, die eine Menge willkommener Nachweisungen und Aufklärungen enthalten, so wie sie von grosser Belesenheit und unermüdlicher Aufmerksamkeit zeugen. Wir hegen nur den Wunsch, dass der Verfasser die Masse durch Hervorhebung des Wichtigeren und Scheidung von dem Geringfügigeren mehr belebt hätte. Nicht bloss wäre dadurch an Raum gewonnen, sondern, was wir noch höher anschlagen, eine schnellere Übersicht würde den Gebrauch des Buchs auch sehr erleichtert haben. Doch am besten machen wir unseren Wunsch an einem Beispiel deutlich. Das fünfte 1644
Capitel enthält § 4 die artige Fabel von dem Maulthier, das, vom Fuchs über Vater und Mutter befragt, keine gerade Antwort gibt, sondern nur sagt: mein Oheim ist das edle Ross. Statt die Untersuchung gleich auf den Punkt zu richten, welcher der wichtigste ist, nämlich wo wir die Fabel früher finden und wo nach Petrus zuerst wieder, führt uns der Herausgeber zu Abraham a St. Clara, dessen Bearbeitung, so artig sie sonst sein mag (was uns eigentlich hier gar nichts angeht), doch wie fast alle spätere wenig Aufschluss geben kann; dann wird der Renner und die altfranzösische Übersetzung im Chastoiement citirt und nun erst behauptet, Aesop sei die erste Quelle; hierauf folgt eine Stelle aus Lafontaine und den Schluss macht Hans Sachs. Rec. hätte an die Spitze die Frage gestellt, ob Aesop wirklich als Quelle gelten könne? Er erzählt bloss, dass der Maulesel, als er fett geworden, sich an seine Mutter, das Pferd erinnert habe, als er aber laufen sollen, an seinen Vater, den Esel. Die Fabel hat Verwandtschaft, könnte aber auch ganz

unabhängig von der unsrigen bestehen, die offenbar eine andere eigenthümliche Wendung hat; die Abstammung bleibt also nur Vermuthung. Der indische Bidpai gewährt nichts Ähnliches, wenigstens hat ihn Rec. vergeblich nachgesehen. Jetzt waren die verwandten Werke des Mittelalters zu beachten, den Freidank hat Hr. Prof. Schmidt vernachlässigt, sonst hätte er gewiss folgende Stelle darin gefunden: Wer den mûl wil vrâgen von sînen hôhesten mâgen, Sô nennet er ê den ohein Dann vatter oder friunde dehein 2585—2588. Woher hat er die Fabel? Aus dem Aesop gewiss nicht, denn mit ihm stimmt er nicht, sondern mit dem Petrus Alfonsi. Also aus diesem? Es wäre möglich,
1645 denn Freidank ist über ein Jahrhundert jünger, aber er ist selbst in Palästina gewesen, er könnte die Fabel dort gehört haben. Die wörtliche Mittheilung einer hierher gehörigen Stelle aus dem Renner lässt sich, da das Buch selten ist, rechtfertigen, nicht aber eines schlechten Zusatzes, den Lafontaine der Fabel gegeben, weil wir ihn gar nicht zu wissen brauchen und jedermann, der darnach Lust trägt, ihn nachschlagen kann. Auch Hans Sachs ist so selten nicht, um eine halbe Seite zu füllen, zumal reichte die Bemerkung hin, dass er nichts Neues enthalte und eine andere Fabel damit verbinde. Spätere, deren Quelle man mit Sicherheit angeben kann, sind unwichtig. So hätten wir in wenig Zeilen den Ertrag zusammengefasst, den sich der Leser aus beinahe zwei Seiten heraussuchen muss. — Aber Freidank hat noch einen Spruch mit der disciplina clericalis gemein. Es heisst darin II, 7: Fili, ne sit gallus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare, wozu Hr. Prof. Schmidt ohne Noth und Gewinn eine Stelle aus dem Forschmeuseler abdrucken lässt. Bei dem deutschen Dichter heisst es 2812: Sô stolzen muot nieman getruoc, Ern hete an einem wîbe gnuoc: So wilz der hane bezzer hân, Dem sint zwelf hennen undertân. Daz er der zwelfer meister ist, Daz gât vür Sâlomônes list. Geradezu aus der discipl. cler. entlehnt ist diese Stelle schwerlich, das zeigt die abweichende Aufnahme und Wendung, aber durch welche Vermittelung hat sie Freidank empfangen? Dieser Punkt wäre einer Aufkärung werth.

Wir heben noch Cap. 24 heraus. Erst die aus Aesop und Avian herzuleitende Fabel von dem Bauer, der seinen Ochsen,

weil sie nicht recht am Pflug ziehen wollen, zuruft, die Wölfe 1646
sollten sie fressen, einem Wolf aber, der das gehört hat und darauf Ansprüche gründet, nicht Wort halten will. Der Fuchs, zum Richter erwählt, spricht heimlich zum Bauer: gib mir und meiner Frau zwei Hennen, so sollst du deine Ochsen behalten; zum Wolf aber: der Bauer verspricht dir einen Käs, gross wie ein Schild, wenn du auf die Ochsen verzichtest. Er lässt den Wolf hin- und herlaufen, bis die Nacht eingebrochen ist, da führt er ihn zu einem tiefen Brunnen, zeigt ihm den Mond auf dem Spiegel des Wassers und ruft: das ist der Käse, steige hinab und sättige dich. Der Wolf aber heisst ihn zuerst hinabsteigen. Es hängen zwei Eimer an dem Brunnen, der Fuchs gehorcht und lässt sich in dem einen hinab. Nun folgt die bekannte Entwickelung: der Fuchs klagt, der Käse sei zu schwer, der Wolf setzt sich hierauf in den anderen Eimer und hebt durch seine Schwere den Fuchs in die Höhe, der entspringt. Diese Fabel zeigt Zusammenhang mit der grossen Sage von Reinhart Fuchs, welchen auch der Herausgeber angemerkt hat, der nur statt des deutschen Gedichtes des Glichsener die ältere und vollständigere Quelle, den altfranzösischen Roman du Renard, zu Rathe hätte ziehen sollen, wo I, 240 ff. nach der Ausgabe von Méon, welche S. 19 in der Anmerkung citirt wird, das Hierhergehörige vorkommt. Der Zufall führt hier den Wolf zu dem Brunnen, in welchem Reinhart steckt, und er glaubt ihn unten in Gesellschaft der Wölfin zu erblicken. Der Fuchs aber macht ihm weiss, er sei gestorben und befinde sich da unten im Paradies, und reizt ihn durch Schilderungen von den Herrlichkeiten desselben so sehr, dass er auch Verlangen nach dem glückseligen Aufenthalt fühlt, in dem leeren Eimer hinabfährt und
den Fuchs in dem anderen Eimer in die Höhe hebt. Obgleich auch 1647
diese Erzählung über hundert Jahre jünger ist, als die disc. cler., denn Zeugnisse vom Jahre 1233 reden von dem allgemein beliebten Roman du Renard, so lautet sie darin doch besser und vollständiger, und es liegt an dem Tage, dass sie nicht dorther geborgt ist. Merkenswerth bleibt die Thatsache, dass im Anfang des 12. Jahrhunderts Spuren jener Sage sich im Arabischen finden.

[anonym.]

1647 NORDISCHE MYTHOLOGIE.

Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Mit Kupfern. Schleswig, gedruckt und verlegt im königl. Taubstummen-Institut. 1827. VI und 332 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 165 Stück, den 15. October 1827. S. 1647—1648.

Den litterarischen Handlangern, welche Artikel in die zahlreichen Encyclopädieen, Conversationsblätter und Realwörterbücher unserer Zeit zu liefern haben, den Decorationsmalern, bei welchen Arabesken aus der nordischen Mythologie bestellt werden, angehenden Poeten, welche einiger Anspielungen auf Thor, Odin, Baldur etc. bedürfen, allen diesen empfehlen wir so angelegentlich, als wir an ihren Bemühungen Theil nehmen, obengenanntes Buch. Sie werden darin leicht nachschlagen können und was sie suchen mit Sicherheit und dem Lächeln des Kenners vorgetragen finden. Die Vergangenheit ist hier, wie sie nach einer geistreichen Note S. 16 wohl muss, bereits zur Gegenwart geworden, und wie wird sich der alte olympische Jupiter, den wir auf dem Titelkupfer als Othin erblicken, freuen, einen so raschen Sprung vorwärts gethan zu haben! Nur noch etwa zweitausend Jahre und nicht einmal so viel (denn wir hören von Gelehrten, dass Othin mit Beginn der christlichen Zeitrechnung soll eingewandert sein), so steht er mitten unter uns,
1648 wie Apollo schon ganz in der Nähe ist und unserem Verfasser bereits die Feder geschnitten hat. Für einen ernsten, wissenschaftlichen Zweck dagegen ist dieses Buch völlig unbrauchbar, es müssten denn Philosophen in der Einleitung mehr finden, als der Rec., der sie vorzüglich auf S. 8 und 9 aufmerksam macht und auf „den kühnen Sprung, den wir in unserer Sehnsucht, in unserer Ungeduld wagen, um die allgemeine Freude, die wir nicht erleben werden, durch Anticipation zu geniessen“; denn dieser Sprung ist nichts Anderes als die Kunst. Schade nur, dass bei dem kurzen Leben, das unser Verfasser mit Recht bejammert, keine Hoffnung da ist, die Früchte jener Anticipation per subsequens matrimonium legitimirt zu sehen. — Der Ver-

fasser sagt auf dem Titel und im Eingang, er habe aus der Edda und Oehlenschläger geschöpft, aber wir haben nirgends eine Spur von Studium der Quellen oder Kenntnis der nordischen Sprache gefunden (Oehlenschläger fällt nicht einmal 'Valhalla' zur Last), gar wohl aber das Gegentheil. Wie dürfte sich auch jemand, der so klug ist zu behaupten, es gebe nichts Einförmigeres und Langweiligeres, von aller Poesie mehr Entblösstes, als die nordischen Sagen, darauf einlassen. Die Mythologie aus einem modernen Dichter darstellen heisst etwa so viel als Alexanders Geschichte aus Lebrüns Gemälden entnehmen. So sehr wir den Dichter achten, so glauben wir doch nicht, dass er wohl thut, alte Mythen, an deren Erklärung Scharfsinn und Gelehrsamkeit arbeiten sollen, mit frischen Farben und nach seiner Manier zu übermalen; es mögen leidliche, selbst artige Einzelheiten zum Vorschein kommen, das Ganze bleibt ein misslungenes Unternehmen und unleidliches Zwitterding, und er thut besser, seine Kraft an Gegenständen zu üben, welche fähig sind, seine und des Lesers Seele ganz zu erfüllen. [anonym.]

DIE GEDICHTE WALTHERS VON DER VOGELWEIDE. 2025

Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin, bey C. Reimer. 1827. XII und 227 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 204. Stück, den 22. December 1827. S. 2025—2038.

Walthers Werke laden zu einer besonderen Bearbeitung ein. Unter den Dichtern dieser Periode einer der ersten, hat er sich bloss auf lyrische Ergüsse seines Geistes beschränkt, dessen grosse Beweglichkeit ihm wie es scheint die Ruhe zu erzählenden Dichtungen versagte. Dazu überall, man kann sagen, in jedem Gedanken, eine leicht erkennbare, scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, eine schöne Sprache, endlich die Fähigkeit, uns sogleich zu reizen und, was noch mehr ist, festzuhalten; wir wenigstens haben bei dieser Veranlassung sämmtliche Gedichte abermals mit dauernder, gleich starker Theilnahme

gelesen. Er hat auch jene Offenheit und Sicherheit des
Geistes, die dem Dichter geziemt, und äussert sich unverhohlen
über alles, was ihn eben bewegt, sei es sein innerer Zustand,
2026 seine Lage zur Welt, seine trübe oder heitere Stimmung oder
beider Streit in seiner Seele. Mag es sein, dass er durch diese
Einmischung der Wirklichkeit den Anfang zum Verderben der
Poesie gegeben, wie man ihm vorgeworfen hat, denn er zehrt
das Kapital auf, von dessen Zinsen sie leben soll, so thut man
doch wohl, eine solche Betrachtung hier noch bei Seite zu
setzen und erst da geltend zu machen, wo Nachahmer oder Dich-
ter von geringeren Gaben sich durch ein solches Beispiel be-
rechtigt glauben, den falschen Weg einzuschlagen. Ursprüng-
liche Dichter haben so zu sagen das Vorrecht, zu irren und das
Mangelhafte der menschlichen Natur neben dem Herrlichsten,
was sie gewährt, zu offenbaren. — Ein anderer Antrieb, Wal-
thers Gedichte in reinerem Text herzustellen, lag in der ver-
dienstvollen Schrift Uhlands, der durch ein mit Sorgfalt und
feinem Sinn zusammengestelltes Leben des Dichters die Auf-
merksamkeit für ihn geweckt hatte und den besten Lohn für
seine Bemühung hier empfängt, wo ein genauer und kritischer
Text ihm die Möglichkeit gewährt, seine verdienstvolle Arbeit
nochmals mit sicherem Erfolge vorzunehmen und ihr eine feste
Grundlage zu geben. Sei er schönstens dazu eingeladen!

Schon vor elf Jahren hatte Hr. Prof. Lachmann den Vor-
satz zu gegenwärtigem Buch gefasst, und bereits waren Proben
seiner Arbeit erschienen. Ein Mitarbeiter, Hr. Prof. Köpke,
ist abgetreten, und er selbst wohl durch die Entwickelung der
deutschen Philologie, an der er den thätigsten Antheil genom-
men, in seinem Vorhaben ebensowohl aufgehalten, als gefördert
worden. Während dieser Zeit haben sich auch die Quellen
erweitert, und dass Hr. Prof. Lachmann nicht versäumt hat,
* sich den Zugang zu verschaffen, beweist das in der Vorrede
2027 gelieferte ziemlich ansehnliche Verzeichnis. An uns wäre es
jetzt, auseinanderzusetzen, wie der Verfasser diese Quellen be-
nutzt und überhaupt seine Aufgabe gelöst hat; allein Rec. fühlt
seine Ungeschicklichkeit im Loben, die um so grösser ist, als er
gerade sehr viel zu loben hätte. Er würde auch nur denen

verständlich werden, welche in die Sache einzudringen Lust haben, und diese zu überzeugen hält er für unnöthig, sie werden längst die Trefflichkeit dieser Arbeit eingesehen haben. Zudem gehört Rec. zu jenen, welche einen Einfluss der eigenthümlichen Natur eines Schriftstellers auf sein Werk gerne sehen, einen gewissen Beigeschmack lieben oder wenigstens, wo dies nicht überall angeht, zu sehr achten, als dass sie darin Ursache zu einem Tadel fänden. Mag jemand Recht haben, der sich den Verfasser etwas mittheilender wünscht, etwas weniger künstlich oder versteckt in seinen Äusserungen (beide Ausdrücke sind nicht ganz treffend und tadeln mehr, als sie sollen, aber etwas davon ist wahr: der Verfasser liebt es, von seinen Entdeckungen oft nur die Segelspitze zu zeigen, und zumal, wer am Ufer steht, muss genau Acht geben und scharf sehen), etwas mehr gerade heraus und weniger neckend; Rec. und wenn er selbst einen solchen Wunsch hegte, will ihm daraus keinen Vorwurf machen, obgleich er sich erinnert, dass er hier Richter sein soll. Muss denn alles herausgesagt werden oder jede dunkele Stelle erklärt? Ist irgend ein Herausgeber dazu verpflichtet und kann er sich nicht gut mit der Hoffnung entschuldigen, ein späterer werde auf seiner Grundlage weiter schreiten? Wir empfangen hier den besten, reinlichsten und bescheidensten Text, der unter den Umständen möglich war; in der That, diese Sicherheit, mit der wir ein so vorzügliches Denkmal durchlesen können, ist ein höchst angenehmes Gefühl. 2028
Genauigkeit, Gründlichkeit, Erwägung verschiedenartiger Rücksichten, sorgsame und gleichförmige Ausführung, das konnte man auch von anderen erwarten, aber wir finden ausserdem ein eigenthümliches, angeborenes Geschick zur Beobachtung, das oft da, wo wir sie nicht erwarten, zu neuen und scharfen Bemerkungen Anlass gibt, Bemerkungen, die nicht selten in der Folge grössere Bedeutung erhalten, als der Augenblick einzusehen gestattet. Wer würde z. B. eine Abänderung gegen alle Handschriften, wie 40, 30, vorschlagen, der nicht in einem scharfsinnig entdeckten metrischen Gesetz dazu eine Nöthigung sähe? Der Verfasser hat nicht dahin gestrebt, durch einen Text, der keinen Anstoss gewährt, uns zu blenden und sorglos zu

machen, sein Bestreben war, den besten Text, nicht wie er etwa sein könnte, sondern so weit er sich erkennen liess, herzustellen. Es könnte jemand, der sich mit dem bereits Erlernten und der daraus gebildeten Theorie vertraut gemacht hätte, was die Handschriften gewähren, als eine rohe Masse betrachten, in die er kritisch einzuschneiden und die regelrechte Form herauszubilden befugt sei. Ein solches Verfahren würde eine gewisse Befriedigung gewähren und im besten Falle ein wohlgerathenes Exercitium aufstellen; aber auf solche Weise behandelte Denkmäler hören auf, Quelle des Sprachstudiums zu sein; wir reden nicht von einem anderen Falle, wo ungefähre, für den Nothbehelf dienende Kenntnis der Grammatik so etwas unternimmt und unter dem Schein einer kritischen eine für den lebendigen Gebrauch völlig werthlose Fabrikarbeit liefert.

Nach diesem Grundsatz verschmäht L. jede Verbesserung, selbst die glänzendste, von der nicht zu erweisen steht, dass sie zugleich die wahre ist, und bloss wahrscheinliche Vermuthungen
2029 haben niemals im Text selbst, nur in den Anmerkungen einen Platz erhalten; er lässt lieber das Unverständliche und Verderbte stehen, bis sich einmal bessere Auskunft findet. Hier also ist noch immer zu lernen, Fehler werden an den Tag kommen, wo wir noch keine erblicken, und scheinbar Fehlerhaftes wird sich rechtfertigen; kurz die Quelle für weitere Forschungen ist uns erhalten. Auf der anderen Seite setzt er entschieden durch, was er als sichere Regel anerkannt hat, er ändert die Orthographie, um Gleichheit im Auftakt zu erlangen, führt z. B. deich ein, wo die Handschriften daz ich haben, tilgt die spätere Form beschehen, die alemannische in kilche; und aus diesem Grunde erscheint in seiner Behandlung des Textes eine eigene Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit, welche dem, der die Lage der Dinge nicht jedes Mal genau kennt, noch mehr auffallen muss. Überlegt hat es der Verfasser gewiss, wo er ändert und wo er stehen lässt; glaube niemand, dass flüchtige Keckheit oder Nachlässigkeit dabei wirkten. Aber wie leicht jeder Verständige in Ansehung des Grundsatzes selbst übereinstimmt, und wie trefflich er sich hier bewährt hat, denn man braucht nur das erste beste Lied der Bodmer'schen Ausgabe mit der

gegenwärtigen zu vergleichen, um davon überzeugt zu sein, so wird doch bei der Frage nach der Grenze, wo man anfangen dürfe und aufhören müsse, eine Regel einzuführen, eine natürliche Verschiedenheit der Ansicht sich äussern. Wiederum gilt dies am meisten von orthographischen Kleinigkeiten, wo es kaum Einer dem Anderen ganz zu Dank machen wird. Der Verfasser, allem pedantischen Gleichmachen entgegen, glaubt wohl nur die lebendige, der Natur gemässe Verschiedenheit zu erhalten oder will nicht entscheiden, was für Walther das Richtige sei,
wenn er aus den Handschriften beides jâmerlich und jæmerlich, 2030
werlt und welt, tiutschen und tiuschen, tievels und tiefels, rugge und rügge, vogellîn und vogelîn beibehält, wenn er ein gg in egge, gloggen, muggen, linggen oder statt öu ein öi statuiert, ein osterrîch und ôsterrich, ein ö in frömde neben fremede. Rec. würde hier, ohne Gewissensbisse zu empfinden, das, wofür sich die Grammatik entscheidet, vorgezogen haben, freilich auch ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben. L. wagt es, nicht das -ent der 2^{da} pl. praes. in -et zu ändern (S. 134), wenn nicht eine Handschrift Veranlassung gibt, sollte aber der häufige Gebrauch beider Formen neben einander, wie er nun hier erscheint, dem Dichter, überhaupt jemand, der die Sprache lebendig gebrauchte, eigen gewesen sein? Rec. glaubt es nicht, und eine Mischung dieser Art bleibt etwas Unnatürliches. Warum tritt die eine Form niemals im Reime hervor, die andere mehrmals? Warum soll geruochet im Reim auf das part. praet. vervluochet (11, 4) nicht auch gegen das daneben stehende bedenckent entscheiden? Wo es bei anderen Dichtern ein Reim schützt, erscheint es nur als Ausnahme, als eine entschlüpfte Nachlässigkeit. Manigem für mengem zu setzen, getraut er sich ebenfalls nicht (S. 132), wenn nicht eine Handschrift dazu berechtigt; wie gering ist die Hoffnung, in solchen Dingen das Ursprüngliche in einer Handschrift erhalten zu sehen! Weiter kann man die Sorgfalt nicht treiben, und mehr wurde gewagt, wenn ein wunderlicher Zufall (s. Anm. zu 45, 27) im Text keinen Platz erhielt, Rec. glaubt mit Recht, obgleich er an einem anderen Ort gerade denselben beobachtet hat. Dagegen hätte Rec., weil doch einmal von Kleinigkeiten die Rede ist,

2031 wan vindet (107, 4), wie nach Rec. Abschrift dieser Stelle A liest,
nicht in man vindet verändert; er hätte überhaupt nicht ein üe,
dessen Aussprache doch bedenklich ist und wozu die Hss. keinen
Anlass geben, eingeführt, vielleicht das ë in den sicheren Fällen,
gewiss aber die beiden z unterschieden.

Die Varianten stehen nicht unter dem Text, sondern in den
Anmerkungen, was auch seinen Vortheil hat. Alles ist bequem
geordnet und mit Nachweisungen versehen, wornach man sich
in den Quellen leicht zurecht finden kann, auch für ein äusserst
nützliches Verzeichnis der Strophenanfänge und eine Verglei-
chung der Seitenzahlen bei Bodmer haben wir Ursache dank-
bar zu sein. Rec. muss der Sitte gemäss einen kleinen Nach-
trag zu den Anmerkungen als Zeugnis seiner Aufmerksamkeit
liefern. In dem schönen Lied (8, 4), worin Walther den trauri-
gen Zustand des Reichs bedenkt und in der ganzen Natur Hass
und Zwietracht erblickt, beschreibt er am Eingange seinen
eigenen Zustand: Ich saz ûf einem steine: dô dahte ich bein
mit beine, darûf sazt ich den ellenbogen: ich hete in mîne hant
gesmogen daz kinne und ein mîn wange. In dieser Beschrei-
bung folgt er einer herkömmlichen Überlieferung, auch der
Dichter des welschen Gastes sagt 135b: sô sitzet er mit bein
über bein In einem winkel altersein, und die Bilder im Cod.
Pal. dieses Gedichts zeigen den Sorgenden und Leidtragenden
mehrmals in ähnlicher Stellung, die eine Wange in der Hand
ruhend; aber schon in einem früheren Gedicht, im Cod. Pal.
des Pfaffen Konrad aus dem 12. Jahrhundert, ist der Kaiser
ebenso abgebildet (fol. 84a), wie er über Rolands Schicksal be-
kümmert nachdenkt. Ein anderer Zeitgenosse Walthers, Hart-
mann, sagt im Gregor 287: er begunde sêre weinen, daz houbet
2032 underleinen so riuweclîche mit der hant; und dann bei Späteren,
Konrad von Würzburg im Trojanischen Krieg (137c), im Amur
und Titurel findet man noch dieselbe Redensart. — 26, 5. die
Worte: Vil wol gelobter got — wie getar ich sô gefreveln un-
der dîme rîse? versteht Rec.: wie darf ich sündigen unter
deiner Herrschaft, deinem Scepter? und bemerkt dazu die
Stelle aus dem Otnit 44, 2: herre, ich sitze in dînem gewalte
(so ist mit Hs. B und C zu lesen, nicht wie im Text steht:

im gewilde), dû bist mîn oberstez rîs. Ein Reis als Symbol bei der Güterübergabe (worüber eine Stelle bei Haltaus nachzusehen ist) scheint gleichfalls die höchste Gewalt zu bezeichnen. — 29, 13. 14: Sîn wolkenlôsez lachen bringet scharpfen hagel. Swâ man daz spürt, ez kêrt sîn hant und wirt ein swalwen zagel: merkt man, dass hinter seiner Freundlichkeit die Bosheit verborgen liegt, so hebt das Ungeheuer die Hand, kehrt sie aufwärts und macht einen Schwalbenschwanz, d. h. der Böse schwört, dass er nichts Böses im Schilde führe. In der Volkssprache heisst nämlich noch jetzt einen Schwalbenschwanz*) machen so viel als die beiden Finger ausstrecken, einen Eid ablegen. Walther beschreibt einen Heuchler, dessen Freundlichkeit auf dem Probierstein der Treue das falsche Metall zeige und gegen den er sich 30, 12. 13 nochmals äussert. Ein solcher spricht mit zwei Zungen, und da diese anderwärts (13, 4) den Pfaffen vorgeworfen werden, so mögen sie auch wohl hier gemeint sein, und der Dichter drückt sich nur in einer Art Räthsel darüber aus. — 32, 27. Zu der Strophe Ichn weiz wem ich gelîchen muoz die hovebellen liefert eine Stelle im A. Meisterg.-B. 34^b weitere Aufklärung: Ich wolde, daz den
argen hienge ein schelle vür an der nasen, diu dâ klunge 2033
helle, dâ man sie bî erkente: seht, daz wære ir reht. Und im welschen Gast S. 30: Swer dem welfe (al. wolf) zem zagel bint Ein schellen, er loufet unde wint Sich hin und her und enweiz niut Daz er dâ treit daz er dâ fliuht. Dem Bösen als Warnungszeichen bindet man eine Schelle an oder, wo dies nicht geht, wünscht man, dass sie an ihm hänge. — 33, 3. liest Rec. folgendermassen: Saget ihr uns daz er sant Pêters slüzzel habe, sô saget warumbe er sîne lêre von den buochen schabe, daz man gotes gâbe iht koufe oder verkoufe; daz wart uns verboten bî der toufe. Sagt ihr uns, dass er St. Peters Schlüssel habe, binden und lösen könnte, so sagt, warum er des Apostels (sîne) Lehre in der heiligen Schrift auslösche (von den buochen schabe, vergleiche unten 100, 27 und Freidank 3891. 4139), wornach man Vergebung der Sünden (gotes gâbe) nicht

*) gabeln, Schm[eller] 2, 10. [Anmerkung Jacobs im Handexemplar.]

kaufe und verkaufe. Das ward schon bei der Taufe verboten, wo wir in die Lehre des Evangeliums eingeweiht wurden. Nû leretz in sîn swarzez buoch, solche unchristliche Dinge lehrt in sein Zauberbuch — und ûz im leset sîniu rôr, ir kardenâle, ir decket — und aus diesem schwarzen Buch müsst ihr, Kardinäle, lesen, erklären seine, des Papstes, Schrift, Briefe. Die Erklärung von rôr durch Schrift ist freilich nur eine Vermuthung, aber Rec. kann dafür eine Stelle aus Carpentier suppl. ad Du Cange anführen: arundo scripturam significat, quae eadem sic scribitur, sicut sonus vocis lingua. Gloss. vet. ex cod. reg. 7613. Walther braucht das ungewöhnliche Wort, die Zaubercharaktere damit anzuzeigen, vielleicht wäre auch besser: und ûz im list er sîniu rôr: ir kardenâle. — Diu rôr (schon der Pl. wäre
2034 auffallend) auf den stoc, truncus in ecclesia, zu beziehen, scheint deshalb unpassend, weil dieser gar nicht ein schwankes, dünnes Rohr war (in diesem gewöhnlichen Sinn braucht Walther das Wort 8, 31), sondern nothwendig stark, da er so viele Gaben fassen sollte. Gleich hernach (34, 14) kommt er vor, er heisst hêr stoc, und von Zauberei ist dabei keine Rede. In der darauf bezüglichen Stelle aus dem welschen Gast S. 257 ist V. 66 statt tuon zu lesen nuo nach dem Dresdner Codex. — Die schwierige Strophe an Leopold von Östreich 35, 17 erklärt Rec. abermals auf andere Art. Der Herzog hat dem Dichter ein Lehen zugedacht, vielleicht im Scherz, mitten im Walde, das solle er anbauen und urbar machen. Walther will aber dort nicht in der Einsamkeit wohnen, sondern unter Menschen, wo der Boden also schon angebaut ist (ze velde). Wald und Heide sei zu preisen für den Herzog, wenn er da jage. Jedem nach seiner Lebensweise. Als Dichter rühmt er doch den Wald in einem anderen Lied (64, 14) über alles. — 82, 9. 10. Die Worte: minn ist ze himel sô gefuege, daz ich si dar geleites bite, glaubt Rec., sind ein Nachklang von Wolframs Titurel 46, 2: minne hât ûf erde unde ûf himele vür got geleite. Dadurch würde Lachmanns Vermuthung, dass Walther seinen berühmten Zeitgenossen in einem Liede nachgeahmt habe (S. 199), eine äussere Bestätigung erhalten. — 106, 15. 16. Das Sprichwort hat auch Vriberg im Tristan (36^a) sammt der

Erklärung: Wan manch dinc verdirbet Des man niht enwirbet,
Daz niemer verdürbe Der ez mit vlîze würbe. Er ahmt Frei-
dank 1225 nach.

Wir haben noch die Bemerkung nachzuholen, dass sämmt-
liche Gedichte in vier Bücher abgetheilt sind, einigermassen
nach dem Inhalt, doch nicht mit strenger, an sich weder ange- 2035
nehmer noch natürlicher Absonderung. Das erste Buch enthält
meist die politischen oder geschichtlichen und die moralischen
oder wenn man lieber will philosophischen Gedichte; ein geist-
licher Leich eröffnet die Sammlung. Das zweite und dritte
Buch begreift vorzugsweise Minnelieder, in dem vierten stehen
die äusserlich unbeglaubigten, es dürfte auch wohl Einiges dar-
unter sein, was nicht von Walther herrührt: mögen es die mit
Sicherheit herausfinden, die mehr Vertrauen auf ihren Scharf-
sinn haben! Anderes Ungewisse ist an schicklichen Stellen in
den Anmerkungen eingerückt, das Übergangene in der Vorrede
angezeigt. Auf eine vollständige Sammlung konnte es, so lange
noch nicht alles wiedergefunden ist, nicht abgesehen sein.

Dürfen wir noch einmal auf den Dichter zurückkommen?
Wir vernehmen ihn am liebsten, wenn er die Welt und ihre
Geschicke betrachtet und über das Wunder des menschlichen
Daseins nachsinnt. Der Blick ist frei und kühn, es liegt etwas
Grossartiges in seiner Betrachtung und das Gefühl einer edlen
und vornehmen Natur, die jeden Schein verschmäht. Er zeigt
nirgends Lust, sich in ein günstiges Licht zu stellen oder
Schwächen zu verbergen, obgleich er sich seines Werthes wohl
bewusst ist. Dieser feste, männliche Sinn macht die Eigen-
thümlichkeit seiner Natur aus, und seine Minnelieder entbehren
daher jenes schwärmerische, sehnsüchtige, oft weiche, manchmal
überzarte Gefühl anderer Dichter, aber sie sind naiv, höchst
anmuthig, überraschend und glücklich in den Wendungen und
auch da, wo sie an das Sinnliche streifen, voll Grazie. Er
ist ein Mann, dem es auf der Welt wohl gefallen könnte, weil
er es versteht, ihre Freuden zu geniessen, aber er fühlt sich
gedrungen, in die Tiefe und Höhe, in die Vergangenheit und 2036
Zukunft zu schauen: liezen mich gedanke frî, son wiste ich niht
umb ungemach, ruft er selbst aus. Eine grosse Anhänglichkeit

an das Vaterland bricht überall durch: Ich hân lande vil gesehen unde nam der besten gerne wâr: übel mueze mir geschehen, künde ich ie mîn herze bringen dar, daz im wol gevallen wolde fremeder site. nû, waz hulfe mich, ob ich unrehte strite? tiuschiu zuht gât vor in allen. Von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant, sô mugen wol die besten sìn, die ich in der werlte hân erkant. Und: tugent und reine minne, swer die suochen will, der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil: lange mueze ich leben dar inne! Die politischen, vielfach wechselnden Verhältnisse jener Zeit beurtheilt er frei und ohne Zurückhaltung; Unwille, Vorliebe äussert er nach jedesmaliger Stimmung, doch bitter zeigt er sich nur, wenn er auf die Missbräuche der Geistlichkeit zu reden kommt. — Die Gedanken sind überall reinlich und vollständig ausgedrückt, die Rede klar, wo sie nicht etwa absichtlich dunkel gestellt ist; und wie zierlich weiss er sich zu fassen! Als das Widerwärtige ihm unerwartet begegnet, sagt er: des mîn fröide erschrocken ist, mîn trûren worden munder, als schlafe der Schmerz in einem freudigen Gemüth, erwache aber und richte sich auf, wenn das Böse zu nahe herantritt. Sich selbst ermahnt er: diu meiste menege enruochet wies erwirbet guot. Sol ichz alsô gewinnen, sô gang slâfen, hôher muot! Die schöne Gestalt einer Frau vergleicht er mit einem köstlichen Kleide, das sie angethan habe, und fügt hinzu: getragene Kleider nahm ich nie (als Sängerlohn) zum Geschenk, dieses aber nähm'
2037 ich ums Leben gerne, und dafür möchte ein Kaiser Spielmann werden. Wer Sittensprüche ebenso trefflich ausgedrückt als gedacht lesen will, dem empfehlen wir das Lied 37, 24: tumbiu werlt, ziuch dînen zoum, wart umbe, sich.

Wir würden es dem Leser selbst überlassen haben, die Vorzüge Walthers aufzufinden oder auf die Ausführung in Uhlands Schrift verweisen, wenn wir nicht noch eine Bemerkung daran knüpfen wollten. Das Talent Walthers erregt unsere Theilnahme nicht bloss als merkwürdige Erscheinung einer gewissen Periode oder als Hilfsmittel, uns über den geistigen Zustand seiner Zeit aufzuklären; es ist an sich so ausgezeichnet, dass wir Vortheil für uns selbst, unmittelbar Genuss und Be-

friedigung daraus schöpfen können. Er ist Dichter in vollem
Sinne des Wortes. Seine Stimme tönt mit in jenem grossen
Chor, der aus allen Zeiten uns entgegenschallt und niemals
verstummen wird. Neben jener ursprünglichen Gabe, die, an
keine Bildungsstufe gebunden, sich als ein freies Geschenk des
Himmels äussert, finden wir bei Walther jenen Scharfsinn und
jene Feinheit der Gedanken, jenes Selbstbewusstsein, welches
den vorzüglichsten Dichtern des 13. Jahrhunderts eigen ist und
über den geistigen Zustand desselben das wahrste und sicherste
Zeugnis ablegt. Es war kein erborgter Glanz, keine für wenig
Augenblicke hervorgelockte Blüthe, sondern eine auf breiter
Grundlage ruhende, in allen Verhältnissen jener merkwürdigen
Zeit begründete Bildung, die ohne Zweifel ihre Irrthümer und
Einseitigkeit mit sich trug, aber selbständig auftrat und der
Achtung nicht bloss werth ist, sondern sie fordert. Freilich mit
einer ungefähren Kenntnis der Sprache kommt man nicht fort,
und wer etwa hier und da eine Strophe lesen und den äusseren 2038
Zusammenhang errathen kann, versteht gerade am wenigsten.
Wer aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich auf die
Behauptung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer vor kurzem öffentlich gehaltenen, an sich wohlmeinenden Rede gelesen: dass die Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der Sprache und poetischen Entwickelung Werth hätten, nicht aber, wie die Erzeugnisse des klassischen Alterthums, an und für sich selbst den Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen werden mit jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde auf beiden Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an einer Stelle dürfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth geltend machen. Und um nicht mit bloss allgemeinen Betrachtungen zu schliessen, so fragen wir ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und grossartigen Gesinnung wie das letzte hier in Walthers Sammlung: owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! von sich weisen würde? ob Epimenides Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegenzustellen habe?

Wilh. Grimm.

1557 EDDA SAEMUNDAR HINS FRÓDA.

Edda rhythmica seu antiquior vulgo Saemundina dicta. Pars III. continens carmina Vóluspá, Hávamál et Rígsmál. ex codice bibliothecae regiae Hafniensis pergameno, necnon diversis legati Arnaemagnaeani et aliorum membraneis chartaceisque melioris notae manuscriptis. cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario etc. accedit locupletissimum priscorum borealium theosophiae, mythologiae lexicon addito denique eorundem gentili calendario, jam primum indagato ac exposito. Hafniae. Sumtibus legati Arnaemagnaeani et librariae Gyldendalianae. 1828. 1146 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 156. Stück, den 26. September 1829. S. 1557 — 1559.*)

Endlich ist mit vorliegendem dritten Bande, der dem zweiten im Jahr 1817 herausgekommenen schneller gefolgt ist, als dieser dem ersten, welcher 1787 erschien, die grosse Ausgabe der alten Edda vollendet. Ein Werk, das die dänische Litteratur ehrt und in Verbindung mit der den blossen Text in einer eigenthümlichen Recension liefernden Handausgabe von Rask keinen billigen Wunsch unerfüllt lässt. Ref. begnügt sich die Erscheinung dieses Bandes mit der Versicherung anzuzeigen, dass er ganz in dem Geiste des vorigen ausgearbeitet ist. Auch von dem Werthe dieser ältesten Denkmäler der nordischen Vorzeit, die mit der deutschen so vieles gemeinschaftlich hatte, braucht nicht die Rede zu sein, er wird von niemand, der in die Sache selbst Einsicht hat, bezweifelt. Möchten nun die endlich gehobenen Schätze, so wie sie es verdienen, benutzt werden! Wir meinen, mit gesunder Kritik, ohne künstliche
1558 Zweifelsucht, mit Anerkennung des lebendigen und höchst eigenthümlichen Geistes des Alterthums, der hier glücklich erhalten ist und unverkennbar zu uns spricht, aber ohne Träumereien über einen geheimen und verborgenen Sinn, welche dann am verderblichsten wirken, wenn sie nicht zugleich abgeschmackt und lächerlich sind. Es bleibt des Bedeutenden und Geheimnisvollen noch genug neben dem Klaren und Verständlichen zurück, an dessen Erklärung sich der Scharfsinn üben kann.

*) [Vgl. hierzu die Anzeige des zweiten Theils = oben S. 250—265.]

Dieser Band enthält die noch übrigen drei eddischen Lieder: Völuspa, Havamal und Rigsmal, die gerade zu den wichtigsten gehören. Der Text ist mit Sorgfalt behandelt und mit einem reichlichen kritischen Apparat ausgestattet: vor jedem einzelnen Liede steht eine gelehrte Einleitung und am Schluss, wie in den vorhergehenden Bänden, ein specimen glossarii und noch ein besonderer index onomasticus für Rigsmal. Überall thut sich die glückliche Lage des Verfassers kund, dem die reichsten Sammlungen zugänglich sind; nur als Beispiel nennen wir die merkwürdige Stelle aus einer noch ungedruckten Sage über die Art und Weise, wie eine Vola ihre Kunst ausübte, die in der Einleitung zu Völuspa mitgetheilt ist. — Hierauf folgt, was den grössten Raum dieses Bandes einnimmt (S. 275 —996), ein lexicon mythologicum in vetusta septentrionalium carmina, quae in Edda Saemundina continentur. Es ist sehr ausführlich und liefert auf jeder Seite Proben von dem Fleiss und der Belesenheit des Verfassers. Das Bequeme und Verdienstliche einer solchen alphabetischen Aufstellung springt in die Augen, aber auch der Nachtheil, wenn, wie hier, der ganze Inhalt der Mythen darin aufgenommen wird. — Den Schluss
macht noch eine Zugabe: specimen calendarii gentilis veterum 1559
Gothorum, Danorum aut Scandinavorum ex Asia oriundi, ductu carminis Grimeciani ac antiquissimorum reipublicae Islandicae breviter adumbratum. Die Überschrift zeigt schon die Richtung des Verfassers und dass man auf Vermuthungen und kühne Combinationen gefasst sein müsse; jeder aber wird die reichhaltige Zusammenstellung dankbar empfangen.

Die ganze Ausarbeitung auch dieses Bandes rührt von Hrn. Prof. Finn Magnussen, den wir jetzt unter den Ephoren des Arnämagnäanischen Legats finden; eine gerechte Anerkennung seines Eifers und seiner Gelehrsamkeit.

[anonym.]

1817 ## SAMLINGAR FÖR NORDENS FORNÄLSKARE,

innehållande Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher, Tomen I. På Archäologiska Sällskapets kostnad och Förlag af N. H. Sjöborg, Professor och i nåder förordnad att hafva inseende og vård öfver Rikets Antiqviteter etc. Stockholm, bei Fr. B. Nestius 1822. 140 S. in 4. — Das. 1824: Andra Tomen 204 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 183. 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1817 — 1839.

Werth und Bedeutung des nordischen Alterthums an sich und in Beziehung auf Erklärung des nah verwandten einheimischen setzen wir als anerkannt voraus. Das Studium der Denkmäler, von welchen in dieser Sammlung die Rede ist, war bisher erschwert; es fehlte an Abbildungen. In den Antiquarischen Annalen, die in Kopenhagen erscheinen, war Einiges zu finden, hier und da in anderen Werken Einzelnes; das alles
1818 blieb aber unzureichend, und blosse Beschreibungen, auch die ausführlichsten, genügen nicht. Hier erhalten wir nun auf 41 Platten des ersten und 60 Platten des zweiten Theils Abbildungen von nahe vierhundert Denkmälern aus Schweden und Norwegen. Dass sie der verschiedensten Art sind, lehrt schon der Titel, nicht ist gesagt, dass sie auch aus den verschiedensten Zeiten rühren und bis in das 18. Jahrhundert herabgehen. Neben den wichtigsten kommen auch unbedeutende Dinge vor; wir wollen das vorerst nicht tadeln, wo die Urtheile über den Werth noch nicht ganz sicher sind, in keinem Falle uns dadurch abhalten lassen, das grosse Verdienst dieser Abbildungen anzuerkennen. Wir empfehlen sie den deutschen Alterthumsforschern angelegentlich. Gleich in einem Punkt, bei den eben angeregten Untersuchungen über Grabhügel, haben sie Gelegenheit sich zu überzeugen, dass sich die Denkmäler dort ungleich vollständiger und reichlicher erhalten haben als bei uns und erst durch jene eine genaue Einsicht und durchgreifendes Verständnis zu erlangen steht. Auch für die Runeninschriften ist durch Bekanntmachung einer nicht geringen Anzahl neuentdeckter Steine etwas geschehen. Überhaupt scheint uns das

Verdienst des Hrn. Sjöborg in dem Aufspeichern und Zusammenstellen (ganz seinem Beruf als Vorstand der Sammlung der Alterthümer zu Stockholm gemäss) noch grösser, als in der Erklärung der Denkmäler, wiewohl sich von selbst versteht, dass einem so einsichtsvollen Manne, der sich in der vortheilhaftesten Lage befindet, vieles selbst gesehen und alles mit unermüdlicher Aufmerksamkeit berücksichtigt hat, manche schöne Bemerkung von selbst zufallen musste und er Nachweisungen geben konnte, wozu ein Anderer nicht leicht im Stande war.

Den ersten Band eröffnet und füllt grösstenheils eine 1819
Klassification der nordischen Alterthümer, bei welcher wir, da die Resultate der Untersuchungen des Verfassers darin niedergelegt sind, vorzugsweise verweilen müssen. Er hat alles zusammenfassend sieben Klassen angenommen. Die *erste* begreift: *die schriftlichen Denkmäler*. Die Litteratur der beiden *Edden*, sowie der nordischen *Sagen*, da sie an anderen Orten und zumal besser vorkommt, hätte füglich wegbleiben können. Eine Aufzählung der Unterstützungen, welche dieser Theil der Alterthümer in Schweden erfahren, würde in einer Litteraturgeschichte mehr an ihrem Platz gewesen sein. Es wird anerkannt, dass Dänemark voraus geeilt sei, und dieser Vorzug aus der Unterstützung, welche die Regierung dem Studium angedeihen lassen, und dem Umstande abgeleitet, dass geborne Isländer dort thätig gewesen seien. Die *altschwedischen Gesetze* werden in Landes-, Stadt- und Provinzialgesetze eingetheilt. Die letzteren, zwar in christlicher Zeit abgefasst, werden ihrem Ursprunge nach in das 6. Jahrhundert gesetzt. Wiger der Weise, der das Uplandische Gesetzbuch sammelte, soll unter Ingiald gelebt haben, wenigstens 600 Jahre früher als König Birger, der es 1296 in der Gestalt, in welcher wir es besitzen, bekannt machte. Über das Alter von Lumber, Lagmann in Westgothland und Urheber des westgothischen Gesetzbuches, wird gestritten, Burmann setzt ihn ins achte Jahrhundert, aber Tidgren hat dargethan, dass er in den Anfang des 6. Jahrhunderts gehört. Die übrigen Litterarnotizen übergehen wir, da sie nur das Bekannte enthalten. Seitdem ist (Stockholm 1827) der erste Band eines Corpus juris Sveo-goto-

rum von H. S. Collin und C. J. Schlyter erschienen, welcher
1820 das westgothische Gesetzbuch enthält. Die alten Reimchroniken verdienen Berücksichtigung und sind in einigen Theilen glaubwürdig. Es entsteht dabei die Frage nicht nach einem, sondern nach mehreren Verfassern, welche zu verschiedenen Zeiten geschrieben haben, wenigstens lässt sich das Zeitalter des letzten, der daran gearbeitet hat, bestimmen, wenn man annimmt, dass er unter der Regierung des Königs gelebt hat, die zuletzt beschrieben wird. Die kürzere Reimchronik enthält die Geschichte von 62 Königen, beginnt mit Erich, der für einen Sohn Odins Heimdaller ausgegeben wird, und schliesst mit Karl Knutson. Die grössere hebt an mit einem Lobliede auf Schwedens Herrlichkeit und beschreibt dann die Thaten von 22 Königen, Erich Läspe (Stammler) macht den Anfang, Christian Tyrann, der hier Christiern Klipping heisst, den Schluss. Eine wichtige Sammlung von Urkunden aus dem Mittelalter, königliche Briefe, Verträge, Lehnbriefe und dergl. enthalten die Handlingar rörande Skandinaviens Historia, wovon der erste Theil im Jahre 1816 erschien und die gegenwärtig von einer Gesellschaft in Stockholm fortgesetzt wird. Das beigefügte Verzeichnis der bereits gedruckten Urkunden in chronologischer Ordnung ist von Fant trefflich und vollständig ausgearbeitet, und es wäre ein grosser Verlust, wenn es nicht fortgesetzt würde. Urkunden, die sich auf kirchliche Angelegenheiten vor der Reformation beziehen, päpstliche Bullen, Concilienschlüsse, Ritualen, Legenden, findet man in Er. Benzelii monum. veteris eccles. Sveog. Die aus 2200 Bänden bestehende Sammlung des Bischofs Nordin besitzt gegenwärtig die Universitätsbibliothek zu Upsala. Fant hat einen Plan zur Herausgabe der Urkunden gemacht, aber von
1821 seinen scriptores rerum suecicarum ist nur der erste Band erschienen. — Unter den allgemeinen paläographischen Bemerkungen, welche diesen Abschnitt schliessen, hat Rec. sich gewundert, die Behauptung zu finden, dass die beiden Gesetzbücher Wigars flockar und Lumbs lag wahrscheinlich auf hölzerne Tafeln mit Runen seien eingeschnitten worden. Dieser Einfall Burmanns, für den sich nicht der geringste Beweis findet,

hätte in einem solchen Buch nicht sollen wiederholt werden. — Das älteste Document auf Lumpenpapier, das man kennt, ist vom Jahre 1445, die Buchdruckerkunst wurde 1482 von Sten Sture dem Älteren in Schweden eingeführt.

Zweite Klasse: Inschriften mit Runen und im Mönchsstil. Rec. übergeht, was über die Abstammung der Runen aus dem phönicischen Alphabet gesagt wird, ebenso die durchgeführte Vergleichung der einzelnen Zeichen; man findet sie in Brynjulfsens Schrift vollständiger. Rec. mag auch nicht gern einen Streit berühren, der das Schicksal hat, fast immer mit einer Art Heftigkeit und Bitterkeit geführt zu werden. Er sieht in der Angabe, dass Odin die Runen in den Norden gebracht habe, schon deshalb keine historische Wahrheit, weil er den Odin für keine historische Person hält, er bezweifelt auch nicht den Zusammenhang und die Verwandtschaft der Runen mit dem griechisch-lateinischen Alphabet, aber er kann nicht glauben, dass das runische Alphabet ohne alle Selbstständigkeit nichts als eine Anhäufung entstellter lateinischer Buchstaben sei, denn das müsste bewiesen werden, geschieht aber nicht, wenn man aus der unendlichen Menge lateinischer Inschriften ähnliche Zeichen einzeln heraussucht, was durchaus nicht schwer sein kann. Eine solche Zusammenstellung blendet nur bei dem
ersten Anblick, wer erklärt aber den Zufall, dass diese un- 1822
gewöhnlichen, zerstreuten Zeichen sich gerade in dem Runenalphabet versammeln und obendrein festsetzen mussten, so dass das Gewöhnliche dort gar nicht zum Vorschein kam? Das Alter der Runenschrift beweist die bekannte Stelle des Venantius Fortunatus unwidersprechlich, und sie kann nur durch künstliche Verdrehung entfernt werden. Die Frage, wann die Runen nach Skandinavien gekommen seien, wird hier mit Recht als eine solche betrachtet, die nicht mit Sicherheit könne beantwortet werden. Ganz anders verhält es sich mit der Frage nach dem Alter der mit Runen beschriebenen Steine. Hr. Sjöborg ist der Meinung, dass sie als eine Nachahmung der Inschriften auf Gräbern bei den Römern und anderen Völkern entstanden seien; man habe eingesehen, dass die Schrift länger als ein blosser Bautastein das Andenken bewahre, und die

Runenzeichen, als jedermann im Lande bekannt, dazu gebraucht. Leicht möglich, dass man die aus heidnischer Zeit rührenden Bautasteine vorzugsweise wählte, um darauf die Runen einzuhauen. Nach dem Verf. (der darin den dänischen Gelehrten widerspricht) findet man keinen einzigen Runenstein, von dem zu erweisen stände, dass er von einem Heiden sei errichtet worden oder vor dem Christenthum, welches um das Jahr 830 zuerst in Schweden gepredigt und, nachdem es immer mehr Anhänger gewonnen, im Jahre 1008 von dem schwedischen Könige angenommen wurde. Die Runensteine entstanden in der ersten christlichen Zeit, als die neue Lehre mit der alten gemischt um die Herrschaft kämpfte, und ihre Periode geht mit dem 12. Jahrhundert zu Ende. Höchst selten sind die Personen bekannt, deren Andenken der Runenstein bewahren soll. Ein Beispiel ist der Erzbischof Absalon, der auf einem Stein in
1823 Schonen vorkommt. Zufällig können die alten Wäringer oder Griechenlandsfahrer genannt sein, die aus Schweden hauptsächlich um das Jahr 1070 dorthin zogen. Reisen nach Westen werden gleichfalls erwähnt, die sich auf die Wikingsfahrten beziehen; diese fiengen im 8. Jahrhundert von Norwegen und Dänemark aus an und kamen in dem folgenden Jahrhundert in vollen Gang, wo auch Schweden bedeutenden Antheil nahm. Ein Uppländischer Runenstein gedenkt der Pilgerfahrt einer Frau nach Jerusalem. Christliche Gesinnung beweisen folgende Ausdrücke: Christus, Gottes Mutter, Jesus, Gott helfe seiner Seele und seinem Geist, Himmelreich, Pater noster, Brücke bauen für seine Seele (denn man gab es bei dem Volk für ein die Seligkeit verdienendes Werk aus, Brücken zu bauen), er starb in weissen Gewändern, womit nämlich die weissen Taufkleider gemeint sind, welche man bewahrte, um die Bekehrten bei ihrem Tode hinein zu kleiden. Auf einem Runenstein in Laland wird St. Michael genannt. — Figuren verrathen bisweilen das Alter eines Denkmals. Auf einem Uppländischen Runenstein (Bautil 558) sieht man einen Kirchendiener, der die Glocke läutet. Das häufig vorkommende Kreuz ist um so gewisser das christliche, als es sich auf einer Menge unbezweifelt christlicher Steine befindet. Zwar kann es der Gestalt nach mit Thors

Hammer verglichen werden, man weiss aber nichts davon, dass die Heiden das Hammerzeichen als ein beschützendes angesehen, am allerwenigsten bei den Todten, die mit Odin, aber nicht mit Thor in Verbindung kamen. Die Grabhügel von Gorm dem Alten und seiner Gemahlin Tyra Danabot in Jütland gehören ohne Zweifel zu den letzten aus der heidnischen Zeit, dagegen enthalten die darauf gesetzten Bautasteine, auf welche Harald Blåtand zum Andenken an seine Voreltern eine Inschrift 1824
hauen liess, die älteste Runeninschrift, wenigstens die älteste, deren Zeit man bestimmen kann, denn sie fällt in den Schluss des 9. Jahrhunderts, gehört indessen zu den unbezweifelt christlichen Denkmälern. Frösöstein in Jämtland (Bautil 1112) kann als einer der ältesten betrachtet werden, denn er spricht von einem Gudfastsson aus Osten, der Jämtland bekehrte. Von hohem Alter ist der Edsvärastein in Westgothland, worauf von einem tapferen Jüngling die Rede ist, welcher zog: västrvägum i vikingu, und ein anderer in Südermannland, worauf steht, dass er auf einem Dingplatze zum Andenken an einen Wächter der Weststrasse sei gesetzt worden. Merkenswerth ist, dass der genannte Dinghügel sich ganz in der Nähe befindet und beide Steine keine Spur der christlichen Zeit enthalten; gleichwohl kann man sie nicht weiter zurücksetzen, als etwa in das Jahr 1000. Aus dieser Zeit sind auch die vorhin erwähnten Steine, welche der Wikingsfahrten gedenken. Ein isländischer Stein nennt Kjartan Olofson in Borg, der ein bekannter Mann war und um das Jahr 1003 lebte. Nach Celsius Berechnung lebten die berühmtesten Uppländischen Runenhauer, die man kennt, Ubbe und Bale, am Schlusse des 9., dagegen nach Brocmann im 11. Jahrhundert. Nimmt man ein Mittel an, so fallen sie in das 10. Jahrhundert; so viel ist gewiss, sie waren Christen. Der Karlevistein in Öland, für Sibbe Udsson errichtet, ist wahrscheinlich ein Denkstein auf des dänischen König Erik Ejegods Kriegszug nach Öland am Schlusse des 10. Jahrhunderts.

Aus dem 12. Jahrhundert gibt es viele Runensteine. Einer 1825
darunter verdient ausgezeichnet zu werden: Atark, ein Christ, errichtete diesen Stein für Thora seine Ehefrau. Sie starb in Akit (Akre), während wir alle, auch die geliebte Frau, die

Türken (Tiraka) bekämpften. Es ist die Schlacht bei Akre im Jahre 1190 gemeint, woran, wie man weiss, mehrere Schweden nicht bloss Theil nahmen, sondern wo sie sich auch auszeichneten. Aus dem 13. Jahrhundert gibt es verschiedene Runensteine, deren Alter sich bestimmen lässt. Der Stein bei Christianstad in Schonen nennt den Erzbischof Absalon und Esbjörn Mule, jener starb 1201 (es steht hier, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, 1204, vergl. Worm monim. Dan. p. 172) und dieser 1232, und früher kann die Inschrift nicht verfertigt sein. Runen auf der Glocke zu Saleby in Westgothland geben das Jahr 1228,
1826 auf der Glocke zu Burseryd in Småland das Jahr 1238 an. Aus diesem Jahrhundert ist auch ein kupferner Löwe aus Island, zwölf Zoll lang, ebenso hoch, auf dessen Kopf sich eine Öffnung und in dessen Zunge sich zwei Löcher befinden, um daraus Wasser zu spritzen. Er hat als Gefäss für Weihwasser gedient, und die Runen auf der Brust enthalten, dass Thorwald (Einar Thorwaldsson) und Thordis diesen Löwen Gott und dem heiligen Olof zu Ehren schenkten. Er hat der Wassfjordskirche in Island gehört, welche dem heiligen Olof geweiht war. Dieser Thorwaldsson besass Wassfjord und ward 1224 mit der Thordis, einer Tochter des berühmten Snorre Sturleson, verheirathet. Der jüngste Runenstein ist wohl der Aspöstein am Mälar vom Jahre 1330; darauf der Ausdruck ‚gjarva sentier, welches wahrscheinlich das französische Wort ist; auch findet sich in der Nähe wirklich ein Fusssteig. Zwar findet man noch spätere Runeninschriften auf Grabsteinen, die in Kirchhöfen von Gothland liegen, z. B. vom Jahr 1444 und 1449, indessen gehören diese nicht zu den eigentlichen Runensteinen, welche von dem ersten Anfange bis zu dem letzten Gebrauch etwa vier Jahrhunderte (950—1350) lang üblich waren. Schon im 11. Jahrhundert begann die sogenannte Mönchsschrift, und späterhin gebrauchte man sie zugleich mit den Runen. Eine solche doppelte Inschrift sieht man z. B. auf einem Sarkophag, von dem Kirchhof der Botkyrka in Südermannland nach Stockholm gebracht. Ein Runenstein, der unbezweifelt in die heidnische Zeit gehörte, würde freilich ein merkwürdiger Fund sein. Es müsste darin von Personen die Rede sein, die vor oder

wenigstens während des 8. Jahrhunderts gelebt haben, oder von Begegenheiten aus dieser Zeit, oder es müssten Ausdrücke vorkommen, die heidnische Sitten und religiöse Begriffe bezeugten, 1827
oder bildliche Darstellungen, nur aus der nordischen Mythologie erklärbar. Statt Gott und Gottes Mutter müsste Thor, Odin, Freyr oder ein anderer von den Asen angerufen sein. Statt des Himmelreichs müsste Walhall genannt sein, statt der weissen Gewänder, des Pater noster und der Bitte für die Seele Altäre, Haine, blôthof ued blôtmenn (Tempel und Götzendiener), Geirs oddr (womit Sterbende sich ritzten, um sich dem Odin zu weihen). Es ist unmöglich Zufall, dass man unter den vielen Runensteinen, die man kennt, nicht einen hat entdecken können, auf welchem sich eins jener Merkmale gefunden hätte, während eine bedeutende Anzahl unbezweifelt christlich ist. Was man in guter Absicht für heidnisch gehalten, kann man zu längst ausser Credit gesetzten, ungereimten Einbildungen oder zu neueren, ungegründeten Vermuthungen rechnen. In Dänemark glaubt man einen Runenstein aus heidnischer Zeit gefunden zu haben, auf dem man nach Abrahamsons Erklärung liest: Thor vigi thisi runor, Thor weihe diese Runen! Aber Thor war kein Gott der Todten, sondern ein Schrecken der Lebendigen, und uggi oder iggi heisst nichts weiter, als: grub ein. Also bedeuten diese Worte nichts als: Thor grub diese Runen ein. (Rec. bemerkt, dass auch dänische Gelehrte eine gleiche Vermuthung geäussert, sie aber aus anderen Gründen nicht für statthaft gehalten.) Da Hr. Sjöborg die Sitte Runensteine zu errichten im Zusammenhang mit der christlichen Zeit betrachtet, so hält er es für sehr unwahrscheinlich, dass jemals eine Inschrift aus dem Heidenthum entdeckt werde. Über Medalpad hinaus findet man keine Runensteine, mithin keine in Lappland und, seltsam genug, keinen in Finnland. Dagegen in Schweden gegen 1300, wovon 700 auf Uppland kommen, 50 in Norwegen, 1828
30 auf den dänischen Inseln (davon 10 auf Bornholm, 4 in Jütland, 2 in Schleswig). Auf der Insel Mann erblickt man mehrere Grabsteine in Kreuzgestalt mit Runen. Dagegen sind die beiden Runensteine auf dem Museum zu Oxford von Schweden dorthin gebracht. Am Schluss befremdet es, den

längst widerlegten Irrthum zu finden, wornach die Buchstaben auf den eben nicht so seltenen celtiberischen Münzen, die freilich bis jetzt noch niemand hat lesen können, für Runen aus der westgothischen Zeit angesehen werden.

Inschriften im Mönchsstil sind mit lateinischen oder deutschen Buchstaben geschrieben. Auf Glocken haben sie früher angefangen und später aufgehört, als auf Grabsteinen; mit den Runensteinen haben sie das gemein, dass sie je älter, desto besser und richtiger sind. Dergleichen Glocken hat man von den Jahren 1107. 1130. 1199. Der Verf. hat an hundert solcher Inschriften gesammelt. Wenige sind aus dem 13. Jahrhundert, die meisten aus dem 14., einige aus dem 15. Die jüngste in der Peterskirche zu Malmö vom Jahre 1675 ist schlecht gemacht, doch aber der Sinn herauszubringen. Unter den Mönchsinschriften auf Grabsteinen ist die von Bischof Herman in der Kraftskirche zu Lund die älteste. Er war Bischof in Schleswig und leistete dem Erzbischof Eskil Beistand bei der Einweihung der Domkirche im Jahre 1145 oder doch bald darnach. Der Stein hat das Eigene, dass sich einige kleine Buchstaben unter den grösseren befinden, die mitgelesen werden sollen. Aus dem 13. 14. und 15. Jahrhundert rühren die vielen Grabsteine mit Mönchsinschriften, die man in der Wadstenaklosterkirche und in den Domkirchen zu Upsala, Lund und Trondheim findet. Ein Grabstein der Isabella von Joigny, der
1829 jetzt in Christiania aufbewahrt wird, mag ins Jahr 1295, und ein anderer des Bischof Jon ins Jahr 1385 gehören; beide sind hier No. 100 und 111 angebildet. Grossentheils sind diese Inschriften, sowohl mit lateinischen als deutschen Buchstaben geschrieben, lateinisch abgefasst, manchmal in Versen und Reimen. Plattdeutsche findet man in Lund bei und in der Domkirche, besonders in der unterirdischen Kraftskirche und auch auf den Glocken. Mischung von Lateinisch und Plattdeutsch auf einigen Glocken in Schonen. Schwedische unter anderen in Uppland und dänische in Schonen. Auch gibt es Glocken mit slavischen oder russischen Inschriften, die wahrscheinlich unter Carl IX als Beute aus Russland mitgebracht wurden. Auf einer solchen in Dörarp in Småland erblickt man zwischen den Worten Thier-

gestalten, Männer und Frauen, welche die Arme über den Kopf ausstrecken. In Uppland zwei Glocken mit russischen Inschriften, eine in Sollna, die andere in Ryd. Die letztere ist vom Jahre 1567, und darauf wird genannt Ivan Wasiljewitz, Russlands Selbstbeherrscher, seine Söhne Ivan und Feodor, ferner der heilige Metropolitan Philipp und Erzbischof Pimin, Novogorods und Plescovs Vorbitter bei Gott. Es ist Ivan IV, der Eroberer Siberiens, der 1585 ein Mönch ward. Auch auf anderen Kirchengeräthen, Taufsteinen, Kelchen kommen manchmal Mönchsinschriften vor.

Die alten Inschriften tragen völlig das Gepräge ihrer Zeit an sich. Sie gewähren neue Aufklärungen oder bekräftigen schon Bekanntes, doch darf man sich nicht wundern, wenn man sie manchmal unbedeutend oder unrichtig, manchmal unbegreiflich, ja völlig unlesbar findet. Man dachte am wenigsten daran, als sie verfasst wurden, dass sie in die Hände der Antiquare kommen, die Neugierde der zukünftigen Jahrhunderte rege
machen und der Gegenstand historischer Forschungen werden 1830
sollten. Die Jahreszahl anzugeben oder den König zu nennen, unter dessen Regierung sich die Begebenheit zugetragen, schien dem Runenschreiber ein hochmüthiger Überfluss, sich deutlicher auszudrücken, als in dem Augenblick nöthig war, ein lächerlicher Einfall. Der Mönchsstil ist mehrentheils ausführlicher, aber im Allgemeinen betrachtet waren es besondere Zufälligkeiten und eigene Empfindungen, die man ausdrücken wollte, selten dass jemand daran dachte, Witz an den Tag zu legen. Manchmal hat man in späteren Inschriften dieser Art einen satyrischen Zug bemerkt.

Dritte Klasse: Bilder und Figuren ohne alle Inschrift. Dahin Bildhauerarbeiten, Zeichnungen in Felsenwände, Schildzeichen, Siegel und dergl. Von Bildhauerarbeit ist aus der Heidenzeit nichts mehr übrig. Der Holzklotz in der Domkirche zu Upsal, welcher in der Suecia antiqua et hodierna abgebildet ist und den man für Thors Bild aus dem alten heidnischen Tempel zu Upsala ausgegeben, verdient keine Rücksicht. An den alten Schiffen waren Drachen und andere Thiere ausgehauen, wornach sie benannt wurden. Die zwei Ritterbilder aus

Holz auf dem Kirchendach zu Kimstad zum Andenken an die zwei Eriche, die sich nach König Stenkils Tod im Jahre 1066 um die Herrschaft stritten, sind in späterer Zeit zerstört und an ihre Stelle andere aus Eisenblech gesetzt worden. Desto grösser ist die Anzahl der aus katholischer Zeit erhaltenen Bildhauerarbeiten: Bilder von Heiligen, Darstellungen aus Legenden und der biblischen Geschichte, Statuen von Rittern und Bischöfen. Der Verf. will nur Bilder anführen, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten schon eine bestimmte Bedeutung hatten.

1831 Christus wird dargestellt als der gute Hirte, indem er auf den Schultern ein Lamm trägt oder eins oder mehrere zur Seite hat, als Weinstock, Leuchter, als Felsen, an welchen Moses mit seinem Stab schlägt und aus dem Wasser springt, endlich auch als Lamm, oft mit dem Kreuz. Lauter bekannte biblische Darstellungen. Das Kreuzzeichen auf den Runensteinen gleicht oft völlig dem Kreuz der Kreuzfahrer und Tempelherrn, und dieselbe Gestalt hat auch das Kreuz, welches in den Mönchsstilinschriften die einzelnen Wörter trennt oder den Schluss des Sinnes anzeigt. Die von einem dänischen Gelehrten in den Antiquarischen Annalen ausgeführte Meinung, wonach die Kreuzzeichen auf den Runensteinen ins Kreuz gelegte Donnerkeile Thors sein sollen, bedarf nach dem Verf. keiner besonderen Widerlegung. Er bemerkt noch, dass das Kreuz auf den Münzen des Mittelalters dem Kreuz auf den Runensteinen sehr ähnlich sehe. Ebenso wenig als das Kreuz auf Münzen, Schilden, Gräbern usw. Thors Hammer bedeutet, ebenso wenig findet sich ein Kreuz auf einem Runenstein, das damit in Zusammenhang stände. Das Kreuz auf dem sogenannten, jetzt zerstörten Odinsgrab auf der Axwallaheide (Abbildung davon liefert Taf. 7), obgleich über 1000 Jahre älter als irgend ein Runenstein, kann doch nicht auf Thor bezogen werden. Es würde Aufmerksamkeit verdienen, wenn es an einem in der verschlossenen Grabkammer aufgerichteten Stein sich gezeigt hätte, aber da man nur auf einem kleinen, aussen liegenden (angenommen, dass dieser gleichzeitig sei) als eine Art Zierat zwei Linien eingehauen findet, welche sich

zufällig in rechten Winkeln schneiden, so ist es ebenso passend, darin Thors Hammerzeichen zu sehen, als zu glauben, dass jeder Cirkel, wo nicht die Ewigkeit, doch zum wenigsten die Sonne, das Rad an Phöbus Wagen oder Thors Gürtel bedeuten 1832
solle. Die in Kreuzform gearbeiteten Platten, die an den in Småland ausgegrabenen Urnen befestigt sind, haben keine symbolische Bedeutung und sind nichts als ein gleichgültiger Zierat.

Eine Taube bedeutet Unschuld und Einfalt, Fische Christen, welche die Lehre des Evangeliums annehmen; dagegen sollen zwei Fische und zwei Tauben christliche Eheleute bedeuten. Die vier Evangelisten werden dargestellt mit vier Büchern, mit vier Quellen, die aus einem Berge springen, mit vier Schafen, am meisten aber mit den vier Thieren, welche Hesekiel I, 5, 10 und Offenb. Joh. 4, 7 genannt, jedoch von den Kirchenvätern nicht gleich gedeutet werden. Schiff in der Sündfluth bedeutet die christliche Versammlung, ebenso ein Haus, Krone Macht und Stärke, Sieg und Freude, Ochsen Priester und verordnete Lehrer. Manchmal findet man einen Kelch auf den Gräbern der Priester. Ein Anker zeigt die Hoffnung der Christen an, ein Hirsch das innerliche Verlangen nach Vereinigung mit Gott, ein oder mehrere Füsse, dass man in Christi Fussstapfen wandelt. Pferde bedeuten Menschen, die zum Ziele eilen, Wagen einen zu Ende gebrachten Lebenslauf; doch ein Wagen mit einem Weinfass, von zwei Ochsen gezogen, soll Eintracht und gegenseitige christliche Liebe darstellen. Hahn, Symbol der Wachsamkeit, steht in einer gewissen Verbindung mit dem Apostel Petrus und befindet sich vielleicht in dieser Eigenschaft oben auf dem Kirchthurm, ihm nämlich gehören die Schlüssel der Kirche wie des Himmelreichs. Zwei streitende Hähne werden als geistlicher Streit gedeutet. Ölbaum bezeichnet immer den Frieden, wie Palme den Sieg. Ein Pfau, glaubt man, stelle die Unsterblichkeit dar, weil Augustin sagt, dass sein Fleisch nicht verwese. Münters Programm (Symbola 1833
veteris ecclesiae artis operibus expressa) über diesen Gegenstand ist bekannt.

Figuren en basrelief mit oder ohne Inschriften sieht man

auf Trinkhörnern und anderen Alterthümern. Eingehauene Zeichnungen findet man nicht bloss auf Felsenwänden, sondern auch auf Runensteinen. Figuren auf Felsen kommen meist am Strand und in der Nähe des Meers vor, in Bohuslän und Bleking, sie mögen von Seeräubern herrühren, denn man sieht Schiffe, ja ganze Flotten, zugleich Menschen und Thiere, die ans Land geführt werden. Unter den Figuren auf Runensteinen befindet sich auch ein Troll (Bautil No. 1157), er hat einen Pfeil in der Hand und einen im Mund, während er auf einem Wolf reitet, den er mit einem gekrümmten Zweig statt eines Zaumes lenkt. Auf einem anderen Stein ein Mann, der auf der Schulter eine Axt trägt, in derselben Rüstung, in welcher man die alten Wäringer in Constantinopel und die Engländer und Dänen beschreibt, welche den Kreuzzügen beiwohnten. In Schonen befindet sich ein Runenstein, auf welchem man einen Wolf sieht und darunter ein Schiff mit Ruder und in dem Schiffe vierzehn Menschen. Der Wolf deutet an, dass der Todte ein Seeräuber war. Das merkwürdigste von allen in Stein gehauenen Bildern ist in einem Hünenbett in Schonen gefunden und unter dem Namen Kivike Monument bekannt. Hier sieht man Schiffe, Pferde, Streitäxte, Spiesse, Siegeswagen, Siegeszug von Kriegern, Gefangenen, Hornbläsern, Triumphbogen, Altäre mit Opferpriester. Es ist die Darstellung eines wirklichen Ereignisses. Eine Flotte ist gelandet, hat Waffen, Pferde und Wagen mit sich geführt; man hat gesiegt und den Sieg mit Opfer gefeiert. An hieroglyphische Bilderschrift ist
1834 dabei nicht zu denken. — Spuren von Menschenfüssen hat man, glaubt der Verf., eingehauen, entweder um das Mass der eigenen Füsse zu zeigen oder um mit Riesenstärke zu prahlen. In Blekingen sieht man die Spuren von Menschenfüssen und Rosshufen und dabei geht die Sage, zu der Zeit, wo der Stein noch weich gewesen, hätten zwei Riesen an dieser Stelle mit einander gekämpft, der eine zu Pferd, der andere zu Fuss.

Vierte Klasse: *Ruinen* von alten Tempeln, Städten, Schlössern, Kirchen, Klöstern. Aus den Ruinen des alten heidnischen Tempels zu Upsala hat man die noch jetzt dort stehende Kirche aufgebaut, in deren Mauer man die uralten

Überbleibsel erkennt. Man hat nach genauer Untersuchung des Denkmals selbst mit Hilfe der ältesten Beschreibung einen Versuch gemacht, diesen Tempel in seiner ursprünglichen Gestalt darzustellen; die Abbildung davon auf Taf. 25. — Die alten Klöster in Schweden hat der Bischof Ryzelius in seiner Monasteriologia sviogothica beschrieben, so wie die alten Schlösser und Burgen in der Sviogothia munita. Man sieht in diesem Werke verschiedene Abbildungen von alten Schlössern und Wikingsraubnestern. Übrigens sind neben der Darstellung des ehemaligen Tempels zu Upsala auch Ruinen bei Sigtuna abgebildet.

Fünfte Klasse: Bracteaten und Münzen. Ein Theil der alten Münzen sind nicht zweiseitig, sondern bestehen aus einer dünnen Platte, die meist von Silber ist und in welche Figuren eingedrückt sind. Ob man gleich auf einigen der alten Münzen Runen sieht, so kann man doch mit Sicherheit nicht behaupten, dass vor König Olof Schosskönig Münzen in Schweden seien geschlagen worden, und die man ihm gewöhnlich zuschreibt, scheinen englische zu sein. Merkwürdigkeiten dieser 1835
Art findet man beschrieben in Berchs thesaurus numm. sviogoth.

Sechste Klasse: Werkzeuge, Waffen und Schmuck, Opfergeräthe, Heiligthümer, Trinkhörner, Urnen. Der Verf. übergeht diese Klasse hier und verweist auf seine früheren Werke, die Einleitung in die Kenntnis der vaterländischen Alterthümer und die Nomenclatur nordischer Alterthümer.

Siebente Klasse. Sie befasst die Alterthümer, die in Museen nicht aufstellbar sind und deren Kenntnis nur durch eine Reise in das Innere des Landes kann erlangt werden. Die Wenigsten haben sie mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt, und sorgfältige Abbildungen sind hier vorzüglich ein Bedürfnis. Der Verf. hatte sie früher in Hügel und Steinsetzungen eingetheilt, da aber beide Manches gemein haben und die Steinsetzungen oft nur zur Verzierung der Hügel dienen, so trennt er hier beiderlei Denkmäler nicht und nimmt Rücksicht auf den Zweck ihrer Errichtung. Zuerst also betrachtet er die Denkmäler, welche auf den Gottesdienst Bezug haben.

Wer aus Altersschwäche zum Kriegsdienst untauglich sich und
anderen zur Last fiel, weihte sich dem Odin, indem er sich
von einer bedeutenden Höhe herabstürzte. Ein solcher Platz
hiess in der altnordischen Sprache ätternistapi. Die Rede da-
von ist in der Gotr. und Rolfssage, und in vielen schwedischen
Provinzen gibt es Orte, welchen uralte und beständige Tradition
eine solche Bestimmung beilegt. Ein besonderer Gang führte
zu einer Fläche, von welcher man sich herabstürzte. Häufig
findet man ein Wasser in der Nähe, welches zur Abwaschung
der Leiche diente. Obgleich der Verf. mehrere solcher Felsen
nachweist, so scheint doch ein solcher religiöser Gebrauch noch
1836 zweifelhaft und die Annahme sich bloss auf mündliche Über-
lieferung zu stützen. Seltsam, dass sich diese Felsen, wie der
Verf. dänischen Gelehrten nachgibt, nur in Schweden be-
finden. — Sodann gehören zu den Alterthümern dieser Art:
Tempel, Altarhügel, Opferhügel, Opferfelsen, Schutzfelsen (nicht
sowohl der Stein, als der darin wohnende Elfe ward verehrt,
ebenso verhält es sich mit den Schutzpfeilern), Andachtsorte
verschiedener Art. Gründe zu diesen Benennungen findet der
Verf. auch hier oft in der Volkssage. Rücksicht darauf ist
nicht zu verwerfen, im Gegentheil anzuempfehlen, allein sie
bleibt immer ungewiss, und Rec. gesteht, dass ihm bei dieser
Eintheilung und Bestimmung der Denkmäler Manches gewagt
und höchst zweifelhaft vorkommt. Zweitens: Denkmäler in
Beziehung auf das Kriegswesen. Hier werden abgehandelt
die besonderen Plätze, wo man sich in dem Gebrauch der
Waffen übte, gymnastische Bahnen, wie der Verf. sie nennt,
Kreise für Zweikämpfe, grosse Kampfplätze. Es versteht sich
von selbst, dass jedes Mal durch Abbildungen die Beschreibung
deutlich gemacht wird. Drittens: Denkmäler in Bezug auf die
Verwaltung des Reichs und Rechtspflege. Hier werden die
Dingstätten und Dinghügel in ihren verschiedenen Arten und
Formen abgehandelt, und da man bei diesem Gegenstand schon
mit mehr Sicherheit auftreten kann, so sind die Nachweisungen
des Verf. über die verschiedene Grösse dieser Gerichtsplätze
und die dabei aufgerichteten Steine von besonderem Werth.
Viertens: Gräber. Die ältesten sind in Gestalt eines halben

Kreuzes (Halfkorsgrafvar), dann folgen Stammhügel (ätthogar), welche indessen auch aus der spätesten heidnischen Zeit sein können, also zu den ältesten und jüngsten Denkmälern dieser Art gehören; sie sind sehr häufig und noch jetzt zu tausenden vorhanden. Die grössten können dreihundert Ellen im Umkreis 1837
haben und dreissig Ellen Höhe, sie sind fast immer rund und von Erde aufgeworfen. Die kleinsten heissen ättkullar, bestehen aus Erde, Stein oder Gries und haben eine Höhe von 1 bis 3 Ellen und 3 bis 6 Ellen im Umfang. Zu den äusseren Bestandtheilen eines vollständigen Stammhügels gehört: 1) der Stammfelsen (ätthäll) oder Bautastein, auf der Spitze des Hügels errichtet, 2) das Diadem, ganz oben auf den Hügel gestellte Steine, 3) die Krone, ein Kreis von Bautasteinen, welcher den obersten Theil des Hügels umgibt, 4) der Gürtel, ein solcher Steinkreis in der Mitte, 5) die Fusskette, ein solches am Fuss des Hügels. Ein Grabaltar findet sich manchmal auch am Fusse des Hügels, auf welchem zu Ehren des Todten Opfer gebracht wurden. Endlich 6) die Einfriedigung, eine Steinsetzung, die den Hügel umgibt. Die inneren Bestandtheile eines Grabhügels sind folgende: 1) der innere Steinhaufen, der vier Ellen von der Spitze des Hügels anfängt und in dessen Mitte sich 2) der Behälter befindet, worin die Urne steht. Diese ist in der Regel von Thon, manchmal von Kupfer, Eisen, Holz, in höchst seltenen Fällen von Gold und Krystall. Sie hat einen Deckel von gleicher Art, oder statt dessen liegt ein flacher Stein darauf, oder sie ist auch unbedeckt. In der Urne findet man Asche, verbrannte Knochen, manchmal Perlen, Bernstein, Weihrauch, Steinmesser, Stücke von Kupfer oder Eisen, Schmuck und dergl. In einigen Gräbern hat man zwei über die Urnen kreuzweis gelegte Steinmesser gefunden. Aschenbehälter und Urne weisen auf einen Zeitraum, der mit Odin beginnt und etwa mit dem 7. Jahrhundert endigt. Hügel mit unverbrannten Leichen können bis zum 11. Jahrhundert herabgehen, aber möglicherweise bis zum 1. Jahrhundert hinauf, in der Regel jedoch sind sie jünger, als die mit verbrannten 1838
Leichen. Zu den unverbrannten gehört eigentlich 3) die Steinkiste, die länglich ist, viereckig und an allen Seiten eben. Der

Boden wird meist aus Felsengrund gebildet, oben liegen mehrere Decksteine. Sie enthält die unverbrannte Leiche, Waffen, Schmuck, manchmal aber zugleich Asche und verbrannte Gebeine, doch meist ohne Urnen. Eine solche Mischung beider Gebräuche deutet eine Übergangszeit an. — Je vollständiger die äusseren Zieraten eines Hügels, je kostbarer die Urne, desto älter der Hügel. Die Thonurnen sind demnach jünger als die seltneren aus Metall. Endlich kann noch 4) zu den inneren Verzierungen gezählt werden ein Kreis von Steinen, welcher der äusseren, Fusskette genannt, entspricht und Drakring heisst. — Die meisten Grabhügel findet man in Schweden, die ältesten in der Nähe von Upsala. In Norwegen hat sich der Gebrauch rein erhalten, in Dänemark dagegen ist er ausgeartet. In Island sind nur wenige und können, als aus späterer Zeit rührend, nicht klassisch sein. Noch geschieht Erwähnung der Gräber, Hügel, in Gestalt eines Schiffs (Skeppshögar), der Grabwälle in Form eines rechten Winkels oder einer Gabel oder in einer geraden Linie und anderer eigenthümlicher Erscheinungen dieser Art.

Auf diese Klassification der sämmtlichen Alterthümer folgt nun eine den dort entwickelten Ansichten gemässe Beschreibung der einzelnen hier abgebildeten Denkmäler, welche den übrigen Theil des Werkes füllt. Sie ist ausführlich, beurkundet die vertraute Bekanntschaft des Verf. mit seinem Gegenstande und enthält eine Menge schätzbarer Nachweisungen, freilich auch Manches, was blosse, mehr oder minder scharfsinnige Vermuthung ist. Der zweite Band beschreibt gleicherweise eine Anzahl Denkmäler, die jedoch im Ganzen betrachtet meist aus späterer
1839 Zeit und von geringerem Belang sind. Doch werden die Aufklärungen, welche die auch in Deutschland besprochenen Taufbecken durch Abbildungen noch unbekannter Exemplare erhalten, willkommen sein. Dem zweiten Bande ist eine chronologische Einleitung vorangestellt mit einzelnen, den Kalender betreffenden Abhandlungen. Auch ein Versuch ist (S. 48) gemacht, die nordischen Denkmäler nach der Zeit, so weit sie sich bestimmen lässt, zu ordnen. Für die ältere Zeit kann nur von Wahrscheinlichkeit die Rede sein, und Manches deucht

dem Rec. sehr bedenklich; wer z. B. würde das Grab, das die Sage dem Wittich, Wielands Sohn, [zuschreibt], für das wirkliche Grab des Helden, der freilich schon sehr früh in der Dichtung vorkommt, ernstlich zu halten und es in das 5. Jahrhundert zu setzen den Muth haben? Demungeachtet bleibt der Versuch verdienstlich, weil er diesen schwierigen Gegenstand wenigstens anzurühren wagt und ohne Zweifel zu weiteren Untersuchungen reizen wird. Schliesslich empfiehlt Rec. nochmals den deutschen Alterthumsforschern dieses Werk, welche ähnliche Denkmäler der deutschen Vorzeit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht haben, und warnt nur, die Vermuthungen des Verf. nicht zur Grundlage noch gewagterer Behauptungen und leerer Phantasieen zu missbrauchen.

[anonym.]

NORSKE MINDESMAERKER, 1839

aftegnede paa en Reise igjennem en Deel af det Nordenfjeldske, og beskrevne af Lorentz Diderich Klüwer. Udgivne af det kongelige Norske Widenskabers Selskab i Trondhjem. Med 35 Steentryk. Christiania. Trykt i det Wulfsbergske Bogtrykkerie, af R. Hviid. 1823. 152 Seiten in Quart.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, 184. Stück, den 14. November 1829. S. 1839—1840.

Dieses Werk kann als ein Anhang des vorhergehenden 1840
betrachtet werden. Die Beschreibung der norwegischen Alterthümer ist umständlich, die Zeichnungen, wie aus allem hervorgeht, sind höchst sorgfältig und genau, und sollte eine solche Ausführlichkeit nicht überall möglich oder auch nur wünschenswerth sein, so verdient sie doch hier Lob und erhöht den Werth der Arbeit. Zu dem Merkwürdigsten gehört ein neuentdeckter Runenstein (Taf. 12), schwer zu lesen und ebenso schwer zu erklären. Finn Magnussen findet darin eine Anrede an einen Berggeist und Beziehung auf den Glauben, dass neun Ellen tief unter der Erde ein Schatz liege. Diese Deutung ist scharfsinnig, wenn auch nicht gewiss. Sodann werden hier (Taf. 10 und 29) die beiden schon früher verkündigten Steine mit angelsächsischen Runen bekannt gemacht, die, wovon sonst kein Beispiel vorhanden ist,

unter der Erde in einem Grabe, das verbrannte Knochen enthielt, gefunden worden sind. Leider sind es jedes Mal nur einige an sich deutliche Buchstaben, über deren Sinn man zwar Vermuthungen haben kann, wie die hier mitgetheilten, aber keine Gewissheit, so dass kein eigentliches Resultat gewonnen wird. Alt sind diese Runen, da sie offenbar noch in die Periode fallen, wo man die Leichen verbrannte, welche, wie wir vorhin gesehen, Sjöborg mit dem 7. Jahrhundert zu Ende gehen lässt. Ein Drache von Messing (Taf. 11), der einen geharnischten Ritter im Rachen hält und als Schenkgefäss diente, erinnert an so manche Erzählung in den Heldengedichten des Mittelalters. Zwei hübsche, aus mündlicher Überlieferung gewonnene Volkslieder sammt den Melodieen sind eine dankenswerthe Zugabe.

[anonym.]

49 DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

von Wilhelm Grimm. Göttingen, in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1829. VI und 425 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 6. 7. Stück, den 14. Januar 1830. S. 49 — 58.

Untersuchungen über die Entstehung und Fortbildung des deutschen Epos sind für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtig, als ähnliche über den Homer. Es würde unbillig sein, allgemeine Anerkennung dieser Behauptung schon jetzt zu fordern; wir begnügen uns einstweilen damit, dass griechische Philologen, und darunter gerade die geistreichsten, Theilnahme an Untersuchungen dieser Art zeigen, wenigstens auf Resultate derselben zu hören geneigt sind. Gegenwärtiges Buch besteht aus zwei Abhandlungen, wovon die erste bei weitem den grössten Raum einnimmt. Sie enthält Zeugnisse über die deutsche Heldensage durch einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Dieser geschichtliche Überblick ist ein Vortheil, dessen sich das deutsche Alterthum allein in diesem
50 Grade erfreut, und niemand wird zweifeln, dass die Beobachtung der Veränderungen, welche die Sage auf diesem langen

Wege erlitten, zu überraschenden Resultaten führen muss. Die Zeugnisse, meist, doch nicht streng, chronologisch geordnet, sind in drei Perioden eingetheilt. Die erste fängt mit Jornandes an, die zweite mit den Gedichten des Mittelalters im 12. Jahrhundert, die dritte mit dem 16. Jahrhundert; sie verfolgt die letzten Spuren der allmählich schwindenden Sage. Die Zeugnisse sind theils äussere, theils innere. Diese sind aus Betrachtung der Natur und des Wesens der Dichtungen selbst gewonnen, jene hatte der Verf. schon früher in den altdeutschen Wäldern zusammengestellt, sie sind aber hier nicht bloss neu bearbeitet und berichtigt, sondern auch sehr vermehrt. Die Reihe eröffnet Jornandes, in dessen Erzählungen wir bis zu einem gewissen Punkt in der gothischen Geschichte durchaus keine Historie, sondern nur Dichtung erblicken dürfen. Unbezweifelt bezieht er sich in einigen Stellen über Ermanarich auf unseren Fabelkreis, und glücklicherweise zeigt die wahrhafte Geschichte bei Ammian den Gegensatz. Die scharfsinnigen Vermuthungen derer, welche die Entstehung der Heldensage in das 11. Jahrhundert verlegen, werden nicht bloss durch Jornandes, sondern noch durch eine ganze Reihe anderer Zeugnisse, unter denen sich wichtige, durch Conybeare jetzt erst bekannt gewordene angelsächsische befinden, vernichtet. Merkwürdig sind die hier gleichfalls zum ersten Mal mitgetheilten Stellen aus altfranzösischen noch ungedruckten Gedichten, über die Verbreitung der Wielandssage in dem alten Karlingen.

Die inneren Zeugnisse liefern Untersuchungen über sämmtliche zu dem Fabelkreise gehörige Dichtungen. Hier stehen 51
die *eddischen Lieder* obenan. Man findet nicht die Vermuthung, sondern die Behauptung ausgesprochen, dass sie eine Übersetzung ursprünglich deutscher Gedichte enthalten; und der Beweis wird zunächst aus den geographischen Angaben geführt. Bei dem *Hildebrandslied* wird der Versuch gemacht, eine schwierige Stelle durch Hilfe angelsächsischer Gedichte aufzuhellen. *Waltharius manu fortis* ist jetzt entschieden dem sonsther bekannten Eckehard I. zu St. Gallen beigelegt, fällt demnach in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts. Bei dem Könige *Ruther*, wo wegen des unzuverlässigen Ab-

druckes, den wir besitzen, der cod. Palat. zum Grunde liegt, sind Quelle und Verknüpfungen mit anderen Sagen erörtert. Am ausführlichsten abgehandelt sind Nibelunge Noth, Klage und Biterolf, welche bloss zum Vortheil der Untersuchung in dieser Ordnung folgen; es soll nicht behauptet werden, dass darnach auch ihr Alter zu bestimmen sei. Bei der Nibelunge Noth wird die von Lachmann schon begründete Ansicht durchgeführt, dass sie nicht das Werk eines Einzigen sein könne und in zwei Theile zerfalle, die in mehr als einer Rücksicht von einander sich unterscheiden. Bei der Klage war vorerst zu erläutern, was sie selbst über ihre Quelle und verschiedene, vorangegangene Bearbeitungen aussagt. Dann wird, gestützt auf Lachmanns Untersuchungen, ausgeführt, dass der Verf. dieses Gedichts unsere Nibelunge Noth nicht vor sich hatte. Biterolf erscheint durch seine Beziehungen als eins der wichtigsten Denkmäler. Zuerst über die Quelle, insoweit der Dichter selbst sich darüber äussert; hierauf wird die Behauptung aufgestellt, dieses Werk als Ganzes betrachtet liefere keine echte
52 Sage, sondern sein an sich ziemlich unbedeutender Inhalt sei als eigenmächtige Erfindung in den Fabelkreis eingezwängt. Allein da der Dichter seine Personen dorther genommen hat und häufig ihre anderweitigen Verhältnisse einmischt, wovon er eine ziemlich vollständige Kenntnis mag besessen haben, so erhalten wir gewissermassen eine Übersicht jenes Kreises, welche hier ausgezogen und zusammengestellt ist. Wir finden Andeutungen über mehr als ein verlorenes Gedicht. Angehängt ist eine Untersuchung über den Dichter, deren Resultat die höchst wahrscheinliche Vermuthung gewährt, dass er und der Dichter der Klage eine und dieselbe Person sei. Bei der Überarbeitung des Nibelungeliedes und der Klage sind die wenigen Zusätze, die den Inhalt der Sage selbst berühren, aufgesucht, und über die Stelle, wo Siegfried ermordet wurde, ist eine Vermuthung geäussert. Die Vilkinasaga liefert reichliche Aufschlüsse; die seitdem aufgefundene altschwedische Abfassung ist benutzt, gleicherweise, was P. E. Müllers Sagenbibliothek Neues mittheilte. Neben einander gestellt sind Dieterichs Flucht, die Rabenschlacht und

Alphart und ihre Quellen und zugleich die Veränderungen angegeben, welche die Sage in den Punkten, auf welche hier Rücksicht genommen ist, erfahren hat. Bei *Otnit* und *Wolfdieterich* ist die Frankfurter Handschrift benutzt, aber zur Erörterung der Stelle, welche von der Quelle redet, konnte auch die Heidelberger und Strassburger zu Rath gezogen werden. Dagegen bei *Wolfdieterich* und *Saben* war dem Verf. nur die Bearbeitung Caspars von der Röhn zugänglich; die Wiener, von Hormayr angezeigte Handschrift wird ohne Zweifel neue Aufschlüsse liefern. Vier abweichende Darstellungen des *Rosengarten* werden unterschieden und von einer, gerade 53
der reinsten, aus einer Frankfurter Handschrift wird Nachricht gegeben. Das *spätere Hildebrandslied* folgt und das *Lied von Siegfried*, bei welchem zwei alte, bisher unbekannte Drucke, wovon einer eine plattdeutsche Übersetzung enthält, benutzt werden konnten. Bei der *Blomsturvallasaga* wird wahrscheinlich gemacht, dass sie ihre Kenntnis der Fabel aus der Vilkinasaga geschöpft habe. Der Cod. pal. von *Dieterichs Drachenkämpfen* liefert eine wichtige Stelle, wodurch eine sonst nicht vorkommende Angabe der Vilkinasaga bestätigt wird. Caspars von der Röhn Bearbeitung desselben Gegenstandes setzt eine andere Quelle voraus. *Siegenot*, *Laurin* und *Etzels Hofhaltung* folgen, und den Schluss der zweiten Periode macht die dem Heldenbuch zugefügte Übersicht der Sage. In der dritten Periode sind die späterhin in den Norden eingedrungenen Darstellungen der Sage, also die *Hvenische Chronik*, die dänischen *Kjämpeviser* und *Färöischen* Lieder betrachtet. Als Zugabe sind die Zeugnisse über das Gedicht von *Gudrun* zusammengestellt, das durch seinen hohen Werth den besten Gedichten des Fabelkreises so nahe steht. Sie gehen im Norden bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurück, eine in einem angelsächsischen Gedicht vorkommende Stelle möchte leicht noch älter sein; die deutschen Zeugnisse beginnen in dem 12. und verschwinden im 14. Jahrhundert.

Der Verfasser hatte bei Erklärung der Zeugnisse anderweitige Betrachtungen zurückgewiesen, weil er nicht vorgreifen

und zukünftigen Forschungen eine reine Grundlage liefern
54 wollte. Indessen konnte er sich, als der ziemlich lange, mitunter unbequeme Weg zurückgelegt war, nicht versagen, eine Übersicht der Resultate, die er glaubte gewonnen zu haben, anzufügen. Andere werden weiter gehen, glücklicher und scharfsinniger beobachten. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich also mit dem Ursprunge und der Fortbildung des deutschen Epos. Sie enthält sich des überwiegenden Vortheils wegen, den eine solche scharf begrenzte Untersuchung in der gegenwärtigen Lage der Dinge gewähren musste, aller Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen bei anderen Völkern. Der Verf. unterscheidet zuvorderst die Heldensage von der Göttersage, der bildlichen Darstellung des Übersinnlichen, und berührt die zwei verschiedenen Ansichten, die sich über die ersten bemerklich gemacht haben. Die eine sieht in der Heldensage abermals eine nur noch tiefer verhüllte Göttersage, die andere völlig entgegengesetzte nimmt eine rein geschichtliche, nur poetisch ausgeschmückte Grundlage an. Nachdem die Verlegenheit, in welche jede dieser Meinungen sehr bald geräth, angedeutet ist, bezeichnet der Verf. den Weg, den er einzuschlagen gedenkt. Er setzt die Entscheidung noch aus und legt eine Reihe von Beobachtungen vor, in der Hoffnung, dass diese uns dem noch verborgenen Ziele näher bringen. Eine Übersicht der ganzen Sage, wie sie sich in den erhaltenen Denkmälern darstellt, musste vorangehen. Die nordischen Dichtungen, denen ein deutscher Ursprung beigelegt wird, treten dabei nur in die Lücken ein. Jetzt wird die historische Anlehnung betrachtet, und hier ergibt sich das Resultat, dass die Sage das Frühere ist, die Einmischung der Geschichte das Spätere. Sodann werden Beispiele von Anknüpfung und Ver-
55 schmelzung verschiedener Sagen nachgewiesen. Manchmal ist die Scheidung in das Ursprüngliche leicht, manchmal dringt die aus einer solchen Verknüpfung erwachsene Veränderung bis zu der ersten Grundlage, zerstört den alten Zusammenhang, schafft aber einen neuen. Verschieden hiervon sind Erweiterungen der Sage ohne Einmischung einer anderen. Sie stellen sich meist als spätere Zusätze dar, aber es gibt auch Fälle,

wo ein anderwärts lange vergessener Zug der ältesten Dichtung plötzlich wieder hervordringt. Dass blosse Einkleidungen in das Gewand des Epos stattgefunden, wird behauptet und mehreren Gedichten, wie Laurin, Siegenot, Etzels Hofhaltung, Dieterichs Drachenkämpfen ein solcher Ursprung beigelegt. Aber auch innerhalb des Kreises selbst finden wir Übertragung einer und derselben Fabel in andere äussere Verhältnisse, wovon König Ruther das merkwürdigste Beispiel gibt. Die Parteilichkeit, die sich für einen Helden der Sage zu entwickeln pflegt, zumal wenn eine unfreie Ansicht erst die Kraft der Poesie hemmt, hat einen grossen Einfluss auf die Dieterichssage ausgeübt und durch das Bestreben, alles, was seinem Ruhm schaden konnte, zu entfernen, den inneren Zusammenhang und Verstand der Sage gestört. Dass Veränderung der Sitten bedeutend eingewirkt, ist ein Satz, der erst durch Nachweisung merkwürdiger Beispiele Interesse erhält. Wie dadurch die Grundlage des Nibelungeliedes sich völlig umgewandelt, ist dargethan, aber eine noch genauere und lehrreichere Durchführung des Satzes machten die aus verschiedenen Zeiten rührenden Recensionen des Liedes von Hildebrand möglich. Auch der poetische Werth der Dichtungen musste berücksichtigt werden, insoweit nämlich die verschiedene Auffassung den Geist eines jeden Zeitalters kund gibt. Die eddischen Lieder werden 56
erhaben genannt und ihre dramatische, bei einzelnen Momenten beharrende, den Zusammenhang nur in grossartigen Andeutungen bewahrende Darstellung der des Nibelungeliedes entgegengesetzt, wo wir einer ruhigen, gleichförmigen, an epischer Breite und Ausführlichkeit Wohlgefallen tragenden Erzählung begegnen. Dem Nibelungeliede an die Seite gestellt wird Gudrun, ein, wie es scheint, bis jetzt ziemlich unbeachtet gebliebenes Gedicht von seltener Trefflichkeit, das längst alle Freunde der Poesie würde entzückt haben, wenn es in einer anderen als der einheimischen Sprache gedichtet wäre. Der Geist des Nibelungeliedes herrscht noch in Otnit, Wolfdieterich, Rosengarten und Alphart, ist aber schon einige Stufen herabgestiegen. In der Rabenschlacht und Eckenausfahrt ist die Darstellung wortreich, hier und da kraftlos, doch eine Ader von

edlerem Metall aus früherer Zeit läuft noch hindurch. In dem Liede von Siegfried ist jener alte Geist erstarrt, ohne lebendige Bewegung, dem Erlöschen nah, endlich in der Bearbeitung Caspars von der Röhn die Poesie völlig abgestorben. Das elfte Kapitel behandelt einen schwierigen Gegenstand, die Erhaltung und Fortbildung des Epos durch die Sänger und durch die Schrift. Der Verf. hat zusammengestellt, was er darüber auffinden konnte, ohne Zweifel werden sich in der Folge noch weitere Aufklärungen ergeben. Hieran schliesst sich eine geschichtliche Übersicht des Verhältnisses, in welchem das Epos zu der jedesmaligen Bildung der Zeit stand. Es genoss frühe und lange Zeit hindurch der höchsten Achtung, begann mit dem Aufkommen der höfischen Dichter zu sinken und fiel zuletzt noch in die Hände der geistesarmen Meistersänger. In
57 dem dreizehnten Kapitel wird eine wichtige, bis dahin aufgeschobene Untersuchung über das Wunderbare in dem Epos vorgenommen. Das Übernatürliche scheint allerdings in früherer Zeit mächtiger gewesen zu sein und sich allmählich zurückgezogen zu haben, obgleich es nicht ganz entbehrt werden konnte und sogar in einigen Stücken auf eine gröbere Weise wieder eingeführt wurde. Einige allgemeine Bemerkungen machen den Schluss. Hier wird die Frage über den Ursprung der Sage wieder aufgenommen. Die Entwickelung aus der Geschichte, auf welche Beziehungen vorkommen, wird bestimmt geleugnet, dagegen nicht in Abrede gestellt, dass wirkliche Ereignisse, insofern sich in ihnen der Geist des Lebens oder, wem dies deutlicher ist, das ideale Dasein kund gab, Anlässe der Dichtung mögen gewesen sein. Nur an das, was wir historische Thatsachen nennen, kann dabei nicht gedacht werden. Ausser diesem geschichtlichen, gleichsam leiblichen Element wird aber auch ein geistiges anerkannt. Das Epos hat den Glauben an das Wunderbare, die bildlichen Ausdrücke für das Übersinnliche, in sich aufgenommen. Beides einigt sich in dem Begriffe des vollen Lebens, welches abzuspiegeln zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Beruf der Poesie war, welche eben deshalb niemals ohne innere Bedeutung, einen geistigen Mittelpunkt bestehen konnte. Vorerst also nimmt der Verf. einen rein poe-

tischen Ursprung des Epos an und sieht keine Veranlassung, zu glauben, dass es eine Umbildung der Göttersage sei. Eine merkwürdige Stelle bei Ammian zeigt, dass bei den Galliern die poetische Darstellung der Heldenzeit von der Betrachtung göttlicher Dinge sehr bestimmt geschieden war. Ob es sich mit dem Epos anderer Völker ebenso verhalte, möge von Unbefangenen mit aller Freiheit der Meinung untersucht werden.

Dass ein vollständiges Register angehängt ist, scheut sich der Verf. selbst nicht zu loben. W. G.

DE HILDEBRANDO ANTIQUISSIMI CARMINIS TEUTONICI FRAGMENTUM 465

edidit Guilelmus Grimm. Sumtibus editoris. Göttingen MDCCCXXX. Fünf Blätter in Fol.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 48. Stück, den 27. März 1830. S. 465—469.

Bevor der Herausgeber von der Casseler Bibliothek Abschied nahm, glaubte er eins ihrer Kleinode noch einmal auf das Sorgfältigste untersuchen und, da es einigermassen in seinen Kräften stand, für dessen Erhaltung sorgen zu müssen. Das Bruchstück von Hildebrand ist der einzige Überrest epischer Gedichte aus der Carolingischen Zeit und er ist nur in dieser einzigen Handschrift vorhanden. Da die grösste Vorsicht nicht jeden möglichen Zufall abwendet (im Jahre 1813 schlug eine russische Granate in den Bibliothekssaal), so würde mit diesem Codex eins der merkwürdigsten Denkmäler des einheimischen Alterthums untergehen. Der Abdruck in der Ausgabe von 1812 (selbst wenn er nicht an drei Stellen berichtigt werden müsste) reicht nicht aus, weil einige, und darunter wichtige Wörter 466
verblasst oder verwischt, mithin zweifelhaft sind und durch den Druck unmöglich können dargestellt werden. Wer eine kritische Ausgabe liefern will, muss nothwendig die Handschrift selbst ansehen. Ausserdem aber hat die Diplomatik gerechte Ansprüche auf ein Denkmal, das seines gleichen nicht findet und schon eine Stelle in einem Lehrbuche dieser Wissenschaft verdient, selbst wenn nur das Wichtigste sollte ausgehoben

werden. Das Facsimile, welches Eckhart in der Francia orientalis von den 14 ersten Zeilen lieferte, scheint flüchtig und aus freier Hand gemacht: nicht bloss hat die Schrift darin ihren eigenthümlichen Charakter verloren, und ist genau genommen kein einziger Buchstabe richtig, sondern es finden sich auch in diesem kleinen Stücke nicht weniger als fünf grobe Fehler. Z. 5 steht rrtun für ritun, Z. 8 firet für fireo, Z. 10 chunine für chuninc, Z. 14 herttu für heittu, und oftar für ostar. Mit Hilfe des trefflichen Pariser Pflanzenpapiers verfertigte der Herausgeber eine Durchzeichnung des Ganzen, bei welcher er sich keine Mühe verdriessen liess und von welcher er glaubt ohne Anmassung behaupten zu dürfen, dass sie im Stande sei, das Original völlig zu vertreten. Jede Zeile, jeder Buchstabe hat seinen richtigen Platz, kein Strich fehlt, keine verwischte oder abgesprungene Stelle ist ausgefüllt, und blasse und schwarze Dinte unterscheiden sich wie im Original. In der Übertragung der Zeichnung auf den Stein ist geschehen, was möglich war, und schwerlich würde ein Kupferstich dieser so nahe gekommen sein, der leichter auf den Abweg geräth, die Formen der Buchstaben eleganter und dem Auge gefälliger zu machen. Der
467 Herausgeber empfiehlt hier das lithographische Institut des Herrn Arnold in Cassel, welches eine für Arbeiten dieser Art geschickte Hand besitzt. Um den Eindruck des Originals noch vollkommener zu erreichen, wurde durch eine zweite sogenannte Tonplatte die Farbe des alten, gebräunten Pergaments wieder gegeben. Die Löcher darin sind durch Striche angedeutet und können zu völliger Täuschung ausgeschnitten werden. Nur die Ziffern sind zugesetzt.

Das Reagens ist an zwei Stellen angewendet worden: vor den Zeilen 10—12 und am Ende bei der Glosse von Christus; die letztere, schon früher richtig gelesen, ward nur deutlicher, dort, wo sich eine schwache, kaum sichtbare Spur von Schrift zeigte, traten ein Paar Buchstaben hervor, die man in dieser Abbildung erblickt, die jedoch ohne Bedeutung zu sein scheinen.

Eine so genaue Betrachtung der alten Handschrift, wie sie hier nöthig war, verdiente wohl, etwas bisher Übersehenes zu finden. Die acht ersten Zeilen der zweiten Seite rühren von

einer anderen Hand. Diese zweite Hand ist weniger fest, die Buchstaben sind ungleicher und krauser, und als eine Verschiedenheit in der Gestalt derselben kann noch angemerkt werden, dass der Kopf von g allzeit völlig geschlossen erscheint, während der erste Schreiber daneben noch ein anderes g gebraucht, dessen Kopf unten nicht ganz zugezogen ist. Mit dem Worte inwit Z. 32 hat dieser wieder die Feder genommen. Ausser Zweifel gesetzt wird die Behauptung durch die Verschiedenheit der Orthographie in jenen acht Zeilen, wovon die Beweise in der Vorrede zusammengestellt sind.

Diese Entdeckung scheint vielleicht auf den ersten Anblick
ziemlich unwichtig, indessen ergeben sich daraus einige nicht 468
gleichgültige Folgerungen. Erstlich wird es unwahrscheinlich, dass das Lied aus einem Codex abgeschrieben sei: warum sonst eine Veränderung in der Orthographie? Dies ist auch deshalb nicht zu vermuthen, weil man sonst hätte voraussehen müssen, dass der übrige Raum nicht genüge; ein grosser Theil des Liedes scheint noch zurück, denn es fehlt die ganze Entwickelung der Erzählung. Zweitens kann man sich nicht vorstellen, dass der Schreiber aus eigener Erinnerung das Lied aufgeschrieben habe, denn sollte er mitten in der Arbeit aufgestanden sein und einem anderen einige Zeilen dictiert haben? Der Fall, dass beide Schreiber das Lied auswendig gewusst und daher der zweite, als der erste gestört worden, habe fortfahren können, ist bloss möglich, aber schon an sich nicht sehr wahrscheinlich und wird völlig abgewiesen durch die Übereinstimmung beider in einer auffallenden Eigenthümlichkeit. Beide gebrauchen nämlich — braht und — brant in der Zusammensetzung der Eigennamen Hiltibrant und Hadubrant als völlig gleich. Darf man nach den späteren Gedichten urtheilen, so verdient —brant den Vorzug.

Auf eine und dieselbe Quelle werden wir also hingewiesen, und die kann nicht leicht etwas Anderes als mündliche Überlieferung gewesen sein. Das wird auch wohl durch eine kritische Untersuchung bestätigt werden, welche die Eigenthümlichkeit solcher Auffassungen nachweist, ich meine eben so wohl Lücken des Textes, als überflüssige Zusätze. Ob es

aber ein Sänger von Gewerbe war, der sein Lied vortrug, oder nicht, wer wollte das entscheiden?

Es ist nur eine geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen,
469 welche die Dieterich'sche Buchhandlung übernommen hat; nach Verlauf eines Jahres wird der Stein abgeschliffen. W. Gr.

967 ## DER ARME HEINRICH,

ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersetzt von Karl Simrock. Nebst der Sage von 'Amicus und Amelius' und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin, in der Laue'schen Buchhandlung, 1830. XXXII und 110 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 97. Stück, den 20. Juni 1831. S. 967—968.

968 Hartmanns Gedichte von dem armen Heinrich kann nicht leicht ein anderes von gleichem Werthe aus der doch auch in kleinen Erzählungen reichhaltigen Litteratur des Mittelalters an die Seite gesetzt werden. Es schildert eine rührende Begebenheit aus dem häuslichen Leben, in welche das Wunderbare und Unglaubliche auf eine überraschende Weise eintritt, und ist mit einer Innigkeit und Wärme, zugleich mit einer leichten und ungesuchten Anmuth erzählt, wie es in solcher Verbindung nur einem Dichter von entschiedenem Talente möglich ist. Kein Wunder also, dass hier der dritte Versuch gemacht wird, auch diejenigen zum Genusse einzuladen, denen das Original verschlossen ist. Hr. Simrock versteht die alte Sprache, hat Sinn, Geschmack und Takt, wie er das alles schon bei Übersetzung des Nibelungeliedes bewiesen, und uns deucht, er habe auch hier seine Sache so gut gemacht, als möglich ist, wenn man in die heutige Sprache übersetzen, dabei die ursprüngliche Darstellungsweise, die kurzen Reime, überhaupt das beibehalten will, was den, der mit der Kunst jener Zeit unbekannt ist, zumeist befremdet und geniert. Was der Verfasser sonst hinzugethan hat: die Einleitung über die Verbreitung, das Alter und den Gehalt der Sage, die eigenen poetischen Auffassungen derselben, endlich die Abhandlung eines Freundes über Charakter und

Bedeutung des Hartmann'schen Gedichtes, das ist alles angemessen, nicht oberflächlich, nicht abschreckend durch trockene Gelehrsamkeit, kurz, es hält sich in einer gefälligen Mitte. Wohlan, wir empfehlen das artige Büchlein; vielleicht findet es bei dem mächtigen Herrn, den wir das grosse Publikum nennen, eine gute Stunde, in welcher ihm 1522 Verse dieser Art ehrlich durchzulesen keine zu starke Anstrengung scheint.

[anonym.]

QUELLEN DES SHAKESPEARE IN NOVELLEN, MÄRCHEN UND SAGEN. 252

Herausgegeben von Dr Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Berlin, in der Fincke'schen Buchhandlung, 1831. Erster Theil, VIII und 266 S. Zweiter Theil, VI und 268 S. Dritter Theil, VIII und 288 S.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Bd I, 26 Stück, den 16. Februar 1832. S. 252--255.

Das Eigenthümliche dieses Buches besteht nicht darin, dass die Quellen Shakespeares, d. h. die Erzählungen und Sagen, die ihn zu seinen dramatischen Dichtungen veranlassten, aufgesucht sind, denn das haben schon Engländer und Deutsche von der Mistress Lennor und Eschenburg an bis auf Douce und Dunlop gethan, obgleich auch hier Einiges nachzutragen und zu berichtigen war und eine solche Zusammenstellung in eleganten Übersetzungen, wie die hier gelieferten sind, fehlte. Es besteht vielmehr darin, dass die tiefer liegende Quelle, nämlich die in jenen Erzählungen enthaltene allgemeine Volkssage, zum Gegenstande der Untersuchung gemacht ist. Veranlassung dazu fanden die Verfasser oder vielmehr Herr Simrock, der in dieser Hinsicht die Arbeit allein übernommen, so wie er bei den Übersetzungen das Meiste gethan, in den Fortschritten, welche die Erklärung der Sagen und Mythen in Deutschland gemacht hat; allerdings ist der Gesichtspunkt erweitert und die Zusammenstellung des Ähnlichen und Verwandten etwas Besseres geworden, als ein unfruchtbares Verzeichnis. Was Herr Simrock in den Anmerkungen, welche die ganze Hälfte des dritten Theiles

253 füllen, geleistet hat, ist in der That dankenswerth. Er hat mit Sinn und Geist, mit sichtbarem Fleiss und Liebe zur Sache Inhalt und Zusammenhang der alten Überlieferungen erörtert und die ursprüngliche Idee darin aufgesucht. Das Interesse, das dadurch erregt wird, gleicht dem, welches grammatischen Untersuchungen eigen ist, die die Wurzel eines vielfach umgestalteten Wortes zu entdecken streben; denn die Sage ist wie die Sprache etwas Lebendiges, das sich zwar die Willkür der Menschen muss gefallen lassen, aber doch niemals ganz von ihr unterjocht werden kann. Herr Simrock hat manches Neue, einiges Überraschende und Glückliche vorgebracht, und zwar in einer belebten und anziehenden Darstellungsweise. Wir können in das Einzelne nicht eingehen; als das Vorzüglichste nennen wir die Anmerkungen zu Julie und Romeo, Hamlet und dem Kaufmanne von Venedig; bei dem Letzteren ist die Ansicht ausgeführt, dass durch die Sage von dem Ausschneiden des verpfändeten Fleisches der Gegensatz zwischen dem alten, strikten und dem mildernden prätorischen Rechte ursprünglich sei dargelegt worden. Diese Idee ist mit Scharfsinn und Gewandtheit entwickelt, wir haben nur dabei zu bemerken, dass, da die gelehrte Kenntnis der römischen Rechtsgeschichte und jenes Unterschieds, der allerdings den Hauptinhalt derselben ausmacht, schwerlich eine wahre Volkssage (und eine solche haben wir gewiss vor uns) veranlasst hat, der Ursprung derselben in eine Zeit fallen müsste, wo jener Unterschied lebendig gefühlt wurde, ihr also ein ausserordentliches Alter zukäme, wofür einige ältere Zeugnisse nothwendig sind, wenn die Hypothese nicht allzu
254 gewagt sein soll. Rec. ist also geneigt, vorerst noch für das Wahrscheinlichste zu halten, dass bei der Entstehung dieser Sage der jüdische Glaube an die reinigende Kraft des Christenblutes, der jüdische Christenhass, endlich auch das Bestreben, die jüdische List und Verschlagenheit als eine niedrige darzustellen, die vor der höheren Klugheit der Christen zu Schanden werde, gewirkt habe.

Noch eine Bemerkung über das ganze Buch. Man liest in Beziehung auf Shakespeare diese Sammlung mit einem eigenen Gefühle von Bewunderung und Erstaunen. Das Verschieden-

artigste hat ihm Stoff dargeboten, und nur ein Geist von solcher dichterischer Kraft und solchem Umfange war fähig, auf einem scheinbar oft flachen und unfruchtbaren Boden Wurzel zu schlagen und zu solcher Herrlichkeit sich zu entfalten. Er hat den Samen manchmal zwischen Steine geworfen, und ein mächtiger Baum ist aufgewachsen. Wie hat er z. B. die Geschichte von Julie und Romeo, die hier ziemlich unbedeutend erscheint, mit dem höchsten Leben zu durchdringen gewusst. Der Sage von Amleth, die Saxo nicht ohne Kunst erzählt, die aber doch etwas Steinernes oder Metallenes an sich trägt, hat er gleichsam die Fesseln gesprengt, freie, reiche und edle Bewegung gegeben. Immer hat er das Überlieferte für seinen Zweck mit sicherem Takt gefasst, abgeändert oder fortgebildet; er ist ihm manchmal mit Treue bis in das Einzelne gefolgt, ein ander Mal hat er es ganz aufgegeben und ist seinen eigenen Weg gegangen. Aber jeder bedeutende Mensch, sagt Goethe, muss auch gesetzgeberisch verfahren, und wir sind verbunden, den Dichter anzuerkennen, wenn wir auch sein Eingreifen nicht überall billigen. Kein 255
Zweifel also, dass alle, welche in diesem Sinne die vorliegende, wohlausgestattete Sammlung benutzen, dankbar sie aufnehmen werden; dagegen als ein blosses Unterhaltungsbuch (und deren gibt es ohnehin genug) wissen wir es nicht zu empfehlen. Die meisten dieser Novellen gehen kaum über das Mittelmässige hinaus, einige verletzen den Anstand nach den Sitten unserer Zeit, welchen wir Achtung schuldig sind, und die Erzählung Bandellos von den Zwillingsgeschwistern gefällt sich in schamloser Lüsternheit, die durch die Bemerkung nicht getilgt wird, dass man über die Freiheit italienischer Sitte, die dem Verfasser (der noch obendrein Bischof war) solche Schilderung erlaubte, erschrecken werde. In der Vorrede zu dem ersten Theile steht, dass dieses Werk, bloss für die Unterhaltung und das Vergnügen der Leser bestimmt, ihre Belehrung niemals zum Zweck, wenn auch mittelbar zur Folge habe. Vielleicht ist gerade das Gegentheil wahr, und die wissenschaftliche Zugabe, die als Nebensache gelten soll, dem Verfasser der Hauptzweck gewesen. Wir loben das so sehr, dass wir ihm rathen, bei der Fortsetzung, welche die Vorrede und der zweite Titel des Buchs: Bibliothek

der Novellen, Märchen und Sagen verheisst, entschieden auf diese Seite überzugehen. [anonym.]

301 SAMMLUNG HISTORISCHER VOLKSLIEDER UND GEDICHTE DER DEUTSCHEN.

Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen, bei J. G. Cotta, 1830. 769 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 30. 31. Stück, den 23. Februar 1832. S. 301—304.

Eine Sammlung, wie der Titel des vorliegenden Buches
sie ankündigt, wird weder der Geschichtsforscher noch der
Geschichtschreiber von sich weisen. Diesem gewährt sie hier
und da einen lebendigen Blick, wo es die gewöhnlichen Quellen
nicht vermögen, jenem manche sonsther nicht bekannte Einzeln-
heiten, genauere Angaben, Berichtigungen. Mit Vorsicht und
Geschick wollen freilich solche Lieder immer benutzt sein, und
302 kommt es auf die darin herrschende Gesinnung an, so wird
man bedenken müssen, dass es fast immer eine Partei ist, welche
spricht und in der poetischen Form keinen Anlass zur Mässi-
gung findet. Einen epischen Charakter trägt nicht leicht eins,
das ein wirklich historisches Factum erzählt; auch den poeti-
schen Werth darf man in der Regel nicht hoch anschlagen,
wiewohl man nicht selten einem frischen, kräftigen Ausdrucke
begegnet und gleich in dieser Sammlung Mehreres der Art
vorkommt, so ist z. B. S. 102 die Ermahnung an kaiserliche
Majestät des Evangelium halben in seinen Erblanden mit wohl-
meinendem Sinne lebendig ausgesprochen, wie überhaupt die
aus dem Religionskriege stammenden Lieder in dieser Hinsicht
den Vorzug verdienen. Aufzusuchen waren sie in allgemeinen
Sammlungen, in Chroniken, die man nicht überall findet, end-
lich in den sehr seltenen, in alten Bibliotheken meist versteck-
ten fliegenden Blättern. Wäre dem Recensenten die Aufgabe
gestellt, ein Buch dieser Art zu verfertigen, so würde er vorerst
sich ein Verzeichnis alles bisher schon Bekannten und in neuerer

Zeit Gedruckten mit aller Genauigkeit, welche Arbeiten dieser Art erfordern, gemacht und dann aus den seltenen und seltensten Quellen das Unbekannte aufgesucht und gesammelt haben. Ohne Benutzung grosser Bibliotheken, nicht bloss einer oder zweier, würde das Resultat nicht bedeutend ausfallen, denn solche Kleinigkeiten verstecken sich und wollen aufgesucht sein; allein wo sich handschriftliche Chroniken oder Sammlungen der im 17. Jahrhunderte, namentlich zur Zeit des dreissigjährigen Krieges häufigen fliegenden Blätter und kurzer Berichte, wie z. B. in Dresden und Cassel vorfinden, da dürfte man auf eine 303
gute Ernte und auch wohl auf manche überraschende Entdeckung hoffen. Ein solches Unternehmen erfordert Zeit und ein behagliches Fortführen, und da nicht leicht ein Zweiter sobald wieder daran geht, so hat der, welcher sich ihm unterzieht, die Pflicht, ohne einen gewissen Grad von Vollständigkeit nicht hervorzutreten, sehr accurat bei der Ausarbeitung zu sein und das Werk dem Gebrauche so bequem als möglich zu überliefen. Litterarische Nachweisungen, historische Erörterungen, sorgfältige Register sind hier mehr als irgendwo an ihrem Platze. Freilich eine mühsame Arbeit wird es sein, aber die Lust zur Sache muss dabei helfen, ohne welche sie niemand anfangen sollte. Was die äussere Anordnung betrifft, so räth Rec. zu der chronologischen, die freilich nicht so streng und pedantisch zu sein braucht, dass nicht das Zusammengehörige neben einander dürfte aufgestellt werden. Sodann hätte das Verzeichnis des bereits in leicht zugänglichen Sammlungen oder Büchern Vorhandenen vorangeschickt, in das Werk selbst aber nur das Seltene oder völlig Unbekannte aufgenommen werden müssen, also nur was aus Handschriften, alten Chroniken, fliegenden Blättern usw. geholt war.

Herr Wolff zeigt Eifer und Liebe für seine Arbeit, was wir gerne und rühmend anerkennen wollen; hätte er seine Sache nur etwas besser gemacht! Von allem, was Rec. für eine solche Sammlung empfehlen zu müssen glaubte, hat er so viel als nichts gethan. Sein Verdienst beschränkt sich darauf, zum Abdrucke gegeben zu haben, was er in einer gewissen Zeit zusammengebracht hatte; darunter befindet sich einiges

301 Schätzbare, aber viel mehr noch, was in allbekannten Büchern steht. Wie wenig er sich um litterarische Untersuchungen und bessere Einsicht bemüht hat, beweist gleich der Eingang, wo sechs Seiten mit einer schlechten, irgendwoher erborgten Übersetzung einiger historischen Lieder Walthers von der Vogelweide angefüllt sind, deren Verfasser Herr Wolff nicht kannte und die er vornen in dem Inhaltsverzeichnisse frisch weg um hundert Jahre wenigstens jünger macht, als sie wirklich sind. Andere Lieder Walthers in ähnlicher kläglicher Bearbeitung stehen unter S. 596—599. In ihrer Nähe findet man auch das Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert, man kann sich denken, in welchem erbaulichen Texte; da kommt thananaa vor und fanonuf zusammengedruckt; er scheint neuere Bemühungen um diesen Text nicht gekannt zu haben. Wer soll das nun gebrauchen? Das Hildebrandslied ist S. 688—693 als ein historisches, Gott weiss warum, aufgeführt, versteht sich aus dem entstellten Texte des Wunderhorns (das zeigt das unerhörte schriemenschlag); von dem alten Bruchstück mag der Verfasser nichts wissen. Eine weitere Kritik wäre überflüssig. Werth verleiht dem Buche der Abdruck fliegender Blätter aus der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar, nur leider ist der Text nicht bloss in der Quelle selbst sehr verderbt, es kommen auch noch Druckfehler in solchem Überflusse hinzu, dass man oft keine sechs Zeilen lesen kann, ohne auf ganz unverständliche Worte zu stossen.

[anonym.]

724 # CRITISK UNDERSÖGELSE
AF SAXOS HISTORIES SYV SIDSTE BÖGER.

Ved D. Peter Erasmus Müller, Biskop i Siälland. Saerskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Copenhagen. 1830. 260 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 73. Stück, den 7. Mai 1832. S. 724—728.

Den ersten Theil dieses Werkes, welcher die neun ersten Bücher Saxos untersucht, hat Rec. im Jahre 1824 St. 41. 42

[oben S. 294—302] und zwar mit gebührendem Lobe angezeigt,
der gegenwärtige zweite befasst nun die sieben letzten Bücher
dieses vielbesprochenen Geschichtschreibers. Dort war die Sagen-
zeit mit dem ersten dämmernden Lichte der historischen Wahr-
heit der Gegenstand der Abhandlung, hier bricht dieses Licht 725
immer heller ein, so dass die letzten Bücher als eine unbe-
zweifelt echte und wichtige Quelle der Geschichte zu betrachten
sind. Die Kritik also, die es dort nur mit der Echtheit der
Sage zu thun hatte, ist hier auf die Wahrheit der erzählten
Begebenheiten selbst gerichtet und geht festen Schrittes, da sie
gleichzeitige Zeugen, wie Adam von Bremen, Helmold und nicht
viel spätere, wie Snorre Sturleson, die Knytlingasaga und
andere anhören kann. Unser Verfasser, der, wie sich von selbst
versteht, seine Arbeit mit gleicher Unbefangenheit, Wahrheits-
liebe und feinem Takte, der sich nicht erlernen lässt, fortge-
führt, hat doch mitunter Gelegenheit gehabt, Saxos Genauigkeit
und Unparteilichkeit in der Darstellung der Begebenheiten zu
bemerken. Rec. begnügt sich anzuzeigen, dass in dieser zweiten
Abtheilung die dänische Geschichte von Harald Gormsen bis
auf Waldemar I, also bis auf Saxos Lebenszeit abgehandelt
wird und Aufklärungen gewonnen sind, welche auch der deut-
schen Geschichte in den merkwürdigen Verhältnissen Walde-
mars zu Friedrich I und Heinrich dem Löwen zu gut kommen.
Rec. meint, dass wir uns jetzt auf dem Standpunkte befinden,
wo ein schliessliches Urtheil über Saxo möglich ist. Dahlmann,
der in seiner Kritik der altdänischen Geschichte trefflich auf-
geräumt hat, thut unserem Saxo, obgleich er ihn ironisch genug
behandelt, von seinem Standpunkte aus kein Unrecht an, am
wenigsten denkt er daran, das lebensvolle und geistreiche Werk
in seinem natürlichen Werthe zu kränken. Denn Rec. gesteht,
dass er diejenigen, welche, Bedeutung und Gehalt der Sage
leugnend, nur einen abgeschmackten Tand darin erblicken und 726
die Ratten, welche die schon gedruckte Knytlingasaga gleich-
sam mit kritischem Instinkte völlig auffrassen, als die ver-
nünftigsten Beurtheiler geltend machen möchten, dass er diese
für nicht besser hält, sondern für schlechter, als die anderen,
welche ohne Kritik sich dem Glauben an eine unverwüstliche

historische Wahrheit darin überlassen; denn diesen kann doch Gemüth, Sinn und Gefühl für die nach freien Gesetzen wirkende poetische Kraft des menschlichen Geistes eigen sein. Dass der, welcher nach den Forderungen unserer Zeit Geschichte schreibt, von der Sage, da wo keine Vergleichung mit historischen Denkmälern möglich ist, wenig Gebrauch machen könne, darf man zugeben, ohne dass man damit behauptet, es sei ganz und gar nichts Geschichtliches darin enthalten. Mag auch das historische Element, das, wie man doch wohl annehmen muss, bei ihrer Entstehung mitwirkte, sich sehr bald verflüchtigt haben und völlig unkenntlich geworden sein, so ist doch nicht einzusehen, warum sie bei ihrer Fortdauer und weiteren Entfaltung, eben weil sie allem, was das menschliche Leben berührte, offen stand, nicht auch geschichtliche Ereignisse wiederum habe aufnehmen können. Ein Beispiel gewährt unsere Nibelungensage. Sie kennt den Hunnenkönig Attila als einen mächtigen, aber halbbarbarischen Herrscher, wie ihn sein Zeitgenosse Priscus beschreibt, und erzählt den Untergang des burgundischen Königs Gundichari und seines ganzen Geschlechts durch die Hunnen, was als historisches Factum hinlänglich verbürgt ist; von allem dem aber weiss die ältere Sage in den
727 eddischen Liedern noch nichts, und dass es nicht auf gelehrtem Wege in das deutsche Gedicht gekommen sei, glaubt Rec. aus mehr als einem Grunde. Auf diese Weise mögen in Saxos [Werke], wie in den altnordischen Sagen, selbst in den verachteten Stammtafeln des Langfedgatal, wirkliche Helden und ihre Thaten so gut wie mythische einen Platz gefunden haben, und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, eine erweislich spätere Einmischung habe eine gleichmässige Umwandlung des Ganzen zur Folge gehabt. Und dass sie in diesem Zustande, in welchem Altes und Neues noch neben einander stehen können, dennoch über andere Dinge, die keine Geschichte sind, z. B. Privatleben, innere Verhältnisse, Rechtszustand überraschende Aufschlüsse geben können, wenn man sich von Ungläubigkeit ebenso wie von einer schwächlichen Gläubigkeit frei hält, davon ist Rec. überzeugt.

Die Vorrede enthält die erfreuliche Nachricht, dass der

Verf. ernstlich daran denkt, eine neue Ausgabe des Saxo zu besorgen, wozu er gegenwärtiges Werk als eine Vorarbeit betrachtet. Der Commentar, der sie begleiten wird, soll für unsere Zeit das sein, was Stephanius der seinigen gewährte. Schon Dahlmann hatte das Bedürfnis einer solchen Ausgabe auseinandergesetzt; da keine Handschrift mehr existirt, so muss die princeps Ascensiana zu Grund gelegt werden; Klotz hatte sogar die Druckfehler aus Stephanius beibehalten. Möge es dem Verf., dem nach Münters Tode der Bischofstuhl von Seeland zu Theil geworden ist, nicht an der Musse fehlen, die nöthig ist, ein solches Unternehmen zu Ende zu führen. Zu den grossen Verdiensten, die sich Herr P. E. Müller um die nordische Vorzeit 728
bereits erworben hat, wird sich ein neues gesellen, das die deutschen Alterthumsforscher ebenso bereitwillig und dankbar anerkennen werden. [anonym.]

LE PANTCHA-TANTRA, 756

ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. A. Dubois. Paris, bei J. S. Merlin, 1826. 415 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 76. Stück, den 12. Mai 1832. S. 756—760.

Der durch sein Werk über die Sitten und Gebräuche der Indier bekannte Verfasser erfüllt ein dort gegebenes Versprechen, indem er eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, wie sie noch heutzutage unter den Indiern umgehen, und die er aus drei in verschiedenen Mundarten abgefassten Originalen übersetzt hat, mittheilt. Die erste Abtheilung, le Pantcha-Tantra, d. h. die fünf Listen, nimmt den grössten Raum ein und enthält nichts Anderes, als eine Übertragung oder vielmehr erweiternde Überarbeitung der alten und berühmten, unter dem Namen Hitopadesa bekannten Fabelsammlung in Sanskrit, die nach der Meinung des Verfassers in der Absicht unternommen worden ist, um dem Volke, welches kein Sanskrit versteht, das Buch zugänglich zu machen; denn diese Fabeln gehören zu

den wenigen Werken, deren Lectüre von den Brahminen allgemein erlaubt wird. Von den fünf Abschnitten, in welche das
757 Ganze abgetheilt ist, findet sich der fünfte nicht in Hitopadesa und gibt sich auch durch den verschiedenen Stil als Zusatz zu erkennen. Die dritte Abtheilung liefert sechs Erzählungen, die, wie der Übersetzer sagt, durch ganz Indien bekannt sind und in welchen man nur eine Einkleidung wirklicher Begebenheiten erblickt. Darin irrt man wohl, aber die Erzählungen sind sehr artig, und gleich die erste, wo vier Taube in die schönste Verwirrung gerathen, hat wahrhaft komische Kraft; alle werden ohne Zweifel auf mannigfache Weise in Europa wuchern. Es fällt auf, dass die meisten dazu dienen, die Brahminen zu verspotten, und in einer, gerade nicht der schlechtesten, wird die Verehrung der büssenden Heiligen als eine lächerliche Täuschung dargestellt. Von der mittelsten Abtheilung redet Rec. zuletzt, weil sie ihm gerade die wichtigste ist. Sie führt den Titel: aventures de gourou Paramarta und ist in acht Abenteuer eingetheilt. Ein Missionär, P. Beschie, hatte sie in tamulischer Sprache geschrieben und, wie einige vermutheten, bloss in der Absicht, die Brahminen und ihre Gebräuche lächerlich zu machen, selbst erfunden. Allein diese Voraussetzung ist falsch, Abbé Dubois hat selbst Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass in Gegenden Indiens, wohin der Name und die Schriften des P. Be[s]chie niemals gedrungen waren, der Grund dieser Erzählungen verbreitet war. Wir haben also eine allgemeine indische Volkssage vor uns, und als solche erweist sie sich auch so sehr, dass, wer mit der Natur solcher Überlieferungen bekannt ist, keinen Augenblick an ihrer Echtheit zweifelt. Es tritt darin ein Meister oder Priester Paramarta,
758 d. h. Einfaltspinsel auf, von fünf Schülern umgeben, deren allegorische Namen (Stupide, Idiot, Hébété, Badaud, Lourdaud) schon hinlänglich ihre Natur andeuten. Sie erzeigen ihm eine ungemessene Verehrung und folgen seinen Lehren mit einem blinden Gehorsam; die Abenteuer, die sie gemeinschaftlich bestehen und die mit seinem tragikomischen Tode endigen, machen den Gegenstand des kleinen, wohlgeordneten Epos aus. Das Charakteristische besteht darin, dass unter dem Scheine der

höchsten Weisheit, die mit besonnenem Ernste und mit reicher Erfahrung den Weltereignissen begegnet, die unbeschreiblichsten Albernheiten ausgeführt werden. Betrachtet man es als eine humoristische Liebhaberei an der Dummheit, so wird man das Ganze höchst ergötzlich, die Ausführung trefflich finden; um dieses Urtheil zu rechtfertigen und einen deutlichen Begriff von dem Wesen dieser Poesie zu geben, müssen wir eine kleine Probe ausheben. Meister Paramarta befindet sich mit seinen Schülern auf einer Reise und gelangt zur Mittagszeit zu einem kleinen Flusse, wo sie eine seichte Stelle aufsuchen. Als sie glücklich gefunden ist und die ganze Gesellschaft eben im Begriffe steht durchzuwaten, wird der Meister bedenklich, und indem er sich der Tücken erinnert, die das Wasser schon oft ausgeübt, ertheilt er den weisen Rath, nur dann erst in den Fluss zu treten, wenn er sich in dem Zustande des Schlafes befinde. Dummkopf wird ausgeschickt, darüber Nachforschungen anzustellen, ihm aber dabei die grösste Vorsicht empfohlen. Er nähert sich also sachte und berührt endlich mit einem Stückchen brennenden Holz die Oberfläche des Wassers. Da das Feuer sogleich
mit Zischen verlischt und der Rauch ihm ins Gesicht steigt, so 759
läuft er erschreckt zurück und meldet dem Meister, das Wasser sei in heftigen Zorn gerathen: als er es nur leise berührt, habe es um sich gesprüht und gleich einer Schlange gezischt, ihn selbst habe es durch einen gewaltigen Rauch ersticken wollen, und nur durch ein Wunder sei er entronnen. Ohne Lebensgefahr könnten sie in diesem Augenblicke den Fluss nicht passieren. Paramarta ergibt sich in die Fügung des Schicksals, lässt sich mit seinem Gefolge an dem Ufer nieder, um geduldig den Zeitpunkt zu erwarten, wo der Fluss in Schlaf fallen werde. Erst als sie sehen, dass ein anderer Reisender mit seinem Pferde ruhig durchreitet, fassen sie neuen Muth, und nach abermaligen weisen Reden und Berathungen wird Dummkopf zum zweiten Male abgesendet, den Zustand des Flusses zu erforschen. Mit zitternder Hand hält er das ausgelöschte Holz an den Spiegel des Wassers, der sich jetzt nicht regt. Er wiederholt die Probe noch einige Mal und läuft dann voll Freude zu seinem Meister, um ihm anzukündigen, dass das Wasser in tiefem Schlafe liege.

Auf diese günstige Nachricht wagen sie endlich, jedoch nur, wie der Meister vorsichtig empfiehlt, unter tiefem Schweigen, um den Schlaf nicht zu stören, hindurchzugehen. An die Abderiten denkt hier jeder, aber wem die deutsche Sage nicht fremd ist, der wird sich an die Bürger von Schilda und, wer die Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts kennt, an das Lalenbuch und seine meisterhafte Darstellung einer solchen selbstzufriedenen, glückseligen Albernheit erinnern. Es ist in der
760 That unserem indischen Gedicht nicht bloss verwandt, sondern es beruht völlig auf derselben Grundlage, und so verschieden die Ausführung der Idee hier ist, so kommen doch auch mehr oder minder übereinstimmende Züge vor, z. B. der eine Schüler Paramartas setzt sich auf den Ast, den er abhauen will, und wundert sich, als er mit herabfällt. Auch die wohlgefällige Breite der Darstellung ist dieselbe. Allein Rec. ist im Stande, ein noch viel höher hinaufgehendes Alter der deutschen Sage nachzuweisen. Freidank, der im Jahr 1229 sein gnomologisches Werk beendigte, spielt ohne Zweifel darauf an, wenn er sagt: wîsiu wort unt tumbiu werc, diu habent die von Gouchesberc, womit der Inhalt der Sage vollkommen bezeichnet wird. Also ein abermaliges Beispiel von dem Alter und der Gemeinschaft der Sage bei den verschiedensten Völkern; es versteht sich dabei von selbst, dass sie zu Freidanks Zeit nicht erst erfunden wurde. Nirgends aber ist sie auf persönliche Satyre angelegt, sondern verdankt der freien poetischen Lust ihr Dasein.

Die Angabe des Titels, dass die Abenteuer Paramartas hier zum ersten Mal übersetzt seien, ist unrichtig. Schon im Jahre 1822 war in London erschienen: the adventures of the Gooroo Paromarton, a tale in the tamul language by B. Babington, wovon der französische Übersetzer billigerweise hätte Kenntnis haben sollen.

[anonym.]

RUN-LÄRA AF JOH. G. LILJEGREN. 175

Stockholm. Trykt hos P. A. Norstedt et Söner. 1832. 220 S. in Octav, mit 12 Steindrücken.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 18. Stück, den 31. Januar 1833. S. 175—176.

Es ist lobenswerth, dass von Zeit zu Zeit Bücher erscheinen, welche die in einem bestimmten Gebiete der Wissenschaft bis dahin gewonnenen Resultate verständig und fleissig zusammenstellen. Bei einer leichten Übersicht des Ganzen schreitet man mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit weiter, bis wieder ein Ruhepunkt kommt, wo jene Arbeit aufs Neue muss vorgenommen werden. Ein solches Buch ist das vorliegende, welches von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm im Jahre 1821 den Preis erhielt, jedoch, seines 176
Umfangs wegen und weil es durch spätere Zusätze und Umarbeitungen Veränderungen erlitten hatte, nicht in die Schriften der Akademie konnte aufgenommen werden. Jetzt erscheint es auf Veranlassung und mit Unterstützung der Akademie besonders gedruckt. Die Einleitung erörtert den Begriff der Runen; der erste von den beiden Hauptabschnitten stellt das runische Alphabet dar, der zweite zählt die Runendenkmäler auf und erklärt sie. Hr. Liljegren, dessen Thätigkeit für das nordische Alterthum wir schon früher in diesen Blättern (1826. St. 37 [oben S. 376—379]) rühmend anerkannt, hat mit Fleiss und Sorgfalt seine Aufgabe gelöst, auch nicht versäumt, die zum Verständnis nöthigen Denkmäler auf den hinzugegebenen Tafeln abbilden zu lassen. Neue Forschungen und Entdeckungen darf man hier nicht suchen, eine belebtere Darstellung, freiere Auffassung und etwas mehr Kritik hätten wir gewünscht, indessen wird jeder, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, dieses neue Hilfsmittel dankbar zur Hand nehmen, welches schon seines praktischen Nutzens wegen keiner besonderen Empfehlung bedarf. Wahrscheinlich ist das vorliegende Exemplar das einzige, welches bis jetzt aus Schweden herübergekommen ist;

wir verdanken die Mittheilung desselben Hrn. E. F. Mooyer in Minden, der selbst nordische Alterthümer eifrig sammelt und den antiquarischen Nachlass des bekannten Arendt an sich gekauft hat. Wir haben einen Theil seiner Papiere durchgesehen, sie enthalten meist die Originalzeichnungen von den in verschiedenen älteren Werken abgebildeten Runensteinen, sind mithin von Werth; wie gross dieser sei, wird sich freilich erst bei einer Beschäftigung mit dem Einzelnen ergeben.

[anonym.]

569 UNTERSUCHUNGEN

über die ursprüngliche Beschaffenheit und weiteren Entwickelungen des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets. Von W. Bäumlein, Prof., Lehrer an der lat. Schule zu Biberach. Mit zwei vergleichenden Schrifttafeln. Tübingen. Bey H. Laupp. 1833. 116 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 569—578.

Das Resultat der ersten Abhandlung gibt der Verf. selbst am Schlusse derselben folgendergestalt an (S. 54. 55):

„Durch eine phönizische, wahrscheinlich unter ägyptischem Einfluss gestandene Kolonie wurde das semitische Alphabet in das (nachherige) Böotien gebracht. Nachdem es bereits einige Änderungen erfahren hatte, nahmen die benachbarten Pelasger, Ionier (d. h. Attiker) wahrscheinlich geraume Zeit nach der Verdrängung der ägialischen Pelasger (Ionier) aus dem Peloponnes dieses semitische Alphabet im Ganzen vollständig, mit
570 denselben Namen und in derselben Folge der Buchstaben, von den Phöniziern an. Einige Zeichen giengen den Griechen entweder gleich anfangs, wie etwa das ז, oder allmählich, wie σάν, βαῦ, κόππα für den Schriftgebrauch verloren, andere änderten ihre Bedeutung und mit dieser ihre Namen gleich anfangs, wie ה und ע, welche von den Griechen bei Annahme des phönizischen Alphabets in die Vocale E und O mit den Namen εἶ und οὖ verwandelt wurden, oder allmählich durch die Fortbildung und Erweichung der griechischen Sprache, wie ו, י, ח, ט und

wohl auch die Zischlaute. Die mit den letzten vorgegangenen Veränderungen zogen auch eine Veränderung in ihrer Stellung nach sich.

Zu dem ursprünglichen Alphabet kam sehr frühe das aus dem βαῦ hervorgegangene Υ oder V, darauf ξῖ in der Figur eines Kreuzes im italischen Griechenland, χῖ in der Figur eines ψ im äolisch-dorischen Dialekte, χῖ in gewöhnlicher Gestalt bei den übrigen Griechen und φ im eigentlichen Hellas. Zuletzt fügte dem griechischen Alphabete Simonides aus Keos um das Jahr 500 noch Ξ (mit dem mitten herabgezogenen Verticalstrich), Ψ (für ψῖ) und Ω bei und gab dem H die Bedeutung eines ē. Dieses von Simonides erweiterte und veränderte Alphabet brachte zur Zeit des peloponnesischen Krieges unter dem Archonten Euklides im 2. Jahre der 94. Olympiade (= 403 vor Chr.) der Samier Kallistratos nach Athen, worauf dann das alte, einheimische Alphabet, ἀρχαῖα, παλαιά, ἐπιχώρια, nach seinem ersten Ursprunge Φοινικήϊα, Καδμήϊα, nach den griechischen Stämmen, die es zuerst annahmen, Ἀττικά, Ἰωνικά, Πελασγικὰ γράμματα genannt, gegen das bequemere neuere (Ἰωνικὰ γράμματα, weil diese 571
Stammesbenennung nur dem nach Asien ausgewanderten Theile geblieben war) vertauscht ward."

Nachdem wir noch angemerkt haben, dass Hr. Prof. Bäumlein einer der geschichtlichen Betrachtung sich empfehlenden, neuerdings von Bopp (vergleichende Grammatik S. 3) angenommenen Behauptung Jac. Grimms, die Vocale E und O seien späteren Ursprungs, entschieden und mit der Äusserung entgegentritt (S. 43. 44): „diese Annahme sei von dem Standpunkte der reinen Sprachlehre" (das heisst doch wohl der philosophischen?) „betrachtet so sonderbar und setze eine so wunderliche Vorstellung von dem Leben der Sprachen voraus, dass er nicht umhin könne, sich zu verwundern, wie denkende, mit dem organischen Leben der Sprache vertraute Forscher sie aufstellen oder annehmen möchten": so überlassen wir die Beurtheilung dieses Abschnittes anderen und wenden uns zu dem zweiten, der den Rec. näher angeht, über die Entstehung der gothischen Schrift (S. 56—116).

Hr. Prof. Bäumlein stimmt mit dem Rec., der in seinem

Buche über deutsche Runen diesen Gegenstand behandelt hatte, darin überein, dass er das gothische Alphabet nicht als eine Erfindung und eigenmächtige Composition des berühmten gothischen Bischofs ansieht, sondern als ein eigenthümliches, bereits vorhandenes Alphabet, dessen sich Ulfilas sehr natürlich bediente. Er erkennt ferner eine Übereinstimmung des gothischen Alphabets mit dem griechischen, lateinischen und runischen [an], weicht jedoch von dem Rec. insofern ab, als er einige Buchstaben bloss aus dem lateinischen abstammen lässt. Runische
572 Zeichen nimmt er nur drei an, Th, U, O; das gothische V erklärt er für das griechische ϒ, mit dem es im Cod. arg. gleiche Gestalt hat, näher kommt es in den neapolitanischen Urkunden der angelsächsischen Rune Wên, mit welcher es Rec. für identisch hält.

Rec. hatte sich begnügt, die Übereinstimmung des gothischen mit den drei genannten Alphabeten als eine Eigenthümlichkeit desselben nachzuweisen. Hr. Prof. B. geht weiter und erklärt diese Erscheinung theils durch Annahme eines alten gemeinsam germanischen Alphabets, theils durch eine ausgebildete Hypothese von der geschichtlichen Entwickelung des gothischen Alphabets. Darnach haben mehrere Jahrhunderte vor Christus die Griechen ihr (ursprünglich aus Hieroglyphen entsprungenes) Alphabet den germanischen Völkern mitgetheilt. Ulfilas hat dieses vorgefundene Alphabet, da es zum genaueren Ausdrucke der gothischen Laute ungenügend erschien, theilweise umgestaltet und den Buchstaben ihre Reihenfolge und ihren Zahlenwerth gegeben. Das Umgestalten wird dahin erklärt, dass er diejenigen Buchstaben, deren Verwandtschaft mit den griechischen und lateinischen deutlich war, zu grösserer Ähnlichkeit damit abgeändert habe. Die drei runischen Buchstaben behielt aber Ulfilas nur aus dem Grunde bei, „weil er ihren Zusammenhang mit den griechischen nicht mehr ahnte“.

Die Voraussetzung eines alten gemeinsam germanischen Alphabets, insofern sie sich auf den wahrscheinlichen Gebrauch der Runen in Deutschland stützt, will Rec. gelten lassen, doch nur als eine Vermuthung, da wir nirgends vorsichtiger als hier vorschreiten sollten. Dagegen von allen übrigen Behauptungen

des Verf. dünkt den Rec. keine auch nur wahrscheinlich. Er glaubt weder, dass die Germanen das Alphabet von den Griechen 573
in früheren Jahrhunderten vor Christus empfangen, noch dass es nachher der gothische Bischof wieder umgearbeitet und gleichsam zurückübersetzt habe. Wo ist nur ein Schein von Beweis für die Behauptung, dass Ulfilas dem gothischen Alphabet erst diese Reihenfolge und den davon abhangenden Zahlenwerth beigelegt habe? Es ist blosse Voraussetzung des Verf., damit seine Hypothese nicht sogleich zusammenfalle. Gieng Ulfilas auf diese Weise zu Werk, so schuf er in der That etwas Neues, denn er warf die alte runische Reihenfolge, die von der griechischen völlig abweicht, über den Haufen: wir begreifen aber nicht, wie ihm der Gedanke zu einer solchen Gewaltthätigkeit kommen konnte, oder wie sie praktisch durchzusetzen war, denn warum sollen wir glauben, dass er jetzt erst die Gothen den Gebrauch der Buchstaben als Zahlen gelehrt habe, der an sich so natürlich ist? Auch gewährt für die Verwendung der Runen in diesem Sinne der runische Kalender ein Beispiel, wo die sieben Wochentage mit den sieben ersten Buchstaben des runischen Alphabets bezeichnet werden, versteht sich nach ihrer eigenthümlichen Ordnung, welche F den ersten Platz zutheilt. Man begreift ferner nicht, was Ulfilas habe bewegen können, bei seiner vorgeblichen Umarbeitung des Alphabets mit den Paar Runenbuchstaben eine Ausnahme zu machen: nichts natürlicher, wenn er das germanische Alphabet dem griechischen näher bringen wollte, als auch hier consequent zu bleiben. Der Grund, er habe den Zusammenhang nicht mehr geahnt, ist an sich schwach und gesucht, aber, wenn man ihn auch wollte gelten lassen, hier ganz unanwendbar. Die Thorrune konnte ohne grosse Veränderung in das griechische Θ übergehen, Othil 574
lag dem Ω noch näher, und die Ähnlichkeit der Gestalt ist kaum zu übersehen, die Urrune umzuändern war sogar gerechte Veranlassung da, weil sie mit dem Π so leicht konnte verwechselt werden. Die angebliche Erweiterung des gothischen Alphabets müsste bloss in dem Zeichen für HV bestanden haben, welches uns bis jetzt noch geradezu überflüssig erscheint, dessen Grund wir vielleicht noch einsehen lernen. Rec. ist ganz entgegen-

gesetzter Meinung und glaubt, dass Ulfilas in dem vorhandenen gothischen Alphabet gar nichts änderte, sondern alles so, wie er es vorfand, beibehielt, womit er natürlich nicht leugnet, dass das griechische Alphabet schon längst Einfluss auf das gothische ausgeübt habe.

Hr. B. baut auf den Ursprung des Alphabets aus hieroglyphischen Zeichen allzuviel, wenn er annimmt, die semitischen Buchstabennamen seien in dem runischen Alphabet mit nationalen vertauscht, dabei aber der alte auf den hieroglyphischen Ursprung zurückweisende Grundsatz festgehalten worden, dass der Laut des zu benennenden Buchstaben im Anlaute des Buchstabennamens müsse enthalten sein. Eine wunderbare, unbegreifliche Erhaltung des Bewusstseins von der ersten Entstehung! Rec. kann keinen so tiefliegenden Grund darin erblicken, sondern nichts als eine ganz natürliche Andeutung des Zusammenhangs des Namens mit dem Zeichen: wer es für nöthig hält, den Buchstaben Namen beizulegen, wird wahrscheinlich immer auf diese Weise verfahren. Übrigens ist Rec. im vollen Ernste der Meinung, dass der Ursprung des Alphabets vorgeschichtlich sei. Es ist eine sinnreiche, aber immer
575 noch zweifelhafte Vermuthung, dass hieroglyphische Bilder auf die Gestalt der Buchstaben eingewirkt haben: doch einmal das Factum zugegeben, so ist eine solche Einwirkung Nebensache, die Hauptsache bei dem Alphabet ist die Scheidung der Laute in ihre wahre und natürliche Bestandtheile, welche nicht eine stückweise, durch Zufall zu erlangende, sondern vollkommene und tiefe Einsicht in den Organismus der Sprachlaute voraussetzt. Welchem Jahrhundert der bekannten Geschichte denkt man wohl eine so ungemeine, durch blosses Nachsinnen und grammatische Forschung gewonnene Einsicht beizulegen?

Aus dem Bisherigen ergibt sich, wie sehr die allgemeinen Ansichten des Rec. von denen des Verf. abweichen. Jetzt wäre Rec. wohl verpflichtet, dem gelehrten Detail der Abhandlung zu folgen, den einzelnen Behauptungen beizustimmen oder zu widersprechen; bei aller Bereitwilligkeit indessen vermag er es nicht: die Grundlage ist leider ungenügend, die Acten zur Schlichtung des Streits sind unvollständig, ein Stück darunter

ist sogar falsch. Erstlich hat Hr. B. einer im litterarischen An-
zeiger von 1806 durch Aretin bekannt gemachten Urkunde, die
ein Fragment eines lateinischen mit gothischen Buchstaben ge-
schriebenen Sendschreibens des Kaisers Glycerius an den ost-
gothischen Feldherrn Widemir vom Jahre 473 enthalten soll,
Vertrauen geschenkt, und die Echtheit derselben scheint ihm
durch die „vielseitige und gründliche“ Prüfung Aretins hin-
reichend erwiesen. Weitläuftig ist allerdings der genannte Com-
mentar, aber so ungründlich, dass eine oberflächliche Betrach-
tung der vorgeblichen Urkunde, der Gebrauch des U in der
Gestalt des lateinischen Buchstaben, des J als G usw. schon 576
das erbärmliche Machwerk darthut. Indessen ist der Schade,
der daraus der Abhandlung erwächst, nicht bedeutend: diese
vielleicht noch kein Jahrhundert alten gothischen Buchstaben
figuriren fast nur in der einen Tabelle, und es ist nichts von
Belang daraus geschlossen. Folgenreicher ist der zweite Fehl-
griff des Verf. Er hat sich bei den neapolitanischen Urkunden
der ganz elenden Nachbildung in Gräters Bragur bedient, von
welcher man ohne Übertreibung behaupten kann, dass sie nicht
einen einzigen Buchstaben genau und richtig darstelle. Da das
schöne Facsimile von Sierakowsky nicht in den Buchhandel
gekommen und schwer zu erlangen ist, so kann die Vernach-
lässigung davon Hrn. Prof. B. nicht eigentlich zum Vorwurf
gereichen; allein Rec. meint, dass Hr. Prof. B. das Alphabet,
das Rec. daraus in der vergleichenden Tabelle zu seinem Buche
über die Runen zusammengestellt, nicht so gänzlich durfte un-
berücksichtigt lassen: der Widerspruch mit der früheren Nach-
bildung konnte ihm nicht entgangen sein. Natürlich irrt der
Verf. fast in allen Behauptungen, die sich auf die Gestalt der
Buchstaben in den neapolitanischen Urkunden gründen. Nur
einige Beispiele. In den neapolitanischen Urkunden kommt
nicht weniger als viermal und ganz deutlich das Wort SKIL-
LIGGANS vor, der acc. pl. von SKILLIGGS (Schilling).
Weil das anlautende S umgewendet steht, so ist es in der alten
Nachbildung entweder ganz ausgelassen oder ein blosser sinn-
loser Streich abgesondert hingestellt. Auf diesem Wege er-
wächst ein unerhörtes Zeichen für S und das abenteuerliche

Wort Killiggans (im Bragur steht obendrein, weil das aus-
577 lautende S dem lateinischen E gleicht, Killiggane), das unser Verfasser mit einem abermaligen Fehler „Killigans“ schreibt. Man könnte zur Entschuldigung anführen, dass in der Urkunde von Arezzo nach der Abbildung bei Knittel das Wort ebenfalls in dieser Form vorkomme, aber auch diese Abbildung ist so schlecht, dass kein Zweifel übrig bleibt, in dem Original stehe das Richtige. Das zweite Beispiel ist noch wichtiger. Das U, gerade einer der merkwürdigsten Buchstaben des gothischen Alphabets, weil er unveränderlich in der Gestalt der unten offenen Urrune erscheint, ist im Bragur geradezu wie das U der lateinischen Uncialschrift, d. h. unten geschlossen, dargestellt: davon weiss das Sierak. Facsimile nichts, wo nur häufig die beiden Striche oben nicht verbunden, unten aber immer offen sind. Hr. B., seiner trüben Quelle folgend, sieht sich genöthigt, ein zweites gothisches, dem lateinischen gleiches U anzunehmen, und zieht daraus S. 88—90 Folgerungen, die natürlich ohne allen Grund sind. — Der letzte Vorwurf, den wir dem Verf. machen, hätte eigentlich der erste sein sollen: ihm sind gothische Denkmäler, die gerade für seine Untersuchungen wichtig, ja unentbehrlich waren, unbekannt geblieben. Wir meinen drei verschiedene, sehr eigenthümliche gothische Alphabete mit besonderen Benennungen der Buchstaben, gothische Fragmente, gothische Zahlen, und endlich noch ein gothisches Alphabet mit beigesetzten Ziffern, welche merkwürdigen Überreste aus Wiener und einer vaticanischen Handschrift Rec. schon im Jahre 1828 in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, einer allgemein zugänglichen Zeitschrift*), in sorgfältigen Nachbildungen
578 bekannt gemacht und erläutert hat. Es gibt kaum einen Satz dieser Abhandlung, den der Verf. nicht selbst, wenn er mit diesen Quellen bekannt gewesen wäre, anders aufgestellt oder völlig umgeändert hätte. Man wird dies an sich schon so natürlich finden, dass es genügt, wenn wir ein einziges weiter nicht ausgesuchtes Beispiel anführen. Der Verfasser legt Gewicht darauf, dass sich die griechische Form des S zu Ulfilas Zeit (nämlich C) in dem gothischen Alphabet nicht finde, welches

*) [Vgl. den zweiten Aufsatz im dritten Band der Kl. Schr.]

also, schliesst er, in Beziehung auf diesen Buchstaben nur mit dem römischen und altgriechischen im Zusammenhange stehe: indessen kommt diese Form in dem einen Wiener Alphabet nur eckig, wie sie aber auch im griechischen bekannt war, vor. Wir können nicht umhin, am Schlusse dieser Anzeige unser Bedauern auszudrücken, dass die Gelehrsamkeit des Verfassers und die sichtbare Liebe zur Sache nicht den Erfolg gehabt haben, den sie verdienen.

Wilh. Grimm.

HARZGEDICHTE. 578

Nach einer bessern Orthographie geschrieben und mit einem Wortregister versehen von G. Schulze. Clausthal, bey Schweiger 1833. VI und 90 S. in 12.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 58. 59. Stück, den 10. April 1834. S. 578—581.

Die Bewohner des Harzes gehören bekanntlich nicht zu dem niedersächsischen Stamme, der sie umgibt, sondern sind zu Betreibung des Bergbaues aus anderen Gegenden Deutschlands herbeigezogen. Sie halten fest an den überlieferten Sitten und Gebräuchen, wie an der eigenthümlichen Mundart- welche entschieden zu den oberdeutschen gehört. Die gelegent, lich darin abgefassten Gedichte hat Herr Schulze gesammelt 579 und macht hier eine Auswahl bekannt, deren Orthographie er geregelt und deren Verständnis er durch das beigefügte Wörterbuch erleichtert hat. Für deutsche Sprachforscher ist also zunächst dieses Büchlein bestimmt, denen es ohne Zweifel willkommen sein wird. Aber auch die Poesie, die darin herrscht, wenn sie gleich nicht sehr tief geht, ist gar nicht zu verachten: zwar sind auch blosse Gelegenheitsgedichte darunter, die meisten jedoch enthalten idyllische Gemälde von dem häuslichen Leben der Harzer, und Manches davon, wie z. B. das Sonnabendsvergnügen wird auch jemand, der die Wahrheit davon nicht aus Erfahrung kennt, gerne lesen und sich daraus ein Bild von einem lustigen Abend der Bergleute zusammensetzen können.

Die Mundart weist entschieden nach Thüringen, Franken und den Maingegenden. Wir wollen Einiges anführen. a wird

durch o ausgedrückt: voter, tohk (Tag), beklohng (beklagen); ebenso â: schlof, host, blosen. ë durch a: lader, barcmann, assen, baten, harr, flahn (pflegen), farn, besahn. ê durch ie: beschtiehn (bestehen), giehn. ei durch ä: än, käns, bäde, nä, häm, äer (Eier), mäster, ränklich. o und ô durch u: gruss, stuss, hulen; luhn, lus, tud. oe durch ie in bies, durch ä in hären, schänste, und durch e in heh. ou durch â: fra, bahm. öu durch æ: frähd. u vor r durch o: storm, dorscht, worscht, forsch (fürs), ü vor r durch e: ferst; das alte u ist in dunner erhalten. ü sonst durch ie und i: biegel, miehl, kienig; mitz,
580 kich, hibsch, glicklich. üe durch ie: fiehren, frieh. Bei den Consonanten ist anzumerken, dass die med. d, b, g härter ausgesprochen werden, aber doch nicht wie tenues: nur das anlautende g klingt vor einer liq. fast wie k. Ebenso zischt s stärker, doch nicht wie z; geschrieben ist zaldat, zallat.

Auf jene oberdeutschen Mundarten deuten die Kürzungen arpt (Arbeit), braung (brauchen), darkleing (dergleichen), flahng (pflegen); rimmer (umher), rob (herab); die Zusammenziehungen merbleim (wir bleiben), hamersch (haben wirs), gahremer (gebe er mir), merwolln; die Ausdrücke ebs, iwest (irgend nur), itzuner; nn für nd: hanneln, anner, kinnskinner; die Partikel ter- vor dem Verbum statt er-: terlaubt, terwischt (vgl. Grimm Gr. 2, 819). Auch der Infinitiv auf a zeigt sich: schreia. Gewandlich ist eine fränkische Diminutivform (Gramm. 3, 674); zugleich aber erscheint merkwürdigerweise auch eine meklenburgische und pommersche (Gr. 3, 683) in breiting (Bräutigam), Rosining, Katrining. Sonst die oberdeutschen Diminutive Dortel, Gretel, Kunradsel, hemmel (Hemdlein), kriekel (Krüglein), liehnel (kleiner Lohn), miesel (Mäuslein), presel (Bröslein, nicht Prieschen, wie der Herausgeber übersetzt); guschle Küsschen, wörtlich Mäulchen: gusche, guschel ist in Franken, im Hanauischen in vertraulicher Rede sehr gebräuchlich. Der Ausruf kranket, plattd. krankt, oberdeutsch kränk heisst nichts Anderes als die fallende Sucht. Alle riet wird auch im Hennebergischen gesagt (Reinwald Idiotikon 2, 104). Seltsam ist die Redensart namm dei geripp, wohlan, triff Anstalten, besorge das Nöthige.
581 Sollte sie aus dem Plattdeutschen, wo man sagt: ik hebbe mien

geriev, ich habe was ich brauche, das Nöthige, ein eingedrungen sein?

Es würde löblich sein, wenn Herr Schulze sich weiter mit den Dialekten des Harzes beschäftigen, dabei Sagen, Sitten und Gebräuche, wie sie dort herrschen, sammeln wollte: die eigenthümliche Beschäftigung wie die grossartige Natur muss auf die Gedanken und das geistige Leben des Menschen entschiedenen Einfluss ausüben. [anonym.]

VRIDANKES BESCHEIDENHEIT 402

von Wilhelm Grimm. Göttingen. In der Dieterich'schen Buchhandlung. CXXX und 438 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 41. 42. 43. 45. Stück, den 16. 19. 23. März 1835. S. 402—424. 445—448.

Als Kaiser Friedrich II nach langem Zaudern endlich gegen den Willen des Papstes im Jahre 1228 den kurzen aber merkwürdigen Kreuzzug unternahm, befand sich unter seinem Gefolge ein höfischer Dichter, den die Sehnsucht, das heilige Grab zu sehen, vielleicht auch Vasallenpflicht bewogen hatte, sich anzuschliessen. Nachdem der Kaiser, bei an sich geringen Mitteln und durch den Bannstrahl des erzürnten Papstes gelähmt, einen in jedem Falle günstigen, nur durch die seltsam verwickelten Umstände erklärbaren Frieden schnell und unerwartet abgeschlossen hatte, eilte er nach Jerusalem, wo er die neu erworbene Krone sich selbst aufs Haupt setzte. Während dieser Abwesenheit des Kaisers verfasste der zu Ackers oder Ptolemais zurückgebliebene Dichter, der sich selbst VRIDANC nennt, ein Gedicht, dem er den Titel BESCHEIDENHEIT gab. Dieses Wort bezeichnete damals so viel als richtige Einsicht und Beurtheilung der Dinge, also etwas ganz Anderes als was wir heutzutage darunter verstehen, so dass unsere modestia dabei nicht ins Spiel kam, obgleich man einsieht, wie sie aus jenem Begriffe sich entwickelte, indem sie billigerweise immer die Folge davon sein sollte. Freidank gedenkt der historischen Ereignisse, von denen er Zeuge war, und sein Gedicht ist auch

in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher von Werth: er
schildert Syrien und spricht über Rom auf eine Weise, dass
man glauben muss, er habe auf der Hinfahrt dort verweilt, denn
403 seine Äusserungen verrathen eigene Anschauung. Indessen
macht den eigentlichen Hauptttheil seines Gedichtes, das von
mässigem Umfange ist (es beträgt in gegenwärtiger Gestalt
noch nicht 5000 Verse), eine Betrachtung von dem geistigen
Zustande seiner Zeit aus, ein Weltspiegel, in welchem die
verschiedenen Stände von dem Papste und Kaiser bis herab zu
den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der
religiöse Glaube, Tugenden und Laster in mannigfaltiger Ab-
wechselung berührt und dargestellt werden. Allein es sind nicht
Aussprüche individueller und einseitiger Betrachtung (die wir
von diesem Dichter auch mit Dank hinnehmen würden), sondern
die Ausfüllung des Werkes besteht grossentheils aus den dem
ganzen Volke zugehörigen Sprichwörtern, die frisch und lebendig,
frei und geistreich, häufig mit Anmuth und Zierlichkeit ausge-
drückt werden. Wir besitzen also zugleich eine Blumenlese von
Sprichwörtern, wie sie im Anfange des 13. Jahrhunderts vor-
züglich im südlichen Deutschland gäng und gäbe waren, oder,
wenn man will, eine Popularphilosophie, die freilich ohne
System und wissenschaftliche Consequenz ist, aber doch von der
Einheit zusammengehalten wird, die in der eigenthümlichen und
lebensvollen Bildung jenes Zeitalters lag. In der Einleitung
habe ich untersucht, ob und in wie weit Freidank etwas von
dem Seinigen hinzugethan habe. Meiner Ansicht nach ist er
auch in dieser Hinsicht auf die beste und natürlichste Weise,
gerade so wie ein Dichter muss, zu Werke gegangen, ich meine,
wir besitzen zwar alte und älteste Überlieferung, allein der
Dichter hat sie als freies Eigenthum betrachtet und dem em-
pfangenen Gedanken das Siegel des eigenen Geistes aufgedrückt.

Ein Gedicht dieses Art musste bei der verschiedensten
404 Gesinnung Anklang finden, und die Zeugnisse, die ich zusam-
mengestellt habe, bewähren, in welchem Ansehen es durch das
ganze 13. Jahrhundert stand. Es wurde nicht bloss gepriesen,
auch einzelne Sprüche wurden dorther geholt. Hugo von Trim-
berg am Schlusse des Jahrhunderts rühmt es dankbar; Boner

im 14. Jahrhundert verschweigt die Quelle. Fortdauer durch die folgende Zeit beweisen die vorhandenen Papierhandschriften. In dem 16. Jahrhundert ward es durch eine trocken moralische Überarbeitung von Sebastian Brant der herrschenden Gesinnung näher gebracht und in dieser Gestalt in einem Zeitraum von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In dem nächstvergangenen Jahrhundert erkannten Lessing und Herder seinen Werth, und der Abdruck in der Müllerschen Sammlung half zwar dem nächsten Bedürfnis ab, erschwerte aber durch den schlechten, häufig verderbten Text die Einsicht in die wahre Gestalt und den wahren Werth des Werkes. Dass die gegenwärtige Ausgabe dazu beitrage, es wieder in seine alte Würde einzusetzen, darf ich wünschen, ohne dieses Erfolges gewiss zu sein. Zwar bei den Kennern der altdeutschen Litteratur wird es an Theilnahme dafür nicht fehlen, und dies genügt einstweilen, ob aber auch andere, welche das Mittelalter zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben und wohl zu thun glauben, wenn sie an seinen Denkmälern vorübergehen, sich mit einiger Geneigtheit zu dieser Quelle herablassen wollen, mag dahin gestellt bleiben und lässt sich ruhig erwarten. Zu akademischen Vorlesungen scheint mir Freidank, eben weil er so unmittelbar zur Anschauung seiner Zeit hinleitet, besonders geeignet.

Es ist kein grosses Verdienst, wenn meine Bearbeitung des Textes leidlich ausgefallen ist, es würde aber ein grosser Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie ohne Werth wäre, denn ich
hatte bis auf zwei unbedeutende Handschriften alle bekannt 405
gewordenen Quellen und Hilfsmittel nach und nach zusammengebracht, nämlich ausser den wichtigsten gedruckten Ausgaben des 16. Jahrhunderts achtzehn Codices, von welchen freilich einige blosse Bruchstücke enthielten. Es waren gute und sehr brauchbare darunter, aber leider kein einziger ausgezeichnet trefflicher, und in der glücklichen Lage, der sich Lachmann bei der Herausgabe des Parzival, die in aller Hinsicht ein Muster bleiben wird, erfreute, befand ich mich nicht. Die Handschriften theilten sich in vier Klassen, wovon jede eine besondere Ordnung in der Folge der einzelnen Sprüche zeigte.

Die Untersuchung lehrte, dass keine die echte und ursprüngliche Folge des Dichters bewahrt hatte und alle zusammengenommen noch nicht alles enthielten, was von dem Dichter ausgegangen war (wenn auch nichts Bedeutendes fehlen sollte), dagegen hier und da Einmischungen sich erkennen liessen, auf welche der Dichter keine Ansprüche würde gemacht haben. Es ergibt sich also schon hieraus, dass mit mancherlei Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu kämpfen und doch das letzte Ziel nicht zu erreichen war. Die Arbeit habe ich mehrmals gegen meinen Willen unterbrechen und Jahre lang liegen lassen müssen; hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil. Sie kostete mehr Mühe und zeitraubende Vorarbeiten, als vorauszusehen war: machte doch oft die Vergleichung von zwei Zeilen in allen diesen verschieden geordneten Handschriften mehr Umstände als bei anderen Werken von einer Seite. Die Lesarten habe ich so vollständig als nöthig war aufgezeichnet, es versteht sich von selbst, nicht blosse gleichgültige Abweichungen. In der Einleitung glaube ich keine der Hauptfragen, wozu der Inhalt des Gedichtes Veranlassung gibt, übersehen, überhaupt nichts
406 versäumt zu haben, um es zugänglich zu machen, denn auch das Einzelne ist in den Anmerkungen besprochen, und das hinzugegebene Reimregister wird unter andern auch dazu dienen können, neue Quellen, die in Zukunft entdeckt werden, bequemer und sicherer zu benutzen.

Widerspruch erregen wird die freilich auffallende Vermuthung, dass unter dem Namen Freidank sich der bekannte und berühmte Walther von der Vogelweide verborgen habe. Die Gründe dafür scheinen mir von Gewicht, es fragt sich, ob nicht noch stärkere Gegengründe sich finden, welche die Wage auf die andere Seite herabziehen? Zur Gewissheit wird man, ohne ein neues entscheidendes Zeugnis zu entdecken, kaum gelangen; mir ist natürlich nur daran gelegen, dass die Wahrheit an den Tag komme, nicht dass ich Recht behalte. Die Sache selbst, wenn sie sich ausser Zweifel setzen liesse, wäre in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Bereits habe ich eine öffentliche Stimme darüber vernommen und zwar in einem durch geistreiche Behandlung und unbefangenes Urtheil ausge-

zeichneten Buche, in der Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen von Dr G. G. Gervinus (Leipzig 1835). Der Verf. erklärt sich sehr entschieden gegen meine Vermuthung; ich will die Stelle aus der Vorrede hierhersetzen, weil es mir angemessen scheint sie näher zu beleuchten. „Der Meinung, dass Walther der Dichter dieser Sprüche sei, hätte ich mich nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen, dass ein freieres Borgen leicht möglich sei. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward, liegt am Tage: keinem lag er aber näher als dem Freidank. Eine allgemeine Ähnlichkeit 407
der Beurtheilung setzte auch ich zwischen Freidank und Walther voraus, man nehme hinzu, dass beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, dass der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenug, um die grossen und kleinen Ähnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwängen lassen! Zwischen dem, was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme vorbringt, ist freilich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist und was immer toto coelo von diesem Freidank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird niemand theilen mögen, der das Grosse eines schöpferischen Kopfes der bloss passiven Empfänglichkeit vorzuziehen weiss."

Dies alles, befürchte ich, hält nicht Stich. Gleich die einleitende Bemerkung, dass man zu Freidanks Zeit angefangen habe zu borgen und zwar unverschämt zu borgen, ist ohne Grund. Nachgeahmt hat man zu allen Zeiten; Wirnt hatte früherhin sich den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, und unter Wolframs Lieder hat sich eins eingedrängt, das aus lauter von ihm erborgten Gedanken und Redensarten

zusammengesetzt ist. Dergleichen könnte auch in Freidanks Zeit geschehen sein, müsste aber doch erst nachgewiesen werden. Unverschämt war eigentlich erst hundert Jahre später Boner, der, ohne seine Quelle zu nennen, eine gute Anzahl Sprüche aus Freidank in seine Fabeln einfügte. Mehr Gewicht legt aber Hr. Dr Gervinus wohl selbst auf die Behauptung, dass
408 gerade Walther von allen nachfolgenden Dichtern sei ausgeschrieben und benutzt worden. Was Wunder, wenn Freidank es nicht besser machte als die anderen alle! Wie ungeschickt, daraus für einen Einzelnen etwas zu folgern! Allein was so deutlich am Tage liegen soll, ich kann es nicht entdecken. Wer hat Walther (ich will das in jedem Falle hier unpassende Wort beibehalten) ausgeschrieben? Etwa Neidhart, Bruder Wernher, der Marner, Rumland, Boppo oder späterhin Konrad von Würzburg, die fürstlichen Dichter oder endlich Hadloub? Ich finde es nicht. Hr. Gervinus nennt in dem Buche selbst den Reinmar von Zweter, aber ich behaupte, mit Unrecht; Reinmar hat in seinem Urtheile und in seinen Ansichten über die Zeit Übereinstimmung mit Walther, wie ich selbst bemerkt habe, aber als Dichter eine ganz andere Farbe. Er neigt sich schon herab zu dem trockenen und bloss verständigen Ausdruck der späteren Zeit, steht aber sonst auf eigenen Füssen und hat nichts aus Walther ausgeschrieben: er soll die Bitterkeit gegen den Papst jenem abgelernt haben, als wenn wir sie nicht auch bei anderen Dichtern, noch heftiger bei den Troubadours, überhaupt bei der gibellinischen Partei fänden. Die Anklage bleibt also bloss auf Singenberg, dem Truchsess von St. Gallen, den Hr. Gervinus nicht nennt, haften: von ihm ist es bekannt, dass er Walther nachahmte (Uhland 60. 111. 155, Lachmann 108. 149, Wackernagel zu Simrock 1, 181. 2, 156. 198), aber, wie es einem Schüler, der seinen Meister anerkennt, wohl erlaubt ist, mit Geschick, keineswegs unverschämt ausschreibend. Was soll dies eine Beispiel, oder, wenn Hr. Gervinus bei seiner Ansicht von Reinmar beharren will, was sollen zwei für seine Behauptung beweisen?

409 Weiter erklärt sich mein Gegner die grossen und kleinen Ähnlichkeiten zwischen Walther und Freidank durch ihre

Gleichzeitigkeit und gleiche Schicksale. Sind es zwei verschie-
dene Dichter, so sind sie in dem Verhältnis, von welchem hier
nur die Rede sein kann, nicht als gleichzeitige zu betrachten,
denn Freidank hat erst gedichtet, als Walther an dem Ende
seiner Laufbahn war, oder man müsste dann auch Heinrich
von Veldeke oder gar den Pfaffen Konrad für einen Zeitgenossen
von Walther erklären. Von einem gleichen Schicksal aber weiss
niemand etwas. Wer sagt uns, dass Freidank wie Walther an
den Höfen der Fürsten umhergezogen sei und das Leben eines
wandernden Sängers geführt habe, das von so grossem Einfluss
auf seine Gedichte sein musste? Das einzige Gemeinschaftliche,
die Anwesenheit Walthers bei dem Kreuzzuge, wird von Lach- 410
mann sogar bezweifelt. Die Behauptung, dass Freidank der
Natur der Sache nach wörtlich habe borgen müssen, beweist,
dass Hr. Gervinus die Ähnlichkeit mit Walther selbst nicht
näher berücksichtigt hat. Warum sollte Freidank, der bei
biblischen Stellen sogar Zusätze und Änderungen sich erlaubte,
bei einem anderen Dichter sich dieses Rechts begeben haben?
Gibt es doch eine nicht geringe Anzahl Sprichwörter bei
anderen, mit welchen Freidank völlig dem Inhalte aber nicht
den Worten nach übereinkommt; zudem, und das ist ein
Hauptpunkt, besteht ein grosser Theil der Übereinstimmung mit
Walther gar nicht in Sprichwörtern, sondern in zufälligen
Redensarten und Ausdrücken, welche ebenso gut durch andere
konnten ersetzt werden. Vor einem blossen Hauche von oben,
glaube ich, schmelzen meine Gründe nicht gleich zusammen.
Allein Walthers Geist, wie wir ihn aus seinen Liedern kennen,
zeigt er sich auch in Freidanks Werk? Ich lasse den Ein-
wurf gelten, ich habe mir ihn selbst gemacht, aber durch die
Bemerkung beseitigt, dass strophische Gedichte mit reicher
Bewegung keinen Schluss auf ein Gedicht in kurzen einfachen
Reimen erlauben. Der Unterschied zwischen Walther und
Freidank ist verhältnismässig nicht grösser als zwischen den
Liedern von Heinrich von Veldeke, Wolfram, Gotfried von
Strassburg und ihren erzählenden Gedichten; in Lichtensteins
Frauendienst ist der Gegensatz sogar noch stärker. Mein
Gegner hält es für unmöglich, dass ein feurig-thätiger Geist

wie Walther sich in die platte Form von Lehrdistichen habe
zwängen lassen. Platt ist eine ungewöhnliche und seltsame
Bezeichnung für die Einfachheit, wie sie Sprüchen angemessen
411 und natürlich ist, in welchen gleichwohl grosse Geister sich
auszudrücken nicht verschmähten. Bei Walther selbst findet
sich ein Spruchgedicht (87. 88), wovon ein Paar Zeilen bei
Freidank wieder erscheinen, welches mit einer etwas mühsamen
Künstelei auszuzieren der Geist, so feurig er sonst war, gerade
hier Gefallen trug. Aber auch bei Dichtern, denen man wohl
eine noch grössere Glut der Phantasie beilegen darf, begegnet
man gnomologischen Stellen, die ohne Abänderung einen Platz
in Freidanks Werk einnehmen könnten, z. B. die Lehren, die
Parzifal von seiner Mutter (127, 15—128, 2) und Gurnemanz
(170, 15—173, 6) oder die Tristan von Marke (8400—8431
Groote) empfängt; auch in der Eneide steht (9711—28) Einiges
der Art. Allein, wird Hr. Gervinus erwidern, diese Dichter
brachten gelegentlich bei schicklicher Veranlassung Sprichwörter
vor, dagegen ist Freidank nichts als ein Sammler, dessen ganz
leidendes Talent aller Productionskraft ermangelt. Dieser Einwurf
gründet sich auf eine irrige Voraussetzung. Freidank hat
nicht daran gedacht, Sprichwörter zu sammeln: das wäre eine
dürftige Sammlung zu nennen, die bei der geringsten Sorgfalt
leicht zehnfach grösser hätte ausfallen können; beträgt doch,
was ich bloss bei anderen Dichtern jener Zeit gefunden habe
und bei Freidank fehlt, leicht ebenso viel als was in seinem
Werke vorkommt; endlich, wie ungeschickt wäre die Einmischung
religiöser und historischer Betrachtungen, die gar
nichts mit Sprichwörtern gemein haben, in eine solche Sammlung
gewesen. Seinem Werke lag, ich glaube das bewiesen zu
haben, ein Plan zu Grunde, zu dessen geistreicher Ausführung
er die ihm bekannten Sprichwörter verwendete. Er hatte sie
412 gesammelt und erworben, nicht anders als man etwa Rechtssprüche,
Sagen, Volkspoesie, ja den Reichthum der Muttersprache
überhaupt erwirbt: ich meine, wer dafür empfänglich
ist, dem fallen diese Dinge im Leben von selbst zu. Er war
also zunächst seine eigene Quelle, und was er vorbringt, darf
als sein Eigenthum gelten. Wie viel oder wie wenig selbst-

schöpferische Kraft man dem Dichter in diesem Verhältnisse beilegen will, lasse ich dahingestellt sein.

Was Hr. Gervinus dem Freidank abspricht, Geist und Originalität, das ertheilt er mit vollen Händen einem anderen, etwas früheren Dichter, dem Thomasin aus Friaul, der ein ähnliches, nur viel grösseres Werk schrieb. Sein welscher Gast ist einer von den vorragenden Lichtpunkten, an welchen Hr. Gervinus die Geschichte der deutschen Poesie entwickelt. Da ich in der Einleitung zu Freidank CXVII ein abstechendes, meinem Gegner sehr missfälliges Urtheil über Thomasin geäussert habe, so will ich mich zur Begründung desselben über diesen noch wenig gekannten Dichter hier etwas ausführlicher äussern. Thomasin ist ein unterrichteter, für seine Zeit sogar gelehrter Mann, der an der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart Gefallen findet. Ihm ist die griechische und römische, überhaupt die alte Geschichte nicht fremd: er weiss nicht bloss von Plato, Aristoteles und Socrates, er nennt auch andere griechische Philosophen (Bl. 100, ich citiere nach der pfälz. Pergamenthandschrift No. 389, von der ich eine Abschrift genommen habe), ja er liefert ein Register von den griechischen Schriftstellern (Bl. 139), die sich in den bekannten sieben Künsten ausgezeichnet haben. Vielleicht hat er ausserdem juristische Kenntnisse besessen, denn er sagt (Bl. 142^a): daz wir decrêt und leges hôren, kumt dick dâ von daz wir die tôren mugen effen deste baz. 413
Kenntnisse sich zu erwerben sieht er bei Männern für ebenso nothwendig an, als bei Frauen feine Sitten (13^b. 14^a). Alexander hat seine Erfolge bloss dem Unterricht des Aristoteles zu danken (101^a), er was der schrift gelêrt, wie Julius Caesar, der das römische Reich sich unterwarf (143). Deshalb sieht auch Thomasin auf die Ungelehrten herab: gern möchte er ihnen das Verhältnis der Wissenschaften auseinandersetzen (143^a), ez möht ave niht gezemen, den diez niht kunnen vernemen; tæt ichz mîn rede wær unwert, die der buoche sint ungelêrt. Sein oberistez guot (89^b) ist eine Übersetzung von summum bonum: ein Deutscher würde, glaube ich, hœhstez guot gesagt haben; die vier Kräfte, welchen alle Weisheit und Tugend dient, haben noch ihre lateinische Benennung beibehalten, imaginatio, ratio,

memoria, intellectus. War Freidank ein Mann wie Walther oder war er Walther selbst, so hat er wenig Musse gehabt in Büchern zu lesen, wenn er überhaupt lesen konnte: er suchte seine Weisheit im Leben und bei dem Volke; ich finde nicht, dass er sagt: ich hân gelesen, aber wohl: jehent diu kint, wie andere: jehent die wîsen oder mîn vater sagete mir daz. Thomasin dagegen rühmt sich oft seiner Lectüre, ich hân gelesen unt vernomen (117^a. 120^b. 130^b. 162^b. 210^b), oder ich hân gehœret und gelesen (3^a. 49^a. 121^a). Man weiss, dass die Dichter jener Zeit mit der Feder umzugehen nicht verstanden, Thomasin dagegen hält am Eingange des 9. Buches (187—189) eine lange Unterredung mit der seinigen, die ihn bittet, ihr von der Anstrengung acht Monate hindurch Tag und Nacht einige Ruhe und Erholung zu gönnen. Was man von dem Werke zu er-
414 warten hat, lässt sich aus dem Gesagten schon abnehmen, es ist der Ertrag seiner Studien. Er sagt das zum Überfluss selbst am Eingange mit klaren und deutlichen Worten: Swaz er (der Dichter) spricht, er hât ez niht genomen von welhischer schrift, doch ist der ein guoter zimberman, der in sîme werke kan stein und holz legen wol dâ erz von rehte legen sol. daz ist untugende niht, ob ouch mir lîhte geschiht daz ich in mîns getihtes want ein holz, daz ein ander hant gemeistert habe, lege mit dem list, daz ez gelîch dem andern ist. Dâ von sprach ein wîse man: „swer gevüegelîchen kan setzen in sîme getihte ein rede, dier machet nihte, der hât alsô vil getân (dâ zwîvelt nihts niht an) als der vor im êrste vant; der funt ist worden sîn zehant.“ Ez ist in mînem willen wol, daz man sîn rede stætigen sol mit ander frumer liute lêre: niemen versmâher; daz ist êre. Zu dem, was er aus anderen geschöpft hat, fügt er eigene Betrachtungen, Beziehungen auf die Ereignisse seiner Zeit, mancherlei Redensarten und Sprichwörter aus dem Volke: was er mit Freidank gemein hat, habe ich in der Einleitung und in den Anmerkungen angeführt, die Abfassung ist bei Freidank immer verschieden, und er hat Thomasins Werk, das dreizehn Jahre früher beendigt wurde, offenbar nicht gekannt. Ohne Zweifel ist der welsche Gast in mehr als einer Beziehung für die Kenntnis jener Zeit, vielleicht auch für die Geschichte der

Philosophie von Werth und verdiente gedruckt zu werden, nur
hat eine kritische Ausgabe grosse Schwierigkeiten[1]). Was aber 415
den inneren unabhängigen Werth betrifft, so muss ich meinem
früheren Urtheile treu bleiben: Thomasin ist ein verständiger,
wohlmeinender, praktischer Mann, der nur einmal bei dem unbarmherzigen
Spott über die grausamen Strafen der Ketzer
strauchelt, sonst überall eine ehrenwerthe menschliche Gesinnung
zeigt: aber ich kann bei ihm weder besondere Tiefe der Betrachtung
noch Originalität der Gedanken oder frische und belebte
Rede finden. Spräche ein genialer Geist zu uns, irgendwo
müsste er durchbrechen, wenn ich auch zugebe, dass man,
von dem Gitterwerk eines Systems befangen oder von dem Gewicht
sittlicher Ideen bewegt, wenig um den Ausdruck sich bekümmert.
Mich weht Stubenluft aus dem Gedichte an: wo es
etwas lebendiger wird, hat es sicher volksmässige Grundlage.
Die Gedanken wollen nicht fortschreiten: Thomasin hat eine
eigene Liebhaberei an der Wiederholung und kann, was er einmal
gefasst hat, nicht wieder los werden, z. B. den sehr mässigen
Witz über den halben Adler Ottos (das Schildzeichen der
sächsischen Herzöge), welcher nicht fliegen könne, holt er, nachdem
er in aller Breite ist abgehandelt worden, im vorletzten
Buche nochmals herbei. Besonders geschickt ist er mit geringer 416
Veränderung des Standpunktes, das eben Gesagte noch einmal,
ohne uns das Geringste zu schenken, vorüberziehen zu lassen.
Er gehört zu den Schriftstellern, die sich in einem Auszuge,
der das Beste auswählt und zusammendrängt, viel erträglicher
ausnehmen als in dem Original. Wie ganz anders weiss Ber-

[1]) Es ist nur eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert bekannt, die pfälzische No. 389; sie ist alt und deshalb der Berücksichtigung werth, aber man kann sie durchaus nicht eine gute nennen. Die Sprachformen sind durch Einführung einer Mundart entstellt, und die häufige Verwilderung des Metrums erweckt geringes Vertrauen. Ich besitze ein Blatt aus einer etwas jüngeren Handschrift, die häufig und fast immer, wo sie abweicht, bessere Lesarten zeigt. Die pfälzische ist ausserdem unvollständig, es fehlen mehrmals kleinere und grössere Stellen von 50—80 Zeilen. Wie weit man mit den nicht seltenen Papierhandschriften kommt, weiss jeder; die, welche unsere Bibliothek besitzt, enthält einen schon überarbeiteten Text; brauchbarer ist eine zu Dresden aus Gottscheds Nachlass, die ich verglichen habe.

thold in seinen Predigten, wenn er Tugenden und Laster schildert, mit feuriger Rede die Zuhörer zu ergreifen und zu bewegen.

Das Ganze besteht aus zehn Büchern. Das erste enthält gleichsam als Einleitung allerlei Regeln für das gesellige Leben, wie man zu Pferde sitzen soll, bei Tische sich betragen, handelt dann von der Minne und gibt sehr vernünftige Lehren, wodurch wir manche willkommene Aufklärung über die Sitten der Zeit gewinnen. Buch 9 und 10 enthalten ähnlicherweise nach Beendigung des Hauptwerks einen Anhang; in dem 9. Buche wird zumeist über das Richteramt, weltliches und geistliches Gericht, geredet. Ich will hier, wo Thomasin gewiss eigene Betrachtungen anstellt, ein kurzes Beispiel seiner Art und Weise zu philosophieren geben. Indem er einen Herrn belehren will, wie man guten Rath beachte, empfiehlt er ihm dreierlei zur Berücksichtigung und führt aus erstlich, dass er vernehme, was man ihm rathe; zweitens, dass er beurtheile, wer ihm am besten gerathen habe; drittens, dass er schnell einen Entschluss fasse, was er nun thun wolle. Zu diesen sehr gewöhnlichen Gedanken fügt er ein ungewöhnliches, aber nicht glückliches Gleichnis. Auf diese Weise nämlich solle der Herr den Löwen nachahmen, der nach seiner Geburt drei Tage schlafe, am dritten aber er-
417 wache. Das letzte Buch enthält in ähnlichem breitem Stil wohlgemeinte Lehren über Freigebigkeit und Geiz (das heisst nämlich milde und erge, nicht Milde und Argheit, wie Hr. Gervinus übersetzt), obgleich dieser Gegenstand schon früher zur Genüge erörtert war. Das eigentliche System, wenn man es so nennen will, erfüllt Buch 2—8. Es ist bekanntlich kein grosses Kunststück, aus einer Tugend alle übrigen abzuleiten, aber den Gedanken, die Beharrlichkeit (stæte, stætekeit) oben hinzustellen und die Unveränderlichkeit in dem Leben der Thiere und Pflanzen und den Bewegungen der Planeten der sündhaften Veränderlichkeit des menschlichen Geistes entgegenzusetzen, wie Thomasin thut, kann man weder glücklich noch tiefsinnig nennen. Ich lasse unerörtert, ob das eigene Erfindung von ihm ist oder er dieses höchste Princip von anderen angenommen hat. Adam fiel durch unstætekeit (40[b]), und so ist es weiter nicht schwer,

alle übrigen Untugenden davon ausgehen zu lassen und an
diesen Faden jeden Einfall und jede moralische Bemerkung zu
knüpfen; umgekehrt ist dann (68) die stæte aller tugende rât-
gebinne, aller güete ervollunge. Hr. Gervinus sieht freilich in
dieser Anmahnung zur Beharrlichkeit einen nothwendig durch
die Zeit hervorgerufenen Gegensatz zu der Zerfahrenheit in der
Lebensansicht, welche in den Gedichten der höfischen Dichter
sich darthut. Ich kann aber nirgends eine nähere Beziehung
darauf entdecken: Thomasin handelt die abstracten Tugenden
und Laster ab, die in jedem Compendium der Moral ihren
Platz haben, und nimmt die Beispiele zu letzteren nicht aus
jenen Gedichten, wohl aber öfter aus der alten Geschichte und
aus dem Leben aller Stände, der Fürsten, Geistlichen, Ritter, 418
Handwerksleute, Bauern, an welche insgesammt seine löblichen
Ermahnungen auch gerichtet sind; zudem glaube ich, dass die
Philosophie, welche die höfischen Dichter entwickeln, zumal bei
der grossen Verschiedenheit unter sich, nicht als etwas Gemein-
gültiges oder nur einigermassen in der Nation Verbreitetes kann
betrachtet werden: ist doch das volksmässige Epos, selbst in
seinen in der Mitte des 13. Jahrhunderts erst entstandenen Bil-
dungen, niemals davon berührt worden. Hr. Gervinus möchte
dem Thomasin deshalb auch gerne einige Abneigung gegen
ihre Werke beilegen, allein wir finden bei ihm nur die zu allen
Zeiten und gewiss auch damals nicht seltene, blosser Ver-
ständigkeit so natürliche Ansicht, wonach die Poesie nichts als
eine herausgeputzte Lüge ist. Er ertheilt daher den guten
Rath, wenn man zu Verstand gekommen sei, sich nicht weiter
mit den Abenteuern der Dichter zu befassen, welche durch ihre
Einkleidung der Wahrheit in Lüge nur dienlich seien, den Geist
vorzubereiten, und bloss ein Abbild des Menschen, nicht den
Menschen selbst darstellten. Ich glaube, diese nüchterne An-
sicht hat der gute Thomasin nicht bloss von den höfischen
Dichtern seiner Zeit, sondern von allen epischen Dichtern über-
haupt gehegt, deren Werke er etwa nicht für historische Wahr-
heit nahm. Ihr eigentlicher Gegner aus einem tieferen Grunde
ist er nicht, so wenig als Freidank ein Gegner von Marolts
Parodie der Salomonischen Weisheit, dessen Worte Hr. Gervinus

unrichtig verstanden hat: Freidank sagt nichts Anderes als: Marolt verwandelte (verkêrte) die Weisheit Salomons in das Entgegengesetzte, d. h. parodierte sie, ohne im Geringsten sein Missfallen darüber zu äussern.

419 Wäre Thomasins welscher Gast ein solches leuchtendes,
Epoche machendes Gedicht, wie Hr. Dr Gervinus glaubt, so
bleibt es unbegreiflich, wie das 13. Jahrhundert so gleichgültig
daran vorübergehen oder vielmehr gar keine Notiz davon nehmen
konnte. Freidank, der es doch billig hätte kennen sollen, weiss,
wie schon gesagt, nichts von ihm, aber ich erinnere mich auch
nicht, bei einem einzigen Dichter jenes Zeitraums eine Er-
wähnung oder Hindeutung gefunden zu haben. Nicht einmal
der belesene Hugo von Trimberg am Ende des Jahrhunderts
hat es gekannt, wenigstens nicht nach den Handschriften, die ich
eingesehen habe. Selbst der Mangel an Codd. des welschen
Gastes aus jener Zeit scheint mir daher nicht zufällig. Wir
sollen uns zwar von dem damaligen Urtheile nicht imponieren,
es aber auch nicht unbeachtet lassen; nicht leicht hat ein aus
der Mitte der Gesinnung eines Volkes hervorgegangenes Werk,
wie Hr. Gervinus den welschen Gast charakterisiert, völlige
Gleichgültigkeit erfahren. Die vorhandenen Papierhandschriften
zeigen, zu welcher Zeit man es hervorgesucht hatte. Püterich
also kennt es und Diebold Louber, der in der Mitte des 15. Jahr-
hunderts zu Hagenau Abschriften von Gedichten verfertigte,
nennt es unter denen, die käuflich bei ihm zu haben sind („item
diu himelstrâze genant der welsche gast“; dieser Titel ist passend,
ich weiss nicht, ob er alt ist). Mit Freidank war es anders,
und die Achtung, in welcher er stand und welche durchaus
nicht von dem Bürgerthum abhieng, beweist auch für jemand,
der ihn weniger schätzt, dass es an Sinn für Gedichte dieser
Art nicht fehlte. Kann ich also in Hrn. Dr Gervinus Urtheil
420 über beide Dichter nur einen Missgriff sehen, so fällt mir doch
nicht ein, ihm deshalb die Fähigkeit abzusprechen, ein originelles,
frisch aus dem Leben geschöpftes Werk von einem durch Studium
und Lectüre erworbenen zu unterscheiden.

Ebenso kann ich einer allgemeinen geschichtlichen Bemerkung, die er in Beziehung auf beide Dichter macht, nicht

beitreten. Er findet bei ihnen das eben auftauchende bürger-
liche Element. Indessen besorge ich, muss er sich dabei bloss
auf die Nothwendigkeit stützen, die aus seiner Ansicht hervor-
geht; die Denkmäler selbst fügen sich dieser Annahme nicht.
Dass moralische Gedichte schon dem 12. Jahrhundert nicht
fremd waren, beweist ein Bruchstück, welches Docen in Mass-
manns Denkmälern bekannt gemacht hat, ferner das noch un-
gedruckte (nach 1173 verfasste) Gedicht von der heiligen Veronica,
das meist aus sittlichen Betrachtungen besteht. Da ich die
Stellen, worin Freidank sich zu Gunsten des Adels äussert, in
der Einleitung zusammengestellt habe und, wenn er Walther
ist, gar über seinen Stand kein Zweifel sein kann, so habe ich
nur zu zeigen, dass auch Thomasin kein Gegner des Adels
war. Es ist nicht zu erwarten, da er selbst dazu gehörte. Be-
sässen wir sein welsches Buch über höfisches Leben und höfische
Sitten, so würden wir wohl aus den Belehrungen, die es ent-
hielt, seine Anhänglichkeit an das Ritterthum abnehmen können.
Allein sie spricht sich schon hinlänglich im welschen Gaste
aus. „Wenn die unadelichen Jünglinge (die unedelen kint), sagt
er (Bl. 6[b]), auch an Höfe kommen, so lernen sie doch nicht
feine Sitten: sie achten nur auf das Böse, nicht auf das Gute“,
und das bekräftigt er mit einem sehr deutschen Sprichwort: 421
ich wil iu sagen daz der ber wirt niemer guot singèr. Weiter
sagt er: ich wil ouch daz mîniu kint, diu von adel komen sint,
handeln ir gesellen wol. ein ieglich edel kint sol mit werken
unt mit muote sîme gesellen tuon ze guote. Anderwärts beklagt
er sich über einen Ritter (173), irn sult hern Keiî volgen niht,
von dem mir vil unwirde geschiht, der tuot mir allenthalben
nôt. jâ ist Keiî noh niht tôt, und hât darzuo erben vil. Auf
die Ansicht und das Sprichwort, dass der Adel in der Tüchtig-
keit bestehe, bei Thomasin wie bei Freidank, sollte mein Gegner
kein Gewicht legen, dem geringsten unbefangenen Nachdenken
kann diese Betrachtung nicht entgehen; sie findet sich schon
bei Juvenal, aber auch bei dem ganz ritterlichen Winsbeke und
anderen Dichtern des 13. Jahrhunderts (vgl. Einl. z. Freidank
XCII. XCIII. CVI) und erlaubt durchaus keinen Schluss auf
eine besondere Stimmung oder irgend einen Gegensatz.

Endlich gibt Freidank Hrn. Gervinus Veranlassung zu allgemeinen Bemerkungen über das deutsche Sprichwort. Er stellt es dem griechischen gegenüber, als dessen Grundzug er Selbsterkenntnis, Mass und Besonnenheit im Wandel bezeichnet, während der Deutsche, der sich bloss durch die Menschen durchschlagen wolle, nur daran denke, in dem Sprichwort Lebensklugheit zu lehren. Ein solcher Gegensatz, der mit der Nadelspitze den Punkt bezeichnet, aus welchem sich das Verständnis eröffnet, ist freilich willkommen, weil man damit so leicht die Masse bewältigt. Könnte ich nur mehr als einen
422 blossen Einfall darin sehen. Lebensklugheit wird freilich auch in deutschen Sprichwörtern gelehrt, wiewohl bei allen Völkern, die Griechen nicht ausgeschlossen, aber es ist in keiner Weise das Eigenthümliche derselben, ja sie scheint mir insofern gar nicht im deutschen Charakter zu liegen, als man Behendigkeit den Augenblick zu benutzen darunter versteht: eher dürfte man sie in französischen Sprichwörtern erwarten. Sollte der Deutsche die ihm eigene Beschaulichkeit, den Trieb zur Erkenntnis, die Neigung, die Tiefe der Seele zu erforschen, gerade hier, wo sich die angeborene Natur am unbefangensten äussert, verleugnen? Die lebensfrohe Heiterkeit der Griechen scheint sogar noch weniger dahin zu neigen. Freidanks Werk widerlegt nicht bloss durch den deutlich ausgesprochenen Zweck, sondern auch im Einzelnen, wo man es aufschlägt, jene Behauptung, ja der Dichter spricht ausdrücklich den Wunsch aus, dass Gott ihm Selbsterkenntnis verleihen möge. Hier ist nicht einmal ein Grund vorhanden, die Griechen auf Kosten der Deutschen zu erheben. Eine geistige Verwandtschaft scheint mir sogar in dieser Hinsicht unverkennbar: ich habe dies schon in der Einleitung bemerkt und will hier nur hinzufügen, dass auch historische Beziehungen im deutschen Sprichwort nicht ganz unbekannt sind, wenn auch aus begreiflichen Ursachen nicht so häufig als bei einem kleinen Volke; ich erinnere an Karles lôt und keiser Otte, der den widerslac nicht verbieten kann.

Die Natur des Sprichworts verlangt Stätigkeit der Form, ohne welche es sich selbst aufgeben würde. Herr Dr Gervinus aber sagt: „das Sprichwort ist bei uns im Ganzen nicht zu einer

festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses 423
oder jenes Gedankens nicht das eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen: wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modewitze haben, und es ist vielleicht bezeichnend, dass wir jene Redensarten oft mit dem Sprichworte selbst verwechseln.“ Mir scheinen die in der Einleitung zusammengestellten Sprichwörter aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die sich bei Freidank wiederfinden, sodann die bedeutende Anzahl derer, die bei Seb. Frank [Brant?] und anderen im 16. und 17. Jahrhundert und in den Sammlungen von Sailer und Kirchhofer noch heutzutage und zwar so genau, als es in solchen Dingen nur möglich ist, mit ihm übereinstimmen, jene Behauptung so vollkommen zu widerlegen, dass ich nichts weiter hinzufügen will.

Da ich glaube, dass die vorangegangenen, durch das Werk des Herrn Dr Gervinus veranlassten Erörterungen für das Verständnis Freidanks Einiges beitragen, so will ich mich nicht weiter entschuldigen, dass ich die Grenzen einer Selbstanzeige überschritten habe. Ich kehre zu dieser zurück, indem ich noch Einiges mitzutheilen habe. In der Anmerkung zu 39, 10 wird gefragt, was das für ein vierfacher Lohn sei? Es scheint, die Stelle ist unvollständig oder verderbt. Herr Hofrath Benecke hat eine kühne, aber zugleich eine schöne Erklärung gewährende Herstellung versucht, die darauf beruht, dass V. 39, 6—15 als ursprünglich zusammengehörig, in ihrer richtigen Folge aber durch Abschreiber verwirrt betrachtet werden. Ich mache sie hier mit seiner Erlaubnis bekannt.

Vier grôze lœne almuosen hât: 424
vrô ist derz gît als derz enpfât;
als vil sîn ist des man dâ gît,
als durft sîn ist in hungers zît;
wazzer leschet fiures gluot
alsam almuosen sünde tuot;
almuosen bitet vür den man,
der selbe niht gebiten kan:

swerz gît mit guotem willem dar,
dem werdent die vier lœne gar.

Das Schwierige dieser Emendation beruht darin, dass die erste Ordnung der Handschriften V. 10—17 gar nicht kennt und der allerdings selbständige Satz V. 6—9 auch nur in a vorkommt: sodann dass in der zweiten Ordnung, in BCbcde, dieser Satz 6—9 von dem folgenden weit getrennt steht. Nur die dritte Ordnung zeigt die Verbindung von 6—9 mit 10—17, allein diese dritte Ordnung weiss nichts von dem vierfachen Lohn, sondern sagt bloss grôz lôn. — 53, 15. 16 kann ich jetzt nach einer Stelle aus dem welschen Gast genauer erklären: der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreichet er sîn spor gar mit dem zagel; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin müg der jeger vinden (198b). Der Ausdruck êren besme bei Freidank bezieht sich also zugleich auf den Büschel an des Löwen Schweif. — XCII, 11 ist Heinrich v. Veldeke zu streichen, vgl. Lachmann über Singen und Sagen p. 12 [Kl. Schr. I, 472]. — 20, 2 ist und einzuklammern.

445 In dem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates von Ledebur Bd 14, S. 174 wird Nachricht gegeben von hölzernen Scheiben, jede mit einem Brustbilde und einer Umschrift, die sich auf dem Rathhause zu Erfurt befinden. Möglich dass sie noch in das 13. Jahrhundert gehören, die Sprachformen lassen das wohl zu. Die Umschriften enthalten, so weit sie lesbar sind, und das gilt von etwa der Hälfte (es sind im Ganzen mehr als 30 Scheiben), jedes Mal einen Spruch von zwei Zeilen aus dem Freidank und beweisen abermals, wie
446 verbreitet das Gedicht war. Unter den mitgetheilten 19 Sprüchen findet sich nichts Neues, wohl aber 175, 16. 17 ein Spruch, der in der ersten und zweiten Ordnung der Hss. unbekannt ist und nur in αABrant sich zeigt; die Lesarten stimmen sehr unabhängig bald mit dieser, bald mit jener Ordnung, in 48, 9 nur mit γ, in 164, 3 nur mit B und in 63, 23 abweichend von allen.

In dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von Mone 1835 gibt der Herausgeber S. 57—60 Nachricht von der Karlsruher, aus Ettenheim-Münster stammenden Handschrift

des Freidank, welche ich nicht eingesehen habe. Sie ist im 15. Jahrhundert auf Papier in Folio geschrieben und gewährt nur 981 Verse, würde aber, wenn der Schluss auch nicht fehlte, doch nicht über 1200 enthalten haben. Also nur ein Auszug. Nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen, gehört sie weder zu der ersten noch der zweiten Ordnung, sondern scheint einen mit der Berliner Handschrift α verwandten Auszug zu liefern, und zwar so, dass sie wie α aus einem unbekannten Text, der seine eigene Ordnung hatte, abstammt, aber in ihrer Auswahl nicht α gefolgt, sondern ihren eigenen Weg gegangen ist, d. h. sie hat Anderes, und mehr als α, ausgelassen, Anderes beibehalten. Sie enthält 75, 22. 23, was sonst nur aus α, 97, 26. 27, was sonst nur aus Ab, und 35, 4. 5, was sonst nur aus αABBrant bekannt war: sie folgt 58, 12. 13 der Lesart von A gegen die übrigen, zeigt aber auch 47, 10. 11 die verderbte Lesart der zweiten Ordnung. Mone hat über 100 Verse ausgehoben, einzelne Sprüche, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, allein er irrt, sie stehen bis auf zwanzig sämmtlich darin, nur hat er sie bei der grossen Verderbnis dieses Textes in dem Reimregister 427
nicht auffinden können. Von den acht Sprüchen, welche jene zwanzig Zeilen ausmachen, scheinen mir aber nur ein Paar echt zu sein. V. 23. 24 (nach Mones Zählung) wird schon durch das abgekürzte Adv. reht für rehte, das sich Freidank im Reim nicht würde erlaubt haben, verdächtigt, ebenso 933. 934, wo ausserdem die erste Zeile ohne Metrum ist. V. 311. 312 scheint mir nichts als eine Entstellung von 34, 15. 16. V. 315—319 und 321. 322 sind unklar im Ausdruck und trivial in den Gedanken. V. 493. 494 sind wohl aus 135, 20 und 94, 2 zusammengeflickt. Also möchten nur zwei Sprüche von Freidank herrühren und einen echten Nachtrag enthalten. V. 155. 156.

Gedanc, hœren unde sehen
diu wellent (den wil?) nieman stæte jehen.

Und V. 249—252.

Driu dinc sint al eine
aller manne gemeine,
pfaffen wîp, unt spiler wîn,
begozzen brôt magz dritte sîn.

Unter pfaffen wîp wird wohl meretrix, unter spiler wîn der gewöhnliche Wein verstanden; begozzen brôt ist mit Fett beträufeltes Weissbrot, eine, wie es scheint, häufige Näscherei. MS. 2, 191 sô der haven walle, unt daz veizte drinne swimme, sô begiuz in wîziu brôt. Fragm. 30a betröifete wecke.

Mone hat ebendaselbst S. 56. 57 ein von ihm in Köln gefundenes Fragment von zwei Pergamentblättern in Duodez aus dem 14. Jahrhundert abdrucken lassen. Es enthält 290—337 Müller (nur 303 ist weggeschnitten), aber darunter ist nichts Neues, denn die vier Zeilen, die der Herausgeber dafür ansieht und besternt hat, finden sich in meiner Ausgabe 50, 16. 17
448 und 78, 13. 14, ja auch bei Müller, wo nur 78, 14 ganz entstellt ist.

Druckfehler habe ich im Buche nicht anzeigen können und hole es hier nach.*) W. Grimm.

647

LEBEN UND DICHTEN WOLFRAMS VON ESCHENBACH.

Herausgegeben von San-Marte. Erster Band. Parcival. Mit dem zweiten Titel: Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. Magdeburg, Verlag der Creutz'schen Buchhandlung 1836. LIX und 672 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, Stück 65, den 25. April 1836. S. 647—648.

Nachdem man das Nibelungelied von sehr verschiedenartigen Gesichtspunkten aus übersetzt und Walthers Lieder in einer ansprechenden Bearbeitung dem grossen Publikum vorgeführt hat, kommt nun auch die Reihe an Wolfram von Eschenbach. Lachmanns treffliche Ausgabe hat freilich den Gedanken erst möglich gemacht, allein die Aufgabe ist doch hier viel schwieriger. Das Verständnis des Textes eröffnet sich nicht so leicht, und selbst wenn der Übersetzer glücklich dazu gelangt ist, hat er zu befürchten, dass der gewöhnliche, poetischen Genuss ohne Mühe suchende Leser ihm nicht treu bleibt, weil er sich schon etwas anstrengen muss, wenn er dem sinnreichen

*) [Sie sind weggelassen worden.]

und tiefdenkenden Dichter folgen und das verschlungene Gewebe der Fabel gegenwärtig behalten will. Am dankbarsten werden diejenigen eine Übersetzung aufnehmen, welche sich mit der 648
alten Sprache nicht gerne befassen wollen, aber Einsicht in den Inhalt und Geist von Wolframs Gedichten zu erlangen wünschen. Hier empfangen sie vorerst sein grösstes, mit einer Fülle von poetischem Leben ausgestattetes Gedicht, den Parcival. Herr San-Marte (wie sich der Übersetzer nennt) hat mit Takt und Geschick die Sache angegriffen: er hat sehr richtig eingesehen, dass eine wörtliche, dem Inhalte und Sinn streng folgende Übersetzung gar nicht möglich sei, und sich daher mit vollem Rechte die Freiheit genommen, das alte Gedicht Form und Inhalt nach, darf ich so sagen? mundrecht zu machen. Es kann jetzt mit viel grösserer Bequemlichkeit genossen werden. Wolfram sucht einsame, von anderen noch niemals betretene Pfade, hier ist der Weg gebahnt, auf welchem man, ohne aufgehalten zu werden, fortschreiten kann. Ob im Einzelnen der Sinn jedes Mal genau getroffen sei, würde eine überflüssige Untersuchung nöthig machen: wir vertrauen, dass der Übersetzer im Ganzen sein Original verstanden hat; und da er, wo er es angemessen findet, eine Reihe von Versen auslässt oder umstellt, um den Gang der Erzählung, den Wolfram so gerne unterbricht, regelmässiger zu machen, so kommt es auf den grammatischen Sinn von ein Paar Zeilen oder eines Satzes gerade nicht an. Da eine mit Einsicht und sichtbarer Liebe zur Sache ausgeführte Einleitung den Geist jener Zeit in allgemeinen Umrissen darstellt, für das Verständnis im Einzelnen ausserdem Anmerkungen hinzugefügt sind, endlich durch Abtheilungen und kurze Angabe des Inhalts die Übersicht des Ganzen erleichtert wird, so ist es kaum nöthig das Buch zu empfehlen: es wird sich denen, deren Bedürfnis es mit Sinn und Geschmack befriedigt, von selbst empfehlen.

W. Grimm.

405 DER ROSENGARTE VON WILHELM GRIMM.

Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1836. LXXXIV und 94 S. in 8.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, Stück 41, den 13. März 1837.
S. 405—407.

Schon lange in dem Besitze eines noch unbekannten Textes des Rosengartenliedes, habe ich doch mit der Herausgabe desselben gezögert, weil ich auf Entdeckung einer älteren Handschrift hoffte. Da das in dem Munde der Überlieferung beständig sich umwandelnde Epos keine Zurückführung auf einen ursprünglichen Text gestattet und jede eigenthümliche Auffassung Berücksichtigung verdient, so wäre gegenwärtige in das 15. Jahrhundert fallende Handschrift auch neben einer früheren und besseren der Bekanntmachung immer noch werth gewesen; allein ich wollte die Untersuchung über die Fabel
406 nicht übergehen, und diese würde durch einen älteren Text ohne Zweifel sehr gefördert worden sein. Indessen schwand jene Hoffnung nach so manchen vergeblichen Nachforschungen immer mehr, und da überdies die Handschrift, von welcher ich Abschrift genommen hatte, nach England gewandert war, so entschloss ich mich, die mehrmals zurückgelegte Arbeit wieder vorzunehmen und zu beendigen. Ob meine in der vorangestellten Abhandlung dargelegte Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Liedes, das poetischen Werth hat und sich Form und Inhalt nach näher als ein anderes an das Nibelungelied anschliesst, die richtige ist, muss ich freilich anderen zu beurtheilen überlassen; indessen kann die Vergleichung der verschiedenen Darstellungen der Fabel und was ich sonst zu ihrem Verständnis beigebracht habe auch dem, der eine von der meinigen ganz verschiedene Vorstellung hat, noch immer brauchbar sein. Ein Text, wie der vorliegende, erlaubte keine kritische Behandlung, wie das Werk eines bekannten Dichters; ich habe also nur Einiges verbessert und ergänzt, und im Übrigen mich begnügt, die schlechten Sprachformen des 15. Jahrhunderts zu beseitigen, jedoch beibehalten, was der geschichtlichen Grammatik von Nutzen sein konnte.

V. 567 und 570 lies daz für das. V. 569 waz für was. V. 881 trûtgesellen. V. 956. 957 diu für die. V. 1725 anderz für anders. Der Eigenname Versâbe 49. 55, obgleich in Aa Bersâbe vorkommt, ist doch wohl nur Entstellung von ver (vrou) Sâbe, und Ab enthält das Richtige. ze sunnegihten (Einleit. XXX) heisst nicht vor Sonnenuntergang, sondern zu Johanni, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat 407
und wieder zu sinken beginnt; mithin fällt auch die Folgerung S. LXVI weg.

Wilh. Grimm.

KINDER- UND HAUSMÄRCHEN. 1842

Gesammelt durch die Brüder Grimm. Grosse Ausgabe. Mit zwey Kupfern. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, bey Dieterich, 1837. Erster Band XXVIII und 513 Seiten. Zweiter Band 385 Seiten in Duodez.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd III, Stück 185, den 20. November 1837. S. 1842—1844.

Dieses Buch enthält eine Sammlung mündlicher, grossentheils von uns selbst aufgefasster Überlieferungen, welche zu vervollständigen wir seit 25 Jahren keine Gelegenheit versäumt haben. Gegenwärtige Ausgabe ist nicht nur durch eine Anzahl neuer Märchen (unter welchen sich einige in Schweizer Dialekt durch Sprache und Inhalt auszeichnen) vermehrt, sondern viele der schon bekannten sind umgearbeitet und durch einzelne Züge verbessert oder vervollständigt worden. Was noch jetzt 1843
von Dichtungen dieser Art in Deutschland sich erhalten hat, davon hoffen wir das Wichtigste und Beste zusammengebracht zu haben. Wir glauben der Sammlung auch in diesen gelehrten Anzeigen Erwähnung thun zu dürfen, da sich der wissenschaftliche Werth derselben in mancher überraschenden Verwandtschaft mit alten Sagen bewährt hat und die deutsche Mythologie sie nicht unberücksichtigt lassen konnte.

Der dritte Theil, dessen Inhalt sich lediglich auf den gelehrten Gebrauch der Sammlung bezieht und daher nur in einem viel engeren Kreis Eingang finden konnte, ist dies Mal nicht mit abgedruckt worden, weil noch Exemplare in der Reimer'schen Buchhandlung in Berlin vorräthig sind. In der

Folge soll dieser Theil als ein für sich bestehendes Werk erscheinen, in welchem auch die der vorigen Ausgabe vorangesetzten Einleitungen von dem Wesen der Märchen und von Kindersitten einen Platz finden werden.

Eine Auswahl als kleinere Ausgabe in einem Bändchen ward 1825 veranstaltet, neue Auflagen davon sind 1833 und 1836 in Berlin erschienen.

Die Sammlung ist auch im Auslande beachtet und in mehrere Sprachen übersetzt worden, am besten und vollständigsten ins Englische. Die französische Übersetzung von Gérard enthält nur eine Auswahl, eine andere so eben angekündigte von Theil scheint, da sie aus zwei Bänden bestehen soll, das Ganze zu umfassen.

Auf die Correctur ist Sorgfalt verwendet, nur Theil 1, S. XXIV, Zeile 5 von oben lies „für Kinder“ und Zeile 5 von unten „enthielt“; Zeile 4 von unten ist „eisernen“ statt „armen“ zu setzen.

Die beiden Stahlstiche und die Titelblätter in farbigem Steindruck mit goldenen Arabesken werden hoffentlich gefallen,
1844 überhaupt gereicht die äussere Ausstattung der Dieterich'schen Buchhandlung, auf welche der Verlag dieser grösseren Ausgabe übergegangen ist, zur Ehre.

W. Gr.

489 LA CHANSON DE ROLAND OU DE RONCEVAUX

du XIIe siècle publiée pour la première fois d'après le manuscrit de la bibliothèque Bodléienne à Oxford par Francisque Michel. Paris, bei Silvestre 1837. LXIX und 317 Seiten in gross Octav.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 50. 51. Stück, den 29. März 1838. S. 489—498.

Wir halten es für ein gutes Zeichen, dass auch in Frankreich ein neuer Eifer für Erforschung des Mittelalters und seiner Dichtungen sich regt. Vielleicht lenkt auch dort die endlose Bewegung der Gegenwart den Geist auf die Betrachtung früherer Jahrhunderte, denn eine Zeit, die mit der einen Hand immer wieder nimmt, was sie mit der anderen gegeben hatte,

sucht von selbst, im Gefühle ihres Mangels, ein Bild dauernder naturgemässer Zustände. Möge sie daraus eine Stärkung empfangen. In Deutschland war es der Druck fremder Gewalt, der dem Studium des Mittelalters neue Kraft gab, und der damals gelegte Keim ist herangewachsen und trägt schon jetzt 490
nicht verächtliche Früchte. Mit den Gesängen der Troubadours war man, wie etwa in Deutschland mit den Minneliedern, immer in einiger Bekanntschaft geblieben; an sie knüpfte sich in der Ausgabe von Raynouard (Paris 1816—1821) das neu beginnende Studium, an welchem auch Deutschland in den gelehrten, aus den Quellen geschöpften Werken von Diez den würdigsten Antheil nahm. Zunächst kam an die Fabliaux, von welchen Meon eine neue Ausgabe lieferte, an die Poesieen der Marie de France, an den von den Franzosen überschätzten Roman von der Rose und kleinere Gedichte, die, weil sie keck, witzig, heiter und frivol sind, dem französischen Geiste besonders zusagen, die Reihe. Der Roman du Renard verdankt vielleicht seine Herausgabe durch Meon (1826) der so verbreiteten Ansicht, dass er eine politische Satyre enthalte, die auf alle Zeiten anwendbar sei. Nicht eigentlich der Sagenpoesie zugehörig ist der Roman de Rou et des ducs de Normandie von Robert Wace, den Pluquet (Rouen 1827 in zwei Bänden) herausgab. Die Geschichte des Chatelain de Coucy und der Dame Fayel hat Crapelet (1829) bekannt gemacht. Auch die Anfänge der dramatischen Kunst, die Mysterien, sind so eben bedacht worden. Die erste epische Dichtung ward am längsten zurückgeschoben. Der grosse Umfang der vorhandenen Denkmäler und die daraus entspringende Schwierigkeit, sich des materiellen Inhalts zu bemächtigen, die ein anhaltendes Studium und ein volles Hingeben an den Gegenstand verlangt, mögen die Ursache gewesen sein. Und doch waren hier Schätze an das Licht zu ziehen, die durch ihren inneren Werth ebenso wie durch ihre Wichtigkeit für die Geschichte der Sage sich auszeichnen. Wenn die rein lyrische Dichtung, menschliche Gefühle 491
und Empfindungen offenbarend, nach Jahrhunderten noch wahr und eindringlich bleibt und sogar der Gesang eines in Wäldern hausenden Wilden dem zusagen kann, der an die feinsten

Früchte langer Cultur gewöhnt ist, so hängt das Epos dagegen mit der geschichtlichen Entwickelung des Volkes und der äusseren Erscheinung seines Lebens zusammen und kann erst durch Einsicht in die Umgebungen, in welchen es aufwuchs, vollständig und in seinem Werthe erkannt werden. Fauriels Vorlesungen (de l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen age. Paris 1832), denen Uhlands schöne Abhandlung über das altfranzösische Epos (1812) vorangegangen war, gewähren eine passende Einleitung in dies Studium. Fauriel geht von gesunden Ansichten aus und hat sie auf eine geistreiche Weise mit der seiner Nation eigenthümlichen Behendigkeit dargelegt. Hat er auch die Quellen nicht mit der Genauigkeit und Gründlichkeit, an welche wir Deutsche gewöhnt sind, untersucht, so hat er doch mit natürlichem Takt und einem scharfen Auge das Bedeutende glücklich herauszufinden gewusst. Für mehr als eine einladende Vorarbeit kann das Buch freilich nicht gelten. Indessen ist auch die histoire littéraire de France in ihrem 18. Bande (1835) bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts fortgerückt. Da die Wege also abgesteckt sind, so war es Zeit, die eigentliche Arbeit zu beginnen, und schon jetzt haben wir Ursache, uns des Fortschritts darin zu erfreuen. In wenigen Jahren sind wichtige Quellen der epischen Poesie bekannt gemacht worden. Paulin Paris hat Berte aus grans piés (Paris 1832) und Garin le Loherain (2 Bände, Paris 1833. 1835),
492 Francisque Michel, der sich besonders thätig zeigt, the poetical Romances of Tristan (2 Bände, London 1835) und Charlemagne (London 1837) herausgegeben, wozu die oben genannte chanson de Roland kommt[1]. Auch in dieser Richtung hat Deutschland seine Theilnahme durch von J. Bekker besorgten provenzalischen Fierabras, dessen Werth von französischen Gelehrten anerkannt wird, bethätigt. Wird es dort jemand übernehmen, uns ein altdeutsches Gedicht zuzuführen?

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich das Rolandslied als das wichtigste unter allen bisher bekannten altfran-

[1] Die hiesige Bibliothek hat nicht gesäumt, sich mit diesen Schätzen, die meist nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren abgedruckt sind, zu bereichern.

zösischen Denkmälern der epischen Dichtung betrachte, ja ich bezweifle, dass sich unter den ungedruckten, so wünschenswerth die Bekanntmachung mancher anderen, z. B. Gerhards von Roussillon, wäre, sich noch eins befindet, das ihm an die Seite gesetzt zu werden verdient. Es ist, wie verschieden im Geiste, das Nibelungelied der welschen Sage: es besingt die Thaten, die fränkische Helden unter Karl dem Grossen vollbrachten, mit der Kraft, dem Ernste, der Einfachheit und Unschuld des ursprünglichen Volksepos. Weit ab liegt es im Geiste von jenem mit der Leichtfertigkeit französischer Galanterie reichlich ausgestatteten Gedichte von Charlemagne, das Karls mit den zwölf Pairs unternommenen Zug nach Jerusalem beschreibt.

Es befinden sich in Frankreich mehrere, darunter auch alte Handschriften des Rolandsliedes, aus welchen Monin in seiner Dissertation (sur le roman de Roncevaux, Paris 1832, wozu Michels examen critique, das in demselben Jahre erschien,
gehört) einen Auszug mit eingerückten Stellen geliefert hat; 493
auch wurde schon damals der Abdruck einer Handschrift durch Bourdillon angekündigt, der aber nicht zu Stande kam. Ein älterer und, schon nach dem Auszuge in der hist. litt. de France 18, 714—720 zu urtheilen, besserer Codex wurde in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford aufbewahrt. Durch die dankbar anzuerkennende Unterstützung des französischen Ministeriums, an dessen Spitze Guizot stand, ward es Hrn. Michel möglich gemacht, nach England zu reisen und eine auch äusserlich würdig ausgestattete Ausgabe zu liefern. Wir erhalten hier seine eigenhändige Abschrift des Bodleianischen Manuscripts, dem ein Facsimile beiliegt. Auf eine kritische Behandlung des Textes hat sich der Herausgeber, wohl mit Recht, nicht eingelassen: es ist ein einfacher Abdruck, dem er einige Anmerkungen und ein brauchbares Glossar mit eingemischten antiquarischen Erläuterungen zugegeben hat. Die Vorrede enthält litterarische Nachweisungen und eine durch reichliche Mittheilung einzelner Stellen schätzbare Übersicht aller bis dahin bekannt gewordenen Handschriften des Liedes. Endlich gibt der Herausgeber, unterstützt von anderen Gelehrten, in einem Anhange Auskunft über alle ihm bekannt gewordenen Darstellungen der

Sage, unter welchen der Abdruck eines lateinischen Gedichts aus einer Cotton. Handschrift und ein Auszug aus einem altenglischen Gedichte als bisher unbekannt die wichtigsten sind. Fleiss und Thätigkeit des Hrn. Michel verdienen rühmliche Anerkennung.

Der Text dieser Oxforder Handschrift entfernt sich von dem der anderen vielfach und in verschiedenen Abstufungen. Im Ganzen ist er älter, einfacher und kürzer. Zuweilen stimmt
494 er mit den übrigen wörtlich, öfter dem Sinne nach, nicht selten weicht er ab, indem jene nicht bloss ausführlicher und umständlicher erzählen, sondern den Inhalt der Sage selbst erweitern, sei es durch Fortbildung des Einzelnen, oder durch ganz neue Zusätze. Ein ziemlich ähnliches Verhältnis gewähren auch Gedichte der deutschen Heldensage, aber eine ganz eigenthümliche Erscheinung, und zwar, so weit sich urtheilen lässt, aller älteren Handschriften ist hier, dass bedeutende, vorragende Stellen nicht bloss in einer, sondern manchmal in mehrfach abweichender Erzählung vorkommen und diese verschiedenen Auffassungen ohne Verbindung hinter einander folgen.

Diese innere Beschaffenheit der verschiedenen Texte an sich, wie die bemerkte Übereinstimmung im Grossen, neben der auffallendsten Verschiedenheit im Einzelnen, machen es unmöglich, das Rolandslied als das Werk eines und desselben Dichters anzusehen. In dem Oxforder Codex wird zwar am Schlusse ein Turold genannt, und die hist. litt. de France trägt kein Bedenken, ihn als den Dichter aufzuführen, allein die undeutlichen Worte berechtigen an sich noch nicht zu einer solchen Annahme; welchen Antheil aber auch dieser Turold an der Auffassung des Gedichtes mag gehabt haben (vielleicht war er sehr gering und unbedeutend), in keinem Falle darf er als der Urheber der in sich so verschiedenen Darstellungen betrachtet werden. Zudem beruft sich das Gedicht selbst nicht bloss auf die Sage (ço dist la geste), sondern auch schon auf eine schriftliche Quelle (il est escrit en l'ancienne geste 272, 19). Wir können also hier nichts Anderes annehmen, als was wir bei dem Volksepos schon so oft bemerkt haben, ein Urheber ist nicht bekannt, es lebt nur in der Überlieferung der Sänger.

Zeugnisse von dem lebendigen Dasein der Dichtung fangen 495
mit dem 12. Jahrhundert an, und schon um 1100 geschieht der Lieder der Volkssänger von Roland Erwähnung. Reichlich sind die Anspielungen darauf bei den Troubadours jener Zeit, und man kann ohne Gefahr eines bedeutenden Irrthums die älteste erhaltene Darstellung des Gedichts in die Mitte des zwölften Jahrhunderts setzen. Die eigene Erscheinung, dass es nur in nordfranzösischer Sprache sich vorfindet, will man dahin erklären, dass es ursprünglich provenzalisch abgefasst, hernach in jene Mundart sei übertragen worden, gewiss unrichtig, wie schon die Mannigfaltigkeit der Auffassungen beweist.

Von dem Ursprunge und der allmählichen Fortbildung der Sage habe ich Gelegenheit bei der bevorstehenden Herausgabe des deutschen Rolandsliedes zu reden, das den Geistlichen Konrad zum Verfasser hat, der schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein französisches Original übersetzte und dessen Arbeit die Grundlage einer späteren Überarbeitung durch Stricker ward. Dort wird sich auch das Verhältnis der deutschen Gedichte zu den erhaltenen altfranzösischen darlegen lassen.

Ich habe schon vorhin den poetischen Werth des Liedes gerühmt, man wird ihn am besten erkennen, wenn ich ein für sich verständliches Bruchstück heraushebe und in einer einfachen und ungekünstelten Übersetzung mittheile. Man wird hier schon die Unschuld und Reinheit der Gedanken, die niemals von ihrem Gegenstande abschweifen, wie die einfache Schönheit und Eindringlichkeit des Ausdrucks erkennen. Zur Einleitung dient Folgendes.

Kaiser Karl, im Begriffe nach Frankreich heimzukehren, 496
war durch den weittönenden Schall von Rolands Horn zurückgerufen. Als er mit seinem Heere in Runzival anlangt, ist Roland mit allen Franken todt und das Feld mit den Leichen der Christen und Heiden bedeckt. Er ruft seine Helden, die zwölf Pairs, mit Namen, aber keiner antwortet. Gross ist seine Trauer. Herzog Naimes sagt ihm, in einer Entfernung von zwei Meilen könne man den Staub auf dem Wege der Heiden sehen, die bei seiner Ankunft geflohen waren. Karl lässt eine

Wache bei den Todten und eilt den Feinden nach. Als er sieht, dass der Abend herannaht, steigt er ab, kniet auf die Erde und bittet Gott, die Sonne stehen zu lassen. Ein Engel erscheint ihm und heisst ihm weiter reiten: es werde ihm nicht an Tageshelle fehlen, Gott wisse, dass die Blüthe von Frankreich verloren sei, er solle an dem verbrecherischen Volke Rache nehmen. Die Sonne bleibt stehen. Die Feinde fliehen, die Franken erreichen sie vor dem Ebro. Die Sarazenen, ihren Gott Tervagant anrufend, springen in den Fluss und ertrinken alle.

Als Karl nun todt die Heiden alle sieht,
erschlagen viel, doch mehr im Fluss ertränkt,
(gross war die Beute, die die Franken fanden),
so steigt vom Ross herab der edle Kaiser,
wirft nieder sich zur Erde, dankt dem Herrn:
und als der aufsteht, sinkt die Sonne erst hinab.
Der Kaiser spricht: „jetzt ist es Zeit zu rasten,
wir können nicht nach Runzival zurück:
die Rosse sind ermüdet und erschöpft,
hebt ab die Sättel, zieht vom Kopf die Zügel
und lasst sie auf den Wiesen sich erkühlen.“
Die Franken sagen: „Herr, wie ihr befehlt.“

Der Kaiser nimmt da seine Lagerstätte,
497 auf das zerstampfte Feld zerstreuen sich die Franken,
den Rossen haben sie die Sättel abgezogen,
die goldenen Zügel, dass den Kopf sie senken
und auf den Wiesen frisches Gras sich suchen.
Sie können hier nicht bessre Pflege finden.
Wer müd ist, legt zur Erde sich und schläft,
und unbewacht sind sie in dieser Nacht.

Der Kaiser legt sich nieder auf die Wiese,
bei seinem Haupte ruht sein mächt'ger Speer:
in dieser Nacht will er sich nicht entwaffnen.
Er trägt am Leib den schön gezierten Panzer,
den goldnen Helm, den reich gesteinten, auf dem Haupt,
umgürtet mit Joiuse: seines gleichen gibt es nicht,
ihm muss an Glanz der Strahl der Sonne weichen.
Wir wissen Sagen viel von jener Lanze,
womit der Herr am Kreuze ward verwundet:
Karl hat den Stahl, sei Gott dafür gedankt,
an einen Griff von Gold hat er ihn setzen lassen.

Ob solcher Ehr und solcher Herrlichkeit
ward dieses Schwert Joiuse dann geheissen.
Die fränk'schen Ritter dürfen's nicht vergessen,
dass Munjoi ihr Ruf ist in der Schlacht.
Kein Volk kann ihnen darum widerstehn.

Klar ist die Nacht, der Mond ist leuchtend,
Karl legt sich, aber Roland macht ihm Qual,
um Olivier ist er in tiefen Schmerzen,
um die zwölf Pairs, um all die Franken,
die er hat todt in Runzival gelassen.
Da hebt er an zu weinen und zu jammern,
er bittet Gott um Gnade für die Seelen. 498
Müd ist der Kaiser, denn der Schmerz ist gross.
Da schläft er ein, nichts konnte er weiter thun.
Auf allen Feldern schlafen rings die Franken:
kein Ross, das länger aufrecht bliebe;
das Gras verlangt, das frisst im Liegen.
Viel hat gelernt, wer recht erkennt die Noth.

Karl schläft als ein erschöpfter Mann,
Sanct Gabriel hat Gott herabgesendet
mit dem Geheiss, den Kaiser zu bewachen.
Der Engel steht die Nacht an seinem Haupt,
und ein Gesicht zeigt ihm im Bild voraus
die grosse Schlacht, die ihn am Tag erwartet.

Wilhelm Grimm.

RUOLANDES LIET VON WILHELM GRIMM. 1129

Mit einem Facsimile und den Bildern der pfälzischen Handschrift. Göttingen In der Dieterich'schen Buchhandlung. 1838. CXXVIII und 346 Seiten in gr. 8. Die Steindrucktafeln besonders in Folio.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 114. 115. Stück, den 19. Juli 1838. S. 1129—1131.

Endlich erscheint das lange versprochene Rolandslied, wovon bisher nur die Hälfte und auch diese nur in den Bruchstücken, aus welchen die Strassburger Handschrift besteht, bekannt geworden war. Der aus Rom zurückgekehrte pfälzische Codex enthält allein das Ganze, freilich noch immer mit

einer Lücke von zwei Blättern, welche auch ein Schweriner und ein Stuttgarter Bruchstück, wie sich doch glücklicherweise hätte treffen können, nicht ausfüllen. Ich liefere hier einen sorgfältigen Abdruck die Pfälzer Handschrift mit den Lesarten der übrigen; zu einer durchgreifenden kritischen Bearbeitung reichten die vorhandenen Hilfsmittel nicht aus: was ich dafür
1130 thun konnte, habe ich in den Anmerkungen zusammengestellt. Die Bilder der pfälzischen Handschrift waren in mehr als einer Beziehung zu wichtig, als dass ich sie hätte zurücklassen dürfen; ihre Nachbildung ist treu und durchaus nicht verschönert. Auch eine Schriftprobe von zwei Handschriften hielt ich für nöthig, weil es schwierig ist, genau ihr Alter zu bestimmen, wiewohl ich der Meinung bin, dass sie noch ins zwölfte Jahrhundert gehören; und dahin sind auch, wie es scheint, die zwei anderen zu setzen, von welchen ich ein Facsimile zu liefern nicht im Stande war.

Das Gedicht ist dem Epilog zufolge durch einen Geistlichen (pfaffen), Namens Konrad, aus dem Französischen übersetzt; der Herzog Heinrich, dessen Gemahlin die Übersetzung veranlasste, war, wie ich glaube überzeugend dargethan zu haben, Heinrich der Löwe. Die Zeit der Abfassung fällt nach meiner Meinung in das Jahr 1173—77.

Die Fragen, zu welchen die Natur des Gedichts Veranlassung gab, habe ich in der Einleitung zu beantworten gesucht. Dass ich dabei noch das vor kurzem in Paris bekannt gemachte altfranzösische Lied von Roland, von dem ich in diesen Anzeigen No. 50. 51. (oben S. 472—479) gesprochen habe, benutzen konnte, war mir sehr förderlich. Ich habe also das Verhältnis des deutschen Gedichts zu diesem und den übrigen bekannt gewordenen Darstellungen des Mittelalters untersucht, wobei ich Strickers im 13. Jahrhundert unternommene Überarbeitung am ausführlichsten behandeln musste; sodann habe ich über Entstehung, Fortdauer, ursprüngliche Gestalt und poetische Auffassung der Sage meine Ansicht geäussert.

Die Erklärung eines Bildes ist ausgefallen und daher
1131 S. XXVIII zuzufügen: „16. König Cursable bittet den König Marsilie, ihm den Kampf mit Roland zu gestatten“.

Wenn ich mich über den inneren Werth und die Wichtigkeit dieses Denkmals für die Geschichte der epischen Poesie nicht täusche, so habe ich doppelte Ursache zu wünschen, dass Kenner mit meiner Arbeit nicht unzufrieden sein mögen.

Wilh. Grimm.

DIE ZWEI RECENSIONEN UND DIE HANDSCHRIFTENFAMILIEN DER WELTCHRONIK RUDOLFS VON EMS 645

mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Von Dr A. F. C. Vilmar, Gymnasialdirector. Marburg, 1839. 80 S. in 4.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd I, 65. Stück, den 22. April 1839. S. 645—648.

Dem diesjährigen Programme, welches zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des kurfürstlichen Gymnasiums einlädt, hat Herr Gymnasialdirector Dr A. F. C. Vilmar eine Abhandlung beigegeben, welche den Titel führt: Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems mit Auszügen aus den noch ungedruckten Theilen beider 646
Bearbeitungen, 80 Seiten in Quart, und einen erfreulichen Beweis liefert, wie solche Gelegenheitsschriften zum Vortheile der Wissenschaft können verwendet werden.

Mit Rudolfs Weltchronik hatte sich bisher nur Herr Professor Massmann, den die längst verkündigte, immer noch nicht zu Stande gekommene Herausgabe der Kaiserchronik darauf führte, beschäftigt und sich durch Nachweisung der zahlreichen Handschriften bereits ein Verdienst erworben. Er hatte die Meinung geäussert, dass nur eine Recension vorhanden sei, aber ein doppelter Prolog. Herr Gymnasialdirector Vilmar beweist, dass diese Ansicht unrichtig ist und zwei gänzlich verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes auf uns gekommen sind. Die ältere Recension umfasst die Bücher des alten Testaments bis auf Salomons Tod, die jüngere nur den Pentateuch, das Buch Josua und das Buch der Richter, doch dieses nur zum geringsten Theile, und weicht nicht bloss im

Prologe, sondern auch in den gemeinschaftlichen Stücken, sowohl dem Inhalte als der Darstellung nach, gänzlich von der älteren ab. Die ältere Bearbeitung rührt ohne Zweifel von Rudolf von Ems her, wie schon der akrostichische Anfang seines Prologs beweist. Ich bemerke hier, dass in der ersten Zeile, obgleich alle nachgesehenen Handschriften Richter got herre über alle kraft lesen, doch, da sich der Vers nicht scandieren lässt, ein Fehler stecken muss; wahrscheinlich ist Richtære über alle kraft zu bessern. Rudolfs Prolog ist dem König Konrad IV gewidmet. Die jüngere Bearbeitung dagegen, deren Prolog mit Christ herre anfängt, ist ausschliesslich dem Landgrafen Heinrich von Thüringen zugeeignet, und ihr Verfasser nennt sich nicht, auch nicht seinen Vorgänger, obgleich er ihn gekannt
647 hat. Endlich ist Rudolfs Werk abermals von anderen fortgesetzt und auch durch Zusätze im Innern erweitert worden. Die bis jetzt aufgefundenen 42 Handschriften, wozu noch einige Bruchstücke kommen, enthalten entweder eine von den beiden Bearbeitungen rein oder einen aus beiden verschiedentlich gemischten Text; sie sind nach ihren Bestandtheilen in Klassen abgetheilt und näher beschrieben. Die aus den Handschriften mitgetheilten Stellen sind mit Einsicht gewählt und lesbar hergestellt, wenn auch, besonders durch sorgfältigere Beachtung der metrischen Gesetze, noch Manches zu bessern wäre. So ist z. B. 60, 10 zu lesen unde hort; 61, 75 von êrst mit dîner kraft; 63a, 211 der umbejage geschuof got; 69, 73 eigenlîches; 71b, 11 bevant; 72b, 42 ist „wol“ zu streichen; 73b, 15 als; 73b, 20 wahrscheinlich al ze kurz; 74b, 38 der dûhte sich an sælden; 77a, 182 des ern bæte. Noch Eins und das Andere wäre anzumerken, z. B. S. 22 ist gegen den Reim lande: vîande nichts einzuwenden; S. 25 ist namen (namôn) als Infinitiv von genamet zu setzen. Die öfter mangelnde Bezeichnung der langen Vocale ist leicht nachzuholen.

Die ganze, schon durch Herbeischaffung der wichtigeren Handschriften schwierige Untersuchung ist gründlich, mit Scharfsinn und Geschick geführt und gewährt klare Ergebnisse. Es ist hier wieder ein Beispiel, wie genaue, keine Einzelnheit verschmähende Arbeit erst zur wahren Erkenntnis auch der all-

gemeineren Verhältnisse leitet. Mit Geist und freiem Blick bezeichnet der Verf. die Stelle, welche dem einen festen Plan verfolgenden Gedichte in der Geschichte der Poesie zukommt, und siegreich bekämpft er das ungerechte, zum Theil auf falschen Voraussetzungen beruhende Urtheil, das Gervinus über den nicht ausgezeichneten, aber sinnvollen und achtungswerthen Dichter 648
ausgesprochen hat.

Eine Ausgabe von Rudolfs reinem Text wäre jetzt an der Zeit.

Wilhelm Grimm.

THE RUNES OF ANGLO-SAXONS. 1129

By John M. Kemble. From the Archaeologia vol. XXVIII, pp. 327—372. London. Printed by J. B. Nichols and son. 1840. 46 Seiten in Quart mit sechs Steindrucktafeln.[1])

Göttingische gelehrte Anzeigen. Bd II, 114. 115. Stück, den 22. Juli 1841. S. 1129—1138.

Endlich eine Schrift über die angelsächsischen Runen, wie sie schon längst ein jeder, der an diesem Gegenstande Antheil nimmt, gewünscht hatte. Nur ein in England einheimischer Gelehrter, dem die angelsächsischen Handschriften nicht fern lagen, der die angelsächsischen Denkmäler und Alterthümer mit eigenen Augen betrachten oder leicht darüber Auskunft erlangen konnte, war im Stande, eine genügende Arbeit zu liefern. Er musste aber neben gründlicher Kenntnis der angelsächsischen Sprache auch Takt und Scharfsinn, neben Eifer und Behendigkeit des Geistes auch ruhige Besonnenheit besitzen, um sich nicht in luftigen, gewagten Vermuthungen zu verlieren. Allen 1130
diesen Anforderungen genügt Kemble in vollem Masse; wohl hat er ein Recht, sich zu freuen, dass die Ehre, in dieser Angelegenheit die rechte Bahn gezeigt und so wichtige Aufklärungen gegeben zu haben, keinem Ausländer zu Theil geworden ist. Ich will Bericht über die treffliche Schrift abstatten.

[1]) Die besonderen Abdrücke kommen nicht in den Buchhandel, und ich verdanke mein Exemplar dem Verf.

Zuerst eine Einleitung. Nachdem der Verf. die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Rune angemerkt hat, berührt er die Frage, in welcher Zeit die Deutschen das Runenalphabet mögen empfangen haben, und weist ihre Beantwortung mit Recht als unfruchtbar zurück. Es genüge zu wissen, dass die Deutschen diese Schrift schon besessen hätten, als sie den Römern bekannt wurden. Er führt dafür die Aurinia, die weise Frau, aus Tacitus an und erklärt sie nach Vorgang der deutschen Mythologie (S. 227) durch Aliruna. Auch mir ist es aus inneren Gründen höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiss, dass die Deutschen zu jener Zeit schon die runische Schrift besassen, allein streng beweisen lässt es sich durch jenen Eigennamen noch nicht, zu dessen Erklärung der ursprüngliche Begriff von rûna ausreicht, ohne dass man Bezug auf die Schrift zu nehmen braucht: es war eine weise, mit den religiösen Geheimnissen bekannte Frau. Indem der Verf. bemerkt, dass man zu der Zeit, wo man weder Feder und Tinte noch Pergament kannte, die Buchstaben auf Holz oder Stein einschnitt, gedenkt er neben den hölzernen Tafeln auch der Reiser, auf welche man sie ritzte, wenn man das Los damit werfen wollte. Dies beruht indessen nur auf einer muthmasslichen Auslegung einer Stelle bei Tacitus, über welche ich einen Excurs in meiner Schrift über deutsche Runen (1821) geliefert
1131 habe. Die Grundidee bei dieser Auslegung gehört Hrn. Prof. Finn Magnussen, ich erkläre dies hier um so lieber, als ich dessen nachher (1822) in der dänischen Übersetzung der alten Edda 3, 76—96 gedruckte Abhandlung, die mir damals schon zugänglich war, nicht angeführt habe, weil vor mir in diesen Anzeigen (1819, St. 143) von einem anderen und zwar von demselben Gelehrten, der mir die dänische Abhandlung mitgetheilt hatte, diese Idee bereits bekannt gemacht war. Was ich sonst Hrn. Finn Magnussen verdanke, wird man bei einer Vergleichung herausfinden. Wichtig für das Alter der Runen ist die Nachweisung Kembles, dass, wie die Edda dem Odin die Erfindung der Runen beilegt, so auch ein angelsächsisches Denkmal sagt, dass Wodan zuerst Runen geschrieben habe: eine den Germanen also wie den Scandinaviern gemeinschaft-

liche und daher gewiss uralte Überlieferung, die nur ausdrücken will, dass die Erfindung des Alphabets menschliche Kräfte zu übersteigen scheine. Es ist überhaupt bei dem hohen Alter des Alphabets schwer, eine Zeit ausfindig zu machen, in welche man mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Erfindung setzen könnte, die mit der inneren Natur und dem Organismus der Sprachlaute nothwendig schon musste bekannt gewesen sein, ehe sie auf den Gedanken kommen konnte, diesen Organismus durch Zeichen darzustellen. Etwas wesentlich Verschiedenes sind Zeichen für Begriffe, selbst Silbenschrift ist gar nicht damit zu vergleichen und fordert eben keine grosse Anstrengung des Geistes.

Lässt sich nicht bezweifeln, dass Runen in heidnischer Zeit vorhanden waren, so wurden sie doch wahrscheinlich nur selten in Anwendung gebracht und immer nur von einzelnen, welche Kenntnis davon besassen. Allgemein verbreitet war die Schrift 1132
in jener Zeit gewiss nicht. Heidnische Inschriften auf Steinen sind noch nicht gefunden, man darf zweifeln, ob sie überhaupt jemals dagewesen sind. Die Holztafeln, auf welche man die Runen einschnitt, haben sich nicht erhalten können, allein auch sie gestatteten ihrer Natur nach nur einen eingeschränkten Gebrauch. Dass man den Runen übernatürliche Kräfte beilegte und Zaubereien damit vollbrachte, ist an sich schon glaublich genug, aber Kemble bringt auch willkommene Zeugnisse aus Beda und Beowulf bei. Wenn er ferner meint, das Christenthum habe sich feindselig gegen die Runen verhalten, so versteht sich das von selbst, insofern man sie bei heidnischen Gebräuchen in Anwendung brachte und man dadurch übernatürliche Dinge bewirken zu können glaubte, aber den äusseren Zeichen, den Buchstaben selbst teuflischen Ursprung beizulegen, so weit ist schwerlich der Widerwillen gegangen; man durfte es schon deshalb nicht, weil bei aller Verschiedenheit die Runen immer noch Ähnlichkeiten genug mit dem lateinischen Alphabete hatten und man dieses zugleich mit würde verdächtigt haben. Wie hätte man das runische FIASTBR verdammen und das lateinische, das die Züge abrundete, weil man sie mit der Feder auf Pergament leicht hinschrieb, während die eckige Form der

Runen für das Einritzen in Stein und Holz viel bequemer war, daneben gebrauchen können? Dann aber, wie will man den Umstand erklären, dass alle Runen, die wir besitzen, in Scandinavien wie in Deutschland und England, unbezweifelt aus christlicher Zeit herrühren? Konnte man Runen und lateinische Schrift auf einem und demselben Denkmale anwenden? Durfte man, was ganz christlichen Inhalt hatte, mit Runen schreiben?
1133 Kemble, dem diese Einwürfe nicht alle entgehen konnten, antwortet, man müsse annehmen, die am frühesten zum Christenthum Bekehrten seien gerade Priester, mithin im Stande gewesen, die eigentliche Natur der heidnischen Zeichen zu beurtheilen: diese hätten kein Bedenken getragen, sich der Runen allein oder in Verbindung mit lateinischer Schrift zu bedienen. Ich will das gern eine scharfsinnige Vermuthung nennen, aber wie ist sie zu beweisen? Diese Priester schrieben nicht für sich allein die Runen nieder, mussten sie nicht bei allen, die nicht, wie sie, Neubekehrte waren, damit Anstoss erregen? Kann man in den Jahrhunderten, in welchen Runen eingegraben und geschrieben wurden, jedes Mal neubekehrte Priester voraussetzen? Dazu kommt, dass kein einziges altes Zeugnis von dem Widerwillen der christlichen Zeit gegen die runischen Buchstaben anzuführen ist. Was der Bischof Brynolf, der nach der Reformationszeit lebte, sagt, ist nichts als eine spätere Vermuthung, auf die ich kein Gewicht legen kann. Das Natürlichste ist doch, anzunehmen, dass man gegen die Runen als blosse Buchstaben nicht das Geringste einzuwenden hatte, sondern dass man sie aus keinem anderen Grunde zurücksetzte, als weil mit dem Christenthume zugleich Kenntnis der lateinischen Sprache und Schrift eindrang. Diese, wie vorhin bemerkt, bequemere Schrift breitete sich aus und wurde auch bei der einheimischen Sprache neben den alten Runen angewendet. Die angelsächsischen Runeninschriften gehören, wie K. bemerkt, fast alle nach Northumberland (das Wort in der angelsächsischen Bedeutung genommen), weil dort vor Ende des 8. Jahrhunderts die Bildung weiter als in irgend einem Theile von Germanien vorgerückt war.

1134 Die Untersuchung gelangt jetzt zu den mit angelsächsischen

Runen geschriebenen Überbleibseln. Kemble gibt zunächst ein Verzeichnis von den verschiedenen Darstellungen des markomannischen, mit dem angelsächsischen im Ganzen übereinstimmenden Alphabets; die schon früher in Abbildungen bekannt gemachten sind durch einige von dem Verf. selbst in Handschriften gefundene vermehrt. Dann theilt er das angelsächsische Gedicht über Runen mit, welches, obgleich zu den späteren Denkmälern dieser Sprache gehörig, doch durch seinen Inhalt von Wichtigkeit ist. Der Codex, in dem es stand, ist leider verloren, Kemble konnte sich also nur des Abdrucks bei Hickes bedienen. Dass hier Text und Übersetzung besser ist, als ich beides vor 20 Jahren liefern konnte, versteht sich von selbst.

Von den sieben mit angelsächsischen Runen in angelsächsischer Sprache (denn Kemble lässt sich nicht auf das ein, was mit diesem Alphabete in anderer Sprache geschrieben ist) abgefassten Inschriften konnte ich in meiner Schrift nur zwei anführen, die eine zu Bewcastle, die andere auf dem Kreuz zu Ruthwell. Jene hatte ich richtig gelesen, aber Kembles Erklärung verdient den Vorzug, diese, die ich nur aus der Abbildung bei Hickes kannte, hatte ich unerklärt lassen müssen. Zu diesen zweien kommen vier Inschriften, die seitdem in der Archaeologia Brittanica sind bekannt gemacht worden und hier ebenfalls von Kemble besser als von seinen Vorgängern erklärt werden, endlich noch eine, die in Whitackers history of Richmondshire abgebildet ist, über welche Kemble hinweggeht, weil es vielleicht keine angelsächsische Inschrift ist und weil ihre Genauigkeit zweifelhaft scheint; es muss vor allen Dingen erst eine bessere Abschrift vorliegen.

Die Erklärung der Inschrift zu Ruthwell (an der schottischen Grenze) ist der eigentliche Glanzpunkt dieser Schrift. Sie be- 1135
findet sich auf einem etwa 17 Fuss hohen steinernen Kreuz, welches im Jahre 1642 von den bilderstürmenden Presbyterianern in der Kirche, wo es stand, umgestürzt wurde, wobei es in mehrere Stücke zerbrach und die Inschrift Schaden nahm. Diese Stücke blieben in der Kirche liegen und dienten als Sitze, bis sie im Jahre 1772 auf den Kirchhof geschafft und dadurch

der Zerstörung noch mehr ausgesetzt wurden. In dem Jahre 1802 liess Duncan den Stein wieder aufrichten und die beiden verlorenen Querarme des Kreuzes ergänzen. Leider ist vor der Zerstörung keine Abbildung des Denkmals gemacht worden. Die älteste, die man besitzt, ist die bei Hickes vom Jahre 1702; eine zweite lieferte zwanzig Jahre später Gordon in seinem itinerarium septentrionale. Die letzte genaue und sorgfältige von Duncan erschien, prächtig in Kupfer gestochen, in der Archäologie 1834. Alle vier Seiten des Steines enthalten Inschriften und Bildwerke. Auf den zwei breiteren Seiten erblickt man basreliefartige Darstellungen aus der heiligen Geschichte und auf den Rändern, welche die Bilder einfassen, lateinische Inschriften mit lateinischen Buchstaben: die zwei schmäleren Seiten sind mit ausgehauenen Blumenranken, zwischen welchen Vögel und andere halbphantastische Thiere sitzen, ausgeziert, gleichfalls auf den Rändern stehen die Runen. Auf die Erklärung der Runen kommt es aber allein an, da die lateinische, die biblischen Bilder erklärende Inschrift, so weit sie lesbar ist, keine Schwierigkeit macht. Kemble zeigt, dass die Sprache keine andere ist, als die angelsächsische, und zwar wie sie in Northumberland in dem achten und neunten Jahrhundert gesprochen wurde, und dass die lesbaren Stücke Zeilen eines
1136 alliterierenden Gedichtes enthalten, welches sich ebenfalls auf die bildlichen Darstellungen der anderen beiden Seiten bezieht, nämlich auf die Fusswaschung des Heilands durch Maria Magdalena und auf die Verherrlichung Christi durch seine Leiden. Das Wenige, was ich damals im Allgemeinen über das Denkmal sagen konnte, war demnach nicht unrichtig. Man hat sogleich bei Kembles Erklärung das Gefühl, dass er auf dem rechten Wege ist, geht man genauer ein, so wird man bald überzeugt, dass, wenn man auch über eine Einzelheit hier und da noch streiten könnte, im Ganzen sich nichts dagegen wird aufbringen lassen; diese Erklärung erfreut ebenso durch gesunden Sinn und Gewandtheit des Geistes, als durch feine Kenntnis der angelsächsischen Sprache und der hier erscheinenden eigenthümlichen Sprachformen. Kemble äussert sich zugleich, nicht ohne polemische Schärfe, gegen die Auslegungen

zweier dänischen Gelehrten, welche allerdings Seltsames und Befremdendes genug haben und bei welchen besonders das Bestreben, die altnordische Sprache hier wieder zu finden, nachtheilig wirkte; es lässt sich davon nichts mehr aufrecht erhalten. Indessen bedarf doch ein Umstand noch der Aufklärung. Nach Kemble ist die Abbildung des Denkmals bei Hickes die erste, Finn Magnussen stützt sich aber in seiner ausführlichen Erklärung desselben (Annaler for nordisk oldkyndighed, Kiöbenhavn 1836—1837, p. 243—337) auf eine ältere. Er kennt sie durch einen Kupferstich in Folioformat, den er von Thorkelin empfangen und den dieser bei seinem Aufenthalte in Grossbritannien, er wusste nicht von wem, erhalten und mitgebracht hatte. Weder Kemble noch sonst jemand in Grossbritannien weiss etwas von diesem Kupferstich. Das Merkwürdigste aber ist, dass diese
Abbildung noch die Inschrift neben den beiden Bildern auf der 1137
Spitze des Kreuzes enthält, die man sonsther nicht kennt und von welcher Duncan sagt, sie sei unlesbar. Finn Magnussen liefert eine Nachbildung von diesem unbekannten Theile jenes Kupferstichs, was um so nöthiger war, als er gerade darauf seine Erklärung des Denkmals hauptsächlich stützt. Auf der einen Seite zeigen sich, nach meiner Meinung, deutlich lateinische Buchstaben, und das lateinische VERBUM kann kaum bezweifelt werden.

Der Verf. bespricht jetzt die angelsächsischen Runen, die in angelsächsischen Handschriften vorkommen. Sie erscheinen zumeist in Handschriften der späteren Zeit. Zuerst dienten sie als eine Art von Abbreviatur, indem nämlich die Rune statt des Wortes geschrieben ward, aus welchem ihr Name besteht. So wird z. B. die Rune M gesetzt, um man, im Beowulf E, um edel auszudrücken, denn so heissen beide Runen. Dies geschah nicht in der Absicht, etwas Geheimes anzudeuten, sondern bloss aus Bequemlichkeit. Sodann wird aus drei Handschriften (eine Stelle davon ist seitdem auch in Andreas und Elene S. 88 gedruckt; vgl. das. S. 167) ein Beispiel angeführt, wo ein solcher Gebrauch der Runen den bestimmten Zweck hatte, den Namen des Dichters auszudrücken, denn sie bilden, wenn man sie aneinanderreiht, den Eigennamen CYNEWULF. Hier hat doch

wohl die Ansicht gewirkt, dass es schicklich sei, den Dichter
nur nebenbei und halb versteckt zu nennen. Ferner finden sich
Runen bei Räthseln angewendet, indem das Wort des Räthsels
umgekehrt geschrieben ward, z. B. SROH für HORS, DNUH
für HUND. Endlich kommt es vor, dass Runen bloss zur Er-
haltung, vielleicht auch zur Übung in der wenig gebrauchten
1138 Schrift niedergeschrieben wurden, ohne dass ein Sinn darin
läge: manchmal ist es eine blosse Anhäufung von Consonanten
ohne Vocale oder von Vocalen ohne Consonanten. Den Schluss
macht ein Stück aus einem noch ungedruckten angelsächsischen
Gedichte von Salomon und Saturn, in welchem die Kraft des
Pater noster beschrieben und worin jedem Buchstaben, aus
welchem das Gebet zusammengesetzt ist, eine gewisse Wirkung
beigelegt wird. Die Runen, mit welchen das ganze Gebet kann
ausgedrückt werden, sind eingerückt.

Man sieht, wie reichhaltig diese Schrift ist und wie grossen Dank wir dem Verf. für den Fortschritt schuldig sind, den wir dadurch in der Kenntnis der angelsächsischen Runen gemacht haben.

Wilhelm Grimm.

ANHANG.

ANKÜNDIGUNG.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IV (1811) Intelligenzblatt No. VIII, S. 57—58.

[Mit Jacob Grimm.]

Im Vertrauen auf die Neigung, mit welcher die Einsichtsvollen den Denkmälern altdeutscher Poesie begegnen, und bestimmt von unserer eigenen Lust an dem Studium derselben, kündigen wir eine Sammlung altnordischer Sagen an. Wer eine leichte Kenntnis der Sache hat, dem wird es nicht entgangen sein, wie zwischen einheimischer und nordischer Nationaldichtung ein Zusammensang gewesen und wie wir, wenn wir die Geschichte jener erforschen wollen, auf diese angewiesen werden. Den Fabelkreis der Nibelungen finden wir nicht nur in einer eigenthümlichen Gestalt im Norden wieder, sondern auch, was uns einst zugehört hat, was aber in der Unachtsamkeit einer übermüthigen Zeit verloren gegangen, in Übersetzungen aus dem 13. Jahrhundert erhalten. So müssen wir die nordischen Sagen einer sorgfältigen Untersuchung unterwerfen, theils um auf die erste Entstehung des grossen Epos, auf den Keim desselben, zu gelangen, theils um so soviel, als es verstattet ist, unser verlorenes Eigenthum wieder zu gewinnen. Nach dieser doppelten Rücksicht wird die Sammlung geordnet werden. Die Quelle derselben wird erstlich die in Deutschland äusserst seltene und soviel uns bekannt nur auf der Göttingischen Bibliothek vorhandene gedruckte Sammlung von Biörner (Nordiska Kåmpa Dater. Stockholm 1737. Fol.) sein; wir werden daraus die vor allen wichtige Wolsunga, Norna Gestur und Ragnar Lodbroks Saga entnehmen. Sodann befinden wir uns in der glücklichen Lage, Abschriften von nordischen Manuscripten erhalten zu können, so wie uns der Katalog von

den Schätzen des Magnäischen Instituts in Kopenhagen zugekommen ist. Schon ist eine vollständige Abschrift von der Blomsturwalla Saga in unseren Händen, einem merkwürdigen Gedicht, welches im 13. Jahrhundert von einem norwegischen
58 Meister Bio̊rn nach einem deutschen Gedicht, das er lesen hörte, aufgeschrieben ist. Eine Abschrift der Magus Jarl Saga, die gleichfalls in den Cyklus des Nibelungenlieds gehört, wird eben besorgt. Und so glauben wir, dass unsere Sammlung reichlich könne ausgestattet werden. Wird sie begünstigt, so soll auch die Wilkina Saga, die immer selten ist, ihr einverleibt werden.

*)Wir geben den nordischen Text und eine ganz treue Übersetzung ins Deutsche, weil jene Sprache ihre Schwierigkeiten hat und die Hilfsmittel zu ihrer Erlernung äusserst beschränkt sind, wir aber diese Gedichte jedem Freund der alten Poesie zugänglich zu machen wünschen. Zu einer jeder diesen Sagen werden wir eine historische Abhandlung schreiben, die alles erläutert, was für die Geschichte der Poesie von Bedeutung ist. Indem wir hierdurch erklären, dass das Buch ganz eigentlich Gelehrten bestimmt sei, so müssen wir doch bemerken, dass unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in diesen Sagen, namentlich in der Wolsunga und Ragnar Lodbrok Saga, eine Poesie eingeschlossen sei, die wir, ohne zu zweifeln, zu der grössten rechnen, welche eine gewaltige thatenreiche Zeit erzeugt hat, denn aus dieser ist sie entsprungen, nicht das Werk eines Menschen.

Jeder Band wird zwei Sagen mit der deutschen Übersetzung, die besonders gedruckt wird, begreifen. Der erste Band wird in diesem Sommer erscheinen und wahrscheinlich mit der Wolsunga und Blomsturwalla Saga beginnen.

*) [Die zwei nächsten Abschnitte hat Gräter im Anzeiger zu Idunna und Hermode, No. 2, den 18. Januar 1812, Seite B unter dem Titel: „Von einer Sammlung altnordischer Sagen“ mit Grimms Unterschriften allein abgedruckt nach den Worten: „Nachdem die Verfasser die Veranlassung, den Nutzen und die Quellen ihrer Arbeit angegeben haben, fahren sie fort“: — Auf demselben Blatt werden: Lieder der älteren Edda, zum erstenmal aus der kopenhagener Handschrift herausgegeben durch Friedr. Heinr. von der Hagen, als nächstens erscheinend angezeigt.]

Wir können diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne die Hoffnung mitzutheilen, die wir haben, in sehr kurzer Zeit eine vollständige Abschrift der noch ungedruckten Lieder der älteren rhythmischen oder Edda Saemundar zu besitzen, welche unstreitig die wichtigsten Denkmäler der altnordischen Poesie sind, und die wir, sobald es die schwierige Arbeit erlaubt, mit einer Übersetzung bekannt machen wollen.

Cassel, am 11. Februar 1811.

Wilhelm Carl Grimm. Jacob Grimm.

ANKÜNDIGUNG DER HERAUSGABE DER EDDA SAEMUNDAR UND DES REINEKE FUCHS. 853

[Hallische] Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1811. Halle. Bd I, No. 107. Donnerstags, den 18. April 1811. S. 853—854 = Anzeiger zu Idunna und Hermode. Herausgegeben von Gräter. No. 2, den 18. Januar 1812, S. A.

[Mit Jacob Grimm.]

Wir verbinden hier die Anzeige zweier von einander selbst unabhängiger und nur an ihrer Wichtigkeit gleicher Werke, welche wir uns freuen baldigst herausgeben und bearbeiten zu können.

Erstens des zweiten ungedruckten Theils der Edda Saemundar, eines der kostbarsten Liedercyklus aller Zeiten. Wir haben den nordischen Text bereits vollständig in Händen und werden ihn, als die Hauptsache, sorgfältig abdrucken, commentiren und mit einer treuen deutschen Übersetzung begleiten. Welches Licht durch diese ebenso einfacher als wahrer Poesie vollen Gesänge auf den Nibelungen- und altdeutschen Heldenkreis geworfen wird, bedarf vielleicht weniger angemerkt 854
zu werden, als dass sie uns eben dieser Beziehung wegen, so auch in Rücksicht der Sprache, näher und leichter liegen, wie der bereits gedruckte erste Theil der saemundischen Edda. Es sind diese Lieder Stücke aus dem uralten Epos des Nordens, noch in der Gestalt früher Jahrhunderte auf uns gekommen und an innerem Werth durchaus dem Homer zu vergleichen.

Zweitens des in Rom glücklich aufgefundenen altdeutschen Reinhart Fuchs, wovon wir die von Glöckle genommene Abschrift ebenfalls schon besitzen. Erst durch dieses von dem plattdeutschen in Form und Inhalt gänzlich abweichende Gedicht wird eine historische Kritik dieser herrlichen, selbst noch in deutscher Volkssage stückweise und bisher unerkannt fortlebenden Fabel möglich gemacht; wir hoffen aber, um diesen Zweck noch genauer zu erreichen, zugleich die altfranzösischen Gedichte mit abdrucken lassen zu können, zu deren Handschriften uns der Zugang gemacht worden ist. Das deutsche Publikum, welches diesen Sagencyklus seit Goethes neuer Bearbeitung von neuem gewürdigt hat, wird ohne Zweifel der viel älteren und ganz neue Seiten aufweisenden Quelle Beifall und Unterstützung angedeihen lassen. Ein ausführlicher Commentar ist unerlässlich.

Cassel, im März 1811. Gebrüder Grimm.

39 ÜBER DIE EDDA.

Erklärung, die Collision in der Herausgabe der alten Edda und der altnordischen Sagen betreffend.

Morgenblatt für gebildete Stände. Sechster Jahrgang. 1812. Tübingen. J. G. Cotta. 4. No. 221. Montag, 14. September 1812. Übersicht der neuesten Litteratur. 1812. No. 10. S. 39—40.

[Mit Jacob Grimm.]

Herr Professor von der Hagen zu Breslau behauptet in der Vorrede zu seinem (schon in der Ostermesse als fertig angekündigten, jetzt erst ausgegebenen) Abdruck der eddaischen Lieder, ihm falle bei der Collision mit uns nichts zur Last. Wenn damit die Schuld auf uns gewälzt wird, sind wir genöthigt, sie öffentlich abzuwenden. Die Sache ist klar und leicht abzuthun.

I. In Hinsicht der eddaischen Lieder.

Das öffentliche Vorrecht zu einer litterarischen Unternehmung hängt nach der Sitte von der früheren Ankündigung ab.

Wir haben unsere Ausgabe im März 1811 (S. Hallische Lit.-Z. 1811, No. 107 [= oben S. 495]) bestimmt angekündigt, gleich darauf in einer Nachschrift zu der Übersetzung der altdänischen Heldenlieder [= Bd I, S. 203]. Das Buch des Hrn. v. d. Hagen ist erst kurz vor der Ostermesse 1812, also ein Jahr später, in Gräters Alterthumszeitung [s. oben S. 494] angezeigt worden; von einer blossen Übersetzung der eddaischen Lieder war in der Vorrede des im Herbst 1811 erschienenen Heldenbuchs [S. IX f.] als einer zukünftigen Arbeit die Rede; mithin ist vor unserer Ankündigung kein Wort des Hrn. v. d. Hagen, das von einem solchen Vorhaben spräche, gedruckt worden, und dies entscheidet; irren wir, so ist es leicht, uns durch Nachweisung zu berichtigen, bis dahin ist es erlaubt zu zweifeln, dass es möglich sei. Was briefliche Mittheilung betrifft, so haben wir von Hrn. v. d. Hagen nichts empfangen, als ein Mal die kurzen Worte, er habe die eddaischen Lieder aus dem Nibelungencyklus erhalten und werde „nächstens einige davon (also nicht einmal alle aus diesem Cyklus) bekannt machen“, wovon sich auf keine Ausgabe, etwa nur auf Auszug oder Übersetzung schliessen lässt. Die Worte enthalten, wie man zugeben wird, nichts als eine vage Äusserung, auf die weiter nichts erfolgte. Noch ist das zu bemerken, dass im Sommer dieses Jahres, also ein Jahr nach unserer Ankündigung, ein kurzer Brief anlangte, worin Hr. v. d. Hagen eines anderen ausführlichen gedenkt, den die Unger'sche Buchhandlung etwa im Herbst 1811 habe besorgen sollen, und dieser habe von der Ausgabe der Edda geredet. Da er selbst hinzusetzt, er halte ihn für verloren, so wird man uns nicht zumuthen, ihn empfangen zu haben, zumal Hr. Professor v. d. Hagen das Unglück oder Glück hat, dass ihm viele Briefe und Pakete verloren oder sonst zu Grunde gehen, eh sie am rechten Ort eintreffen. Ohnehin später, als unsere Ankündigung, war es durchaus einerlei, ob er geschrieben wurde oder nicht, und wir erwähnen des Umstands nur der Vollständigkeit halber und um des Hrn. v. d. Hagen Behauptung in etwas zu entschuldigen.

Was die von dem Hrn. v. d. Hagen erwähnte theilweise Mittheilung betrifft, so verhält es sich damit, wie folgt. Herr

Professor Nyerup in Kopenhagen machte, wie ein Brief desselben bezeugen könnte, der leichteren Communikation wegen (denn schon im Sommer 1809 hatte ein Freund*) für uns in Kopenhagen die eddaischen Lieder verlangt), dem Hrn. v. d. Hagen die Bedingung, uns eine Copie der Lieder mitzutheilen. Als Erfüllung kam nach mehreren Monaten erst, so dringend vielfache Bitten waren, um bei der Übersetzung der Kämpeviser diese Lieder benutzen zu können, die verstümmelte Abschrift von zwei herausgewählten, worauf wir uns natürlich die Fortsetzung dieser Abschrift verbaten, da wir zudem durch den Grafen von Hammerstein eine andere erlangt hatten, so dass wir Hrn. v. d. Hagen wahrhaftig auch keinen Buchstaben verdanken.

Eher können wir mit ihm übereinstimmen, wenn er behauptet, es sei eigentlich keine Collision vorhanden, nur haben wir dazu eigene Gründe[1]). Wir behaupten, die Schwierigkeit und ganze Arbeit der Sache beruhe in einer wörtlichen Übersetzung als der besten Erklärung, in einem reinen und interpunktirten Text, in Feststellung der Alliteration und in einem hinzugefügten Glossar, das ein jedes der vielen Wörter erläutert, die sich in keinem, geschweige leicht zugänglichen Hilfsmittel finden. Das sind wir nach unserer Ankündigung zu leisten gesonnen. Was Hr. Professor v. d. Hagen hier gibt, ist nichts als ein blosser Abdruck seiner Abschrift mit deren wenigen metrischen Punkten, aber sonst ohne alle gewöhnliche Interpunktion, festgestellte Abtheilung und Bezifferung in Strophen, und offenbar haben Setzer und Corrector die schwerste und eigentliche Arbeit gehabt; wie schlecht aber auch diese ihr Amt versehen, wird sich gleich zeigen. Wäre die Einleitung (über

*) [Steffens. Man vgl. Wilhelms Brief aus Halle vom 28. August 1809 in den Jugendbriefen S. 158/159 und ausserdem den Brief Jacobs an v. d. Hagen im Anzeiger für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur VII (1881), Heft 4, wo diese Erklärung für die Einleitung zu wenig benutzt ist.]

[1]) In einem früheren Aufsatze, gerichtet gegen einige Bemerkungen des Hrn. Professor Gräter, womit er unsere Abhandlung über die Edda im Morgenblatt begleitet hat, haben wir schon auf diese Weise uns über die Collision erklärt. Es ist schon am 18. Mai in den Händen des Hrn. Gräter gewesen, der versprochen, ihn in derselben Zeitschrift erscheinen zu lassen, bisher aber noch immer zurückgehalten worden.

welche wir hier nicht urtheilen wollen, obgleich es jedem Kenner auffallen muss, dass das Verhältnis der nordischen und deutschen Mythe nicht nach den hinten folgenden eddaischen Liedern selbst, die so viele feine Punkte an die Hand bieten, sondern nach der Wolsungasaga, Torfäus und Suhm im Allgemeinen angegeben ist), schon bei zwei Büchern versprochen und zurückgezogen, hier auch gewiss an ihrem vortheilhaftesten Platz, wäre diese nicht dabei, so würden kaum mehr als drei oder vier Exemplare an wirkliche Leser in ganz Deutschland abgesetzt werden können. Dass Hr. v. d. Hagen die Übersetzung selbst als Hauptsache anerkennt, ist klar, weil er sie erst in Zukunft geben will. Wenn er daran geht, hat er wohl Gelegenheit, aus anderen mittlerweile erwarteten Hilfsmitteln die Interpunktion nachzuliefern, so wie den von Fehlern wimmelnden Text zu verbessern. Wie er hier geliefert worden, ist er ganz unbrauchbar; es klingt vielleicht in unserem Munde parteiisch: indes wünschen wir, dass jemand, der nur die Sache versteht, darüber entscheiden möge. Als Beweis wollen wir gleich von dem ersten, dem leichtesten und schon einmal übersetzten Lied die Fehler angeben: Pag. 1 og. annar. their qvamo i Ulfdali. daetur Landves enn Slagfithur Svanhvitar alvitrar, mehrmals auch p. 3 dyr lin spunno. — Pag. 2 Svanfiathrar dro. onondar. enn en niunda. sian húndroth. vithr enn vanthurri (?!) — Pag. 3 oc mic brude (ebenfalls ganz ohne Sinn) enn lángan sal. toc af bastim. gorsimar. or hann Baulhvildar baug umthenir (?!) sem es hagazt kunna. Pag. 4 Fecca er than Volundi. Wie käme die Alliteration heraus? Nithathur beständig. bithia ec thes bót. ger laet ec that gull. Pag. 5 i vith giarnra (giaura, giaura). Wir wünschen die Übersetzung davon zu hören. Kell mic i haufut. gen or eyio. oc hon inn um gen endlángan sal. eth ióth eiginn. Pag. 6 Senda ec Bauthvildr. at thic af hefti taca. er mic mei er tregi. upristu thacrathr. gange fagr warith. eina augur stund. So sind sechs Seiten allein schon voll von den gröbsten und sinnzerstörendsten Fehlern; von geringeren Dingen, dass die Substantiva in den Prosazeilen bald gross bald klein gedruckt sind, reden wir nicht; auch haben wir uns bloss auf die Ver-

gleichung mit derselben Kopenhagener Handschrift eingelassen, wiewohl das darin vorkommende und hier wiederholte: nottom voro segir negldar voro brynior p. 2 keinen Sinn gibt und einer Emendation bedarf. Bei dem folgenden Lied fra Hiorvarthi geht es so weiter, gleich nach pag. 6 ist gar eine Zeile ausgelassen.

Von einem Theil dieser Fehler können wir kaum anders glauben, als dass es Druckfehler sind (bei den sonst so correct gedruckten Büchern des Hrn. v. d. Hagen, und während die Einleitung voll ausländischer Wörter und Namen ohne allen Vergleich genauer ist, sind sie, seltsam genug, nur so unmässig auf die Hauptsache herabgeregnet), aber wenn auch Hr. Professor v. d. Hagen gesonnen wäre, sie sämmtlich als solche einmal anzugeben, so wird doch dies Verzeichnis allzugross ausfallen, und er sich entschliessen müssen, einen ganz neuen Text zu liefern, dies wird dem gegenwärtigen zwar nicht das Recht der Erstgeburt nehmen, aber doch die Ehre davon.

Sollte indes unsere Ausgabe dazwischen erscheinen (wir wollen uns mit dem Ruhm begnügen, die erste treue Übersetzung und den ersten reinen Text geliefert zu haben), so bitten wir Hrn. v. d. Hagen die Hilfe nicht zu verschmähen, die sie vielleicht in einigen zweifelhaften Fällen liefert, sowohl für den Text, als für die elegante Übersetzung im Silbenmasse des Originals. Zu beklagen aber bleibt es immer und den nordischen Gelehrten ein Stein des Anstosses, dass diese Lieder, eins der herrlichsten und ältesten Denkmäler des germanischen Stammes, zum ersten Male auf eine solche unerlaubt leichtsinnige und unwürdige Weise in Deutschland gedruckt sind.

II. In Hinsicht der altnordischen Sagen.

Unsere Ankündigung erschien gleich Anfangs des Jahres 1811 in dem Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher [= oben S. 493—495]. Deutlich wurde darin genannt die Blomsturwalla Jarl Magus, ebenso die Wolsungasaga. Die Manuscripte von beiden ersteren hat Hr. Prof. v. d. Hagen bei der Ausarbeitung des gegenwärtigen Buchs noch nicht gehabt, also sind sie, wenn er doch darauf Gewicht legt, anderthalb Jahr früher in unseren

Händen gewesen, indes soll nur die Ankündigung entscheiden. Von seiner Seite haben wir keine gelesen, als vor ganz kurzem in diesem Jahr, und demnach ist auch hier alles Recht auf unserer Seite. Lässt Hr. v. d. Hagen wirklich diese Sagen drucken und übersetzt sie, was freilich viel leichtere Arbeit ist, als bei der Edda, so tritt eine Collision ein, die wir ihm hiermit förmlich zur Last legen. Ein solches illiberales Betragen wird uns berechtigen, irgend eins von den Gedichten, das er zuerst hat drucken lassen, in einer verbesserten Gestalt herauszugeben, wie wir in Betracht des von ihm etwas gemisshandelten König Rother und Morolf gar keine üble Lust hätten.

Bloss in Ansehung der Jarl Magus-Sage machen wir in etwas eine Ausnahme. Wir werden nur ein Stück daraus mittheilen, die Versicherung des Hrn. v. d. Hagen, sie ganz abdrucken zu lassen, macht uns doch zweifelhaft, ob er sie so eben erhalten, wie eine Note versichert; wahrscheinlich hat er sie noch nicht gelesen.

Schliesslich bitten wir Hrn. Dr Cotta, zu bezeugen[1]), dass allein sein Wunsch, das Werk in einer äusserlich günstigeren Zeit erscheinen zu lassen, Schuld an der Verzögerung der Herausgabe gewesen und dass wir ihn schon mehrmals gebeten, nur die Zeit zu bestimmen, wo der Druck anfangen könne.

Kassel, am 27. August 1812.

Brüder Grimm.

ANKÜNDIGUNG.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Intelligenzblatt No. II, S. 16.

[Mit Jacob Grimm.]

Mit Anfang des Jahres 1813 erscheint in dem Verlage des Unterzeichneten eine Zeitschrift unter dem Titel: Altdeutsche Wälder durch die Brüder Grimm. Sie hat den Zweck, das Studium und den Geist des deutschen Alter-

[1]) Die Wahrheit dieser Angabe bezeugt Cotta.

thums, dessen Werth jetzt von mehr als einer Seite scheint anerkannt zu werden, beleben zu helfen. Es ist dabei nicht die Absicht, leichte Bemerkungen, trockene litterarische Notizen mit ein Paar irgendwo aufgefundenen Zeilen oder was an sich geringfügig mit einigen zur Unterhaltung zugerichteten Stücken zusammenzuwerfen, sondern es sollen allein Quellen, bedeutend in ihrem Verhältnis zur Geschichte der Poesie, herrlich in ihrem unabhängigen Werth; Untersuchungen über den Zusammenhang jener Dichtungen untereinander, welche Forderungen an wissenschaftliche Strenge und Gründlichkeit gern befriedigen möchten; Erläuterungen über den deutschen und nordischen Heldenmythus der Nibelungen; Mittheilungen aus nicht armen Sammlungen noch lebendiger Volkssage den Inhalt dieses Werks ausmachen. Wie die deutschen Poesieen jener Zeiten mit denen nordischer und südlicher Völker in Verbindung gestanden, so werden auch die letzteren nicht ausgeschlossen sein. Glück und günstige Verhältnisse haben den Herausgebern manches Schätzbare aus den verschiedensten Gegenden zugeführt, wovon sie hier mitzutheilen gedenken. Möchten darum Freunde des Alterthums, seiner Sprache, Dichtung und Sitten dieses Unternehmen unterstützen, wozu wir sie hiermit einladen.

Was die äussere Einrichtung betrifft, so wird alle Monat regelmässig ein Heft von $2^1/_2$ oder 3 Bogen versendet werden, jedes zu 8 Groschen, so dass der ganze Jahrgang 4 Thaler beträgt. Sechs Hefte machen halbjährig einen Band (2 Thlr.), zu welchem man sich verpflichtet. Alle guten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Thurneissen in Cassel.

LITTERARISCHE ANZEIGE.

Einzelnes Blatt.

[Mit Jacob Grimm.]

Die Altdeutschen Wälder durch die Gebrüder Grimm sind durch die Zeitereignisse gestört worden. Mit Anfang des folgenden Jahres 1815 werden sie wieder regelmässig

bei Bernhard Körner in Frankfurt a. M. fortgesetzt und mit dem zweiten Band angefangen werden. Das 1. Heft vom 2. Bd oder das 7. des Ganzen ist bereits fertig und enthält: 1) Vier Fabeln aus Strikers Fabelbuch, von Docen. 2) Tragemundes-Lied. 3) Lateinische Heldenlieder der Franken. 4) Ospirn, die Herben und Hagenon. 5) Zwei holländische Volkslieder.

Das 2. Heft erscheint noch in diesem Jahr.

Die Gebrüder Grimm.

Von den Herren Gebrüder Grimm habe ich die Fortsetzung der Altdeutschen Wälder übernommen, so dass noch im Laufe dieses Jahres das 8. Stück erscheint und die übrigen 4 Hefte schnell nachgeliefert werden sollen.

Die Theilnahme der Freunde alter Litteratur und vorzüglich alter Poesie wird dann bestimmen, ob auch die anderen 12 Hefte im Laufe des Jahres 1815 pünktlich erscheinen sollen Die Einrichtung bleibt wie solche bereits bekannt — so auch der Preis.

Ich bin zwar im Besitz der Fortsetzungsliste, allein so vieles ist seit Jahr und Tag (und Gott sei dafür gedankt!) vom alten Standpunkt verrückt worden, dass mir manche Adresse unsicher vorkommt — ich würde daher auch gerne unfrankirte Briefe zur Bestellung des 2. Bandes bei mir ankommen sehen. Schliesslich erinnere ich noch, dass auch die ersten 6 Hefte oder der I. Band à 2 Rthlr. oder 3. fl. 36 kr. so wie in Commission:

Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert:

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

Das Weissenbrunner Gebet, zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Gebrüder Grimm. gr. 4. 1812. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

bei mir zu haben sind.

Frankfurt a. M., im November 1814.

Bernhard Körner.

105 # AUFRUF.

Pränumeration zum Besten der Hessischen Freiwilligen.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang VI (1813) Intelligenzblatt XII, S. 105. 106.

[Mit Jacob Grimm.]

In der glücklichen Zeit, wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben. Ihro Königlichen Hoheiten, die Kurfürstin und Kurprinzessin, haben erlaubt, dass es ihnen zugeeignet werde, und der Ertrag ist zur Ausrüstung der Freiwilligen bestimmt. Man zahlt 1 Rthlr. für das Exemplar auf ordinair und 2 Rthlr. für das auf Velinpapier; die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt. Eine noch zu bestimmende Buchhandlung wird das Buch in Commission nehmen.

Eine Übertragung in die heutige Sprache wird diese altdeutsche Sage zu einem allgemein lesbaren Volksbuch machen.
106 Für Gelehrte dieses Fachs aber bemerken wir, dass der fehlerhafte Originaltext (auch mit Beihilfe einer vor kurzem zu Rom gefundenen Handschrift) neu recensirt und kritisch erläutert, endlich der zum Grund liegende Mythus untersucht werden soll.

Wir vertrauen zu den braven Hessen und allen Deutschen, dass sie unsere Absicht bereitwillig aufnehmen und unterstützen werden. Die sämmtlichen Prediger des Landes bitten wir besonders die Ankündigung zu verbreiten und sich der Mühe des Sammlens zu unterziehen. Hier geschieht die Vorausbezahlung an uns selbst.

Cassel, am 10. December [1813].

J. Grimm. W. C. Grimm.
Johannesstrasse bei Simon Wille.

Mohr und Zimmers Buchhandlung nimmt Pränumeration an.

[Dazu stehe hier noch folgende Vorrede.]

VORREDE.

Der Arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Strassburgischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin. 1815. In der Realschulbuchhandlung. 8. 2 Seiten.

[Mit Jacob Grimm.]

I. I. königlichen Hoheiten der Kurfürstin und Kurprinzessin von Hessen in tiefster Ehrerbietung zugeeignet.

Als Gott und deutsche Tapferkeit unsere Fürsten wieder vor das Stadtthor von Kassel geführt, da spannte das Volk die Pferde aus und rief: „Hessenblut soll sie hereinziehen, das lebt immerdar!“ Und als die Männer hinauszogen, hielten sie das Schwert in der Hand, im Herzen den Gedanken fest: „Hessenblut soll fürs Vaterland kämpfen, das lebt immerdar!“ So hat sich Liebe und Treue, selbst unter dem Schutt, den fremde Gewalt darüber geworfen, wie Gold in der Erde, unverringert und unversehrt erhalten.

In dieser Zeit, deren Freude zu erleben sieben Jahre Leid uns reinigten, ward die Bear|beitung eines alten, in sich deutschen Gedichts als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesammtes Vaterland in seinem Blut von dem französischen Aussatz wieder geheilt und zu Jugendleben gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles Andere hin und sei stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: „nun gönnet mir’s, denn es muss sein!“

ANZEIGE.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang IX (1816) Intelligenzblatt Nr. V, S. 45.

Eine Antwort auf die Schlegel'sche Recension des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1815 Stück 46, 47 und 48 finden die Freunde dieser Litteratur in dem neuesten Stück (Bd III, Heft 6) jener Zeitschrift [= oben S. 156—161].

Cassel, am 12. August 1816.

W. C. Grimm.

ERKLÄRUNG.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Neunter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1853. S. 192.

Irrthümlich habe ich in meiner Schrift über Freidank S. 22 eine Bemerkung über Helbling Herrn Professor Moriz Haupt, in dessen Zeitschrift 4, 246 sie steht, beigelegt: sie ist volles Eigenthum des Herrn Professors Theodor Georg von Karajan.

Berlin im März 1851.

Wilhelm Grimm.

ZU DEN KINDER- UND HAUSMÄRCHEN.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 21. 23. Mai 1857. S. 335—336.

Herr Professor Felix Liebrecht hat in dem 2. Bande der Germania von Franz Pfeiffer eine Beurtheilung von dem 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen geliefert, die einiger Aufklärungen bedarf. Die erste, gemeinschaftliche Ausgabe des Buches erschien in zwei Bänden 1812, 1815. Die zweite (1819) besorgte ich, wie die folgenden, allein. Diesmal waren die Anmerkungen zurückgelassen, ich nahm sie aber in einen dritten Band (1822)

auf, wovon eben (1856) eine neue Auflage erschienen ist. Die erste Ausgabe enthielt 155 Märchen, die letzte (1850) 210, ausserdem habe ich von den 155 eine beträchtliche Anzahl durch neue oder bessere ersetzt, andere vervollständigt; auch in der nächsten Auflage werden einige neue vorkommen. Die Sammlung ist also beständig gewachsen. Die Anmerkungen nahmen in der ersten Ausgabe 130 Seiten ein, die gegenwärtige, in welcher ich auch Nachträge meines Bruders benutzt habe, enthält 418 Seiten; hätte ich nicht einen bedeutenden Theil der vorigen (S. 280—369) auslassen können, so wäre der Band noch viel stärker geworden.

Hrn. Liebrecht danke ich für schätzbare Nachträge zu den einzelnen Anmerkungen; solche werden sich immer noch ergeben, wie ich sie selbst schon zu den spanischen Märchen [s. Bd III] geliefert habe; ein gänzlicher Abschluss ist nicht zu erwarten.

Hr. Liebrecht gibt aber auch ein Urtheil über das Buch ab, wofür ich ihm nicht danken kann, so gütig er sich dabei über mich äussert. Er meint, das Buch habe ein ganz anderes Aussehen annehmen müssen, ja er geht so weit, zu sagen, „ich selbst würde es mit Recht jemand verargen, der behaupte, ich hätte hier alles geleistet, was ich hätte leisten können. Das Buch mache den Eindruck, als seien nur Randbemerkungen, hier und da einzelne Zusätze zugefügt worden“. Ein jeder muss glauben, es sei nichts als ein Abdruck der vorigen Ausgabe mit ein Paar gelegentlichen, nicht sehr bedeutenden Verbesserungen. Das ist nicht der Fall. Kleine Zusätze und weitere Citate, die wenig Raum einnehmen und doch Mühe machen, sind nicht alles. Ich hatte früher in einem Abschnitte über die Litteratur jedes einzelne Märchen erläutert; das war, nach so ausserordentlichem Zuwachs, in dieser Weise nicht mehr durchzuführen. Ich habe daher eine Übersicht gegeben, die das neu Erschienene bespricht, das Wichtigere hervorhebt und auf das Verwandte hinweist. Diese Arbeit, die ohne genaue Forschung nicht möglich war und die mir nicht misslungen scheint, beweist hinlänglich, dass ich mich fortwährend mit dem 3. Bande beschäftigt habe; ich musste, wenn ich sie nicht ganz zurückbehalten wollte, sie vorerst als Zugabe zum ersten Bande

(1850) abdrucken lassen; jetzt erscheint sie an ihrem rechten Platze (S. 352—414) und abermals nicht bloss mit einzelnen Zusätzen, sondern auch mit einer ausführlichen Nachricht von den Negermärchen (S. 361—379) vermehrt. Hr. Liebrecht übersieht das alles, wie er auch die mitgegebenen Erläuterungen zu den neuen Märchen (S. 243—262) übersieht, die doch keine Randbemerkungen sind. Ich begreife nicht, wie er bei der flüchtigsten Vergleichung mit der vorigen Ausgabe zu einem solchen Urtheile hat gelangen können. Wie ganz anders, billig und gerecht, urtheilt A. Kuhn im Centralblatt 1856, No. 52. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, und zwar mit Sorgfalt, ja, neben anderen drängenden Arbeiten, mit Anstrengung.

Doch eine Ausstellung ist begründet, ich habe die Deutsche Mythologie nicht citiert. Ich bin zu entschuldigen; bei der Abfassung des Buches (1822) konnte ich nicht darauf verweisen, da sie erst 16 Jahre später erschien. Ich hatte dem 1. Bande (1819) eine Abhandlung über die Spuren des heidnischen Glaubens beigegeben, die ich wegliess, weil die Deutsche Mythologie vorhanden ist und gewiss jeder bei Untersuchungen dieser Art zuerst nach dem trefflichen Buche greift, wo er die nöthigen Hinweisungen auf die Märchen findet.

Wilhelm Grimm.

ÜBER BERNHARD FREIDANK.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 26. 27. Juni 1857. S. 413—414.

Über Bernhard Freidank ist der Titel einer gegen mich gerichteten Abhandlung von Franz Pfeiffer in der Germania 2, 129—163. Es ist nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern; ich muss nur Einiges abwehren.

In einer Grabschrift, die nach meiner Überzeugung in das 15. Jahrhundert gehört und der schon alweg ihre Zeit anweist,

kommt ein Vers ohne Senkungen vor. Ich sagte, das sei Rohheit, nicht alte Kunst, d. h. Rohheit für diese Zeit, nicht alte, längst vergessene Kunst, wo solche Zeilen bekanntlich zulässig waren. So wird es ein jeder verstehen; aber mein Gegner, der hier ein Recht hätte, seine Kurzsichtigkeit zu beklagen, meint, ich hätte die alte Kunst selbst für Rohheit erklärt. Er belehrt mich nun über das, was ich schon zum Grafen Rudolf (1844, S. 12) mit reichlichen Beispielen nachgewiesen habe.

Der unglückliche Gedanke, dass Freidank den Walther ausgeschrieben, ja sich selbst bestohlen habe, scheint bei Seite gelegt, aber der scharfsinnige Mann hat eine Entdeckung gemacht, wonach sich die Übereinstimmung mit Leichtigkeit erklären lässt: Freidank hat Walthers Lieder auswendig gewusst. Diese Entdeckung ist nicht neu. Ich selbst (obgleich mein Gegner sich verwundert, dass ich nicht darauf verfallen bin) habe sie nicht bloss vorgebracht (zweiter Nachtrag S. 16. 17), sondern auch die Gründe angegeben, warum sie nicht anwendbar ist.

Wilhelm Grimm.

ZURECHTWEISUNG.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, Eduard Avenarius. 4. No. 48. 27. November 1858. S. 771—772.

Hr. Prof. Franz Pfeiffer hat eine Stelle in der Germania (2, 155. 156), worin meine Ansicht erweitert und übertrieben ist, in solchem Zusammenhange vorgebracht, dass ein jeder glauben muss, sie rühre in dieser Fassung von mir. Ich beklagte mich deshalb, und jetzt erklärt er (Germ. 3, 367. 368), dass sie aus Wackernagels Litteraturgeschichte genommen sei. Warum hatte er das verschwiegen? Warum nicht meine eigenen Worte angeführt, denen nichts anzuhaben ist? Sollte die Bemerkung: „es gehöre ein Muth dazu, den man bewundern dürfe, wenn man so etwas behaupte“, nicht mir, sondern Wackernagel

gelten? Alle Schuld fällt auf ihn. Damit wäre die Sache abgethan, aber er fügt noch etwas hinzu, das ich nicht übergehen darf, so gerne ich auch gleich Abschied von ihm nehmen möchte. Er behauptet, ich hätte, wohl wissend, von wem die Stelle herrühre, sie dennoch ihm zugeschoben. Ich soll hinterlistig eine Unwahrheit gesagt haben, ihm gegenüber, der sie sogleich aufdecken konnte? Und zu welchem Zwecke? bloss um ein Paar unaufmerksame Leser hinters Licht zu führen. Jemand, den die Unwahrheit nicht anwidert, wie mich, würde doch so unklug nicht gewesen sein. Ich war vollkommen in bona fide und dachte dabei nicht an Wackernagel, denn ich behalte nicht jede Äusserung eines Werkes, auch wenn ich es hochschätze. Hrn. Prof. F. Pfeiffer war es möglich zu sagen: „ich streue minder aufmerksamen Lesern Sand in die Augen". Die Redensart muss bei ihm beliebt sein, denn er hat sie schon einmal und eben so würdig vorgebracht.

Wilhelm Grimm.

DREI NICHT SICHER BELEGTE RECENSIONEN.

ARIUS MULTISCIUS PRIMUS ISLANDORUM HISTORICUS.

Monographia auctore Mag. Erico Christiano Werlauff. Bibl. reg. ab epistolis etc. Hafniae 1808. Typis Andr. Seidelini. 106 S. kl. 8.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang III (1810). Fünfte Abtheilung, Philologie, Historie, schöne Litteratur und Kunst. I. Bd, 6 Heft. S. 282—283.

Wir erhalten in dieser kleinen Schrift eine recht fleissige und gelehrte Litterärnotiz über Ari inn frode, d. i. vielkundig (vornehmlich in der Geschichte), geboren im Jahre 1067 auf dem westlichen Viertel von Island, und über seine verlorenen und vorhandenen Schriften, über die Werke, welche unstreitig ihn zum Verfasser haben, und über solche, welche ihm ohne hinreichenden Grund zugeschrieben werden. Die beiden verlorenen Werke: grössere Geschichte von Island und Geschichte der Könige von Norwegen hält der Verf. für ein Werk und belegt seine Meinung mit sehr triftigen Gründen. Bei dem vorhandenen Werke: Schedae s. libellus de Islandia verweilt der Verf. am längsten; die Ausgaben und Handschriften werden beurtheilt, mit kritischen Anmerkungen über einzelne Stellen. Über die Sprache Aris, seine Glaubwürdigkeit, seine Quellen, über die Anführung seiner Schriften bei alten nordischen Schriftstellern wird viel Nützliches beigebracht. Die Untersuchung über die Schriftzüge, deren sich Ari bediente, führt zu einer Untersuchung über Runen (welche, wie hier uns mit einer Stelle der unedirten Skalda bewiesen wird, eine Verbesserung, wahrscheinlich durch eine dem lateinischen Alphabet nachgeahmte Anordnung und Bestimmung der Buchstaben, eben diesem

Geschichtsschreiber verdankten) und über Einführung der römischen Schrift. Der Verf. entscheidet für die Meinung, Ari habe seine Werke in der verdorbenen römischen oder angelsächsischen Schrift niedergeschrieben. Die Fabel von der Chronik des Isleifi, welche nach einigen den historischen Werken Aris vorangegangen sein soll, wird verworfen und ihrer Entstehung nachgespürt. Zuletzt als Anhang eine kurze Nachricht über die beiden mit Ari gleichzeitigen Schriftsteller Kolskegg und Sämund.

[anonym. Von W. Grimm?]

657 WÖCHENTLICHE NACHRICHTEN

für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelehrsamkeit des Mittelalters von Dr Joh. Gustav Büsching. Erster Band (mit einem ausgemalten und fünf schwarzen Kupferstichen). Breslau 1816. VIII und 424 S. in 8. Zweiter Band. Das. 1816.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang V (1812) Bd II, No. 45. S. 657—665.

Wenn zwei Bände einer Zeitschrift fertig geworden, so pflegt sich ihr Charakter ziemlich festgesetzt zu haben, und es ist ein Urtheil darüber schon zulässig. Der rühmliche Eifer des Hrn. Büsching für das deutsche Alterthum ist auch hier nicht zu verkennen und mit Lob zu erwähnen, doch scheint es uns, habe er sich die Sache etwas zu leicht gemacht, wenigstens gibt es nach unserer Meinung keine altdeutsche Zeitschrift oder Sammlung, wo die Halmen so dünn ständen und welche so arm an bleibendem Inhalt wäre, wie diese; selbst der vor zwanzig Jahren herausgekommene Bragur des Hrn. Gräter war zugleich reichhaltiger und sorgfältiger redigirt und mit dem altdeutschen Museum, das Hr. Büsching mit Hrn. von der Hagen und Docen vor einigen Jahren herausgab, lässt sich diese neueste, leicht heranschwellende Zeitschrift nicht vergleichen. Es ist gewiss gut, Eins und das Andere bloss anzuregen, aber hier und dort nach Bequemlichkeit ein Stückchen oder Läppchen aus dem Fache herauszuholen, das längst angeregt ist, ja ordentlich bearbeitet wird, ist kein Verdienst oder ein

sehr kleines; es ist ferner löblich, auch die allgemeine Theilnahme, nicht bloss die Gelehrten von Profession zu berücksichtigen und, um jene zu gewinnen, auf etwas jeden Ansprechendes, auch wohl auf etwas bloss Unterhaltendes zu denken, zumal für den, der zu dieser vermittelnden Arbeit so viel Neigung hat, wie Hr. Büsching, welcher ihr seine hauptsächlichsten Bemühungen widmet (man denke nur an sein erneuertes Nibelungenlied, seinen erneuerten Hans Sachs, seine Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters), aber ein 658
gewisses Mass muss doch darin gehalten werden. Wenn nun jemand, welcher nach dem die Wissenschaft wirklich Erweiternden fragt, in den vielen bedruckten Blättern so gar wenig für sich findet, so ist ihm die Klage wohl nicht zu verargen, dass, während in der deutschen Alterthumswissenschaft die nöthigsten Arbeiten von allen Seiten drängen, er hier antrifft: Übersetzungen von englischen Büchern, von schottischen Balladen, Bücheranzeigen mit trockener Angabe des Inhalts (z. B. Th. I, S. 364—366), Wiederabdruck aus ganz neuen oder leicht zugänglichen Büchern (z. B. aus der Sander'schen Übersetzung dänischer Balladen Th. II, S. 124, aus Lucas David Preussischer Chronik, aus Thomas Platers Leben) und dergleichen. Wir können nicht sagen, dass sich der zweite Band gebessert hätte; im Gegentheil, die Körner sind noch sparsamer gesäet, und gleich der ausführliche Inhalt des Trauerspiels Chriemhildenrache sammt Proben daraus nehmen so ungebührlich viel Raum weg, dass ihn wahrscheinlich schon die Zeitung für die elegante Welt dafür versagt hätte.

Der Plan geht auf Geschichte, Kunst und wie es heisst: Gelahrtheit des Mittelalters, ist also von dem grössten Umfang. In solchen Fällen pflegt sich bei der wirklichen Ausführung eine Beschränkung von selbst einzufinden, so ist denn auch die Geschichte einstweilen bei Seite gesetzt, wenigstens ganz unbedeutend, was darüber vorkommt. Dagegen für die Kunst etwas zu thun, ist guter Wille sichtbar, aber hier, scheint es uns, liegt das Hindernis in den von den Denkmalen derselben so sehr entblössten Gegenden des Nordostens; auch scheint uns die Manier des Verfassers, die bloss eine jede Einzelheit mit-

nehmende, übergenaue Angabe von dem Inhalt eines Bildes wie ein Inventarium liefert, nicht geeignet, lebendige Anschauung in dem Leser zu erwecken. Was diese Zeitschrift mittheilt, wird ohne Zweifel von dem übertroffen, was irgend eine Stadt am Rhein besitzt. Die Kunstwerke im Dom zu Breslau, worunter so viel Mittelmässiges sich befindet (nach dem beigefügten Umriss begreift man das Lob nicht, das einem albasternen Grabmahl beigelegt wird, Erfindung und Anordnung
659 des Ganzen deuten auf eine geschmacklose Zeit), Bilder aus Handschriften, wie der heilige Lucas (II, 49), zu beschreiben und bekannt zu machen, wollen wir an sich nicht tadeln, aber wer das Grosse und Herrliche, das Merkwürdige der altdeutschen Kunst gesehen und weiss, dass noch die ersten und nothwendigsten Arbeiten in diesem Fache zu thun sind, wird uns Recht geben, wenn wir glauben, dass zur Zeit wenig Aufklärung und Gewinn aus jenen Bemühungen erwachsen kann. Es ist gerade, als wollte man sich damit beschäftigen, einzelne beschriebene Pergamentblätter und Stückchen von bekannten und nicht sehr bedeutenden Gedichten herauszugeben, während vollständige Codices noch unbekannter und wichtiger dringend eine Herausgabe und Bearbeitung fordern. Herr Büsching indessen ist insofern zu entschuldigen, als er wahrscheinlich noch nichts Bedeutendes von der altdeutschen Kunst selbst zu sehen Gelegenheit gehabt. Der Lucas Cranach im zweiten Bande scheint (so viel man nach dem schlecht gemachten Umriss urtheilen kann) nicht zu den guten Werken dieses Meisters zu gehören oder vielmehr ist er Schülern oder Gehilfen beizuschreiben, denn so etwas muss man annehmen, wenn man sich die fast unglaubliche Verschiedenheit in den Bildern dieses Meisters erklären will; schon an den in Leipzig entdeckten kann man sie beobachten. Übrigens ist auch in dem Trefflichsten, wenigstens das wir von ihm gesehen, jene Vollendung und Reinheit der Gedanken und Ausführung, die wir an Eyh und Hämmling bewundern, schon verschwunden, und wie seine Farbe gegen jene gedämpft und getrübt, so ist der Ausdruck bei dem Suchen nach einem Ideal manchmal geziert und unnatürlich. Was nun die altdeutsche Litteratur betrifft, so sind verschiedene

Nachrichten von Handschriften, namentlich die, welche Herr v. d. Hagen und Primisser über die zu Wien befindlichen geliefert haben, mit Dank anzunehmen; jene von einer altschlesischen Liedersammlung, die von Hrn. Büsching rührt, ist, wenn wir den inneren Werth der Gedichte betrachten, doch etwas zu ausführlich. Was die übrigen Aufsätze Gutes enthalten, wollen wir gern anerkennen, nur ist dessen wirklich nicht viel, und dann müssen wir gestehen, dass wir im Ganzen weder etwas besonders Merkwürdiges aus unbekannten Quellen noch weniger etwas gefunden, das eine bisher nicht beachtete Seite der 660
deutschen Alterthumswissenschaft geistreich angeregt hätte. Wir müssen als Recensent die hauptsächlichsten näher angeben. Seite 34 und 35 ein Paar Strophen aus dem Titurel zur Erklärung des Bildes von der klagenden Sigune in einer Wiener Handschrift. — „Wolt ir gemaches vil durch wirde geschaffet han“ heisst nicht mit Würde, sondern ihrer Würde gemäss, weil es ihre Würde, ihr edler Stand erforderte. Das ist nicht bedeutend, aber gleich darauf hätte Hr. Büsching eine schöne Zeile durch eine Erklärung nicht dunkel machen sollen, zumal wenn er sich noch später S. 61 über ein fremdes, geringeres Missverständnis auslassen wollte. Es ist von einem Mund die Rede:

der nach den rosen stund mit strite ze vare,

d. h. der mit Rosen den Kampf nicht scheute, der sie im Streit zu Schanden machte; vergleiche über ze vare Docens Titurel No. 160, sonst steht das Wort auch wohl pleonastisch, wie in folgender Stelle:

es hat mit strittes var
bi nacht den heiden angesigt,

(vergl. Nibelungen 413*) [102, 6]). Hr. Büsching erklärt aber ze vare durch gefärbt! S. 51—55 macht Hr. v. d. Hagen eine merkwürdige Stelle aus Staricii Heldenschatz bekannt. — S. 56—60 Thierfabeln in Prosa aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Wären doch erst die älteren, der Sache und Sprache nach besseren gedruckt! Man weiss, wie späterhin der

*) [Zusatz von Wilhelm Grimm im Handexemplar.]

Inhalt auch zu Grunde gieng. Die nähere Nachricht davon, welche die Anmerkung verspricht, ist noch nicht gegeben. zw plikch (Anm. 28) heisst nicht zum Anblick, sondern: zum Glanz. Vgl. Eneidt 6682: den Helm sah man „blichen“ und Docens Titurel No. 100 die „blichlichen“ Blumen. S. 59. Anm. 49. wird mest bellisch durch übel (?) bellisch erklärt, es ist aber ein Wort und nichts Anderes als mistbellisch, wahrscheinlich auf dem Miste bellend, d. h. hündisch; vgl. gl. lindenbrog 996. (das übrigens schwierige) onstbella, lycisca, Hündin (lies mistbella licisca, Gisbert 1 Th. v. 66)*). S. 60. Anm. 64. der Pilgrim gieng „verret“ heisst nicht ferner, sondern: weiter. S. 61 wird eine schwierige Stelle im Parcifal
661 nach der Hamburger Handschrift mitgetheilt. Die erste Zeile, worauf es hauptsächlich ankommt, heisst im Müller. Druck 8988 (durch einen Druckfehler bei Hrn. B. 9888) [301, 28]:

eine seilen ruches von Salin

und dort ganz anders, vielleicht richtiger:

ein valen tuches von Surin.

Hr. Büsching, indem er die Vermuthung, die Hr. J. Grimm darüber in den altdeutschen Wäldern äusserte, doch mild und nicht mit störrischem Besserwissenwollen abweist, hat jene Variante des Drucks mit angeführt; diese Genauigkeit ist gewiss nicht überflüssig, weil sonst jemand durch die Stellung der Worte veranlasst werden könnte, zu glauben, es sei dort ohne Ursache, aus einem blossen grausamen Missverständnis von dem Geruch einer Blume gesprochen worden. Der weitere Grund gegen jene Vermuthung, den Hr. Büsching aus der Sache selbst nimmt, dass nämlich das Pflücken eines Veilchen auf dem Schnee wirklich wunderbar sei, zeigt jedoch nur Scharfsinn bei jemand, der den Parcifal nicht selbst gelesen, denn darin heisst es ausdrücklich:

8372 [281, 13]. ez en-was iedoch niht snewes zit

und

8376 [281, 17—19]. swaz man ie von dem (Artus) gesprach,
zeinem pfinxten daz gescach,
oder in des meien blumen-zit.

*) [Zusatz von Wilhelm Grimm im Handexemplar.]

Dass nach der Leseart des Drucks von 1477 dort auch schon eingesehen wurde, es könne von einem Tuche die Rede sein, das auf die Blutstropfen geworfen worden, hat Hr. Büsching gleichfalls anzumerken nicht vergessen, und so befolgt er selbst jene löbliche Gesinnung, die ohne Parteilichkeit nur die Sache selbst im Auge hat und die er verschiedentlich so sehr schön empfiehlt. Übrigens ist bei der eigenthümlichen Vermuthung dieses Gelehrten, wornach *vale*, *faile* einen Waffenschurz bedeuten soll, zu erwägen, dass solch ein grosses, den ganzen Unterleib eines Gepanzerten bedeckendes Stück der Rüstung nicht wohl passend, nämlich zu ungefüg war, um über drei Blutstropfen geworfen zu werden; Parcifal hätte alsbald sehen müssen, was man da vor ihm hingeworfen, und doch fragt er gleich, wie es zugegangen, und wer ihm den Anblick benommen. 662
Am natürlichsten ist wohl, sich unter faile ein kleines Tüchlein zu denken, aussen vielleicht weiss, um die rothen Tropfen damit gleichsam wieder zuzuschneien. Auch konnte ein Waffenschurz schwerlich wie eine Weiberschürze leicht abgebunden werden. — S. 92—96 der Nibelungenhort im Reinecke Fuchs von Hrn. v. d. Hagen. Die hier bemerkten Stellen sind schon früher in den altdeutschen Wäldern I, 293 und den Zeugnissen über die Heldensage angeführt worden, selbst die Verbesserung von *heimeliken* in *Ermelink* in dem flammländischen Gedicht; zuzufügen wäre, dass in dem Reinhart Fuchs des Gleichsener folgende Stelle vorkommt:

> wir munche sprechen niht ein wort
> umbe der *nybelunge* hort.

Zwei Gleichnisse aus dem Barlaam und Josaphat; das erste ist grösstentheils schon in den altdeutschen Wäldern abgedruckt, doch können ein Paar Stellen aus dieser Handschrift dort berichtigt werden. Zu den Erklärungen des Hrn. Büsching ist anzumerken: in dem ersten Gleichnis V. 23 heisst *habit* nicht *hebet* (?) *hob*, sondern: *hielt*, so auch V. 103. V. 49 *strich* heisst gewiss nicht Augenblick oder Zeitpunkt, wie es auch in den altdeutschen Wäldern erklärt wird, sondern Umstrickung, vgl. hernach 115. „die welte — diu mit so grozer arbeit uns ir

strich hat geleit.“ Auch kommt in einer anderen Stelle des Barlaam vor:

> der stric, der da van im geleit
> was und van der heidenschaft,
> da was er inne behaft.

V. 86 war es nothwendig ein slange zu lesen, weil der folgt und das Wort oft als Masc. gebraucht wird, vielleicht nach dem lateinischen anguis. V. 88. leb indez, gewiss ein Wort: lebindez. S. 239, V. 179. gesiht heisst nicht Gesicht, Umsicht, sondern das Schauen, Sehen. — Band II, S. 64. Die Sage von Attilas Schwert aus dem Lambert von Aschaffenburg findet man schon in den altdeutschen Wäldern I, 212. Dort ist auch angegeben, dass die Erzählung von jenem Fund des Schwerts durch einen Hirten aus dem Priscus
663 genommen sei, ferner S. 319. die merkwürdige Erneuerung der Sage bei Fischart. — Die Bemerkungen zur deutschen Bildungsgeschichte aus den Minnesängern von Hrn. Pescheck S. 218 ff., S. 269 ff. und 393 ff. sind eine nützliche Arbeit; freilich würde es besser sein, sich nicht bloss dabei auf das eine Werk zu beschränken, sondern die anderen Gedichte auch zu Hilfe zu nehmen, so Manches würde sich dann ergänzen und verständlicher sein; indessen behält auch das Gelieferte immer seinen Werth. Auffallend ist, dass, wenn Rumslant Man. II, 225. von „lieben, süssen, milden“ — von „getreuen — Herren“ spricht und schliesst: mehr als Sonnenschein freue ihn:

> „ein genoz von eines süzen herren munde“,

Hr. Pescheck diesen Ausdruck unerwartet findet und darin die süssen Herrn der heutigen Zeit zu erkennen scheint. Es ist von milden gütigen Herrn die Rede. Auch S. 270 das Fragzeichen hinter unbewollen erfodert ein weiteres oder eigentlich zwei; was es hinter dem bekannten und richtigen Wort solle und warum es die Redaction habe stehen lassen? Würde übrigens zu solchen oder ähnlichen Vorarbeiten die Zeitschrift benutzt und mit einem genauen Register versehen, so könnte sie eine schätzbare Materialiensammlung werden, während sie jetzt nach allen Seiten umspringt. — S. 320 wird bekannt gemacht, dass Hr. v. d. Hagen auf seiner Reise den Verfasser

des Walther von Aquitanien entdeckt. Bis das Nähere kommt, will Recensent einstweilen mittheilen, was er darüber anzuführen hätte*). Ekkehardus Monachus († 1071) sagt bei Goldast (script. rer. ger. I, 39.): „Ekkehardus Decanus scripsit et in scolis metrico magistro vacillanter quidem, quia in affectione non in habitu orat puer, vitam Waltherii manuforis (l. manufortis) quam Magontiae positi, pro posse et nosse nostra correximus (i. e. ego Ekkehardus junior). Barbaries enim et idiomata ejus teutonem adhuc affectantem repente latinum fieri non patiuntur — quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit.“ Bei Leyser hist. poetar. med. aevi p. 310 steht: „Ekkehardus sangallensis floruit circa 1040. scripsit gesta Waltharii metro heroico“; und dasselbe bei Jöcher I, 275. Von 664
diesen Angaben weicht nun der merkwürdige noch unbekannte Prolog in einer Pergamenthandschrift des Gedichts ab, welchen Recensent hier folgen lässt:

omnipotens genitor, summae virtutis amator,
jure pari natusque amborum spiritus almus,
personis trinus vera deitate sed unus,
qui vita vivens cuncta et sine fine tenebis,
pontificem summum tu salva nunc et in aevum
claro erkambaldum fulgentem nomine dignum;
crescat ut interius sancto spiramine plenus,
multis ut infictum quo sit medicamen in aevum.
Presul sancte dei, nunc accipe munera servi,
quae tibi decrevit de larga promere cura
peccator fragilis Geraldus, nomine vilis,
qui tibi nam certus fidus cordeque fidelis alumnus,
quod precibus dominum jugiter precor omnipotentem,
ut nanciscaris factis quae promo loquelis,
det pater ex summis caelum terramque gubernans.
Serve dei summi, ne despice verba libelli,
non canit alma dei, resonat sed mira tironis,
nomine uualtharius per praelia multa resectus (sic)
ludendum magis est dominum quam sit (rogitandum?)
per leclus [?] longeui stringit in ampla diei.
Sis felix, sanctus per tempora plura sacerdos!
sit tibi mente tua Geraldus carus adolfus!

*) [Am Rand steht im Handexemplar von Wilhelm Grimms Hand: cfr. Arx I, 179. Eckeh. IV † 1070.]

Die Beschreibungen von Gebräuchen, die Sagen und Märchen, welche hier vorkommen, rühren meist von ebendiesem Hrn. Pescheck, die Lieder mit Melodien von Hrn. Dr Hohenbaum; dies ist nach unserem Urtheil das Schätzbarste in der ganzen Sammlung, obgleich der Titel davon eigentlich nicht spricht. Gut sind die Sagen von den Querxen, das Märchen von den fleissigen Spinnerinnen im ersten Band, noch schöner das vom Einäuglein im zweiten; wir hoffen, in der Folge noch mehr dieser Art zu finden. — Was die Litteratur betrifft, so ist sie nicht vollständig angeführt, wie es doch ein Verdienst solcher Zeitschriften sein sollte; aber man erfährt bei vorkommender
665 Gelegenheit weder was in Deutschland in diesem Fache geschehen, noch auch was neu erschienen ist. Zum Theil mag Schuld haben, dass Hr. Büsching regelmässig nur die Werke seiner Freunde citirt und ankündigt, dazu wird er seine Gründe haben, und es kann ihm vortheilhaft sein, so dass wir ihn nicht davon abmahnen wollen, aber anderen, welchen bloss die Sache nah liegt und die etwa jene Bd II, S. 176 so edel dargestellte Gesinnung hegen, wird unmöglich dadurch ein Gefallen geschehen; es könnte aus dem Übergangenen doch Eins und das Andere zu lernen sein. So ist z. B. Lachmanns seit einem Jahr herausgekommene kleine Schrift (obgleich nur ein Paar Worte gegen Hrn. v. d. Hagen darin vorkommen) bis jetzt noch nicht in diesen wöchentlichen Nachrichten erschienen; doch das wird auf unsere Erinnerung vielleicht noch nachgeholt.

φ [γ oder γρ? = W. Grimm?]

665 ## ALMINDELIG MORSKABSLÄSNING

i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Beskreven af Rasmus Nyerup. Kjöbenhavn 1816.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. Jahrgang X (1817) Bd II, No. 42, S. 665—670.

Hr. Professor Nyerup war zum Mitglied der im Jahr 1793 zu Copenhagen gestifteten Gesellschaft für die Nachwelt (Efterslägtselskab) gewählt worden. Da es unter anderem in dem Plan derselben lag, die Ausgaben von Volksbüchern zu

leiten und zu besorgen, so verfertigte er sich, um ein Urtheil über das Vorhandene zu erlangen, ein Verzeichnis von den bisherigen, in den beiden Reichen umgehenden Büchern solcher Art und theilte diese Vorarbeit, mit mancherlei schätzbaren Nachweisungen ausgestattet, in der Monatsschrift Iris Jahrgang 1795 und 1796 mit. Der späterhin in Deutschland erwachende Eifer für die alte einheimische Litteratur, so wie das Gefühl von dem Werthe des Lebendigen in dem Volk brachte ein diesem Gegenstande ausschliesslich gewidmetes Buch, Görres' geistreiche Schrift über die deutschen Volksbücher, hervor; ausserdem ergaben sich hier und da einzelne Aufklärungen und Beiträge.

Dies veranlasste den unermüdet thätigen Nyerup, jetzt nach 666
länger als zwanzig Jahren seine Sammlungen über diese Litteratur wieder vorzunehmen. Wie viel ansehnlicher diese neue Umarbeitung ausgefallen, kann man sich leicht durch Vergleichung überzeugen: ausser der 28 Seiten Einleitung enthält das Buch 313 enggedruckte Seiten, mit zweien den Gebrauch sehr erleichternden Registern. Die Volksbücher erregen nicht bloss bei einem einzelnen Volke Theilnahme, ihr Gegenstand ist, wie die Einleitung richtig voranstellt, ein allgemein europäischer; uns Deutschen liegt das Volksthümliche des verwandten nordischen Stammes ohnehin noch näher. Was aber so viele Völker durch sein Gemeinsames verbindet, verdient gewiss jede Aufmerksamkeit und kann von mehr als einer Seite betrachtet und aufgehellt werden. Eine Würdigung des inneren Gehaltes und poetischen Werthes, wie sie Görres in jener Schrift lebendig und eindringlich gegeben, lag nicht in der Absicht des Verfassers; er wollte bloss das Litterargeschichtliche und Bibliographische bearbeiten, und so muss gegenwärtiges Buch als eine gelehrte, leicht übersehbare Zusammenstellung des bisher in diesem Fache Geleisteten, woran der Verfasser selbst einen grossen Antheil hat, betrachtet werden. Aus den Büchern selbst sind erstlich Auszüge ohne Kargheit gegeben; dann ist nicht leicht ein einzelnes Urtheil, eine Nachweisung, ja eine blosse Anspielung vergessen; die Hauptstellen von Görres, die Ansichten von Bouterweck, Schlegel u. a. sind übersetzt

und entgegenstehende Meinungen sind unparteiisch angeführt,
indem der Verfasser sich zu einer gemässigten, friedlichen Mitte
bekennt. In dieser Gesinnung stellt gleich die Einleitung die
verschiedenen Ansichten von dem poetischen Werth dieser
Dichtungen gegen einander, erst die neueren günstigen, und schon
hier zeigt sich die genauere Bekanntschaft mit der deutschen
Litteratur, hernach auch ein Paar ältere ungünstige, deren Ein-
druck jedoch der Verfasser selbst nicht zu fürchten scheint.

Da der Umkreis der Schrift bestimmt abgesteckt ist, so
dass z. B. der Ursprung eines Gedichts meist nur anzudeuten,
nicht eigentlich zu untersuchen war, so kann es nicht die Ab-
sicht dieser Anzeige sein, durch weiter gehende Fragen ihn zu
vergrössern; Nachträge werden sich nicht gar viele bei dem
667 Sammlerfleiss des Verfassers finden. Die Abtheilungen, unter
welchen das Ganze aufgestellt worden, sind folgende. I. *Fa-
beln*, drei Stücke. Wenn der Verfasser S. 17 den Reinhart
Fuchs für alt, aber doch nicht so alt, als den Pilpai hält, so
darf behauptet werden, dass das von dem Grundstoff nicht gilt;
die Thiersagen haben sämmtlich einen gemeinschaftlichen Ur-
sprung und inneren Zusammenhang. Dagegen lässt sich, was
äussere Abfassung betrifft, von früher und später reden. II. *Ro-
mane*. 1) *Antike, historische*: zwei Stücke, der Tro-
janische Krieg und Alexander der Grosse. Bei jenem wird
S. 37 ff. schätzbare Nachricht gegeben von der in Handschrift
vorhandenen isländischen *Trojamanna-Saga*, welche merk-
würdiger Weise sich an die Bertasögur anknüpft, nämlich an
die Niederlassung des Brutus in Brittannien; die Quelle dieser
Bearbeitung ist zur Zeit noch nicht ausgemittelt. Das dänische
Buch von Alexander dem Grossen ist eine Übersetzung des
Curtius; es wird aber zugleich Nachricht von einer handschrift-
lichen isländischen Sage nach der Alexandreis des Walter In-
sulanus mitgetheilt. 2) *Ritterromane*. Neun Stücke. Die
zu dem Fabelkreis der Nibelungen gehörigen Gedichte stehen
voran, und es findet sich hier ein vollständiger Abdruck von
dem Hildebrandslied und dem kleinen Laurin. Beide sind aus
Deutschland hinübergekommen. Kaiser Karls Chronik, eins
der merkwürdigsten dänischen Volksbücher (seines Inhalts

wegen, denn die Erzählung ist gar zu kurz und auszugsmässig), ist nicht, wie der Verfasser in der Iris vermuthete, aus dem Französischen, sondern sehr wahrscheinlich aus dem Isländischen übersetzt; zugleich wird eine Probe aus dem letzteren, in Hs. einer [?] vorfindlichen, gegeben; es kommt darin gleichfalls die Geschichte von dem Dieb Alegast vor. Dagegen rührt das am meisten verbreitete Volksbuch Olger Danske ohne Zweifel aus dem französischen; die deutsche Übersetzung nach dem Dänischen hat den Conrad Egenberger von Werthheim zum Verfasser und befindet sich auf der Göttingischen Bibliothek. Bei dem Tristan ist die deutsche noch ungedruckte Bearbeitung von Eilhart von Hobergen nicht angemerkt. 3) Liebesromane, acht Stücke. 4) Novellen, sechs Stücke. Zu der Sage von Amicus und Amelius S. 156. 157 würden sich mancherlei Zusätze in der Ausgabe des armen Heinrichs von den Brüdern 668
Grimm finden. 5) Biblische Geschichten, fünf Stücke. 6) Zauberbücher und moralische Schriften, acht Stücke. S. 196 Nachricht von dem bloss handschriftlichen dänischen Cyprianus; Zauberformeln, darunter einige kräftig und poetisch ausgedrückt sind. Hier kommen auch Übersetzungen nach Hans Sachs vor. 7) Robinsonaden, zehn Nummern. III. Märchen. Zwölf Stücke, darunter die meisten Originale. Bei dem Bruder Rus ist eine holländische Ausgabe zu bemerken. (Een schoon Historie vom Broeder Ruyssche, die een Koc was in een klooster ende een Duyvel di hem in menschelyker Ghedaente verschapen hadde. T'Hantwerpen by Jan von Ghelen 1596. in 4. Auf der Göttingischen Bibliothek.) — Merkwürdig ist das letzte, Höibergs Gubbe, aus dem Schwedischen übersetzt und durchaus dem Norden eigenthümlich. Das alte Heidenthum erscheint hier mit dem Christenthum im Gegensatz und Streit; es ist eine echte Volkssage voll natürlicher, lustiger und guter Züge, so dass wir dem Verfasser für seinen ausführlichen Auszug Dank wissen. Ein Bauer will bei dem Kindelbier (Barselgilde) den alten Bergriesen nicht gerne übergehen und scheut doch den ungefügen, nicht zu ersättigenden. Da befreit ihn sein Knecht listig davon, indem er jenen zwar zum Schmaus einlädt, aber auch nebenbei erzählt, dass

Unser Herr, der Apostel Petrus und die Jungfrau Maria kommen würden, ferner Spielleute, deren Trommel den Trold an Thors Donner erinnert, so dass er gerne absagt. IV. Scherze und Possen, neunzehn Stücke. Das merkwürdigste ist das dänische Lalenbuch, Molbœrnes Bedrifter, sie enthalten bekanntlich eigenthümliche, in Deutschland zum Theil unbekannte Sagen, die aber nicht geringeren Werth haben. Nicht zu übersehen, S. 274, dass dieses Volksbuch allein in Jütland einheimisch zu sein scheint und in Copenhagen lange Zeit eine grosse Seltenheit war, weil keine von den dort gedruckten Exemplaren herüberkamen. Was weiss man in Norwegen und Schweden davon?

Zu dieser Übersicht des Buchs wollen wir ein Paar Bemerkungen fügen. Von den 86 Stücken, die es etwa enthält, wird ohngefähr die Hälfte als Übersetzung aus dem Deutschen
669 ausdrücklich angegeben, man kann aber annehmen, dass noch mehr dorther gekommen, beinahe zwei Drittel. Das Übrige sind zum Theil Übersetzungen aus dem Welschen, Lateinischen und Isländischen; unter den Originalen sind die Thaten der Molboer das wichtigste. Das aus dem Schwedischen übersetzte Stück, Höibergs Gubbe, sehen wir insofern auch wie ein Original an, als in Schweden ohngefähr dieselben Volksbücher, wenigstens keine anderen von Bedeutung bekannt sind. Wir nehmen dies nach den Bemerkungen unseres Verfassers an, der auch auf dieses Reich Rücksicht genommen; das Hierhergehörige ist in dem Register zusammengestellt und kann darnach leicht herausgesucht werden. Merkenswerth ist, dass einige der beliebtesten deutschen fehlen, wie die Haimonskinder, Genoveva, Siegfried; wenn aber hier beinah noch einmal so viel Stücke vorkommen, als bei Görres, so kann deshalb doch die dänische Volkslitteratur nicht als reicher angesehen, vielmehr ohne Parteilichkeit das Gegentheil behauptet werden. Görres beschränkte sich auf das jetzt noch Gangbare und hat, da hier die verschiedenen Gegenden Deutschlands schon einigen Unterschied machen, wohl Eins und das Andere mit Unrecht, z. B. den Reinecke Fuchs, übergangen. Bei seinem Zweck indessen war eine solche Grenze natürlich, bei unserem Verfasser aber,

dem es auf das Litterarische zumeist ankam, ist im Gegentheil
Manches angeführt, was wohl jetzt als Volksbuch nicht mehr im
Gebrauch ist oder es eigentlich nie recht war. In den ersten
Zeiten der Druckerei war der Unterschied noch gar nicht oder
lange nicht so scharf, wie späterhin, und was überhaupt da-
mals von poetischen Werken gedruckt wurde, kann in gewissem
Sinne als ein Volksbuch betrachtet werden, an sich unstreitig
ein grosser Vorzug jener Zeit. So verhält es sich z. B. mit
dem deutschen Heldenbuch, dessen verschiedene Ausgaben so
vergriffen sind, dass sie jetzt mehr oder weniger zu den Selten-
heiten gezählt werden. Daher findet man mit Recht bei Görres
nicht den Iwain, Wigolais, Euriolus und Lucretia, welche hier,
und doch nur als Übersetzungen aus dem Deutschen, vor-
kommen. Der Roman von Persenober ist seit 1572 nicht
wieder in Dänemark aufgelegt worden, der Liebe Gefangen-
schaft seit 1687, Besättelsen i Tisted seit 1699. Die Robin- 670
sonaden, aus dem Deutschen übersetzt, sind auch keine eigent-
lichen Volksbücher; wollten wir die im 16. und 17. Jahrhundert
herausgekommenen Romane dazu zählen, so wird Kochs Com-
pendium allein schon zeigen, was sich dann für ein grosses
Werk darüber schreiben liess. Der Verfasser könnte leicht
das Register neu zuliefern und darin das noch Gangbare mit
einem Stern bezeichnen, um auch davon eine Übersicht zu
geben.

[anonym. Von W. Grimm?]

Staatl. Bibliothek Bamberg

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch Wilhelm Scherer. Erster und zweiter Theil. 1869—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bände. 1875—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Gehalten in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. 1865. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Vierter Abdruck. 1871. gr. 8. geh. 60 Pf.

Grimm, Jacob, Ueber den personenwechsel in der rede. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. cart. ℳ 2.20

Grimm, Jacob, Ueber den ursprung der sprache. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften vom jahr 1851. Siebente und unveränderte Auflage. 1879. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Ueber einige fälle der attraction. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. geh. ℳ 1.20

Grimm, Jacob, Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. cart. ℳ 2.—

Grimm, Jacob und **Adolph Pictet,** Ueber die Marcellischen Formeln. Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Bruchstücke aus einem unbekannten gedicht vom rosengarten mitgetheilt. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin 1859. 1860. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1867. gr. 8. geh. ℳ 8.—

Grimm, Wilhelm, Die sage vom Polyphem. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4. geh. ℳ 1.—

Grimm, Wilhelm, Thierfabeln bei den meistersängern. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. cart. ℳ 1.20

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Jacob Grimm, Kleinere Schriften.

Band I—V. gr. 8. geheftet. 45 ℳ.

Erster Band. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. 1879. ℳ 9.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savigny's doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Mit 1 photolithographirten Tafel. 1865. ℳ 9.—

Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des X. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — Ueber das gebet.

Dritter Band. Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Mit einer photolithographirten Tafel. 1866. ℳ 9.—

Inhalt: Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten waren bisher ungedruckt; die übrigen Abhandlungen sind gröſstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter und fünfter Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. 2 Bde. 1869. 1871. ℳ 19.50

(Band VI ist unter der Presse.)

Jacob Grimm, Auswahl aus den kleineren Schriften.

Zweite Ausgabe. 1874. Velinpapier. gr. 8. geh. ℳ 4.—
In Leinwand gebunden ℳ 5.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine Entlassung. — Italienische und scandinavische Eindrücke. — Das Wort des Besitzes. — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das Alter. — Ueber Schule, Universität, Akademie. — Ueber den Ursprung der Sprache. — Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache. — Die Sprachpedanten. — Rede auf Schiller. — Anhang: Reden bei der Frankfurter Germanisten-Versammlung. — Wesen der Thierfabel. — Anzeige. — Widmung an Wilhelm Grimm. — Widmung an Gervinus. — Vorwort.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Wilhelm,

Kleinere Schriften

Bd.: 2

(1882)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 53.505(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11736667-2